P. o. germ. 1516 th
(2

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Zweiter Band.

Uhland
Schriften
2

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1866.

880

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Der erste Theil dieses Bandes bringt den Schluß der Vorlesung, welche Uhland im Sommer 1830 über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" gehalten hat.

Was hier zur Veröffentlichung kommt, ist das eigens für den Vortrag vom Verfasser geschriebene Heft, in welches jedoch einzelne Abschnitte aus dem früheren Foliomanuscripte aufgenommen worden sind. Die letzteren betreffen Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue und die Sage vom Gral.

Die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" beruht dagegen lediglich und gleichmäßig auf den eigenhändigen Heften, welche Uhland für die im Sommerhalbjahre 1831 gehaltene Vorlesung ausgearbeitet hat. Einzelnes hat der Verfasser übrigens in späterer Zeit noch nachgetragen.

Mein Verfahren bei der Herausgabe entspricht demjenigen, welches beim ersten Bande beobachtet worden ist. Bemerkungen und Zusätze, welche von mir herrühren, sind durch eckige Klammern und den Anfangsbuchstaben meines Namens kenntlich gemacht; ebenso ist, was Keller und Pfeiffer beigetragen haben, bezeichnet.

In der „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" vom Texte selbst etwas auszuscheiden, hab' ich kaum eine Veranlassung gefunden. Zu meinem lebhaften Bedauern musten dagegen die allenthalben ausgehobenen Proben aus den besprochenen Dichtungen mit Rücksicht auf den Umfang des Bandes meistens beiseite gelegt werden; was Uhland ausgewählt,

was er der Mittheilung für werth erachtet, bleibt indeſſen auch ſo fortwährend erſichtlich.

Die Vorzüge, welche die Behandlung dieſes litterargeſchichtlichen Zeitraumes auszeichnen, wird niemand verkennen, ich meine insbeſondere den ſcharfen Blick, mit welchem Uhland überall auch in der ungewandteſten Darſtellung das wirklich Poetiſche nachweiſt, die warme Hingebung, mit welcher er alles wahrhaft Volksmäßige aufſucht. Und daß an Äußerungen des Volksgeiſtes gerade dieſe Periode ſo reich iſt, mag dieſelbe, wenn ſie auch keine Fülle dichteriſcher Schöpfungen hochbegabter feinerer Geiſter aufweiſen kann, für Uhland beſonders anziehend gemacht haben.

Tübingen, 24 Februar 1866.

Wilhelm Ludwig Holland.

Geſchichte

der

altdeutſchen Poeſie.

Vorleſungen, an der Univerſität Tübingen gehalten in den Jahren 1830 und 1831.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Seite

Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1

Zweiter Hauptabſchnitt. Heiligenſagen und Rittergedichte 1

1. Poetiſche Bearbeitungen der heiligen Schrift 2

2. Bearbeitungen apokryphiſcher Schriften 11

1. Des Pfaffen Wernher Gedicht auf die Jungfrau Maria . . 14

2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jeſu Kindheit . . 26

3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt 33

4. Das Marienleben Philipps, des Karthäuſers 37

Allgemeine Bemerkungen über dieſe Apokryphen und ihre Behandlung in deutſchen Gedichten 39

3. Marienlegenden 43

4. Weitere Heiligenſagen 49

a. Anno 50

b. Orendel und Breide 56

c. Der arme Heinrich 62

d. Gregor vom Steine 65

e. Engelhart und Engeldrut 66

f. Die heilige Eliſabeth 71

g. Barlaam und Joſaphat 73

h. Der heilige Georg 74

i. Der heilige Alexius 74

k. Der heilige Sylveſter 75

l. Leben der heiligen Martina 75

Seite

5. Das karolingiſche Epos 75
1. Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen . 87
2. Gedicht von den Haimonskindern 88
3. Malagis 88
4. Ogier von Dänemark 90
5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen 90
6. Valentin und Namelos 90
7. Wilhelm von Oranſe 90
Sagen von Karl dem großen 91
1. Der eiſerne Karl 91
2. Der lombardiſche Spielmann 92
3. Karl vor Pavia 92
4. Adelgis 92
5. Karl nach der Kaiſerchronik 93
6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg . . . 94
7. Karls Heimkehr aus Ungerland 95
8. Kaiſer Karl im Untersberg 95
9. Karls Recht 96
a. König Karl und die Frieſen 97
b. Der Schwaben Vorrecht 98
c. Karl als Geſetzgeber der Geiſtlichkeit und der Bauern 98
d. Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen 98
e. Karls Recht, ein Meiſtergeſang 98
f. Der Kaiſer und die Schlange 99
6. Poetiſche Bearbeitungen griechiſcher und römiſcher Fabeln . . 99
1. Die Äneis des Heinrich von Veldeke 101
2. Der trojaniſche Krieg 106
a. Herbort von Fritzlar 106
b. Wolfram 107
c. Konrad von Würzburg 107
3. Ovids Verwandlungen 108
4. Alexander der große 108
a. Der Pfaffe Lamprecht 109
b. Rudolf von Ems 110

Seite

c. Ulrich von Eſchenbach 110
d. Seifried 111
Alexander und Ariſtoteles 111
7. König Artus und die Tafelrunde 112
1. Erek und Guite 117
2. Iwein 118
3. Wigalois 123
4. Lanzelot vom See 124
5. Daniel von Blumenthal 125
6. Wigamur 125
8. Der heilige Gral 127
Der Gral 128
Titurel 129
Amfortas 132
Sigune 134
Parcival 136
Ferafis 144
Lohengrin 145
Des Grals Zug nach Indien 147
Erklärung der Gralſage 149
Wolfram von Eſchenbach 172
Der jüngere Titurel 181
Dritter Hauptabſchnitt. Minneſang 183
Vierter Hauptabſchnitt. Zeit- und Lehrgedichte 184
1. Zeit- und Lehrgedichte in lyriſcher Form 185
a. Zeitlieder 185
Kreuzlieder 185
Lob- und Strafllieder 187
b. Lehrlieder 188
König Tyro von Schotten 188
Der Winsbeke 188
Die Winsbekin 188
2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung 189
Fabeln oder Beiſpiele 189
3. Didaktiſche Gedichte 190

Seite

1. Der welſche Gaſt 190
2. Freidanks Beſcheidenheit 190
3. Der Renner 191

Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert 193

Einleitung 195

Erſter Abſchnitt. Poeſie des Ritterſtandes 205

1. Hugo, Graf von Montfort 210
2. Oswald von Wolkenſtein 217
3. Hermann von Sachſenheim 219

Püterich von Reicherzhauſen 250

4. Kaiſer Maximilian I. 255

Zweiter Abſchnitt. Der Meiſtergeſang 284

1. Entſtehung, Ausbreitung und Zweck der Singſchulen . . . 286
2. Einrichtung und Satzungen der Singſchulen 306
3. Leiſtungen der Singſchulen 324

Michel Beham 330

Hans Sachs 340

4. Poeſie der Handwerke 351

Dritter Abſchnitt. Die hiſtoriſchen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts 361

Schweizerlieder des fünfzehnten Jahrhunderts 374

a. Aargauer Fehde 374
b. Toggenburger Fehde 377
c. Burgundiſcher Krieg 382
d. Schwabenkrieg 392

Lieder der Dithmarſchen 395

Vierter Abſchnitt. Das Kirchenlied 404

Die Periode vor Luther 406
Luther 417
Luthers Nachfolger im Kirchenliede 443
Zwingli 451

Fünfter Abſchnitt. Reformationspolemik 453

Ulrich von Hutten 455
Hans Sachs 475

Seite

Johann Fischart 482
Sein Jesuitenhütlein 483
Hieronymus Emser 489
Thomas Murner 493
Johannes Cochläus 495
Johannes Nas 497
Gespräche in Prosa 499
1. Karsthans 499
2. Ein schöner Dialogus 503
Reimsprüche 504
Lieder 507
Sechster Abschnitt. Die historischen Volkslieder des sechzehnten Jahrhunderts 509
1. Der Mailänder Krieg 510
2. Der Bauernkrieg 513
3. Der schmalkaldische Krieg 515
4. Der Türkenkrieg 519
5. Einzelne historische Lieder 520
Siebenter Abschnitt. Lehr- und Strafgedichte 524
1. Priameln 524
2. Charakterbilder 528
Hans Sachs 529
Cunz Has 530
3. Größere Lehr- und Strafgedichte 534
a. Sebastian Brand 534
Sein Narrenschiff 536
b. Thomas Murner 543
1. Die Narrenbeschwörung 544
2. Die Schelmenzunft 545
3. Die Gäuchmatt 551
Charakteristik Murners und Brands 554
Achter Abschnitt. Erzählende Dichtungen 557
1. Fabeln 557
2. Schwänke 559
Tyll Eulenspiegel 561

Seite

Klaus Narr 562
Der Pfarrer vom Kalenberg 563
Peter Leu 563
Die Schildbürger oder das Lalenbuch 564
3. Romane 565
Fischarts Gargantua 568
Neunter Abschnitt. Festspiele 573
1. Schießsprüche 573
Fischarts glückhaftes Schiff von Zürich 578
2. Fasnachtspiele 580
Zehnter Abschnitt. Nichthistorische Volkslieder 586
1. Balladen 587
2. Trinklieder 589
3. Liebeslieder 591

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Zweiter Hauptabschnitt.

Heiligensagen und Rittergedichte.

Von den beiden Elementen des Lebens und der Poesie der Deutschen im Mittelalter, dem germanischheidnischen und dem romanischchristlichen, hat uns bisher vorzugsweise das erstere beschäftigt. Wir treten nun in diesem zweiten Hauptabschnitte auf die Seite des andern. Nicht als fänden wir in irgend einer der organischen Bildungen, nach welchen unsre Darstellung sich eintheilt, das eine oder das andre dieser Elemente rein ausgeschieden, in ihrer Verbindung beruht ja eben das Charakteristische des Mittelalters; es handelt sich nur davon, welches von beiden vorwiege, oder inwiefern die Verschmelzung wirklich vollbracht sei. Die deutsche Heldensage ist uns aus einem seit vielen Jahrhunderten bekehrten Volke, aus den Händen christlicher Bearbeiter zugekommen, sie konnte darum auch, wie wir gesehen haben, die Spur dieses Durchgangs nicht verläugnen; aber wir haben doch, vorzüglich mittelst der Denkmäler altnordischer Poesie, ihren heidnischen Ursprung erkannt und sie hat sich, diesem gemäß, fortdauernd ihr eigenthümlich germanisches Wesen erhalten. Die Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, werden sich uns vorzugsweise als christlichromanische Pflanzungen erweisen, aber dennoch zugleich als solche, die auf deutschem Boden angelegt und gepflegt worden sind.

In der Betrachtung der Heldensage konnten wir von umfassendern Überblicken ausgehen. Der epische Cyklus, das frühere Lebensalter, dessen Erzeugnis und Ausdruck er ist, lag abgerundet und abgeschlossen vor uns und erst von diesem vollendeten Ganzen stiegen wir einerseits

zu den unterscheidbaren Bestandtheilen, aus denen es zusammengesetzt ist, hinauf, anderseits in die Zersplitterungen und Vereinzlungen hinab, in welchen sich die alte Sagendichtung aufgelöst hat. Dagegen im Gebiete dieses zweiten Hauptabschnitts sehen wir eine neue poetische Zeit erst allmählich sich heranbilden; ihre Anfänge schon fallen in die Periode unsrer geschichtlichen Darstellung und wir schreiten von ihnen aus zu den größern Entwicklungen vor; wir beginnen hier mit dem Einzelnen und schließen mit den volleren Dichtungskreisen.

Indem wir das Christenthum begleiten, wie es unter die deutschen Völker eingehend überall auch dichterischen Samen ausstreut, so wird sich uns, nach den Hauptzügen, folgender Stufengang ergeben: zuerst poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift, dann auch der Apokryphen des neuen Testaments und über diese hinaus eine stets weiter verbreitete und vervielfachte Legendendichtung. Neben dieser kirchlichen und mönchischen Richtung erhebt sich aber bald auch eine andre, heroische und ritterliche. In dieser, welche von romanischer Seite sich den Deutschen mittheilt, tritt zunächst germanisches Heldenthum in christlicher Weise hervor, im karolingischen Epos, und bildet sich dann immer mehr eine verfeinerte Ritterlichkeit heran, in den Gedichten von Artus und der Tafelrunde. Endlich verbinden sich beide Richtungen zu einem geistlichen Ritterthum oder einer ritterlichen Priesterschaft in dem Fabelkreise vom heiligen Gral. In diesem aber nimmt zugleich das Ganze seinen rechten Durchbruch dahin, daß die auf religiöse Gegenstände aberglaubisch angewandte Dichtung, den Anspruch auf reelle Geltung aufgebend, in einer reinpoetischen und phantastischen Entfaltung ausblüht.

---

1. Poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift.

Die deutschen Schriftdenkmäler bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts, also der ganzen Sprachperiode des Althochdeutschen und Altniederdeutschen, sind, mit wenigen Ausnahmen, geistlichen Inhalts. [1]

[1] Verzeichnet in J. Grimms d. Gramm. Thl. 1. (1ste Ausg.) Göttingen 1819. Koberstein §. 23—29. [R. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. K.]

Darunter ſind wieder die bedeutendſten: Überſetzungen und Bearbeitungen bibliſcher Bücher, in Proſa und Verſen.

Den chriſtlich gewordenen Völkern in ihrer Landesſprache den Inhalt der heiligen Urkunden ſelbſt zu erſchließen, war ſchon frühzeitig von frommen und unterrichteten Männern der verſchiedenen deutſchen Sprachſtämme als Bedürfnis erkannt. Sie ſuchten demſelben in Werken abzuhelfen, welche theils ganz, theils in bedeutenden Bruchſtücken auf uns gekommen ſind. Die wichtigſten ſind, nach den Sprachſtämmen, folgende:

Gothiſch: die proſaiſche Bibelüberſetzung des Ulfilas, Biſchofs der Gothen in Möſien,[1] aus dem 4ten Jahrhundert, zwiſchen 360—380.

Angelſächſiſch: eine Paraphraſe (die ſogenannte cädmoniſche) des alten Teſtaments (herausgegeben von Fr. Junius, Amſterdam 1655. 4.) in etwa 5000 allitterirenden Langzeilen, muthmaßlich im 8ten oder 9ten Jahrhundert abgefaßt.[2]

Altniederdeutſch: die altſächſiſche Evangelienharmonie in allitterirenden Zeilen. Die Zeit der Abfaſſung giebt Grimm a. a. O. S. LXV ſo an: „vielleicht noch aus dem Schluß des achten, lieber aus der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts.“ Bisher waren nur Bruchſtücke davon gedruckt; namentlich das in Docens Miscellan. zur Geſchichte der teutſchen Litteratur II, 7—27. Ganz neuerlich aber iſt ein vollſtändiger Abdruck erſchienen: Heliand oder die altſächſiſche Evangelienharmonie.

[1] Grimm a. a. O. S. XLIV—VI. Koberſtein §. 12. Ulfilas gothiſche Bibelüberſetzung nach Ihres Text mit lateiniſcher Überſetzung zwiſchen den Zeilen, ſammt Sprachlehre und Gloſſar von Fulda, herausgegeben von Zahn. Weißenfels 1805. 4. Ulphilæ partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen, conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionæi editum. Mediolani 1819. S. Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1820, St. 40. 41., S. 393 ff. von Grimm. Ulphilæ gothica versio epistolæ divi Pauli ad Corinthios secundæ, quam ex Ambrosianæ bibliothecæ palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit C. O. Castillionæus. Medioi. 1829. Angezeigt von J. Grimm, Jahrbücher der Litteratur B. 46, 1829, S. 184 ff.; von Graff in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1830, Nr. 1. [Neuere Ausgaben von H. C. v. Gabelentz und Löbe 1843, Gaugengigl 1848, Uppſtröm 1854, Maßmann 1857, Stamm 1858. K.]

[2] [Ausgabe von Grein in ſeiner Bibliothek der angelſächſiſchen Poeſie I, 1 ff. 1857. K.]

Herausgegeben von A. Schmeller. München u. ſ. w. 1830. 4. Schon Klopſtock hatte die Herausgabe dieſes Werkes beabſichtigt.

Die lateiniſche Vorrede beſagt, daß Ludwig der fromme einem berühmten ſächſiſchen Dichter die Arbeit aufgetragen. Sie ſteht in Eckharts Francia orientalis II, 324 f. und a. a. O. [Schmeller, II. S. XIII] abgedruckt und lautet ſo:

„Cum plurimas reipublicæ utilitates Ludovicus piissimus Augustus summo atque præclaro ingenio prudenter statuere atque ordinare contendat: maxime tamen quod ad sacrosanctam religionem æternamque animarum salubritatem attinet, studiosus ac devotus esse comprobatur. Hoc quotidie sollicite tractans, ut populum sibi a deo subjectum sapienter instruendo ad potiora atque excellentiora semper accendat, et nociva quæque atque superstitiosa comprimendo compescat. In talibus ergo studiis suus jugiter benevolus versatur animus, talibus delectamentis pascitur, ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat. Verum sicut in aliis innumerabilibus infirmioribusque rebus ejus comprobari potest affectus, ita quoque in hoc magno opusculo sua non mediocriter commendatur benevolentia. Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio atque imperii tempore, sed dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suæ ditioni subditus, theudisca loquens lingua, ejusdem divinæ lectionis nihilominus notionem acceperit. Præcepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus et novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis, verum etiam illiteratis, sacra divinorum præceptorum lectio pauderetur. Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, nimirum eo facilius, quo desuper admonitus est prius, ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus: potius tamen confidens de adjutorio obtemperantiæ, quam de suæ ingenio parvitatis. Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit. Quod opus tam lucide tamque elegauter juxta idioma illius linguæ composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem præstet. Juxta morem vero illius poematis omne opus per vitteas (Iſt vittea das angelſächſiſche fittë (cantilena), Grimm, Gr. I, 254, engliſch fit (Percy, II, am Ende des Gloſſars)?) distinxit, quas nos lectiones vel sententias possumus appellare.“

Die Brüder Grimm, die beiden älteſten deutſchen Gedichte S. 35 bemerken: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem frommen auf ſie (die altſächſiſche Evangelienharmonie) in Zweifel zu ziehen.“ In der Einleitung zur Grammatik iſt dieſer Zweifel aufgegeben. Ludwig der fromme, nach deſſen jussis imperialibus das Werk ausgearbeitet wurde (welches nach dieſer Vorrede ſich auch über das alte Teſtament erſtreckt hat), geb. 778, wurde 813 im Auguſt von ſeinem Vater, der 814, 28 Januar ſtarb, zum Mitkaiſer angenommen; er ſtarb 840. Hiernach wäre die Evangelienharmonie wirklich in der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts gefertigt (vgl. Pertzs Monumenta. T. II. S. 519 oben. Über Bernlef ſieh ebendaſelbſt S. 412).

Noch kann hier angeführt werden: Niederdeutſche Pſalmen aus der Karolinger Zeit zum erſtenmal herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1816. 4. (Koberſtein §. 23. Nr. 7.) Vgl. Göttingiſche gel. Anzeigen 1819. S. 925—27: „Die Überſetzung war nur beſtimmt, als Hülfsmittel des Lateiniſchen zu dienen, folgt daher dieſem Wort für Wort, ſo daß die Wörter zwar deutſch ſind, die Wortſtellung aber undeutſch. Sie kann alſo bloß zur Kenntnis der Wurzeln und Endungen, nicht zu der des Sprachgebrauchs nützen.“

Althochdeutſch: Otfrieds poetiſche Bearbeitung der Evangelien, in Reimzeilen. um 870, das Hauptwerk der althochdeutſchen Sprache, wie die altſächſiſche Evangelienharmonie das der altniederdeutſchen; gedruckt in Schilters Thesaurus antiqu. teuton. T. I. Eine neue kritiſche Ausgabe wird gegenwärtig von Graff [1] veranſtaltet.

Otfried war Benedictinermönch im elſäßiſchen Kloſter Weißenburg, von Geburt muthmaßlich aus Schwaben (Grimm, a. a. O. LVII). Seinem Werke ſind Zuſchriften in deutſchen Reimen an Ludwig den Deutſchen, König des fränkiſchen Oſtreichs, und an den Biſchof Salomo von Conſtanz, ſowie eine lateiniſche in Proſa an Liutbert, Erzbiſchof zu Mainz, vorangeſchickt. Über Anlaß und Zweck des Werks äußert er ſich in der letztern.

Auch B. V, 25, 14 ſpricht Otfried von Freunden, die ihn gebeten. Im Eingange des Werkes ſelbſt, B. I, C. 1, hebt er wiederholt hervor, warum die Franken, dieſes edle, vielfach geſegnete Volk, nicht auch

[1] [Erſchienen 1831, eine neuere von Kelle 1856. K.]

deſſen theilhaftig ſein ſollen, daß in ihrer Zunge das Lob Chriſti geſungen werde, der ſie zu ſeinem Glauben berufen, eine Stelle, die wir ſchon bei andrem Anlaß angeführt.

Vor Otfried fällt eine proſaiſche Überſetzung von Tatians Evangelienharmonie, von unbekanntem Verfaſſer, „wohl aus der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts.“ Grimm, a. a. O. LV. Auf ihn folgen: eine gereimte Pſalmenüberſetzung, „vielleicht noch aus dem Schluß des 9ten Jahrhunderts“, ebendaſelbſt, und die proſaiſche von Notker, vom Schluſſe des 10ten Jahrhunderts (Schilter, Thes. B. I [1]); ſodann Willerams Paraphraſe des hohen Lieds, aus der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, gleichfalls in Proſa geſchrieben (Schilter, Thes. B. I); hievon befindet ſich eine Pergamenthandſchrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, von welcher F. Weckherlin, Beiträge zur Geſchichte altteutſcher Sprache und Dichtkunſt. Stuttgart 1811, Nachricht giebt, nebſt den Varianten zum Schilteriſchen Abdrucke; er ſetzt dieſelbe, S. 40, in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts.

Vor das 12te Jahrhundert iſt eine gereimte Bearbeitung des erſten Buchs Moſis und eines Theils des zweiten zu ſetzen, wovon kürzlich Graff in der Diutiſca, B. III, H. I. 1829. S. 40 ff.) ein großes Stück hat abdrucken laſſen. [2] Er bezeichnet es: „aus dem 12ten Jahrhundert“ (aus dieſem iſt der Codex, vgl. S. 22), fügt aber bei: „Vieles deutet auf ein höheres Alter des Gedichts, als die Schrift vermuthen läßt.“ Das Stück beginnt, wie die angelſächſiſche Paraphraſe, mit dem Fall eines Theils der Engel (Apokal. 12, 7 ff.), welche durch eine neue Schöpfung, die des Menſchen, erſetzt werden ſollen.

Im 13ten Jahrhundert eröffnet Rudolf von Ems ſeine poetiſche Weltchronik mit Erzählung der altteſtamentlichen Geſchichten, aber nicht mehr unmittelbar nach der Bibel, d. h. der Vulgata, ſondern nach Gottfried von Viterbo (deſſen Pantheon bis 1186) und der Historia scholastica (des Petrus Comeſtor, um die Mitte des 12ten Jahrhunderts), welche Quellen er ſelbſt angiebt (Doc. Misc. II. 42 und 46), ſ. Grundriß S. 248.

Verdeutſchungen wenigſtens einzelner Theile der Bibel ſind wohl auch das ganze Mittelalter hindurch da und dort verſucht worden.

[1] [Hattemers Denkmale des Mittelalters B. 2 und 3. 1844 ff. K.]

[2] [Ausgaben, nach verſchiedenen Recenſionen, von Maßmann 1837, Hoffmann v. F. in den Fundgr. 2, 9 ff., Diemer 1849 und 1862. K.]

Von den poetiſchen Übertragungen des Hohenliedes wird bei der lyriſchen Poeſie die Rede ſein.

Was nun über jene älteſten Bearbeitungen heiliger Schriften in Beziehung auf die Geſchichte der Poeſie zu ſagen iſt, faſſe ich in folgende Bemerkungen zuſammen:

1. Der poetiſche Werth dieſer frommen Denkmäler kommt auf keine Weiſe demjenigen bei, welcher ihnen als Hauptquellen für die Kenntnis der älteſten deutſchen Sprachſtämme beizulegen iſt. Sie erſetzen uns durchaus nicht den Verluſt der gleichzeitig vorhanden geweſenen Volksgeſänge. Aber abgeſehen von dem Poetiſchen, was ſchon in der Lebensfriſche und Anſchaulichkeit der älteſten Sprachbildungen ſelbſt liegt, ſind uns die in Verſen geſchriebenen Werke für die Geſchichte der dichteriſchen Formen von großer Bedeutung. Von dieſer Seite haben wir die wichtigſten derſelben ſchon im vorigen Abſchnitt betrachtet; wir haben in der altſächſiſchen Evangelienharmonie das, unter den wenigen, reichhaltigſte Überbleibſel deutſcher Allitteration, in Otfrieds Evangelien das erſte, wenigſtens das erſte bedeutende Denkmal deutſcher Reimpoeſie kennen gelernt und ſo in dieſen nur durch ein Menſchenalter getrennten Schriftwerken die Grenzſteine der beiden Hauptformen, des germaniſchen Stabreims und des romaniſchen Endreims, erkannt. Auch das angeführte Bruchſtück der moſaiſchen Bücher, muthmaßlich aus dem 11ten Jahrhundert, iſt merkwürdig, indem es uns den Zuſtand der deutſchen Reimkunſt in einer an poetiſchen Urkunden ſehr armen Periode andeutet.

2. Als eine getreue Übertragung, eine Bibelüberſetzung im evangeliſchen Sinn, kann nur die älteſte, die gothiſche des Ulfilas, bezeichnet werden. Auch die proſaiſche Überſetzung von Tatians Evangelienharmonie enthält ſich eigener Zuthat. Dagegen ſind die übrigen, verſificierten Bearbeitungen mehr oder weniger umſchreibend, laſſen manches Apokryphiſche einfließen, verbreiten ſich auf allegoriſierende Erklärungen und Nutzanwendungen, machen überhaupt Anſichten und Behandlungsweiſe ihrer Zeit geltend. Von dem Verfaſſer der altſächſiſchen Evangelienharmonie heißt es in der ſchon angeführten Vorrede:

„Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac

novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perdnxit.“

Ebenſo Otfried in der Zuſchrift an Liutbert:

„interdum spiritualia moraliaque verba permiscens“ u. ſ. w.

Dieſe ſogenannt myſtiſchen Abſchweifungen ſind ihrer Richtung nach keineswegs poetiſch und auch in der Ausführung großentheils trocken. Aber die Freiheit der ganzen Behandlung giebt dem Bearbeiter Anlaß und Raum, die bewegteren Stimmungen ſeines Innern und die Anſchauungen aus dem eigenen Leben zum Ausdruck zu bringen, wobei er durch die Hebung des Stils, welche überhaupt ſchon mit dem Rhythmus verbunden iſt, getragen wird. Otfried insbeſondre hat über ſeine Arbeit den Hauch eines innigen Gemüths verbreitet, das ſeine Sehnſucht nach dem Höheren empfindungsvoll ausſpricht, er vergleicht dieſe mit dem ſchmerzlichen Heimweh eines Verwaiſten in der Fremde (B. I, C. 18, V. 73—84). Daß es ihm nicht an dichteriſcher Fähigkeit fehle, zeigt ſchon was wir aus ſeiner Einleitung ausgehoben, das Lob der Franken und die bildliche Auffaſſung der Verskunſt; ſchön und lebendig iſt, unter andern Vergleichungen, die Stelle, worin er den Herrn bittet, ihn ſo gelind zu beſtrafen, wie eine Mutter, welche die Hand, womit ſie eben ihr Kind geſchlagen, ſchirmend vorhält, wenn Jemand daſſelbe zu beſchädigen droht (B. III, C. 1, V. 61 ff.). Auch aus der Überſetzung der moſaiſchen Bücher, 11tes Jahrhundert, möge eine treffende Vergleichung hier angeführt werden (Diutisca III, 53):

Afer ist iz umbe die riuwe,
saman ein gezartez tuoch wider zesamine siuwe.
Daz tuoch stûnte michel baz,
unzez ganz was.
Swie wol ez werde gebûzet,
den siut man da chinset.

Im Einzelnen iſt wohl auch mancher Anklang aus der friſcheren Volkspoeſie in dieſe gelehrteren Werke übergegangen. Grimm hat a. a. O. S. LVIII nachgewieſen, daß ſchon bei Otfried Wendungen des ſpäteren Minneſangs vorkommen, wovon ich bei dieſem ſprechen werde. Die Stellen Moſ. 25, 27: „Und da nun die Knaben groß wurden, ward Eſau ein Jäger u. ſ. w.“ und C. 27, 5: „Und Eſau gieng hin aufs Feld, daß er ein Wildpret jagte und heimbrächte“ ſind in der angeführten Überſetzung ſo gegeben (Diutisca III, 71):

Esan vûr ze holze
mit pogen joch mit polze;
Mit netzen joch mit hunten
vieng er hirze unde hinten.
Er chund ouch fahen
reher dei vehen.
Mit druhen joch mit stricche
besneich er die hasen vil dicche.
Er vie mit deme spiezze
die ebere razzen.[1]

Man glaubt hier die Laute eines alten Jagdliedes zu vernehmen, dergleichen einige Bruchſtücke, vom Ende des 10ten Jahrhunderts, auf uns gekommen ſind.

3. War es auch bei dieſen geiſtlichen Werken mehr um die Erbauung, als um die Poeſie zu thun, ſo hatte man doch die entſchiedene Abſicht, durch Anwendung der poetiſchen Formen auf bibliſche Gegenſtände den weltlichen Geſang zu verdrängen und zu erſetzen, die Poeſie der bekehrten Völker gleichfalls chriſtlich zu machen. Bei den Angelſachſen finden wir dieſes in einer legendenhaften Überlieferung ausgedrückt. Beda (geb. 673, geſt. 731) erzählt in ſeiner Historia ecclesiast. Anglor. lib. IV, c. 24, Cädmon, ein Kuhhirte, ſei bis in ſein vorgerücktes Alter ſo unkundig des Verſemachens geweſen, daß, wenn er zuweilen einem Feſte angewohnt, wo die Gäſte der Reihe nach Lieder ſangen, er, ſobald er das Saitenſpiel (citharam) ſich ihm nähern ſah, vom Mahle aufgeſtanden und ſich nach Hauſe begeben. Als nun dieſes wieder einmal geſchehen, ſei im Traume der folgenden Nacht ein Unbekannter zu ihm getreten, der ihn aufgefordert, etwas zu ſingen. Er ſchützte ſeine Unfähigkeit vor, wegen der er ſich auch vom Gaſtmahle zurückgezogen. „Du haſt das Vermögen zu ſingen", erwiderte der Fremde. „Was denn", fragte Cädmon, „willſt du, daß ich ſinge?" „Die Schöpfung", antwortete Jener, und Cädmon fand ſich alsbald befähigt, ein kurzes Lied zum Preiſe des Schöpfers anzuſtimmen, das er auch beim Erwachen vollſtändig im Gedächtnis behielt. Die Obern des Kloſters, in deſſen Dienſte Cädmon geſtanden zu ſein ſcheint, erhielten hievon Kunde und nach einigen weitern Proben ſeiner Geſchicklichkeit veranlaßten ſie

[1] Wernhers Maria 187: der ræzze wolf.

ihn, ihre Ordenstracht zu nehmen und ſich gänzlich der Abfaſſung religiöſer Poeſie zu widmen. Nachdem er von ſeinen Brüdern in den Geſchichten der heiligen Schriften und den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet worden, brachte er das Ganze ihres wichtigſten Inhalts in Verſe. Beda beſchreibt das Verfahren hiebei auf folgende ſonderbare Weiſe:

„At ipse cuncta, quæ audiendo discere poterat, rememorando secum et quasi mundum animal ruminando in carmen dulcissimum convertebat, suaviusque resonando doctores suos vicissim auditores sui faciebat.“

Auch rühmt Beda von ihm:

„Et quidem et alii post illum in gente Anglorum religiosa poemata facere tentabant, sed nullus ei æquiparari potuit. Namque ipse non ab hominibus, neque per hominem institutus, canendi artem didicit, sed divinitus adjutus gratis canendi donum accepit.“

Beda, der von Cädmon (welcher 680 geſtorben ſein ſoll, Grimm, LXVI) nur etwa um 50 Jahre abſtand, giebt das Lied, welches dieſer im Traume gedichtet haben ſoll, lateiniſch überſetzt und König Alfred (871—901) in ſeiner angelſächſiſchen Übertragung von Bedas Kirchengeſchichte hat dasſelbe wieder angelſächſiſch gegeben, vielleicht in der urſprünglichen Faſſung (Conybeare, Illustrations of anglo saxon poetry. London 1826. S. 3—7).

Aus jener Schule der Nachfolger Cädmons, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſtammt nun die vorangeführte cädmoniſche Paraphraſe des alten Teſtaments.

Aus Bedas Erzählung aber erſehen wir den beſtimmten Gegenſatz des weltlichen Geſanges, zu dem Cädmon ſich ungeſchickt fühlte, und des geiſtlichen, der ihm im Traume kam; wir erkennen die Abſicht, eine neue, chriſtliche Dichtkunſt auf göttliche Eingebung zu begründen.

Wenn die altſächſiſche Bearbeitung der heiligen Schriften, laut der Vorrede, einem bei ſeinem Volke berühmten Dichter übertragen wurde, ſo zeigt ſich hierin das Beſtreben, mittelſt der gewohnten Formen der Poeſie dem neuen, chriſtlichen Inhalte Eingang zu verſchaffen.

Otfried endlich ſagt in der Zuſchrift an Liutbert ausdrücklich, daß ſein Werk durch die Abſicht veranlaßt worden, den ärgerlichen Geſang der Laien zu verdrängen. Sein Werk und die übrigen ſchwanken in ihrer Beſtimmung zwiſchen Geſang und Vorleſen. Ihr großer Umfang konnte ſie begreiflich nur dazu eignen, abſchnittweiſe, nach der Art liturgiſcher Lectionen, vorgetragen zu werden.

4. Gleichwohl waren die Bearbeitungen der Bibel in den Landesſprachen nicht ausreichend, eine neue, chriſtliche Poeſie volksmäßig zur Entwicklung zu bringen. Auf der einen Seite wurde die Wirkſamkeit ſolcher Übertragungen von der Kirche ſelbſt abgeſchnitten; während ſie immer mehrere Gegenſtände religiöſer Verehrung aufſtellte und während apokryphiſche Überlieferungen allgemeine oder doch weitverbreitete Geltung gewannen, wurde, in völligem Widerſpruche mit jenen Beſtrebungen früherer Zeit, im Laufe des Mittelalters das Bibelleſen der Laien und die dasſelbe möglich machende Verbreitung der heiligen Schriften in der Volksſprache mehr und mehr ein Gegenſtand kirchlicher Miſsbilligung und Verbote. (Das Nöthigſte hierüber iſt zuſammengeſtellt in Raumers Geſch. d. Hohenſt. VI, 248—50 unter Anführung von Hegelmaiers Geſch. des Bibelverbots.) Auf der andern Seite waren die Völker ſelbſt nicht geneigt, ſich auf den Kreis ſtrengbibliſcher Vorſtellungen zu beſchränken, es lebte in ihnen die ſchöpferiſche Phantaſie, welche ſich mächtig und gedrungen fühlt, große und reiche Sagenkreiſe zu geſtalten, und ſo wurde, von den bemerkten Richtungen der Kirche ſelbſt begünſtigt, eine breite Bahn chriſtlichmythiſcher Dichtung eröffnet.

2. Bearbeitungen apokryphiſcher Schriften.

Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie, Bd. III, Leipzig 1820, S. 3—60: Über die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria. (Hierauf folgt die geſchichtliche Betrachtung der einzelnen Marienfeſte.)

Die Verehrung der Märtyrer und Heiligen, die Gewohnheit, an ihren Gräbern zu beten, und die Sitte, das Gebet an ſie zu richten und ſie als Fürſprecher bei Gott in Noth und Gefahren anzurufen, begann ſchon in der Mitte des vierten Jahrhunderts herrſchend zu werden. (Zeugniſſe in Schröckhs chriſtlicher Kirchengeſch. Th. IX. S. 167 ff.) Dieſe Verehrung gieng zuerſt zu den Apoſteln, ſpäter zu den Engeln und zuletzt zu der Jungfrau Maria über (Auguſti S. 28 f.). Die Marienverehrung beginnt im fünften Jahrhundert, namentlich von der Zeit an, wo der von Neſtorius angefochtene und von den Kirchenverſammlungen zu Epheſus (im Jahre 431) und zu Chalcedon (451) ſanctionierte Ausdruck

Θεοτόκος eine beſondre Bedeutung und Wichtigkeit erhalten hatte (Ebd. 13). Die erſtere dieſer Verſammlungen ward in der dortigen Marienkirche (und zwar ſchon der *Μαρία Θεοτόκος*) gehalten; da dieß nun von den Geſchichtſchreibern als keine beſondre Merkwürdigkeit angeführt wird, ſo iſt anzunehmen, daß ſolche Weihungen ſchon früher gebräuchlich waren. Von dieſer Periode an werden die Marienkirchen allgemein (Ebd. 29 f.). Damals ſchon fand der alexandriniſche Patriarch Cyrillus, ein eifriger Verfechter der heiligen Jungfrau, der auch während der Synode zu Epheſus in der dortigen Marienkirche zum Lobe der Mutter Gottes gepredigt, für nöthig, ſich und ſeine Glaubensgenoſſen, dem Neſtorius gegenüber, gegen den Vorwurf einer Vergötterung der Maria und gegen den Verdacht, als ob man die Mutter dem Sohne gleichſetzen wolle, zu verwahren (Ebd. 34 f.). Von jener Zeit an war die Marienverehrung in der griechiſchorientaliſchen ſowohl, als in der römiſchkatholiſchen Kirche, in ſtetem Wachsthum begriffen; ſie ſteigerte ſich bei den Völkern des Abendlandes während des Mittelalters zu dem Grade, daß, wenn auch nicht in kirchlicher Sanction, doch in allgemeiner Anſicht und Übung, neben der Anbetung und dem Preiſe der Gottesmutter nicht bloß der Dienſt jedes andern Heiligen ein untergeordneter war, ſondern ſogar die Verehrung des Erlöſers ſelbſt und der übrigen Perſonen der Gottheit merklich in den Schatten trat. Zur Rechten ihres göttlichen Sohnes thronend, iſt ſie die Königin der Himmel und der himmliſchen Heerſchaaren.

Was die kanoniſchen Schriften des neuen Teſtaments von den Lebensumſtänden Mariens enthalten, war den mit ſo eifriger Andacht auf ſie gerichteten Gemüthern nicht genügend. Die Evangelien melden nichts von ihrer Geburt, von ihrem Leben vor der Verkündigung, von ihrem Schickſale nach dem Tod ihres Sohnes und von ihrem Ende. Auch über die Begegniſſe der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, über die ganze Kindheit Jeſu, bis er in ſeinem zwölften Jahre im Tempel lehrend erſcheint, war aus den Büchern der Schrift nichts zu entnehmen.

Tradition und Dichtung füllten dieſe leeren Räume. Überlieferungen, wie ſie ſchon frühe bei den Kirchenlehrern ſich finden, wurden geſammelt und erweitert, Andeutungen der Schrift ſelbſt entwickelt und ausgemalt, Bekanntes analog auf andre Perſonen und Fälle angewendet, die Wunder vervielfältigt, und auf dieſe Art eine Reihe apokryphiſcher

Werke gebildet, welche, die Namen von Apoſteln an der Stirne tragend, ſich für weitere Evangelien ausgaben.

Hier kommen uns folgende in Betracht:

1. Evangelium de nativitate Mariæ, dem Matthäus zugeſchrieben und angeblich von Hieronymus (Ende des vierten Jahrhunderts) aus dem Hebräiſchen ins Lateiniſche übertragen. Es beginnt mit den Eltern der Maria und geht bis zur Geburt des Heilands.

Gedruckt in J. A. Fabricii Codex apocryphus novi testamenti. T. I. Hamburg 1703, S. 19—38. C. Chr. L. Schmid, Corpus omnium apocryphorum extra biblia. P. I. 8. Hadamar. J. C. Thilo, Codex apocryphus novi testamenti etc. Tom. I. Leipzig 1832 (Göttingiſche gel. Anz. 1833, Dec. St. 197—199).

2. Protevangelium Jacobi, griechiſch, umfaßt, außer dem Zeitraum des vorigen, die Geburt Chriſti, die Flucht der Eliſabeth mit dem kleinen Johannes vor dem bethlehemitiſchen Kindermord und den Tod des Zacharias. Der vorgebliche Verfaſſer ſagt am Schluſſe (c. 25): Ego autem Jacobus, qui et historiam scripsi, tumultu facto in Jerusalem, quem quidem suscitavit Herodes, subduxi me in desertum (Apoſtelgeſch. 12, 1. 2. Es iſt Herodes Agrippa, Enkel des Herodes magnus, gemeint). Gedruckt gleichfalls bei Fabricius T. I. S. 66—126.

3. Evangelium infantiæ Christi, unter dem Namen des Apoſtels Thomas (c. 1: *Ἀναγκαῖον ἡγησάμην ἐγὼ Θωμᾶς ὁ Ἰσραηλίτης* u. ſ. w.), ein Bruchſtück von ſieben Capiteln in griechiſcher Sprache, Wundergeſchichten aus der Knabenzeit Jeſu (nichts von der Flucht nach Ägypten), gedruckt bei Fabricius T. I, S. 159—167. Ebendaſelbſt, S. 168—211, ein anderes Evangel. infantiæ, von Henric. Sikius aus dem Arabiſchen lateiniſch überſetzt, viel reichhaltiger, als das griechiſche Fragment, beſonders auch die Ereigniſſe auf der Flucht nach Ägypten begreifend und auch in dem, was beiden gemeinſam iſt, oft in der Erzählung abweichend.

4. Über den Tod Mariens ſind zweierlei Apokrypha vorhanden:

a. ein griechiſches, zuerſt gedruckt in Aretins Beiträgen zur Geſch. u. Litter. B. V. München 1805, S. 629 ff.: Sancti Joannis, theologi et evangelistæ, in dormitionem sanctissimæ deiparæ (*εἰς τὴν κοίμησιν τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου*). Ex binis biblioth. (elect.) Monacens. codic. msc. edid. et versione illustravit Fr. Xav. Berger.

b. Ein lateiniſches: Melitonis episc. Sardensis liber de conventu

apostolorum ad mortem Mariæ, Mariæque resurrectione et adscensione in coelum, in Biblioth. max. patr. ed. Lugd. Tom. II, P. II, S. 212—216.

Dieſe unechten Evangelien giengen vom griechiſchen Orient in das Abendland über, wo ſie ſich in Latein und aus dieſem in den Landesſprachen verbreiteten. Von der Kirche wurden ſie zwar nicht anerkannt, vielmehr ausdrücklich für apokryphiſch erklärt. Das Decret des Pabſtes Gelaſius vom Jahr 493 (Decreti P. I. Distinct. XV. can. 3. Corp. jur. can. Pithoe, 14 fg.) bezeichnet eine Reihe ſolcher Schriften, darunter: § 41: Liber de infantia salvatoris, apocryphus. § 42: Liber de nativitate salvatoris, et de sancta Maria, et de obstetrice salvatoris, apocryphus. § 55: Liber, qui appellatur Transitus sanctæ Mariæ, apocryphus. [1] Der kirchlichen Nichtanerkennung unerachtet entſprach aber der Inhalt dieſer falſchen Evangelien zu ſehr den Richtungen der Zeit, um nicht von der Geiſtlichkeit begünſtigt, vielfach bearbeitet und von den Meiſten geglaubt oder doch gerne gehört zu werden.

Wir betrachten die bedeutendern poetiſchen Bearbeitungen in deutſcher Sprache. Dabei heben wir die Hauptbilder dieſes chriſtlich-apokryphiſchen Sagenkreiſes hervor. Am Inhalt, der Geſchichtserzählung, haben die Bearbeiter hier ſo wenig geändert oder zugethan, als es bei der Behandlung der echten Evangelien der Fall war. Die allerdings bemerkbare Verſchiedenheit hinſichtlich der Stufe ihres dichteriſchen Sinnes zeigt ſich theils in der Auswahl der behandelten Stoffe, theils und vorzüglich in der mehr oder weniger lebendigen Auffaſſung, Aneignung und Reproduction der lateiniſchen Grundlage.

1. Das älteſte und in Beziehung auf die Dichtergabe des Verfaſſers ausgezeichnetſte der hier aufzuzählenden Werke iſt des Pfaffen

[1] Vgl. Fabricius T. I, 135, Note a: Viri docti testantur in mss. codicibus hoc decretum referri jam ad Damasum, jam ad Gelasium, jam ad Hormisdam papam. Ex quo colligunt primum forte autorem ejus Damasum, interpolatores multos non Gelasium modo sed et Hormisdam aliosque recentiores. — Sententiam hanc mirifice confirmat magna, quæ in exemplaribus hujus decreti occurrit, varietas u. ſ. w. Namentlich fehlt, nach Seite 137, Note g: in Conciliis Reg. T. X das Buch de infant. salvat. Welchem Pabſte das Decret angehöre und welche einzelne Bücher titel interpoliert ſein mögen, iſt hier nicht weſentlich, wo es ſich nur im Allgemeinen von der Verbreitung und Geltung derartiger Schriften handelt.

Wernhers Gedicht auf die Jungfrau Maria, um 1170[1] geſchrieben. Der Dichter nennt ſich ſelbſt und bezeichnet die Zeit der Abfaſſung; von Beidem nachher Mehreres. Das Gedicht iſt aus der einzigen vollſtändigen Handſchrift herausgegeben von Ötter, Nürnberg 1802.[2] Zwar trägt auch hier noch die Sprache und der unvollkommene Reim das Gepräge des zwölften Jahrhunderts, aber ein in Docens Miſc. II, 104—8 mitgetheiltes Bruchſtück dieſes Gedichts (121 Verszeilen) hat hierin noch alterthümlichere und freiere Formen, ſo daß wir das vollſtändige Exemplar als eine Überarbeitung anzuſehen haben. Ob dieſe, bei der fortſchreitenden Ausbildung der Poeſie in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, vom Dichter ſelbſt vorgenommen worden, oder ob ſie von einem kritiſchen Schreiber der folgenden Zeit herrühre, läßt Docen unentſchieden und es wird hierüber auch nicht mit Sicherheit zu beſtimmen ſein. Für die letztere Anſicht ſpricht die häufig vorkommende Erneuerung von Dichtwerken des zwölften Jahrhunderts durch ſpätere Überarbeiter; der erſtern könnte gerade für dieſen beſondern Fall zu Statten kommen, daß die Formen doch nicht rein und durchgreifend in die Regel des dreizehnten Jahrhunderts umgewandelt ſind und daß, wie wir ſehen werden, der Verfaſſer ſich wirklich mit der Theorie des Verſes beſchäftigt zu haben ſcheint. Hätte er aber ſelbſt, aus Grundſätzen vorgeſchrittener Verskunſt, Hand an ſein Werk gelegt, ſo würde er eben auch durchgreifender verfahren ſein; auch würde er die Stelle Miſc. II. 107:

Het ich ein zunge
diu als daz eisen ch(l)unge
gesmidet uzer stale
diu mir diu rede gæbe
jane mohte ich christenlicher schar
nimmer gesagen gar
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirte
der si gemaheln sold(e)
und samt ir bowen wolde
durch sin barmunge u. ſ. w.

[1] [1172 nach Feifalik S. XXIII. K.]

[2] [Wieder von Hoffmann in den Fundgruben 2, 147, von Feifalik, Wien 1860, Bruchſtücke von Greiff, Wien 1862. K.]

ſchwerlich ſo abgeſchwächt haben (Ötter S. 64):

Nie wart sô wol sprechender man,
der ie von bnochen sin gewan,
daz ez tohte im einen
ze sprechen von der reinen
vollekliche nâch ir werdicheit,
an die got sînen flîz leit,
als er si gemäheln wolte
und bî ir bûen scholte u. ſ. w.

Das Gedicht theilt ſich in drei Bücher (liet, S. 57: liber secundus, S. 127: daz ander liet, daz dritte S. 230), deren Inhalt am Schluſſe desſelben kurz zuſammengefaßt wird: Mariens Urſprung, ihre Vermählung, die Geburt des Heilands. Die Quelle (der orthabe, Urheber) des Werks wird genannt: der Evangeliſt Matthäus, deſſen Rede in hebräiſcher Zunge verſchloſſen war, bis Sanct Hieronymus, durch den Brief zweier Biſchöfe, Chromatius und Heliodorus, aufgefordert, das Lied in Latein geweitert hat (S. 5 f. 58). Alſo das oben angeführte Evangelium Matthæi de nativitate Mariæ, dem der Name des Hieronymus, als Überſetzers, vorgeſetzt iſt. Auch die Correſpondenz des Letztern mit den genannten zwei Biſchöfen findet ſich bei Fabricius T. I, S. 7—10. Die Vergleichung ergiebt, daß das deutſche Gedicht zwar dem Gange dieſes apokryphiſchen Vorbildes folgt, dabei aber im Einzelnen abweicht, überhaupt reichhaltiger als dieſes iſt, namentlich auch über die in dem Evangelium de nativitate Mariæ ausführlicher behandelte Periode hinausgeht. Das Meiſte, was in dieſer Quelle vermiſt wird, findet ſich in dem zweiten der vorgenannten Apokryphen, dem Protevangelium Jacobi, obgleich in einzelnen Zügen verſchieden. Einmal beruft ſich Wernher auch auf den Evangeliſten Lukas (S. 120). Er hat alſo (wenn man nicht etwa annimmt, daß ihm das Evangelium de nativitate Mariæ in größerem Umfang, als uns jetzt, vorgelegen) entweder weitere Quellen benützt, als er im Eingange angiebt, oder bereits eine Compilation aus mehreren Schriften dieſer Art vor ſich gehabt.

Wir verſuchen es, durch nachfolgenden Auszug des deutſchen Gedichts einen Begriff vom Inhalt und der Behandlung zu geben:

1. Der Dichter beginnt mit Preis und Anruf der ewigen Königin,

von der die wahre Sonne geboren ward. Er bittet die Himmliſche, ſeine Gedanken mit geiſtlichem Thaue zu begießen, daß er ihr Lob und ihren Geſang mehren möge. Was Matthäus von ihr geſchrieben, war in hebräiſcher Zunge beſchloſſen, bis Hieronymus es in Latein (in die senfte latîne, vgl. 7) geweitert hat. Das Waſſer ward da zu Weine, die Milch verwandelte ſich in Öl, die Wüſte ward angebaut, als dieſe neue Rede verkündet ward. Zween Biſchöfe ſandten ihm ihren Brief, daß er die Schrift, welche ſchlief, mit Predigt erwecken, die ſüße Lehre, welche beſchattet war, entdecken möge. Da ward die eingewundene Königsfahne ausgebreitet, daß die chriſtliche Schaar ſich um ſie zu ſammeln eile, zu geiſtlichem Sturm und Siege gegen den Lindwurm. Von der Finſternis ſollen auch wir zu dem ewigen Licht erſtehn. Hieronymus hieß der Lehrer, der ſich mit dieſem Buche ein Haus vor Gott (hin ze gote) gezimmert hat. Er wuſte wohl zu ſprechen von der Lilie und der Roſe (diu den dorn niht enhât). Ihren Beiſtand ſucht der Dichter, daß er mit deutſcher Rede das Buch zuwege bringe, damit es Alle leſen mögen, die Gottes Kinder ſein wollen, damit auch die Laien und die Frauen von der Mutter und dem Kind erfahren, das Löwe zugleich und Lamm iſt, Leben und Tod, Thau und Blume, Einfalt und Weisheit.

Die Erzählung hebt an von Mariens frommen Eltern, Joachim und Anna. Dieſe leben zwanzig Jahre in kinderloſer Ehe zuſammen. Joachim wird, dieſes Unſegens wegen, als er einſt im Tempel opfern will, von dem Prieſter Ruben [1] ausgewieſen. Er beſchließt nun, ſich von ſeinem Weibe zu ſcheiden, und zieht mit ſeinen Heerden in die Wüſte. Die verlaſſene Anna ſitzt weinend in einem Baumgarten, da ſieht ſie in den Äſten eines Lorbeerbaumes ein Neſt, um das Sperlinge fröhlich fliegen und ihren Jungen Speiſe bringen. Sie wendet ſich klagend zu dem, der mit Regen und Sonne die Erde fruchtbar macht, der in Luft, Wald und Waſſer Leben und Freude ſchafft. Bevor ſie ausgeſprochen, ſieht ſie einen Engel vor ſich ſtehn; ihr Sinn iſt von Furcht bewegt (S. 29: ir sin fuor enwedelen), wie Federn und Laub vor dem Winde. Der Engel aber grüßt ſie mit der Botſchaft, daß ſie einer Tochter geneſen werde, von welcher der kommen ſolle, der aller Welt

[1] Im Ev. de nativ. Mar. c. 2 heißt der Prieſter, pontifex, Iſaſchar; Ruben heißt er im Protev. Jac. c. 1. Dagegen iſt bei Wernher S. 19 Annas Vater Iſachar genannt.

Vater ſei. Anna dankt dem Himmel mit Gebet und Faſten; ihr iſt wie einem, der, in ſchwerem Traum unter einem Baume liegend, ſeinen Feinden nicht zu entrinnen glaubte und nun beim Erwachen alle ſeine Noth verſchwunden ſieht. Auch Joachim in der Einöde erhält durch den Engel die frohe Botſchaft und kehrt, auf deſſen Mahnung, nach Hauſe zurück, nachdem er dem Herrn ein Lamm geopfert. Anna harret ſein vor dem Thore der Stadt, auf einer Höhe ſtehend, wie die Getreuen gerne thun, die liebe Freunde auf dem Wege haben und oft an die Warte gehn (S. 44).

(Leicht erkennt man in dieſer apokryphiſchen Erzählung eine Wiederholung deſſen, was das echte Evangelium des Lukas, Cap. 1, von Zacharias und Eliſabeth, den Eltern des Täufers Johannes, berichtet. Vgl. auch 1 Sam. 1.)

Als die Himmelroſe geboren ward, die ihre Eltern Marie nannten, floß Honig und Milch aus der Erde und Heil regnete vom Himmel. Nach dem dritten Jahre wird ſie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel Gott dienen. Hier erwächſt ſie ſo in Tugend und reinem Gemüthe, daß alle Gottesfürchtigen vor Freude darüber weinen.

II. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geſchlechte. Ihr Antlitz iſt ſo edel (tugentliche), ihre Augen ſo königlich, ihre Gebärde ſo rein, daß die Leute ſie mit heiliger Scheue (mit vorhten) anſchauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt ſie die Zeit hin. Täglich kommt der Gottesengel Gabriel geflogen und bringt ihr das Himmelbrot. Was man ihr ſonſt von Speiſe giebt, das ſendet ſie den Armen in die Stadt. Weder Faſten noch Wachen vermag ihre Farbe zu trüben. Hoffart und weiblicher Zorn finden an ihr keine Statt, mit Zucht iſt ſie umgürtet. Ihre Tugenden treiben Äſte und greifen weit um ſich (die begunden ouch esten und vil wîten umbe vâhen, S. 66 [1]). Kranke, die ſie ſehen und anrühren, gehen geheilt von dannen. Der Biſchof (Oberprieſter) Abiathar wirbt um ſie für ſeinen Sohn; aber ſie will allein Gottes Dienerin und Braut bis an ihres Lebens Ende bleiben. Da erhebt Abiathar an einem hohen Feſte die Hände gen Himmel und klagt vor allem Volke über Marien, die, gegen die Sitte der andern Jungfraun, die edelſten Freier

1 [Nach Feiſalils Lesart: Diu reine und diu beste Begunde ir tugende este Wîte ze breiten. K.]

verſchmähe. Er mahnt an Aarons grünende Gerte, [1] durch die einſt der Streit der Prieſter geſchieden worden (4 Moſ. 17). Jeder Unverehlichte bringe morgen ſeine Gerte; Gott möge dann erzeigen, weſſen Braut Maria ſein ſoll! Am nächſten Morgen drängen die Jungen und die Reichen, wohl gebadet und wohl gekleidet, ſich mit ihren Gerten zu; Jeder hat die ſeinige bezeichnet. Auch die Armen folgen dem Gebote; unter ihnen ein greiſer, leibesſchwacher Mann, der Wittwer Joſeph. Er bringt eine kleine Gerte, die er von der Wurzel kurz und unſcheinbar abgeriſſen, zum Zeichen, daß ſein Gemüthe nicht nach Freuden ſtehe. Der Biſchof betet am Altare, da kommt die Stimme Gottes: die Gerten ſollen über Nacht an heiliger Stätte niedergelegt werden, von weſſen Stabe dann am Morgen eine Taube ſich aufſchwinge, der ſei Marien zum Gemahl erkoren. Reiche und Arme empfangen des andern Tags ihre Gerten zurück, aber, zur Beſchämung der Hoffärtigen, geſchieht kein Zeichen. Da heißt der Biſchof die Menge auf dem Friedhof beten, er ſelbſt, mit ſeinem prieſterlichen Schmucke angethan, fleht im Tempel, brennt Myrrhen und Weihrauch, bis ein Engel erſcheint und ihn die kleine Gerte ſuchen heißt, welche ganz überſehen und von Joſeph, der ſich zu gering däuchte, nicht zurückbegehrt worden. Joſeph erſchrickt, als der Biſchof ihn anruft, doch empfängt er das Reis; lang und greis iſt

[1] Beziehungsvoller iſt das Wunder mit der Gerte im Ev. de nativ. Mar. c. 7: Nec mora, cunctis audientibus de oraculo et de propitiatorii loco (Num. VII, 8. 9) vox facta est secundum Esaiæ vaticinium (Es. XI, 1), requirendum esse, cui virgo illa commendari et desponsari deberet. Liquet enim Esaiam dicere: „Egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, spiritus sapientiæ et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiæ et pietatis, et replebit eum spiritus timoris domini.“ Secundum hanc ergo prophetiam cunctos de domo et familia David nuptui habiles non conjugatas virgas suas allaturos ad altare prædixit, et cujuscunque post allationem virgula florem germinasset, et in ejus cacumine spiritus domini in specie columbæ consedisset, ipsum esse, cui virgo commendari et desponsari deberet. c. 8: Erat autem inter cæteros Joseph, homo de domo et familia David grandævus, u. ſ. w. Nach dem Protev. Jac. c. 9 ſteigt die Taube, wie bei Wernher, aus der Gerte auf: *καὶ ἰδοὺ περιστερὰ ἦλθεν ἐκ τῆς ἀβδὸς, καὶ ἐπετάσθη ἐπάνω τῆς κεφαλῆς Ἰωσήφ.* Schon Epiphanius weiß, daß Joſeph durch das Loos Marien aus den Tempeljungfraun erhalten (*κατὰ κλῆρον*). Fabricius I, S. 32 f. Note h.

ihm der Bart, er muß weinen, und als er die Gerte aufhebt, ſchwingt eine Taube ſich von ihr, ſchwebt eine Weile und hebt ſich dann gen Himmel, von wo ſie hernieder gekommen. Ein lauter Schall wird umher gehört, das Volk lobt den Herrn. Joſeph und Marie, die ſelbſt das Wunder geſehen, müſſen ſich dem Spruche des Himmels fügen. Da ſteht ſie, wie die Blume, die an der grünen Wieſe ihren lichten Schein ferne ſprenget (S. 91). Die Thränen fallen ihr von den Wangen auf das Gewand. Sie empfängt von Joſephs Hand einen goldnen Ring.[1] Doch er will nur ihr Pfleger ſein, er giebt ſie in die Obhut von fünf Jungfrauen, die ſie ſelbſt aus ihren Geſpielen wählt, dann zieht er von Hauſe nach der Stadt Capernaum, wohin er zum Schiffbau berufen iſt.

Die Prieſter des Tempels[2] ſchicken den ſechs Jungfrauen Purpur und Seide und bitten ſie, mit ihrer Kunſt zur Bekleidung der Kirche (zuo dem chirchgeruste, S. 101) behülflich zu ſein. Auch ſenden ſie Flachs zum Spinnen. Die Frauen werfen das Loos, wem der Purpur und die Seide zukommen ſoll; den rauhen Flachs fürchten Alle. Das Loos fällt Marien zu und die Andern nennen ſie darum, nicht ohne Neid, ihre Königin. Der Engel aber, der ihr täglich die Himmelſpeiſe bringt, macht den Scherz zum Ernſte. Licht wie der Tag erſcheint er vor den Erſchrockenen und ſpricht zu ihnen, ihr Spott ſei eine Weiſſagung, Maria werde Königin über all dieſe Welt werden.

Hierauf folgt (S. 104) die weitere vorſagende Erſcheinung eines Engels, als Maria am Brunnen im Hofe ſitzt;[3] als ſie noch ſehr gerne

[1] Sie iſt dem Joſeph bloß verlobt (Jôsêbes gemahele, S. 92), Ev. de nat. Mar. c. 10: Joseph igitur a Jndæa in Galilæam veniens desponsatam sibi virginem uxorem ducere intendebat.

[2] *Ἐγένετο δὲ συνβούλιον τῶν ἱερέων λεγόντων:* (beginnt der Abſchnitt S. 101. Templi pontif. im Protev. Jac. c. 10) *ποιήσωμεν καταπέτασμα τῷ ναῷ κυρίου.*

[3] Das Ev. de nat. Mar. c. 9 hat nichts von der Erſcheinung am Brunnen. Jm Protev. Jac. hängt dieſe mit der Verkündigung unmittelbar zuſammen. C. 11: Et accepta hydria exiit haurire aqnam. Et ecce vox dicens illi: „Ave, gratia plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus.“ Circumspiciebat autem Maria in dextra et sinistra, ut sciret, unde nam ista vox facta esset. Et tremefacta intravit in domnm suam, et deposnit hydriam, et accepta purpnra sedit super sedem suam, ut operaretur. Et ecce angelus domini adstitit in conspectu ejus, dicens: „Ne timeas, Maria! Invenisti gratiam apud dominum.“ Alſo zuerſt die Stimme, dann die ſichtbare Erſcheinung.

mehr von ihm gehört hätte, verbirgt er Augen und Mund und den Schein ſeines Angeſichts, wie man mit den Kindern zu ſpielen pflegt. Endlich die Verkündigung ſelbſt. Sie ſitzt in einer Kammer und ſpinnt die feine Seide, die ſie im Looſe gewonnen, als der Engel Gabriel zu ihr niederfährt. Der Glanz, den er von Gottes Augen bringt, iſt ſo groß, daß ſie die Arbeit aus den Händen ſinken läßt. An die Erzählung dieſes wundervollen Ereigniſſes reiht der Dichter andächtige Betrachtungen. Zuletzt aber wendet er ſcheu des Herzens Augen von den erhabenen Geheimniſſen; wen Gott dazu ſendet, der ſchreibe, wenn ers vermag, von ihr, die ſo herrlich iſt, daß die Engel ſie begierig anſchauen!

Mit Mariens Beſuche bei Eliſabeth ſchließt das zweite Lied. Der ungeborne Johannes ſpürt am Herzen ſeiner Mutter, daß die Mutter deſſen gekommen, der eine Blume ſein ſoll, darin der beſte aller Geiſter raſten möge (und der ein blûme sîn scholte dâ aller geiste beste inne hete reste, S. 126. [1]). Jeſaj. 11, 1 f.

III. Das dritte Lied erzählt, wie Joſeph (S. 133 der vil alte prûtdegen) nach neun Monaten zurückkommt und Marien ſchwanger findet, wie er in der Nacht durch einen Engel hierüber belehrt wird, wie die Mähre Federn gewinnt (S. 144 Daz mære dô vedere gewan, von der frowen wolgetân wîten fuor ez ze gazzen) und wie nun Beide durch das Urtheil des Waſſers, das den Trinkenden, wenn er ſchuldig iſt, verzehrt, ſich reinigen müſſen; eine Anwendung der im 4 B. Moſ. Cap. 5 angeordneten jüdiſchen Unſchuldsprobe, aqua redargutionis [2] (S. 148 f.: jâ was diu urteil genant ein wazzer zelôtipîê). Sie ziehen hierauf nach Bethlehem zur Schatzung. Maria hat unterwegs ein Geſicht: auf der einen Seite der Straße ſieht ſie eine traurige Schaar, händeringend, in eiſernen Banden, auf der andern eine lichte, freudenreiche, in weißen Gewanden. Ein Engel, der ſich in Geſtalt eines Jünglings zu ihnen geſellt, giebt die Deutung auf das Schickſal der unglaubigen Juden und der bekehrten Heiden. (Aus dem Protev. Jac. c. 17, vgl. 1 Moſ. 25, 23.) Sie kommen erſt um Mitternacht zu Bethlehem an; Maria, die Entbindung nahe fühlend, nimmt ihre

[1] [Feifalik S. 162. K.]

[2] Protev. Jacobi c. 16: τὸ ὕδωρ τῆς ἐλέγξεως κυρίου.

Herberge in einer engen Felshöhle. Als Joſeph, der nach Hülfe ausgegangen, zu dem Fels zurückkehrt, liegt Maria in einem großen Lichte, es iſt der Glanz der ewigen Sonne; ſie küſst das Kind, das an ihrer Bruſt liegt, das klein zu ſehen iſt und groß zu ſagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erſchüttert, hier hat es „gehüttet" in der engen Höhle. Rind und Eſel neigen die Kniee, ihren Schöpfer zu ehren (vgl. Jeſaj. 1, 3). Der Engel Schaar kommt, dem neugebornen Herrn zu dienen. Die Hirten beten an; als er, der getreue (wære) Hirte, ihnen ſeine Botſchaft beſcheert, da waren fern und nahe viel mächtige Könige und Herzoge, die in hohen Ehren ſchwebten, denen ſandt' er nicht ſeinen Engel; daran ließ er klar werden, daß Niemand ſo arm und ſo gering iſt, der ihm nicht willkommen wäre, ſtellt er nur ſein Vertrauen auf den Herrn. Sieben große Zeichen geſchahen bei Chriſti Geburt, welche geiſtlich gedeutet werden. (Sie finden ſich weder im Evangelium de nativitate Mariæ noch im Protevangelium Jacobi.) Eines derſelben iſt der Stern, der die drei Könige nach Bethlehem leitet. Die Beſchneidung, die Darſtellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten folgen in gedrängter Erzählung; der Kindermord mit lebhafter Theilnahme des Dichters S. 219.

Bald aber wird Herodes, der über Gott ſiegen wollte, von ſchrecklichem Siechthum ergriffen und ſtürzt ſich in der Verzweiflung von einem hohen Steine. Joſeph führt Marien und ihren Sohn aus Ägypten zurück: der Nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Der deutſche Erzähler dieſer Begebenheiten hat es nicht auf ein Gedicht abgeſehen. Er hebt an und hört auf, ſo weit ſeine Quelle reicht, ohne auf die Abſchließung zu einem poetiſchen Ganzen Bedacht zu nehmen. Er iſt von der evangeliſchen Lauterkeit dieſer Quelle überzeugt. Er ſpricht von dem mit Recht verworfenen Lügenberichte des Jüngers Leucio,[1] deſſen Rede mit dürren Zweigen ſtehe, da ſie keine Wurzel habe. Matthäus, der Evangeliſt, gebe die rechten Worte, die weder Moos noch Moor trüben möge (S. 11). Darum ſchreibt auch Wernher dieſem Buche von der Gottesmutter eine magiſche Heilkraft zum Beſten der Wöchnerinnen zu (S. 128[2]). Aber ſchon die Bilder, worin er die

[1] [Feiſalik S. 140. K.]

[2] Das Ev. de nativ. Mar. enthält nichts hievon, es war aber ohne Zweifel ein überlieferter Aberglaube, den der Dichter vorfand.

Wahrheit ſeiner Erzählung bekräftigt, dort die wurzelloſen Zweige, hier die klardurchſichtige Waldquelle, verglichen mit den trocknen lateiniſchen Worten im Briefe des Pſeudo-Hieronymus (Fabricius, I, 8 f.):

Sed factum est, ut a Manichæi discipulo nomine Seleuco (ſonſt auch Leucius genannt), qui etiam apostolorum gesta falso sermone conscripsit, hic liber editus non ædificationi sed destructioni materiam exhibuerit, et quod talis probaretur in synodo, cui merito aures ecclesiæ non paterent. Cessent nunc oblatrantium morsus, non istum libellum canonicis nos superaddimus scripturis, sed ad detegendam hæreseos fallaciam, apostoli atque evangelistæ scripta transferimus u. ſ. w.,

ſchon dieſe Vergleichung deutet an, in welchem Sinne der deutſche Bearbeiter verfahren. Die Geſtalten, die ihm überliefert ſind, läßt er unverrückt und unverändert ſtehen, aber er bekränzt ſie, wie die Bilder einer einſamen Kapelle, mit den friſchen Blumen ſeiner andächtigen Poeſie.

Im Eingang des zweiten Buchs (S. 58 [Feifalik S. 32]) wird geſagt:

der priester heizet Wernher
der des liedes began.
von dem er urchunde nam,
der ist (ouch) vor Christe
ze einem êwangeliste
gesegent unt gewîhet,
niht in got verzîhet:
Mathêus ist der orthabe.

Ötter, Vorrede S. VIII, ſchließt aus dieſen Worten, daß der Verfaſſer Diakonus geweſen ſei: „Evangeliſt iſt dem Epiſtler entgegengeſetzt. Der Evangeliſt muſte das Evangelium verleſen und erklären und dieß war das Amt der Diakonorum.“ Geſetzt auch, es könne das Wort Evangelista in dieſer Bedeutung nachgewieſen werden, ſo iſt doch in obiger Stelle zunächſt von dem Evangeliſten Matthäus die Rede. Nur durch die Partikel ouch wäre eine Beziehung auf den Verfaſſer gedenkbar. Aber in dem Sinne, in welchem Matthäus ein Evangeliſt war, konnte er ſich nicht wohl einen ſolchen nennen.

Der Sinn iſt vielmehr dieſer: derſelbe, von dem das Lied genommen iſt, hat auch ein Evangelium geſchrieben, iſt auch zum Evangeliſten geweiht.

Die Zeit der Abfaſſung iſt am Schluſſe (S. 229) beſtimmt.

Auf den Pabſt Hadrian IV, der am 1ten September 1159 ſtarb, folgte Alexander III, ihm ward aber zugleich ein Gegenpabſt, Victor IV

(1159—1164), gewählt, und nach dieſem noch drei weitere: Paſchalis III, † 1170 (1168?), Calixtus III, 1168—1178, und Innocenz III, bis 1180 (Raumers Hohenſt. II, 124 f. 221. 507). In den dreizehn Jahren von der ſtreitigen Wahl Alexanders III, 1159—1172, waren es alſo, wenn man dieſen ſelbſt mitrechnet, eigentlich vier Herren, die ſich um den Stuhl ſtritten. Das Umfahren des Stuhles zu Land und Meere bezieht ſich ohne Zweifel darauf, daß Alexander, wegen Abneigung der Römer gegen ihn, ſich 1161 auf normanniſchen Fahrzeugen nach Frankreich einſchiffte und erſt 1165 nach Rom zurückkehrte; auf dem Hinweg hatte er einen furchtbaren Sturm und bei der Rückkehr große Gefahr von einer piſaniſchen Flotte zu beſtehen (Ebd. 145. 197). Der ſiegreiche Feldzug des Kaiſers Friedrich I nach Polen, welcher hier gemeint wird (ein früherer fand 1157 ſtatt, Ebd. 59), fällt in das Jahr 1173. (Godofrid. mon. in Freher. Germ. rer. script. 244. Hahns Reichshiſt. III, 254. Raumer ſchweigt davon.) Zwiſchen dem dreizehnten Jahre nach Ausbruch des Schisma und der glücklichen Beendigung dieſes polniſchen Heerzugs wurde nun das Lied gedichtet (dô wurden diu liet elliu driu getihte(t) under diu (vgl. S. 15. 181), alſo im Laufe des Jahres 1173.

Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe kommen noch folgende vor:

S. 62 [Feifalik S. 34] (bei Mariens jungfräulichem Leben im Tempel):

Sælig swester wâren dô
in Salomônis templô,
die wâren gehôhet,
sît sint si gar zestôret.
nû habent ez besezzen
riter gar vermezzen,
die werent ez mit chreften
vor der heidenschefte. (Auch Misc. II, 105 f.)

(1187 wurde Jeruſalem von Saladin wieder erobert.)

S. 158. 159 (bei Auguſts Weltherrſchaft und Auflegung des Zinſes):

daz gebote muose ergân
âu widerstrît und sunder wân;
daz ahten die rihtære
von Rôme, diu sô mære
dennoch was und sô hêre;
nû ist si genidert sêre.

Vermuthlich mit Bezug auf den Zuſtand des Schisma.

Für den Verfaſſer des Gedichts, den Pfaffen Wernher, hält man einen Mönch dieſes Namens im bairiſchen Kloſter Tegernſee.[1] (Koberſtein §. 47, N. 1. In den hier angeführten Stellen liegt dafür kein Beweis.) Unter dem Abte Rupert, 1155—1186 (Freyberg 69. 85, Günthner 164), erſcheint in den Urkunden dieſes Kloſters als ein Mann von gelehrter Kenntnis und Betriebſamkeit der Schulvorſtand (scholasticus) Wernher. Er ſtarb als Diakonus im Jahre 1197. Unter andern an ihn gerichteten Schreiben findet ſich im Cod. Tegerns. eines von ſeinem Freunde Otto, worin dieſer ſagt: peto, ut mappam, quam etiam pridem mihi promiseras, facias et regulas rhythmimachiæ a te factas mihi transmittas. (Pez, Thesaur. anecdotor. T. VI, P. II, S. 55b.) Es iſt aus dieſer Stelle, in Verbindung mit andern Umſtänden, wahrſcheinlich gemacht worden, daß Wernher der Verfertiger, d. h. Abſchreiber und Abzeichner, der Peutingeriſchen Karte (Itinerarium Theodosianum, jetzt in der k. Hofbibliothek zu Wien befindlich), eben der hier verlangten mappa, ſei. Die regulæ rhythmimachiæ(?) zeigen ihn als einen Kenner der lateiniſchen Verskunſt. Daß damals zu Tegernſee auch deutſche Poeſie bekannt und geübt war, beweiſt ein Schreiben des Markgrafen Berthold von Iſtrien an den Abt Rupert, worin erſterer ſich libellum Tevtonicum de Herzogen Ernesten zur Abſchrift ausbittet. (Pez l. c. S. 13a.) Metellus, ein Mönch desſelben Kloſters um 1160, kennt deutſche Lieder von Rüdiger und Dietrich (Grimm, Heldenſ. 44). In einem andern Schreiben werden vom scholasticus Wernher Glosae super Macrobium, „et si quæ super Georgica apud vos sint,“ verlangt. Weiter ſchreiben Cenobitæ Burani ad O.... Tegernseensem:

Obsecramus, charissime, benignitatem tuam in omni obedientia promptissimam, ut semina vel herbas utilium ac salubrium radicum, quæ sunt apud vos, familiaribus tuis indubitanter et indilate mittas. Hortulum namque his germinibus habilem constituimus et excolere decrevimus, in quo quid seminemus, nisi vestra concesserit benevolentia carens prorsus invidia, penitus non habemus. Si vero in hoc ne domno scholastico Werinhero absente injuriam timetis inferre, sciatis id eum permisisse, se ipsum qnoque, si non retraheret aliquod impedimentum, pro expletione hujus culturæ affuturum. Quippe tam intimo, tam sincero charitatis affectu

[1] [Dieß wird jetzt bezweifelt. Vgl. Feifaliks Vorrede S. XVI. ff. K.]

nobis ferventissime adhæret, ut etiam corporale damnum, si occasio poscæret, nostri causa leve penderet u. ſ. w. (Freyberg S. 290).

Iſt es nun, nach Zeit und Umſtänden, wenn auch nicht erwieſen, doch wohl glaublich, daß dieſer Wernher von Tegernſee das Lied von Marien verfaßt, ſo iſt es anziehend, ihn uns vorzuſtellen, wie er, im Kloſtergarten beſchäftigt, über ſein Gedicht nachſinnt, in dem er mit Vorliebe aus der Blumenwelt ſich Bilder nimmt zum Gleichnis der gefeierten Himmelroſe.

Über Wernher von Tegernſee ſ. „Über den Verfaſſer der Peutingeriſchen Tafel," von Sebaſtian Günthner aus Tegernſee, in L. Weſtenrieders Beitr. zur vaterländiſchen Hiſtorie, Geographie, Statiſtik u. ſ. w., B. IX, Münch. 1812, S. 156 ff.

Älteſte Geſchichte von Tegernſee, aus den Quellen bearbeitet von Max Freih. v. Freyberg. München 1822, S. 180.

Eines ſpätern Wernhers Gedicht vom Leben der heiligen Jungfrau, nach des Verfaſſers Angabe aus einem Buche des heiligen Dionyſius verdeutſcht, mit dem Tode Mariens endigend, findet ſich in einer Heidelberger Papierhandſchrift vom Jahre 1382. Wilken S. 451. (Vgl. Grundriß S. 549.)

2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jeſu Kindheit (S. 89 b: Daz ich von siner kinthait Also gesprechen müsse u. ſ. w.) in v. Laßbergs Cod. Wasserb. S. 89—118, 3047 Verſe.

Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt am Schluſſe S. 118a:

Der ir [der Rede] begunde, daz bin ich
von Fuozizbrunnen Kuonrât
und si ouch vollendet hât.[1]

Laßberg ſagt, vor dem Abdruck des Sigenot: „Fuozizbrunnen iſt, nach einer Mittheilung des Grafen Friedr. v. Mülinen, das heutzutage ſo genannte Schwendelnbad im Canton Bern, welches bis ins fünfzehnte Jahrhundert erſtern Namen führte; es war, nach gedachter Auskunft, eine Beſitzung der alten Freiherrn v. Signau, und der Dichter Konrad möchte wohl dieſem Hauſe angehört haben."[2] Er war ohne

[1] [Das Gedicht iſt ſeither gedruckt: Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts von Hahn. Quedlinburg 1840. S. 67 ff. Die Kindheit Jeſu, herausgegeben von Feifalik. Wien 1859. K.]

[2] [Schon Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift 8, 160 f. hielt die ſchweizeriſche

Zweifel ein Geiſtlicher, denn er hat dieſe Rede in Latein geleſen (S. 118a), gebraucht öfters Worte der Schrift nach lateiniſcher Überſetzung und bezieht ſich einmal auf einen Ausſpruch des sanctus Benedictus (S. 113). Gleichwohl klagt er ſelbſt über ſeinen Weltſinn, im Eingang S. 89b [Z. 55 ff. Feifalik. K.]

Die Beſchreibung eines Gaſtmahls (S. 102), wovon nachher, iſt auch wirklich etwas weltlicher Art.

Rudolf von Ems, geſt. um 1254, erwähnt in ſeinem Wilhelm von Orleans dieſes Dichters. Er ſagt zu frou Âventiure, Cod. Lassb. S. 13, c. 2:

Hætent ir künde gwunnen
Des von Vuozesprunnen,
Sô wære iu aber baz geschehen
Danne an mir, des muoz ich jehen.

In den Misc. II, 153 heißt es nach einer Münchener Handſchrift: Des von Vuozsprvnnin, wobei Docen unrichtig Unspunnen vermuthet.

Der vordere Theil des Gedichts, faſt die Hälfte des Ganzen, von der Aufnahme Mariens in den Tempel bis zur Flucht vor Herodes, ſtimmt in der Hauptſache mit der Erzählung Wernhers überein; nur iſt die Behandlung mehr ſummariſch als bei dieſem. Erſt mit der Flucht nach Ägypten fängt der eigenthümliche und ausgeführtere Beſtandtheil des Gedichts an. Als die Flüchtigen im Gebirge herbergen, ſehen ſie in einer finſtern Höhle die Drachen gegen dem Kinde ſpielen. Wölfe, Löwen und Bären (!) kommen aus dem Walde, ihren Herrn zu ſehn, und legen ſich dem Kinde zu Füßen. Das Lamm flieht nicht vor dem Wolfe, noch das Rind vor dem Löwen. Am vierten Tage kommen ſie in eine waſſerloſe, ausgebrannte Wüſte; ſie erblicken fern einen hohen Baum, ſie ziehen dahin und laſſen ſich in ſeinen Schatten nieder. Der Baum iſt ſchönes Obſes voll, nach dem es Marien lüſtet; er iſt aber zu hoch, um es zu erreichen. Da gebeut das Kind dem Baume, ſich zu neigen, und, als ſie genug gebrochen, erlaubt es ihm, ſich wieder aufzurichten. Aus der Wurzel desſelben läßt es eine kühle Quelle rinnen. S. 103 ff. [Z. 306 ff. Feifalik.]

Die heilige Familie trifft auf zwölf Räuber (schâchman), welche

Abkunft des Dichters nicht für erwieſen und ſetzte deſſen Heimat nach Öſterreich; dieſe Vermuthung iſt ſeitdem durch Diemer zur Gewißheit erhoben. K.]

unter dem Vorwand, Reiſende von Ägypten und zurück durch die Wüſte zu geleiten, ihnen ihr Gut abnehmen. Sie werfen jedesmal das Loos, wem der Gewinn eines Tages zufallen ſoll. Derjenige, dem es für heute fiel, wird von den Andern verſpottet, als ſie ſehen, daß es arme Leute ſind, die ſie von ferne für Kaufleute mit Saumthieren hielten. Als er aber das ſchöne Kind mit lachendem Mund und ſpielenden Augen, die wonnigliche Mutter und den ſchneeweißen Alten mehr und mehr betrachtet, wird ſein Sinn milder und er führt ſie gaſtfreundlich in ſein Haus ein. Sein Weib badet und ſpeiſt das Kind, S. 107 [S. 32 bei Feifalik], es wird ſchlafen gelegt. In einem duftigen Grasgarten, im Schatten eines Baumes, wird den Gäſten der Tiſch bereitet. Berg und Thal hallen wider vom Geſange der Vögel, ein reiner Quell, durch die Kieſelſteine dringend, erklingt wie kleine Glocken (in schellen wîse). Das Amt der Truchſeſſe und Schenken verſehen der Wirth und ſein Weib, denn ſie haben keine andre Diener.

Am Morgen weiſt der Wirth ihnen den Weg. Sie kommen durch das Gebirg ze yspen (Ägypten? [Feifalik S. 38 lieſt ze Splêne]) in die houbetstat. In dem Tempel, wo ſie herbergen, S. 108 b [S. 38 f. Feifalik], fallen die Abgötter auf den Eſtrich und zerbrechen in Stücke. Der Herzog, dem die Stadt unterthan iſt, Antifrotitus, kommt dahin, S. 108 b [S. 41 Feifalik].

Er erkennt in dieſem Kinde den, vor dem jene Götter von ihrem Throne gefallen, fällt nieder und betet an; mit ihm bekehrt ſich das Volk. Indeſs ſtirbt Herodes und Joſeph wird vom Engel gemahnt, wieder heim zu fahren. Die Räuber, von denen zuvor erzählt worden, haben inzwiſchen einen harten Strauß zu beſtehen gehabt. Leute, die ſie berauben wollen, ſetzen ſich zur Wehre, S. 109 b [S. 45 Feifalik].

Die spiesgenossen werden theils erſchlagen, theils verwundet. Auch Jenen, der unſern Herrn bewirthet (unsers herren gastgeben) trägt man für todt heim. Sein Weib hat damals, als ſie das Jeſuskind badete, den Schaum von dem Bade aufgehoben; wenn ihr irgend etwas gefehlt und ſie nur wenig davon (des heilwâges) aufgeſtrichen, war ſie ſogleich geneſen. Damit heilt ſie nun auch ihren todwunden Mann, S. 110 b [S. 50 Feifalik].

Die andern schâchære, nachdem ſie vergeblich ihr die koſtbare

Salbe feil gemacht, beſchenken ſie fortan immer ſehr reichlich, um in Nothfällen von ihr geheilt zu werden. (Mehrere Heilungen Ausſätziger, Beſeſſener u. ſ. w. durch das Badwaſſer und die Windeln des Jeſuskindes erzählt das Evang. infant. arab.) So kommen die Leute, welche die heilige Familie bewirthet hatten, zu großem Reichthum. Ihr Haus wird mit koſtbaren Decken und Teppichen beſpreitet und behängt, S. 111 a [S. 54 Feifalik].

Als nun Joſeph auf dem Rückweg von Ägypten wieder auf die Haide kommt (und vant die wegescheide, dâ der stîc hin abe gie [S. 55 Feif.]), beſchließt er, wieder in demſelben Hauſe einzukehren. Die Gäſte, denen dieß Haus ſo vieles verdankt, werden aufs herrlichſte bewirthet. Der Dichter beſchreibt ausführlich das Gaſtmahl, das ihnen im Garten gegeben wird. Von wohlgekleideten Knechten werden ſie mit Speiſen und köſtlichen Getränken eifrig bedient. Der lautre Brunnen, der durch den Garten fließt, wird nur noch dazu gebraucht, den Wein darin zu kühlen; auch des Schlaftrunks wird nicht vergeſſen. Beim Weiterziehen geleitet und beſorgt der Wirth die Gäſte noch einen fernen Weg.

Dieſem Schächer, den Gott ſelbſt heimgeſucht, hat er auch die gute Aufnahme wohl vergolten. Als Jener neben ihm am Kreuze hieng und ihn ſeiner zu gedenken bat, ſprach der Herr: „Du ſollſt noch heute mit mir in mein Reich fahren.“

Im Ev. infant. arab. c. 23 treten, ſymmetriſcher, beide Schächer auf:

Hinc digressi cum in terram desertam pervenissent esmque latrociniis infestam esse audirent, Josephus et diva Maria regionem hanc noctu trajicere parabant. At inter eundum, ecce! dnos in via latrones conspiciunt dormientes et cum illis multitudinem latronum, qui illorum socii erant, itidem stertentium. Erantque duo isti latrones, in quos incidebant, Titus et Dumachus [ex gr. θευδάχος], dicebatque Titus Dumacho: „Rogo te, ut istos libere sinas abire, ne socii nostri illos animadvertant.“ Recusante autem Dumacho, rursus Titus, „cape tibi,“ inquit, „a me quadraginta drachmas et pignus habe zonam hanc meam!“ quam dicto citius illi porrigebat, ut ne hisceret aut loqueretur. Vidensque domina diva Maria hunc latronem ipsis benefacere, ait illi: „Dominus deus te ad dextram suam recipiet et remissionem peccatorum tibi largietur.“ Et respondit dominus Jesus et dixit matri suæ: „Post triginta annos, o mater, crucifigent me Judæi Hierosolymis, et duo isti latrones mecum una in crucem tollentur, Titus

ad dextram meam et Dumachus ad sinistram; et ab illo die præcedet me Titus in paradisum.“

Als die heilige Familie heimgekommen und Joſeph vernimmt, daß Archelaus, Herodes Sohn, ſeines Vaters Reich an ſich genommen, zieht er ſich in die Stadt Nazareth zurück. Es folgt nun eine Reihe von Wundern, welche Jeſus hier als Kind verrichtet, S. 113b [S. 66 Feifalik].

Joſeph hat wieder zu ſeinem Zimmerwerkzeuge gegriffen. Nun wird einmal bei ihm ein spanbette beſtellt, ſein Knecht aber ſägt die Holzſtücke zu kurz. Der kleine Jeſus ſieht ſeine Noth. Ziuch dû hin, sô ziuhe ich her, ruft er dem Knechte zu und ſo ziehen ſie die Hölzer in die rechte Länge.

Eines andern Tages, S. 114a [S. 69 Feifalik], zerbricht Jeſus am Brunnen den Krug ſeiner Mutter, da trägt er das Waſſer im Rockſchoße heim und kein Tropfen geht verloren. Die andern Kinder wollen es nachmachen und zerſchlagen ihre Krüge, aber wie viel ſie Waſſer in ihre Schöße gießen, es hilft ihnen nichts, als daß ſie naß werden. Als ſie nun ſich nicht getrauen, nach Hauſe zu gehen, heißt er ſie die Scherben aufleſen und macht die Krüge wieder ganz.

Ein Mann, auch mit Namen Joſeph, ſtirbt in der Stadt. Jeſus giebt ſeinem Pflegevater Joſeph die Gewalt, den Namensbruder (genannen) vom Tode zu erwecken. Auf Joſephs Gebot ſteht der Todte auf, S. 114b [S. 72 Feifalik],

Des lîbes sô bereite gar,
als dem nie zêhe geswar.

Beim Spiele der Knaben fällt einer zu Tode. Die spilgenôzen zeihen Jeſum, daß er jenen geſtoßen. Jeſus ruft den Todten vor deſſen Verwandten an: „Sieh auf und ſprich, ob ich dich ſtieß!“ Der Knabe verneint es, da heißt Jeſus ihn aufſtehn und leben.

Einſt machen ſie an einem Waſſer kleine Gruben und leiten durch Rinnen, die ſie im Sande ziehen, Waſſer darein, um ſo Fiſche zu fangen, weil ſie keine Netze haben. Jeſus hat den Rath dazu gegeben, S. 115a [S. 74 Feifalik],

Der rât geviel in harte wol,
als kinden kintlich rât sol.

Ihm kommen die Fiſche, ſowie er ſie in ſeinen Weiher ſchwimmen heißt, die Andern müſſen Brot in die Rinnen ſtreuen. Ein

Judenſohn ſtraft ihn, daß er die Kinder am Samſtag zur Arbeit verleite, und tritt ihm ſeinen Weiher zu. Aber von des Kindes ſtrafenden Worten fällt er todt zur Erde. Joſeph, den Zorn der Juden fürchtend, wendet ſich an Marien, daß ſie bei ihrem Sohne Fürſprach einlege. Auf der Mutter Bitte erweckt Jeſus den todten Jüngling wieder.

Nahe bei der Stadt liegt ein Berg, wo Löwen ihre Höhle haben. Niemand wagt dort Acker, Holz oder Gras zu nutzen. In dieſe Höhle geht das Jeſuskind eines Tags. Die Löwen kommen ihm entgegen und empfangen ihn als ihren Herrn, Bl. 116b [S. 79 Feifalik].

Am Abend begleiten ihn die Löwen gegen die Stadt. Alle Leute entfliehen vom Felde, vor dem Thor aber heißt er die Löwen umkehren und ſie gehorchen. Dem Volke, das ihm nun entgegenzieht, hält er ſeine Verſtocktheit vor, Bl. 117a [S. 83 Feifalik].

Eine andere Geſchichte ſteht Bl. 117a [S. 84 Feif.]: Jeſus kommt mit andern Kindern zu einer Leimgrube. Er bittet ſie, ihm den Leim zu klopfen, und macht dann daraus ſieben kleine, aber wohlgebildete Vögel. Ein Jude kommt herzu und da es eben Samſtag iſt, verweiſt er ihnen, daß ſie den Tag nicht ehren; beſonders wirft er auf Jeſus die Schuld. Dieſer hat ſeine Vögel vor ſich an die Sonne geſetzt, der Jude tritt haſtig herzu und will ſie zertreten. Da ſchlägt Jeſus die Hände zuſammen und die Vögel fliegen lebendig davon.

Zacharias,[1] der Juden schuolmeister, macht an Joſeph das Anſinnen, ſeinen Sohn, der mit Zauber umgehe, zur Schule zu ſchicken. Als aber Jeſus die Bedeutung deſſen, was er leſen oder nachſprechen ſoll, wiſſen möchte, und ſich erbietet, wenn ihm der Schulmeiſter ſage, was Aleph bedeute, dieſem dagegen zu ſagen, was Beth ſei, wird er mit ſeiner Kunſt aus der Schule gewieſen. Er verſichert den Schulmeiſter, daß er deſſen Zukunft, die dieſem ſelbſt unkund ſei, wiſſe und gewuſt habe, noch ehe denſelben die Mutter geboren.

Der Dichter ſchließt mit Angabe ſeiner Quelle und ſeines Namens Bl. 118a [Feifalik S. 88 Note].

Das lateiniſche Buch, welchem der deutſche Dichter folgte, kann weder mit dem griechiſchen noch dem arabiſchen Evangelium infantiæ,

[1] Evang. Thom. c. 6: Ζακχαῖος. Ev. inf. arab. c. 48: Zachæus.

deren wir oben unter 3) erwähnt, ganz geſtimmt haben. Die Wundergeſchichten von der Kindheit Jeſu müſſen im Morgen- und Abendlande, unter Chriſten und Mahomedanern, in manigfachen, nach Reichhaltigkeit, Auffaſſung und Zuſammenſtellung der einzelnen Züge verſchiedenen Erzählungen umgegangen ſein. Der Koran ſelbſt nimmt Bezug darauf. So heißt es in Sure V (der Koran u. ſ. w. überſ. von Wahl, Halle, 1828, S. 98):

„Dann [am Tage des Gerichts] wird Gott ſagen zu Jeſu, dem Sohne der Maria: Gedenk an meine Güte gegen dich und gegen deine Mutter! Siehe! ich ſtärkte dich durch den heiligen Geiſt, daß du ſchon in der Wiege, wie hernach in deinen herangewachſenen Jahren reden konnteſt u. ſ. w.[1] Auf meinen Befehl ſchufeſt du die Geſtalt eines Vogels aus Thon, ſo daß auf meinen Willen, da du den todten Vogel anhauchteſt, ein wirklicher lebendiger Vogel daraus ward.“

Vgl. Sure III. (Wahl S. 50.) Auch das Wunder vom Palmbaum hat der Koran, Sure XIX (Wahl S. 259), doch in andrer Verbindung. Vgl. Roſenöl, I, 259 f. So umfaßt auch Latona, als ſie den Apoll gebiert, einen Palmbaum, Nitſch, Mythol. Wörterbuch 249. Weiteres aus orientaliſchen Quellen ſ. in (v. Hammers) Roſenöl, 1 Bdch. Stuttg. u. Tüb. 1813, S. 259—65. Noch iſt als deutſches Volksbuch gangbar: Unſers Herrn Jeſu Chriſti Kinderbuch u. ſ. w. (angeblich aus dem Italiäniſchen), ſ. die teutſchen Volksbücher von J. Görres, Heidelb. 1807. S. 250 ff. Vgl. Diutisca, III. 399.

Konrad von Fußesbrunnen erwähnt am Anfange ſeiner Erzählung Bl. 89 b [S. 5 Feifalik] auch eines älteren deutſchen Gedichts von unſrer Frauen, worin Meiſter Heinrich von ihrer Mutter Anna berichtet, wie dieſe von drei Männern drei Töchter gehabt, die ſie alle drei Maria genannt und deren eine unſern Herrn zur Welt geboren.

Wenn auch die Darſtellung Konrads von Fußesbrunnen im Ganzen weniger von dichteriſcher Wärme durchdrungen iſt, als die des Pfaffen Wernher, ſo bricht doch auch bei ihm der Stral der Poeſie hindurch. Als Joſeph mit den Hebammen zur Felshöhle zurückkommt, wo indeſs Maria den Heiland geboren, heißt es S. 97 a:[2]

Der stein was vil vinster ê u. ſ. w.

[1] Ev. infant. arab. c. 1 gedenkt gleichfalls dieſes Sprechens in der Wiege, wie der Koran öfters.

[2] [Abweichend bei Feifalik, des Prieſters Wernher driu liet von der maget. S. 94 f. K.]

Weder das Ev. infant. arab. c. 3 noch das Protev. Jac. c. 19 hat eine ſo erhabene Beſchreibung dieſes göttlichen Glanzes.

3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt (Von unser vrouwen hinevart, S. 118a); vollſtändig nur in v. Laßbergs Waſſerburg. Handſchrift S. 118b—129a, 1104 Verſe; am Ende unvollſtändig in einer Berliner Papierhandſchrift, hinter Barlaam und Joſaphat, Grundr. S. 271 ff., wo der Eingang abgedruckt iſt, ſowie der Schluß in den Worten des Thomas (Laßb. Hdſchr. S. 128b).[1] Es folgen in der vollſtändigen Handſchrift noch 88 Verſe. Der Verfaſſer nennt ſich im Eingang, S. 118b: Ich armer pfaffe Kuonrât geborn von himelfürte (Grundriß 272: Henneswürte, [l. Heimesfürte. K.]). Auch dieſes Dichters erwähnt Rudolf von Ems, und zwar in ſeiner Alexandreis, wo gleichfalls eine Reihe erzählender Dichter namhaft gemacht wird:

Noch ist der meister mêre,
an den ich snoche lêre;
von Heimesfurt her Kuonrât,
der wol von gote getichtet hât,
den darf niht riuwen sîn werc.

Ein Jäger ohne Kunſt des Jagens, der aber eifrig (strîtec) darauf iſt, folgt dem Wilde durch Wald und Gefild, Ebnes und Rauhes, Berg und Thal, und fällt zuletzt das Thier, das einem Andern entgeht, der Kunſt hat, aber mindern Willen. So iſt es mit jeglicher Kunſt; hat ſie ſchweren Beginn, ſo laſſe man darum nicht ab! Nach traurigem Anfang kommt oft ein fröhlich Ende. Stäte (stæte, Beharrlichkeit) frommet an allen Dingen.

So rechtfertigt der beſcheidene Dichter ſein Unternehmen. Reichthum und hohe Geburt, Kunſt, Zucht und Hofweiſe, was einem Mann in dieſer Welt zum Preiſe gereichen möge, daran ſei er wenig vollkommen. Aber ihm wohne das Vertrauen bei, daß Gott den Willen des Armen über eines Reichen argen Rath ſchätze.

Er ſpricht ſodann davon, wie man die heiligen Schriften aus dem Hebräiſchen ins Griechiſche, aus dieſem in Latein gebracht und hiernach auch Manches deutſch gedichtet worden ſei, damit ein jeglicher Mann, der auch der Bücher unkundig ſei, vernehmen könne, was ihm zu hören

[1] [Vollſtändige Ausgabe von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift 8, 161 ff. K.]

zieme. Zuletzt bezeichnet er ſeine Quelle: als die h. Zwölfboten ſich in die Lande getheilt, habe der Evangeliſt Johannes ſieben Bisthümer geſtiftet; eines derſelben, Sardania, habe er dem Milto übertragen und dieſer habe, auf Erſuchen der Chorherrn in der Stadt Lodica, niedergeſchrieben, was er über das Ende unſrer Frau von ihrem Pfleger Johannes erfahren. Hiemit iſt alſo die oben unter 4) angeführte apokryphiſche Erzählung unter den Namen von Johannes und Melito angezeigt. In der Lombardica historia (Jacobi de Voragine), quæ a plerisque aurea legenda sanctorum appellatur. Argentinæ 1502. Fol. wird Cap. 114: De assumptione beatæ Mariæ virginis: „ex quodam libello apocrifo, qui Johanni evangelistæ ascribitur“ eine Erzählung gegeben, welche offenbar dieſelbe iſt, der das deutſche Gedicht gefolgt. Die griechiſche Quelle iſt gleichfalls oben angegeben worden.

Als unſer Herr am Kreuze ſtarb, hieß er ſeine Mutter und ſeinen Jünger Johannes einander an Mutter und Sohnes Statt ſein (Joh. 19, 25—27). Sie blieben nun beiſammen, bis er die Zwölfe nach verſchiedenen Seiten ausſandte, die Heidenſchaft zu bekehren. Johannes fuhr nach Aſien und empfahl zuvor Marien einem frommen Manne ze Sîôn ûf dem berge, nahe bei der Stadt Jeruſalem. Nach zwei Jahren, als ſie allein in der Kammer ſitzt, um den Tod ihres Sohnes weinend (denn mit Weinen iſt ihr am wohlſten), erſcheint ihr der Engel Gabriel, S. 120b [Z. 195 ff.]:

Sam diu aunne durch ganzez glas
sô kom er zuo ir in daz hûs,
âne krach und âne sûs.

Er verkündet ihr, daß ſie am dritten Tage von dieſer Mühſal ſcheiden werde, um als Himmelskönigin zu thronen; längſt haben ſich die Engel mit Lob und Sang auf ſie gefreut und bereitet. Zugleich überbringt er ihr ein ſchneeweißes Kleid und eine Friedenspalme,[1] glänzend wie der Morgenſtern, die man vor ihrer Bahre tragen ſoll. Maria klagt, wer ſie begraben und vor dem Haß der Juden ſchützen werde. Alle, die ſich ihrer annehmen ſollten, ſeien todt oder ſo ferne, daß ſie ihr nicht zu Statten kommen mögen. Sie verlangt nach Johannes, den ihr Sohn ihr zum Sohne ließ. Wie einſt der Weiſſage Habacuc[2] bei der

[1] Bl. 122b. [Z. 241 ff. 349 ff.] Vgl. Jac. de Vorag.: Palma autem illa u. ſ. w.
[2] Auch bei Jac. de Vorag.

Wirbellocke gefaßt [Z. 301] und mit dem Eſſen, das er ſeinen Schnittern bringen wollte, nach Babylon entrafft ward, um Danieln bei den Löwen zu ſpeiſen (Vom Drachen zu Babel V. 32—38), ſo wird Johannes, als er desſelben Tages zu Epheſus Gottes Wort ſingt und ſpricht, von einem Engel enthoben und vor Mariens Thüre gebracht. Auch die übrigen Apoſtel (die zwelf nôtgeſtallen) finden ſich aus allen Landen unerwartet vor dem Hauſe zuſammen. Johannes führt ſie zu Marien ein, Bl. 122 b. Der Dichter fühlt ſich zu ſchwach, die Freude dieſes wechſelſeitigen Begrüßens wiederzugeben. Der Herr ſelbſt erſcheint ſichtbar in der Apoſtel Mitte (Z. 424: Er sprach zuo in: „Pax vobis!“) und empfiehlt ihnen ſeine Mutter; am dritten Tage werde er kommen und dieſe zu ſich nehmen. Er heißt Marien freudig ſein und beruft ſie, ſeinen eigenen Thron zu zieren. Sie ſoll nicht nach Menſchen Sitte ſterben, der Tod ſoll ihr nicht wehe thun. Sie legt ſich nun nieder, in dem ſchönen, weißen Gewand, und giebt den Geiſt auf, als wäre ſie entſchlafen. Chriſtus ſelbſt lehrt ſeine Diener (sîne holden), wie ſie es mit ihr halten ſollen. Sie wird auf eine Bahre gelegt und darüber ein koſtbares Seidentuch (ein pfelle tiure) gebreitet. Sie liegt nicht da, wie eine andre Leiche. Von ihrem reinen Leibe geht ein lieblicher Geruch. Dem Lieblingsjünger Johannes wird die Palme zu tragen gegeben. Paulus, Petrus und zween andre Apoſtel tragen die Bahre. Sie ſtimmen einen Pſalm an und die Stimmen der Engel aus der Höhe klingen darein. Eine lichte Krone[1] ſieht man über der Bahre ſchweben, ähnlich dem Kreiſe, der um den Mond in ſeinem vollen Scheine geht. Noch ätheriſcher macht ſich dieſe Scene bei Jacobus de Voragine:

Elevantes itaque Petrus et Paulus feretrum, Petrus incepit cantare ac dicere: „Exiit Israel de Aegypto, alleluja.“ Cæteri autem apostoli cantum dulciter prosequuntur. Dominus autem feretrum et apostolos nube prætexit, ita quod ipsi non videbantur, sed tamen eorum vox audiebatur. Affuerunt et angeli cum apostolis concinentes et totam terram sonitu miræ suavitatis replentes. Excitati omnes ad tam dulcem sonum et melodiam de civitate velocius exeunt u. ſ. w.

Die Erzählung vom Prieſter etwas ausführlicher, als im deutſchen Gedicht:

Reliquus autem populus ab angelis, qui erant in nubibus, cœcitate percussus est.

[1] Bei Jac. de Vorag. nichts von dieſer Krone.

Die, welche glauben, erhalten das Geſicht wieder, die Übrigen bleiben auf immer blind.

Ihr Weg geht von der Stadt Jeruſalem gen Joſaphat, wo ſie Marien begraben wollen. Die Juden, als ſie den lauten Geſang hören, wollen das Begängnis ſtören. Der Biſchof [1] eilt herzu und das Volk ihm nach. Wie ein Raſender fällt er mit beiden Händen die Bahre an und will ſie niederreißen. Aber er bleibt an ihr kleben, wie der Vogel am Kloben. Seinen Begleitern geht es nicht beſſer. Mancher entbrennt von wildem Feuer, plötzliche Krankheit wirft ſie nieder und das Feld liegt mit Kranken beſtreut. Dem Biſchof wird ſeine Hand von Petrus entbunden, als er reuevoll erklärt, an Chriſtus zu glauben. Ihm wird der Palmzweig übergeben, er beſtreicht damit die Seinigen, die ihm den Glauben nachſprechen, und ſie werden ſogleich geſund; nur fünfe weigern ſich, ſeine Lehre anzunehmen, und ſterben eines jähen Todes. Die Leiche wird nun ungehindert in das Grab gelegt, das in einen Fels gehauen iſt und worin nie zuvor ein Menſch lag. Die Wache währt zwo Nächte und zween Tage. Am dritten Morgen frühe kommt unſer Herr und befragt die Apoſtel um ihren Rath, was nun mit Marien geſchehen ſoll. Simon Petrus erwidert, daß ja in ſeiner Hand alle Dinge beſchloſſen ſeien, daß er die Gedanken des Menſchen kenne, bevor ſie geſchehen; aber das würde wohl ſtehen, daß neben dem gekrönten Könige die Königin throne. Er möge dem edeln Leibe die reine Seele wiedergeben und ſie ewiglich bei ſich in ſeinem Reiche als Fürbitterin der ſündigen Menſchen leben laſſen. Dem Herrn gefällt dieſer gute Rath. Er gebeut ihnen, den obern Stein von dem Grabe abzunehmen, und heißt die Seele zu dem Leichnam widerkehren, Z. 884 ff. Als nun unſre Frau ohne Noth des Leibes und der Seele den Tod überwunden, dankt ſie ihm der großen Ehren und bittet ihn, allen ſeinen Geſchöpfen ebenſo gnädig, als gewaltig, zu ſein. Die Auffahrt des Herrn mit ſeiner Mutter wird beſchrieben [Z. 906—978]: Wis gnædec als gewaltic u. ſ. w.

Als die Zwölfboten eben von einander ſcheiden wollen, kommt eilend Thomas (der nôtgestallen einer) daher. Sie begrüßen ihn und halten ihm vor, daß er ſich wieder verſäumt, wie er auch nach der

[1] Jac. de Vorag.: princeps sacerdotum.

Auferſtehung des Herrn erſt nachgekommen und dann nicht glauben gewollt, was ſie geſehen. Thomas aber ſagt ihnen, daß der Herr ihm gnädiger geweſen, als ſie es ſeien. Er habe auf dem Wege den Geſang der Engel gehört und geſehen, wie die himmliſche Heerſchaar ihre Königin empfangen. Sie aber hab' ihm ihren Gürtel herniederfallen laſſen, den er hier zum Zeugnis vorweiſe.[1] Die Zwölfe werden nun jeder wieder in ſein Land geſetzt, wohin ſie zuvor ausgeſandt waren [Z. 1101]:

Und beschach daz in sô kurzer frist,
als ein ouge zuo geslagen ist
und wider ûf geblicket hât.

Vgl. Aretin, Beitr. IX. 1152 f. 1174, Nr. 75 u. 76.

4. Die Gedichte, von denen bisher die Rede war, behandeln jedes nur in einzelnen Partieen die legendenhafte Geſchichte Mariens und ihres Sohnes. Umfaſſender iſt dieſelbe erzählt in dem Marienleben Philipps, des Karthäuſers; die Erzählung beginnt hier von den Eltern der h. Jungfrau, wie bei Wernher, und endigt mit ihrer Himmelfahrt. (Diz buch heist Maria leben. Grundriß 253. Marien leben get hie vz. Wilken 465.)

Dieſes Gedicht iſt nur durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt:[2] Grundriß 251 ff. Docens Misc. II, 66 ff. Vgl. I, 75 f. (Tenzels) Monatl. Unterred. 1697. S. 537—66. Wenn die Jenaiſche Pergamenthandſchrift nach Docens und v. d. Hagens Angaben (Misc. II, 94. Grundriß 251) wirklich noch aus dem 13ten Jahrhundert iſt, ſo gehört das Werk doch wohl erſt dem letzten Theile dieſes Jahrhunderts an. Die Anzahl der Handſchriften zeigt, daß es ziemlich verbreitet war. (In der k. Handbibl. zu Stuttgart findet es ſich, mit fehlendem Schluſſe, in einer von Mergentheim herſtammenden Pergamenthandſchrift hinter der Weltchronik Rudolfs von Ems, Diutisca II, 55. Vgl. I, 74.) Auch niederdeutſch iſt es vorhanden. Der Verfaſſer ſelbſt ſcheint, wenn er auch hochdeutſch geſchrieben, doch kein Oberdeutſcher[3] geweſen zu ſein; darauf deuten ſeine

[1] Jac. de Vorag. hat nur ſoviel: Thomas autem cum abesset et rediens credere recusaret, subito zonam, qua corpus ejus præcinctum fuerat, ab aere accepit illæsam, ut vel sic intelligeret, quod totaliter fuisset assumpta.

[2] [Jetzt herausgegeben von Heinrich Rückert. Quedlinburg 1853. K.]

[3] [Vgl. Franz Pfeiffers Beiträge zur Geſchichte der mitteldeutſchen Sprache und Litteratur S. XV. K.]

Reime, beſonders im weichen Gebrauch des t (z. B. schaten : entladen Misc. II, 85). Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt am Schluſſe:

Bruoder Philipp bin ich genant,
Got ist mir leider unerkant.
In dem orden von Carthûs
Geschriben hân ich in dem hûs
Ze Seitz ditz selbe büechelîn;
Sand Jôsep was der maner mîn.

Er ſagt auch, daß er das Buch den deutſchen Herren ſende, weil ſie gerne Marien ehren und den Chriſtenglauben mehren (Grundriß 255. vgl. 253. Misc. I, 76. Wilken 464). Auch ſeine Quelle verdankt er ihnen (Misc. I, 76. Vgl. Grundriß 253). Maria war die Patronin der deutſchen Ritter, noch von der Kirche ihres Spitals zu Jeruſalem her; ſie hießen darum auch Marianer.

Wenn der h. Joſeph den frommen Karthäuſer zu ſeinem Werke gemahnt hat, ſo hat er ihn nicht zugleich dichteriſch inſpiriert. Docen (Misc. II, 97) bezeichnet dasſelbe, nach den vorliegenden Proben richtig, ſo: „es fehlt dem Ganzen an Erhebung; ohne Glanz und Ton, wie es iſt, vernachläßigt es ſelbſt die äußeren Formen der Kunſt.“ Wirklich iſt die Sprache unbeholfen, die Verskunſt, außer dem häufig unvollkommenen Reime, darin mangelhaft, daß ſie, gegen die Regel des 13ten Jahrhunderts, in klingender Reimzeile eben ſo viele Hebungen hat, als in ſtumpfer; die Darſtellung fällt ins Abgeſchmackte, gerade wo ſie ein Übriges thun will. So beſchreibt er die Geſtalt der h. Jungfrau, in Nachahmung weltlicher Gedichte, bis ins Kleinlichſte; er vergißt weder die wohlgeflochtenen Zöpfe, noch das Weiße in den Augen (milchfarb, glänzend, als das weiße Glas), noch das Grübchen im Kinne, noch die langen, ſchmalen Finger, noch ſelbſt die reinen, ſchönen Nägel. (Misc. II, 75 f. Eine ähnliche Beſchreibung des jungen Jeſus, ebd. 90 f.) Viel würdiger und enthaltſamer hat der ältere Wernher es verſtanden, in einfachen, edeln Zügen und dichteriſchen Bildern die mehr als irdiſche Schönheit und zugleich die jungfräuliche Demuth Mariens darzuſtellen, z. B. S. 60. An Wundern aus der Kindheit des Heilands iſt Philipps Erzählung reicher, als Konrads von Fußesbrunnen, z. B. wie Jeſus mit drei Händen voll Korns den ganzen Acker ſeines Pflegvaters beſät und daraus die reichſte Ernte aufgeht. (Monatl. Unterred.

1697. S. 549 f.; auch bei Fabricius I, 212.) Dagegen ſcheint bei Philipp ſowohl, als bei Konrad das Mährchen zu fehlen, in welchem das griechiſche Fragment des Ev. Thomæ (c. 7) abbricht und das im Ev. inf. arab. c. 37 erzählt iſt, wie nemlich der Knabe Jeſus in der Werkſtätte eines Färbers aus Einem Keſſel in allen Farben färbt; ein Mährchen, das ſich auch in einem perſiſchen Buche von der Kindheit Jeſu finden und weshalb er bei den Perſern für den Patron der Färber gelten ſoll.

Fabricius, I, 156. Testimon. de Ev. inf. Henric. Sike in not. ad Ev. inf., arab. et lat. a se edit. Traj. ad Rhen. 1697. S. 55: Apud Persas quoque παιδικά ista Christi miracula percrebuisse, patet ex iis quæ legnntur in Angeli de la Brosse lexico Persico ad voc. Tinctoria ars; refertur inquit, in apocrypho Persarum libro de infantia Christi, quod salvator tinctoriam artem exercuerit, item quod unica tinctura pannos cujuslibet coloris exhiberet. Quapropter hunc tinctores Persæ pro patrono venerantur et tinctoriam domum officinam Christi appellant.

Allgemeine Bemerkungen über dieſe Apokryphen und ihre Behandlung in deutſchen Gedichten.

1. Die chriſtliche Religionslehre ſträubt ſich dagegen, daß ihre geſchichtliche Grundlage mit Fictionen vermengt werde. Ob das für geſchichtlich Anzuerkennende, nach evangeliſcher Anſicht, auf die apoſtoliſchen Schriften beſchränkt, oder, nach katholiſcher, durch Tradition erweitert ſei, immer muß im Grundſatz das Factiſche vom Symboliſchen ſtreng getrennt bleiben, während in den Glaubenslehren der alten Welt durchaus die Symbolik vorherrſcht. Handgreifliche Fictionen ſind nun die angeführten Pſeudoevangelien, nicht bloß indem ſie die Namen der Evangeliſten an der Stirne tragen, ſondern auch dem Inhalte nach in dem Meiſten, was ſie über das aus den echten Religionsurkunden Entnommene erzählen. Man erkennt die Abſicht, für beſtimmte Dogmen weitere Zeugniſſe aufzuſtellen, als ſich aus den h. Schriften ſelbſt beibringen ließen. So iſt Mariens Leben im Tempel, ihre Beaufſichtigung durch die Jungfrauen, während der Abweſenheit Joſephs, ihre Rechtfertigung durch das Prüfungswaſſer, die Herbeiziehung der Hebammen, welche keine Spur einer Gebärerin an ihr finden, offenbar berechnet, näher zu beweiſen, daß ſie, wie Bruder Philipp ſich ausdrückt, „Magd

war vor der Geburt, in der Geburt, nach der Geburt" (Misc. II, 82). Sowie man den Zweck durchſchaut, ſo erkennt man auch leicht die Beſchaffenheit der Mittel; großentheils ſind es alt- und neuteſtamentliche Erſcheinungen und Wunder, welche wiederholt und auf andere Gegenſtände angewendet werden. Es zeigt ſich aber auch in manchen dieſer apokryphiſchen Erzählungen eine Richtung, welche dem Geiſt und der Sittenlehre des Chriſtenthums geradezu entgegen iſt. Wenn Diejenigen, welche dem Jeſusknaben ſein Spiel verderben oder ſonſt Leides thun, von ſeinem bloßen Worte todt hinfallen oder nur mit verdorrten Gliedern davonkommen, ſo ſagen die Juden nicht mit Unrecht zu Joſeph: Heiz in, daz er segenen lerne! (Konr. v. Fuß. Bl. 116 a.) Fabricius bemerkt zu einer ſolchen Erzählung (I, 162. n. g. ad Ev. Thom. c. 3), daß der verdorrte Feigenbaum das einzige nicht wohlthätige Wunder Chriſti ſei. Die abenteuerlichſten Heilungen und Teufelsaustreibungen durch die Kleider und Windeln des Jeſuskindes ſind beſonders im Ev. infant. arab. auf widerliche Weiſe gehäuft. Aber auch da, wo die Abſichtlichkeit und dumpfe Befangenheit nicht herrſcht, wo eine freiere, unſchuldige Thätigkeit der Phantaſie ſich regt, wird doch die Würde des Gegenſtandes nicht ſelten durch das Spielende der Mährchen verletzt; die Wunderwerke des kleinen Jeſus erinnern oft allzu ſehr an die Kunſtſtücke der Taſchenſpieler. Bei ſolcher Bewandtnis hat ſchon frühzeitig die katholiſche Kirche, in dem ſchon angeführten Decrete des Gelaſius, dieſe Schriften als apokryphiſch verworfen. Noch weniger dürfen wir uns wundern, wenn Luther ſich ſehr nachdrücklich dagegen erklärt. Er ſagt u. A. (in der Kirchenpoſtill, über das Evangelium nach dem Chriſttage):

„Es ſind etliche fürwitzig geweſen, denen nicht benügt an dem, das die Schrifft ſaget, haben wollen wiſſen, was doch Chriſtus in ſeiner Kindheit begangen habe, da iſt ihrem Fürwitz recht geſchehen, hat ſich erfür gethan ein Narr oder Bube und ein Buch ertichtet von der Kindheit Chriſti, ſich nichts gefurcht noch geſchämt, ſeine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Chriſtus ſey in die Schule gangen, und desſelbigen nerrichten leſterigen Alfenzens viel mehr. Scherzt alſo mit ſeinen Lügen über dem Herren, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth wäre geweſen, man hätte ihm einen Mühlſtein an ſeinen Halß gehenget und erſäufft im tieffen Meer, daß er ſeinen und aller Herrn nicht höher geſchätzt hat, denn an dem er ſeinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die ſolch Buch drucken, leſen und

glauben; das hat der Bube wollen haben. Darumb ſage Ich: ſolche Bücher ſolten Babſt, Biſchoffe und hohe Schulen, wenn ſie Chriſten wären, verbrennen. Aber nu machen ſie noch viel ärgere dazu und ſind Blindenleitter, bleiben auch Blindenleitter." (Monatl. Unterr. 1697. S. 553 f.) Vgl. Tiſchreden Cap. 9.

2. Soweit die Schattenſeite dieſer Schriften. Gleichwohl iſt nicht zu verkennen, daß ſie neben dem Dogmatiſierenden und Aberglaubiſchen ein wirklich poetiſches Element in ſich tragen, welches ihrem Inhalte wohl auch die Verbreitung durch ſo viele Jahrhunderte und unter den Völkern verſchiedenen Glaubens geſichert hat. Sie ſind auch, wie zum Theil ſchon die abweichenden Auffaſſungen zeigen, nicht die Arbeit irgend eines Einzelnen, ſondern das Ergebnis eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verſchiedenartiger Beſtandtheile. Ihren Urſprung ſchreibt Luther gewiſs richtig dem Fürwitze zu, welcher ſich nicht mit dem begnügt, was die echten Evangelien berichten; nur ſcheint für dieſen Fürwitz auch eine gelindere Bezeichnung zuläſſig zu ſein. Die innige Betrachtung der evangeliſchen Geſchichten, die rege Theilnahme an dem Schickſal der Perſonen, konnte nicht gleichgültig vor denjenigen Zeitabſchnitten ſtehen bleiben, über die in der h. Schrift ſelbſt keine nähere Auskunft gegeben iſt: die Abkunft und Jugendzeit Mariens, ihr Schickſal nach dem Tode des Erlöſers und ihr Ende; das Leben Jeſu bis zu ſeinem zwölften Jahre und beſonders was ihm auf der Flucht nach Ägypten begegnet. Die Phantaſie, in jenen Jahrhunderten ſtets geſchäftig, duldet keine leeren Räume; ſie ergriff die in der h. Schrift gegebenen Grundzüge; dieſe im Geiſte der Zeit weiter entfaltend, erfüllte ſie den Umkreis der heiligen Geſchichten, in derſelben Weiſe, wie die weltlichen Sagenkreiſe ſich ausgebildet. Es war die Aufgabe, die Gebenedeite unter den Weibern, die von keinem Manne wuſte, aber den Sohn Gottes zur Welt gebar, ſo aufzufaſſen, daß ihre Jugend als eine Weihe zu dieſem wundervollen Berufe, daß auch ihr Ende als eine verherrlichende Beglaubigung desſelben erſcheine; es kam darauf an, ſich den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt zu denken, ihn, den auf der Mutter Schooße die Weiſen anbeteten und der zwölfjährig im Tempel lehrte, ſich beim Spiele ſeiner Altersgenoſſen vorzuſtellen. Sehen wir hiebei mehr auf die Geſtaltung und den Ausdruck im Ganzen, als auf alle einzelnen Züge, ſo finden wir die Löſung der Aufgabe ſo weit vorbereitet, daß ſie ſpäter in der bildenden Kunſt vollführt werden konnte.

In der Natur des Gegenſtandes lag es, daß die Darſtellung, beſonders der Kindheit Jeſu, eine ſymboliſche war; der Baum, der ſich ſeinem Winke neigt, die Quelle, die unter ſeinem Finger aufſpringt, die Löwen und Drachen, die ſich ihm ſchmiegen, die Vögel aus Lehm, die, vom Zuſammenſchlagen ſeiner Hände zum Leben erweckt, auffliegen, zeigen ſymboliſch in dem Kinde den Herrn und Schöpfer der Welt. Selbſt das Abenteuer, wie er aus Einer Farbe alle hervorruft, iſt nicht ohne ſymboliſche Bedeutung der ſchöpferiſchen Entfaltung des Manigfaltigen aus dem Einen. Überall waltet in dieſen Erzählungen die Bilder- und Mythenſprache des Orients; ſie erinnern uns an den homeriſchen Hymnus von Hermes, der, Morgens geboren, am Mittag die Cither ſchlug:

Ἠῷος γεγονὼς μέσῳ ἤματι ἐγκιθάριζεν,

an Apollo, der (Callimach. hymn. in Delum V. 86 f. 162 f. Fabricius 1, 169. n. b.) noch unter dem Herzen der Mutter (*ὑποκόλπιος*) weiſſagt, eben wie nach dem Ev. inf. arab. c. 1 und nach dem Koran (beſ. Sure XIX. Wahl S. 260. Vgl. Roſenöl, I, 261.) Jeſus in der Wiege ſeine Sendung verkündigt. Das Anſtößige iſt, wie bereits bemerkt worden, zumeiſt die Verwebung dieſer Symbolik mit der evangeliſchen Geſchichtserzählung.

3. Als dieſe apokryphiſchen Darſtellungen an die deutſchen Bearbeiter übergiengen, waren die Wunder ſchon ſo reichlich auf minder bedeutende Heilige gehäuft, daß eine Vermehrung derſelben in Beziehung auf den Weltheiland und ſeine Mutter bereite Aufnahme finden muſte. Die Bearbeiter geben, was ſie in ihrer lateiniſchen Quelle geleſen, mit dem Ausdrucke tiefer Andacht wieder. So wenig ſie aber kritiſchen Zweifeln Raum geben (obgleich vielleicht Einzelnes, z. B. das Abenteuer in der Werkſtätte des Färbers, welches zu bunt erſcheinen mochte, nicht ohne Abſicht weggelaſſen worden), ſo iſt ihnen doch das richtige Gefühl nicht abzuſtreiten, daß ſie in das Gebiet der Poeſie getreten, daß es ſich hier nur von einer poetiſchen Wahrheit handle. Sie laſſen daher das Überlieferte dem Inhalte nach unverändert, aber ſie heben es, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, in das Licht der Poeſie. Am meiſten hat Wernher das Bild der heiligen Jungfrau geiſtig erfaßt und dichteriſch zu verklären geſucht. Aber auch die Übrigen ſuchen wenigſtens in der Einleitung oder ſonſt an gelegener Stelle einigen Schmuck poetiſcher Ausmalung anzubringen, ungefähr ſo, wie in alten Evangelienbüchern um den

Rand der Pergamentblätter ſich blumige Arabesken winden, unter deren Laubwerk wohl hin und wieder auch weltliche Figuren ſich blicken laſſen.

4. Ihre poetiſche Vollendung aber haben dieſe geiſtlichen Gebilde, wie wir ſchon angedeutet, nicht in den Gedichten, ſondern in der Malerei erlangt. Die erhabene Ruhe, wie ſie dem Göttlichen zukommt, eignet ſich vorzugsweiſe für die Darſtellung der bildenden Kunſt. Bruder Philipp erzählt mit einfachen Worten, wie der ägyptiſche Herzog Eufrodiſius, als er aus dem Tempel gieng, die h. Familie gewahr wurde, die dort Herberge genommen, Misc. II, 87 [Z. 3428. S. 93 bei Rückert]. Vgl. damit Konr. v. Fußesbr. Bl. 108 b [S. 41 bei Feifalik]. In zahlloſen Bildern der deutſchen und italiäniſchen Schulen iſt die dort geſchilderte ſtille Gruppe dargeſtellt. Die Poeſie konnte hier auch nur andeuten, die Ausführung war Sache der Malerei. Gott hat den Menſchen, wie Moſes ausſpricht, nach ſeinem Bild erſchaffen. Der Geiſt Gottes iſt, nach dem Evangelium, zum Fleiſche geworden; dieſes Bild Gottes in der Menſchengeſtalt nachzuweiſen, dieſen göttlichen Geiſt in ſeiner Menſchwerdung ſichtbar zu machen, liegt nur im Bereiche der bildenden Kunſt und iſt die höchſte Aufgabe des chriſtlichen Künſtlers. Wenn die Naturreligionen des Alterthums in der Darſtellung des ganzen Körpers mittelſt der Plaſtik ihren angemeſſenſten Ausdruck fanden, ſo war das geiſtige Chriſtenthum vorzugsweiſe auf das Antlitz, auf das Auge, als den Spiegel des Geiſtes, alſo auf die Kunſt des Malers angewieſen.

Die Grundlagen der chriſtlichen Malerei ſind, außer den Evangelien ſelbſt, eben jene apokryphiſchen Schriften mit andern legendenartigen Erzählungen, z. B. der vom Zuge der drei Könige. Immer aber ſind die beiden Hauptgeſtalten dieſelben wie in unſern Gedichten, die jungfräuliche Gottesmutter und der Gott in Kindeseinfalt.

3. Marienlegenden.[1]

Außer den Darſtellungen, welche die eigenen Lebensumſtände der h. Jungfrau betreffen, war im Mittelalter eine Menge von Erzählungen

[1] [Vgl. darüber aus neuerer Zeit: Marienlegenden, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttg. 1846, wieder Wien 1863. F. H. v. d. Hagen, Geſammtabenteuer 3, 463 ff. K. Dieſe Marienlegenden gehören eigentlich dem alten Paſſional an. P.]

verbreitet, worin dieſelbe vom Himmel her auf die Schickſale einzelner Menſchen, die ihr beſondre Verehrung widmen, hülfreich und rettend einwirkt. Frühzeitig kommen ſichtbare Erſcheinungen dieſer Schutzheiligen vor, ſelbſt ſchon in Verbindung mit einer Art ritterlichen Mariendienſtes. Von Narſes,[1] dem Überwinder der Oſtgothen (552) wird erzählt, daß die Jungfrau und Gottgebärerin, die er beſonders verehrt, ihm ſichtbar (*ἀναφανδὸν*) die Zeit vorgeſchrieben, wann er Krieg führen ſolle. In jenen Marienwundern des Mittelalters iſt es nun vorzüglich darauf abgeſehen, die Kraft der mütterlichen Fürbitte bei dem göttlichen Sohne auf den äußerſten Grad zu ſteigern, ſo daß der verworfenſte Sünder, wenn er nur noch den Finger der Gottesmutter nicht ganz gelaſſen, noch ſeiner Begnadigung ſicher iſt. Indem nun aber hiebei, eben um den bezweckten Eindruck zu verſtärken, die ruchloſeſte Gottverläugnung durch Verehrung und Anruf Mariens aufgewogen wird, indem zugleich dieſe Verehrung als eine bloß äußerliche, als ein wahrer Bilderdienſt, bezeichnet iſt und, dieſem entſprechend, auch das Werk der Rettung auf die ſinnlichſte Weiſe, ſelbſt durch Herabſteigen der Marienbilder vom Altare, vollzogen wird, gehören dieſe legendenhaften Erzählungen zu den merkwürdigen, aber unerfreulichſten Zeichen der Ausartung des Chriſtenthums in Götzendienſt und ſittenverderblichen Aberglauben.

Gedruckt ſind zwei deutſche Dichtungen dieſer Claſſe, etwa vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, im 3ten Band des Laßbergiſchen Liederſaals. In der erſten, S. 71 ff., deren Verfaſſer ſich „eren frünt der fry“ (V. 1. 296) nennt,[2] macht ein Ritter, der all ſein Gut verthan,

[1] Auguſti, III, 49: „Als ein vorzüglicher Maria-Ritter war der Feldherr Narſes, der Zeitgenoſſe des Beliſarius und Überwinder des Totilas und Tejas, berühmt. Von ihm erzählt Evagrius (a. 586) Histor. eccles. lib. IV, c. 24 Folgendes: *Φασὶ τοίνυν οἱ συγγενόμενοι τῷ Νάρσῃ, ὡς αὐτος τὸ θεῖον λιταῖς τε καὶ ἄλλαις εὐσεβείαις ἐξωσιοῦτο, τὰ εἰκότα γεραίρων καὶ τὴν παρθένον καὶ θεοτόκον, ὡς ἀναφανδὸν αὐτῷ οἱ διαπολεμεῖσθαι τὸν καιρὸν ὅτε πολεμεῖν δέοι.* Auch dergleichen Erſcheinungen der heiligen Jungfrau, worauf das *ἀναφανδὸν αὐτῷ* hindeutet, kommen in dieſer Periode ſchon häufig vor. Der verdächtigen Erzählung des Gregorius von Nyſſa (3tes Jahrhundert) von der Erſcheinung der h. Jungfrau (in Begleitung des Apoſtels Johannes), welche Gregor der Wunderthäter (in der Mitte des 3ten Jahrhunderts) gehabt haben ſoll, iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen.“

[2] [Vgl. auch Marienlegenden, herausg. von F. Pfeiffer, Nr. XX, S. 137 ff P.]

aber ſtets mit ſeiner Frau die Marientage beſonders gefeiert, einen Bund mit dem Teufel, worin er Gott und alle Heilige verſchwört und nur Marien vorbehält; dafür aber muß er geloben, nach Umfluß eines Jahres ſeine Frau dem Böſen zu ſtellen, welchem dieſelbe durch ihr fleißiges Gebet zur Mutter Gottes beſonders zuwider iſt. Der Teufel verſpricht ihm dagegen Gold und Gut, deſſen auch der Ritter bei der Heimkehr ſein Haus voll findet. Als das Jahr um iſt, ſetzt er ſich mit ſeiner Frau auf und reitet nach dem Ort im Walde, wo der Bund geſchloſſen worden. Auf dem Wege kommen ſie zu einer Kapelle, die Marien geweiht iſt. Die Frau verlangt abzuſteigen und tritt hinein, um eine Tagzeit zu beten. Der Ritter wagt nicht, die heilige Stätte zu betreten und bleibt unter der Thüre ſtehen. Da befällt ihn die Reue, auf ſeinen Knieen ruft er die Mutter Gottes an und vergießt Thränen, die ſie in ihren Schooß auffängt; unbemerkt wiſcht ſie mit ihrer Hand ihm die Augen. Aber die Zeit drängt und er ruft ſeine Frau vom Gebet ab, auf dieſe jedoch iſt Schlummer geſunken, an ihrer Stelle und in ihrer Geſtalt ſetzt ſich Maria in den Sattel; er ſieht ſie an und wieder an, ſie gefällt ihm tauſendmal beſſer, als je zuvor, und er dünkt ſich unſelig, daß er die hingeben will, für die er viel beſſer ſein Leben ließe. Der Teufel erſcheint, um ſeine Beute zu empfangen, wird aber von Marien durch Vorhaltung des Kreuzes und des mit den Thränen des Ritters begoſſenen Gewandes verjagt. Laut ſchreit er durch die Wolken und reißt die Berge entzwei. Sie führt hierauf den Ritter zu der Kapelle zurück, wo ſeine Frau noch ſchläft. Maria ruft hier ihren Sohn an, daß er ihr den Sünder laſſe. Aber das Chriſtusbild wendet ſich ab von ihm, bis ſie es weinend mit der Hand ergreift. Mit ausgebreiteten Armen fleht ſie für ihren Schützling, da ſteigt Chriſtus vom Kreuze nieder und nimmt ihn zu Gnaden auf. Der Ritter und ſein Weib erbauen mit dem empfangenen Gut ein Kloſter zu unſer Frauen Ehre und begeben ſich ſelbſt darein.

Die zweite Legende (ebend. S. 253 ff.) erzählt gleichfalls, doch unter verſchiedenen Umſtänden, von einem Vertrage mit dem Teufel, welcher dadurch vernichtet wird, daß der Ritter, welcher Gott verſchworen, nicht auch die Mutter Gottes verläugnen wird. Auch hier werden die hölzernen Altarbilder mimiſch in Bewegung geſetzt. Eine Erzählung in niederdeutſcher Mundart meldet von einem Biſchofe

Theophilus, der, als man ihm wegen weltlichen Sinnes ſeine Präbende genommen, ſeine Seele dem Teufel verſchrieb und ſelbſt auf die Mutter Gottes, obſchon widerſtrebend, verzichtet. Dennoch wird ſie ſeine Fürbitterin bei ihrem Sohne, der ihm am ſchwerſten das anrechnet, daß er auch auf ſie Verzicht gethan. Romantiſche und andre Gedichte in altplattdeutſcher Sprache u. ſ. w., herausgegeben von Bruns. Berlin 1798. S. 289 ff. (Enthält mehrere Legenden.) [Ausgabe von Hoffmann 1854. S. Gödekes Grundriß S. 106 f. K.]

Eine Reihe von Marienwundern enthält die Heidelberger Pergamenthandſchrift 341. Dieſe Sammlung poetiſcher Erzählungen und anderartiger Gedichte des 13ten Jahrhunderts beginnt mit denen von geiſtlichem Inhalt und geht dann auf die weltlichen und ſchwankhaften über. Die Überſchriften der einzelnen Stücke ſ. bei Wilken S. 417 ff. z. B. Nr. 6, Nr. 18.

Großentheils deſſelben Inhalts iſt der Koloczaer Codex (Mailath XI ff. Inhalt des ganzen Codex); die gedruckten Stücke ſind aber nicht hieher gehörig. Eine Pergamenthandſchrift des 13ten Jahrhunderts im Kloſter Neuburg bei Wien enthält nach der in Diutisca III, 272—4, Nr. 12 gegebenen Nachricht gleichfalls mehrere ſolche Marienlegenden, z. B. von einem Ritter, der nichts als Ave Maria lernte und auf deſſen Grabe dieſe beiden Worte aus einer Lilie wachſen. (Dieſes wird ſonſt auch von einem ſchweigſamen Karthäuſer erzählt.) Auch die erſte der zwei Erzählungen des Liederſaals findet ſich dort, aber in anderer Verſification. (S. 273 f.)[1]

Da außer jenen zwei Stücken keines in deutſcher Sprache durch den Druck zugänglich iſt, ſo hebe ich, zu näherer Charakteriſierung dieſer Legendendichtung, den Inhalt einiger altfranzöſiſchen Gedichte aus, der, aus gemeinſamer Quelle lateiniſcher Kloſterſchriften, ohne Zweifel auch in deutſchen Bearbeitungen vorhanden war.

1. Fabliaux et contes des poëtes françois des 11—15 siècles,

[1] Späterer Zuſatz: Zwei Marienlegenden aus der Heidelberger Handſchrift 341 ſind abgedruckt in: Altes und Neues für Geſchichte und Dichtkunſt, herausgegeben von Bothe u. Vogler. Heft I. Potsdam 1832. S. 173—187. Die erſte (Bl. 38 ff.): Ditz ist ein mere gut von einer vrowen und ir sun wolgemut; die zweite (Bl. 50—52): Ditz ist ein schones mere von einem ritter lobewere. (Vgl. Brower, Antiquit. et annal. Trevirens T. II, S. 93.)

publiés par Barbazan, nouv. édition par Méon. T. I. Paris 1808. S. 82 ff. Ein Ritter, der große Liebe zu Marien hat, reitet auf ein Turnier. Er hört von einer nahen Kirche zur Meſſe läuten und begiebt ſich ſogleich dahin. Man ſingt der h. Jungfrau nach einander drei Meſſen und er weilt noch immer im Gebet, obgleich ſein Knappe ihn mahnt, daß die Stunde des Turniers vorübergehe. Als er endlich dem Orte des Ritterſpiels zureitet, kommen ihm ſchon die Andern entgegen, die von da zurückkehren. Alle preiſen ſeine Waffenthaten und Viele ſtellen ſich ihm als Gefangene dar. Es zeigt ſich, daß die, zu der er in der Kirche gebetet, ſtatt ſeiner auf dem Turnier geſtritten. Er kehrt nicht in die eitle Welt zurück, ſondern widmet ſich in einem Kloſter ganz dem Dienſte der Heiligen.

2. Ebend. I, 347 ff. Ein Ritter, der einer Dame zulieb alle Turniere beſucht, kann durch keine Bewerbung ihre Gunſt erringen. Zuletzt räth ihm ein frommer Abt, ein Jahr lang täglich 150 mal den Gruß an die Mutter Gottes, das Ave, herzuſagen, nur mög' er ja niemals über Ritterſpiel oder Jagd ſich daran verſäumen. Durch ihre Fürbitte werd' ihm dann geholfen werden. Der Ritter ruft nun Tag und Nacht in ſeiner Kapelle die Gottesmutter an. Als ſchon das Ende des Jahres herannaht, reitet er an einem Sommermorgen auf die Jagd, verliert ſich im Walde von ſeinen Leuten und kommt zu einer verfallenen Kapelle. Sogleich ſteigt er ab, kniet vor dem alten Marienbilde nieder, ſpricht ſeine 150 Grüße und klagt ſeinen Liebeskummer. Da erſcheint ihm plötzlich Maria, ſchönen und klaren Angeſichts, mit leuchtender Krone und glänzendem Gewand, und fragt ihn, ob die ſchöner ſei, für die er ſeufze? Erſchrocken wirft er ſich nieder, ſein Geſicht vor der großen Helle mit den Händen deckend. Sie heißt ihn ohne Furcht ſein, er ſoll die Geliebte ſeines Herzens haben, aber bedenken ſoll er ſich, welche von beiden ihm die liebere ſei. Die Wahl des Ritters iſt ſchnell getroffen und Maria ſichert ihm zu, droben im Paradieſe werd' er ſie finden, aber es ſei billig, daß er auch um ſie ein Jahr lang die täglichen 150 Ave ſpreche. Der Ritter läßt ſich die blonden Haare abſchneiden, in Sehnſucht und beſtändiger Erinnerung an ihre himmliſche Schönheit bringt er als Mönch das Jahr hin. Am Schluſſe deſſelben holt ſie, als treue Freundin, ihn von der Erde ab zum dauernden Leben.

3. Ebend. II, 420 ff. (Von Gautier de Coinſi, einem Benedictiner, † 1236.) Vor einer alten Kirche, die ausgebeſſert wird, hat man ein neues Marienbild für dieſelbe aufgeſtellt. Auf dem Platze pflegen ſich die jungen Leute zum Ballſpiel zu verſammeln. Einer derſelben will ſeinen Ring, den ihm ſeine Freundin gegeben, damit er nicht verloren oder zerſchlagen werde, über das Spiel in Sicherheit bringen und tritt zu dem Bilde. Es erſcheint ihm in ſolcher Schönheit, daß er weinend davor niederkniet und ſich ganz der herrlichen Geſtalt zu eigen giebt, indem er den Ring an ihren Finger ſteckt. Das Bild ſchließt ſogleich den ausgeſtreckten Finger, ſo daß Niemand den Ring wieder herauszuziehen vermag. Doch nach einiger Zeit hat der Jüngling den wundervollen Vorgang vergeſſen und vermählt ſich mit derjenigen, von der er den Ring erhalten. Aber in der Brautkammer ſelbſt tritt die h. Jungfrau zweimal im Traumgeſichte vor ihn, zeigt ihm den Ring und mahnt ihn, erſt milder und dann drohend, an ſein Gelübde. Da ſpringt er auf, eilt in der Nacht davon und begräbt ſich in eine Einſiedelei, wo er ſein Leben lang Gott und Marien dient. (Eine ähnliche Erzählung in dem Nouv. rec. p. Méon. T. II, 293 ff.; hier jedoch iſt es ein heidniſches Steinbild im Coliſeum zu Rom, dem der Ring angeſteckt wird, und Maria, um Hülfe angerufen, zwingt daſſelbe, ihn zurückzugeben.)

4. Ebend. II, 427. (Von demſelben.) Ein Mönch, der die Mutter Gottes beſonders verehrt und Tag und Nacht vor ihrem Bilde betet, wird von einer abſcheulichen Krankheit befallen. Schon hält man ihn für todt und beginnt die Obſequien, als ſie, den Andern ungeſehen, zu ihm kommt und ihn an ihrer Bruſt trinken läßt, wodurch er vollkommen geheilt wird.

5. Nouveau recueil de fabliaux et contes etc. par Méon. T. II. Paris 1823. S. 154 ff. Eine Nonne, Sacriſtanin ihres Kloſters, betet mit beſondrem Eifer vor dem Bilde der Gottesmutter und erhält deshalb die Gabe, Kranke durch Berührung zu heilen. Gleichwohl wird ſie, durch Einwirkung des Böſen, dahin gebracht, daß ſie ſich entführen läßt; ſie legt ihr Nonnenkleid vor dem Bilde nieder. Zwei Jahre beharrt ſie in ihrer Verirrung. Als ſie nach dieſer Zeit reuevoll zum Kloſter zurückkehrt, wird ihr die Kirchenthüre von der Schutzheiligen geöffnet, die inzwiſchen den Dienſt und die Heilung der Kranken für ſie

verſehen hat. Sie tritt wieder ein, ohne daß jemand ihre Verfehlung erfahren, die ſie nun durch ſtrenge Kaſteiungen abbüßt.

6. Ebend. II, 443. Ein Dieb empfiehlt ſich, ſo oft er auf den Diebſtahl ausgeht, dem Schutze der Mutter Gottes, auch thut er von dem Geſtohlenen den Armen Gutes. Er wird ergriffen und aufgehängt. Aber ſie, die er im Herzen anruft, kommt ihm zu Hülfe. Zwei Tage lang hält ſie ihre weißen Hände unter ſeine Füße, daß er keine Noth leidet. Die, welche ihn aufgehängt, wollen ihn nun mit den Schwertern durchſtechen, doch vergeblich, denn ſie hält ihre Hände vor. Sie nehmen ihn ab und preiſen das Wunder. Er aber geht noch am nemlichen Tag in ein Kloſter. Ohne Zweifel dieſelbe Erzählung, welche ſich in der Heidelberger Handſchrift 341 deutſch befindet, mit der Überſchrift (Wilken S. 418 Nr. 11):

Ditz ist ein mer(e) gentzlich
von einem diebe vreislich.

Ebenſo im Coloczaer Codex Nr. XV [= Pfeiffers Marienlegenden Nr. VI, S. 47 ff.].

Sowie übrigens in einem Theile dieſer Erzählungen die poetiſch-lebendige Darſtellung nicht zu verkennen iſt, oder, wie in derjenigen von dem Ritter, welcher von der irdiſchen Geliebten ſich zu der himmliſchen Schönheit Mariens wendet, die ſymboliſche Auffaſſung das Abſtoßende mildert, ſo iſt auch wohl anzunehmen, daß in manchen der ungedruckten Stücke ein edlerer Geiſt der Legende in lieblichern Bildern hervortreten werde.

Wie Maria in zahlreichen und vieltönigen Lobgeſängen gefeiert wurde, werden wir im nächſten Hauptabſchnitte, vom Minneſang, abhandeln.

4. Weitere Heiligenſagen.

Altdeutſche Gedichte, welche das Leben und das Märtyrthum heiliger Männer und Frauen, die Wunderkraft ihrer Reliquien, ihre hülfreiche Erſcheinung, die wunderbare Rettung und Heilung glaubiger Menſchen und die hiedurch veranlaßte Gründung frommer Stiftungen zum Gegenſtande haben, ſind in bedeutender Anzahl auf uns gekommen. Vieles iſt noch gar nicht oder nur auszugsweiſe gedruckt. Aber auch

von dem Bekannten hebe ich vorzüglich nur Dasjenige aus, was entweder durch innern Werth, oder dadurch, daß es in Deutschland entsprungen oder hier sich eigenthümlich angeknüpft (denn ein großer Theil der Legenden war der ganzen europäischen Christenheit mittelst der lateinischen Kirchensprache gemein), oder auch als das Werk eines sonst namhaften Dichters besondre Beachtung verdient.

Ich führe die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge ihrer jetzigen Abfassung auf.

a. Anno,

ein Gedicht aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in 876 kurzen Reimzeilen, mit unvollkommenem Reime. Es ist mehrmals herausgegeben, namentlich von Martin Opitz, Danzig 1639, auch in der Züricher Ausgabe der Opitzischen Gedichte; sodann in Schilters Thesaurus B. I; zuletzt: Der Lobgesang auf den h. Anno u. s. w., herausgegeben von Goldmann. Leipzig 1816.[1] Der Heilige dieses Gedichts ist der im Jahre 1075 verstorbene Erzbischof Anno von Köln, als Kanzler Heinrichs III und nachheriger Reichsverweser während der Minderjährigkeit Heinrichs IV geschichtlich wohl bekannt. Ich suche mit Folgendem einen Begriff von diesem Gedichte zu geben, das sowohl von Seiten der poetischen Behandlung als der darin ausgesprochenen Ansicht des Heiligenwesens zu den merkwürdigsten gehört:

Wir hörten oft und viel singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich liebe Freunde schieden, wie gewaltige Könige all zergiengen; nun ist Zeit, daß wir denken, wie wir selber sollen enden.

In der Welt Beginn schuf Gott seine Werke zweifach: diese Welt ist das eine Theil, das andre ist geistig. Beide mischt' er zu Einem Werke, das der Mensch ist, Leib und Geist zugleich, der erste nach dem Engel. Seine andern Werke sah Gott recht gehn: Mond und Sonne geben ihr wonniges Licht, die Sterne halten ihre Fahrt ein, das Feuer nimmt aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden die Wasser ihren Fluß, mit Blumen zieret sich das Land, mit Laube deckt sich der Wald, das Wild hat

[1] [Neuere Ausgaben von Karl Roth, München 1847, von Bezzenberger, Quedlinburg 1848. Vgl. Holtzmann in Pfeiffers Germania 2, 1. K.]

ſeinen Gang, ſchön iſt der Vogelſang, jeglich Ding hat noch das Geſetz, das ihm Gott von Anfang gab, nur die zwei Geſchöpfe, die er die beſten ſchuf, übertraten ſein Gebot.

Fünf Welten (Weltalter) führte der Feind zur Hölle, bis Gott ſeinen Sohn ſandte. Auf hub der des Kreuzes Fahne. Die Zwölfboten hieß er in die Lande fahren, vom Himmel gab er ihnen die Kraft, daß ſie überwanden die Heidenſchaft. Rom überwand Petrus, die Griechen der weiſe Paulus, Andreas ſiegt' in Patras, in Indien Thomas, Matthäus in Äthiopien, Simon und Judas in Perſien, Jakobus in Jeruſalem, Johannes predigt' in Epheſus und noch wächſt aus ſeinem Grabe Himmelbrot. Viel andre Märtyrer erfüllten mit ihrem Blute Chriſti Willen; durch Kampf und Mühſal kamen ſie zu ihrem Herrn und ſind bei ihm in Ehren.

Die trojaniſchen Franken ſollen des immer Gott danken, daß er ihnen ſo manchen Heilgen geſandt. Alſo iſt es in Köln bewandt, wo ihrer eine ſolche Menge raſtet: die von Sanct Mauritius Heere und elftauſend Jungfraun, um Chriſti Lieb' erſchlagen; manche Biſchöfe, die dort zeichenhaftig (wunderthätig) waren, und vor allen der heilige Anno; darum loben wir Chriſtum mit Sange!

Zu Köln war er geweihter Biſchof, in der ſchönſten Burg (Stadt), die in deutſchem Lande je ward, war Richter der frömmſte Mann, der je zum Rheine kam. Die Stadt erſchien um ſo hehrer, von ſo weiſer Herrſchaft erleuchtet, ſeine Tugend war um ſo glänzender, weil er einer ſo hehren Stadt pflegte.

Der Dichter geht nun über auf den Urſprung und die weltgeſchichtliche Bedeutung der berühmteſten Städte. Ninus, der Stifter der Heerfahrten, baute Ninive; ſein Weib Semiramis Babylon, von wo die 70 Zungen ausgiengen und wo der weiſe Daniel ſein Traumgeſicht von den Vier hatte, welche vier weltumgreifende Königreiche bezeichneten. Es werden hiernach die vier Weltherrſchaften aufgezählt: die babyloniſche, die des Cyrus und Darius, die des griechiſchen Alexander, der mit ſeinen Heeren bis zu den goldnen Säulen an der Welt Ende drang, mit zween Greifen in die Luft fuhr und in einem Glaſe ſich in das Meer niederließ; endlich das römiſche Weltreich. Cäſar ward von Rom ausgeſandt, wider deutſche Lande zu fechten. Schwaben, Baiern, Sachſen bezwang er, zuletzt auch die edeln Franken, die gleich ihm von

der alten Troja herſtammten. Aber mit Hülfe der Deutſchen beſiegte Cäſar ſelbſt den Pompejus und gewann die Alleinherrſchaft. Unter ſeinem Neffen Auguſtus ward Augspurg und bald auch von Agrippa Köln geſtiftet, zuvor ſchon waren andre Rheinſtädte erſtanden. In Auguſtus Zeiten geſchah es, daß Gott vom Himmel niederſah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, von der heiligen Jungfrau Maria. Des erſchienen Gottes Zeichen zu Rom: aus der Erde ſprang lautres Öl und rann über das Land; um die Sonne ſtand ein Kreis, roth wie Feuer und Blut; denn zu nahen begann, woher uns allen die Gnade kam, ein neues Königreich, dem alles Weltliche weichen muß.

Sanct Peter, des Herren Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und ſchrieb die Burg zu Chriſti Eigen. Von da ſandt' er drei heilige Männer, den Franken zu predigen: Eucharius und Valerius, aber der dritte, Maternus, verſchied auf dem Wege. Da kehrten die Zween zurück und klagten es Sanct Petern. Er aber ſandte ſeinen Stab, den legten ſie auf des Maternus Grab,[1] ſie hießen ihn wieder vom Tod erſtehen und in Sanct Peters Gebot mit ihnen nach Franken gehn. Als der Todte ſeines Meiſters Namen vernahm, war er alsbald gehorſam; da erſchloß ſich die Erde, er hielt ſich am Gras und erhob ſich eilig aus dem Grabe, darin er vierzig Tage gelegen. Vierzig Jahre lebt' er noch. Zuerſt lehrten ſie zu Trier, darnach bekehrten ſie Köln und hier ward Biſchof derſelbe Mann, der vom Tod erſtanden. Da gewannen die drei Boten bei den Franken zu Gottes Dienſte viel manchen Mann, mit beſſerem Streite, als mit dem Cäſar ſie einſt überwunden. Sie lehrten dieſelben wider Sünde fechten und vor Gott gute Knechte ſein. Dieſer Lehre pflegten auch wohl, die nach ihnen Biſchöfe waren, dreiunddreißig in der Zahl bis auf Sanct Anno. Ihrer ſind nun ſieben heilig, die ſcheinen uns vom Himmel, wie das Siebengeſtirne zu Nacht. Sanct Annos Licht iſt hehr und gut, unter die andern bracht' er ſeinen Schein, wie der Jachant (Hyacinth) in den goldnen Fingerring.

Dieſen theuern Mann mögen wir nun zu Beiſpiel haben, ihn mögen als einen Spiegel anſehn, die nach Tugend und Wahrheit trachten.

[1] Brower, Antiq. et annal. Trev. T. II, S. 93.

Als der dritte Kaiſer Heinrich ſich ihm befahl (anvertraute) und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da gieng er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwiſchen Erd' und Himmel geht und beidenthalb ſcheinet. So gieng der Biſchof Anno vor Gott und vor Menſchen. In der Pfalz (als Reichsverwalter) war ſeine Tugend eine ſolche, daß ihm das ganze Reich ſich beugte; zu Gottes Dienſt erzeigt' er ſich, als ob er ein Engel wäre. Offen war er ſeiner Worte, über die Wahrheit fürchtet' er Niemand; ein Löwe ſaß er vor den Fürſten, ein Lamm gieng er unter Dürftigen. Den Thörichten war er ſcharf, den Guten milde; Waiſen und Wittwen lobten ſeine Sitte. Predigt und Ablaß konnte keiner ſo göttlich thun. Wenn die Leute nachts alle ſchliefen, ſtand er auf und beſuchte manches Münſter mit ſeinem reinen Gebet; ſein Opfer trug er mit ſich. Der Armen fand er viele, die nicht Herberge hatten und ſein warteten. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, der Niemand ſich annahm, dahin gieng der heilige Biſchof und bettet' ihnen wohl. So mocht' er mit Recht heißen Vater aller Waiſen.

Selig ſtand das Reich alles, da er des Gerichtes pflegte, als er zum Reiche den jungen Heinrich zog. Welch ein Richter er wäre, ward weithin kund. Von Griechen und England ſandten die Könige ihm Gabe, ſo that man auch von Dänemark, Flandern, Rußland. Die Münſter ziert' er überall, ſelbſt ſtiftet' er viere, ein fünftes iſt Siegeberg, ſeine liebe Wohnſtätte, wo nun ſein Grab iſt. Es iſt Siegburg gemeint, wo noch in der Reliquienkapelle der Kloſterkirche das Grab des h. Anno gezeigt wird.

Damit aber nicht die große Ehre ſeiner Seele ſchadete, ſo that ihm Gott, wie der Goldſchmied thut, wenn er eine Spange wirken will; das Gold ſiedet er im Feuer, wohl ſchleift er die Goldſteine; alſo ſchliff Gott Sanct Annon mit mancher Mühſal. Oft feindeten ihn die Landherrn an; oft verriethen ihn die, die ihn behüten ſollten, und verläumdeten ihn, die er zu Ehren gebracht. Zuletzt ward er mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie Abſalon einſt ſeinen Vater David vertrieb. Hernach begann der üble Streit, als dem vierten Heinrich das Reich verworren ward. Mord, Raub und Brand zerſtörten Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn. Denen Niemand widerſtände, wenn ſie wollten mit Treue zuſammen gehn, die ſtifteten große Heerfahrten gegen Blutsfreunde und

Hausgenoſſen. Das Reich kehrte ſeine Waffen in ſeine eigenen Adern, mit ſieghafter Rechte überwand es ſich ſelbſt, daß die getauften Leiber unbegraben umhergeworfen lagen, zu Aaſe den bellenden, den grauen Waldhunden. Als das Sanct Anno nicht zu ſöhnen vermochte, da verdroß ihn, länger zu leben.

Er fuhr gen Salfeld in Thüringen, auf dem Wege that ſich ihm der Himmel auf und er ſah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf ſeinem Wagen im Gebete lag, umfieng ihn ſolche Mannkraft, daß man ſechszehn Roſſe vor den Wagen ſpannte. Damals däucht' ihn, daß er ſähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm ſichs zu Herzen der heilige Mann und von da begann er zu ſiechen.

In einer Nacht hatt' er ein Traumgeſicht, wie er in einen königlichen Saal käme, zu wundervollem Geſtühle, wie es mit Recht im Himmel wäre. Allenthalben war es mit Gold behangen, koſtbare Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und manigfalt. Da ſaßen viele Biſchöfe, der Biſchof Bardo war ihrer einer, Sanct Heribert glänzte wie ein Goldſtein, unter ihnen war Ein Leben und Ein Muth. Noch ſtand ein Stuhl ledig, zu Sanct Annos Ehren war er hingeſetzt, o wie gerne wär' er da geſeſſen! Das wollten aber die Fürſten nicht geſtatten, wegen eines Fleckes auf ſeiner Bruſt. Auf ſtand der Herren einer, Arnold, einſt Biſchof zu Worms, führt' ihn bei Seite und ermahnt' ihn mit freundlichen Worten, dieſen Flecken hinweg zu thun, dann ſei ihm der ewige Stuhl bereit. Als nun Sanct Anno vom Schlaf erſtand, wußt' er wohl, was er thun ſollte; den Kölnern ſchenkt' er ſeine Huld wieder, wie ſehr ſie ſeinen Haß verſchuldet hatten.

Als darauf die Zeit kam, da er, ſeinen Lohn zu empfangen, zu Gottes Gegenwart aufſtieg, da that er uns, wie der Aar ſeinen Jungen thut, wenn er ſie ausfliegen lehrt; er ſchwebt über ihnen und ſchwingt ſich auf, das thun dann auch die Jungen gerne. Alſo wollt' er uns lehren, wie wir ihm nach ſollten fahren. Uns hienieden zeigt er, welch Leben im Himmel ſei. An ſeinem Grabe noch wirkt' er ſchöne Zeichen, die Siechen und die Lahmen wurden da geſund.

Ein Vogtmann Volprecht, der ſich dem Teufel ergeben, begann eines Tags, als er mit Arnold, ſeinem Herrn, ritt, Gottes Heilige zu läſtern und zuletzt auch Sanct Annon. Da ſprangen ihm plötzlich beide

Augen aus und er fiel zu Boden. Als er aber Beichte gethan und des Heiligen Gnade anrief, wuchſen ihm in den leeren Aughöhlen neue Augen.

Das Gedicht, das ich hier in ſeinen Hauptzügen erkennen zu laſſen verſuchte, iſt nicht nur durch poetiſche Bilder und lebhafte Darſtellung, ſondern vorzüglich auch durch die Kühnheit ſeiner Anlage ausgezeichnet. Es erzählt nicht in der gewöhnlichen Weiſe ſchnurgerade fort oder verwebt in die Erzählung einzelne, fromme Betrachtungen, ſondern es ſtellt ſeinen beſondern Gegenſtand in einen idealen und weltgeſchichtlichen Zuſammenhang, es umkreiſt in raſchem Flug alle Weltreiche und ſchwingt ſich zuletzt zum Himmel auf. Was wir bei ſo vielen andern Legenden vermiſſen, eine würdige Anſicht von dem Beruf ihrer Heiligen, das kommt uns hier entgegen. Einiges für uns Störende, wie z. B. das letzte Wunder, wird uns nicht abhalten, die einfache Größe des Ganzen zu erkennen.

An die Stelle der weltlichen Lieder ſoll ein geiſtlicher Heldenſang treten; eine Abſicht, die wir in der religiöſen Dichtung mehrerer germaniſchen Völker ausgeſprochen fanden. Die Helden dieſes neuen Geſanges ſind die Heiligen, ſie kämpfen den großen Kampf gegen Unglauben und menſchliche Verderbnis, ſie begründen das neue, geiſtige Weltreich, dem alle irdiſche Herrſchaft weichen muß, ſie lehren uns den Aufſchwung zum Himmel, wie ihn der Aar ſeine Jungen lehrt.

Es iſt bemerkt worden, daß das Annolied beſonders in der Aufzählung jener Weltherrſchaften Mehreres zum Theil wörtlich mit der Kaiſerchronik, der ich am Schluſſe des vorigen Hauptabſchnitts erwähnt, gemein habe. Ein beſtimmtes Urtheil über dieſes Verhältnis iſt mir nicht möglich, da ich die noch ungedruckte Kaiſerchronik nur ſtellenweiſe kenne. H. Hoffmann äußert ſich in den Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur Th. I, 251 hierüber ſo:

„Man hat neuerdings geſtritten, ob das Lied auf den h. Anno ein urſprünglich für ſich beſtehendes Gedicht ſei oder der Kaiſerchronik angehöre. Ich ſtimme gegen beide Annahmen: das Annolied iſt nemlich meiner Meinung nach älter als die Kaiſerchronik, kann alſo aus dieſer nicht entlehnt ſein; ſeine Urſprünglichkeit ſcheint mir aber nur theilweiſe zuläſſig, weil wahrſcheinlich ſein weltgeſchichtlicher Anfang aus einer ältern Reimchronik herrührt, woraus auch der Verfaſſer der Kaiſerchronik ſchöpfte; daher denn auch wohl in beiden Gedichten dieſe merkwürdige Übereinſtimmung.“

Verhält ſich dieſes aber auch wirklich ſo, d. h. iſt jener weltgeſchichtliche Überblick vom Verfaſſer des Annoliedes ſelbſt aus einer ältern Chronik in ſein Gedicht aufgenommen oder von einem Andern, wenigſtens in dieſem Umfang und der wörtlichen Übereinſtimmung, interpoliert worden, ſo wird dadurch der urſprüngliche Werth und Beſtand des Liedes nicht aufgehoben; denn die ſchönſten Bilder und die Idee des Heiligenberufes ſelbſt ſind gerade nur dem Theile der Dichtung eigen, welcher ſich auf den h. Anno bezieht, und der Ausflug in die Weltgeſchichte war, wenn nicht in dem, was aus ihr herbeigezogen wurde, doch in der Beziehung auf den beſondern Gegenſtand eigenthümlich. Entſchieden aber iſt noch keineswegs, daß nicht eine Chronik, welche ihrer Natur nach Compilation iſt, das einzelne, ausgezeichnete Gedicht benützt haben könne.

b. Orendel und Breide.

In dem vorangeführten Marienleben von Philipp, dem Karthäuſer, wird erzählt, wie Maria ihrem Sohne einen Rock gemacht, ohne Naht, und der mit dem Kinde fortgewachſen (Grundriß 297. 27[1]). An dieſe Legende vom ungenähten Rock Chriſti iſt in den Abenteuern des trieriſchen Königsſohnes Orendel eine Brautfahrt angeknüpft, ähnlich den in der Heldenſage vorkommenden Fahrten Otnits, Rothers, der Hegelinge. Wenngleich dieſes Gedicht in der älteſten Geſtalt, in der wir es beſitzen, nur in einem Augsburger Drucke von 1512[2] vorhanden iſt und hier manche entſtellende Änderung erfahren hat, ſo läßt doch der darin noch herrſchende unvollkommene Reim dasſelbe als ein Erzeugnis des 12ten Jahrhunderts vermuthen (Hoffmanns Fundgruben I, 213). Es beſteht in 6949 Reimzeilen. Der Stil iſt der des volksmäßigen Heldenlieds und wir haben es deshalb bei der Erörterung des epiſchen Stils benützt.

Der Eingang des Gedichts berichtet die ſeltſamen Schickſale des grauen Rockes Chriſti. Maria hat ihn aus der Wolle eines ſchönen Lammes geſponnen, die h. Helena (ſehr anachroniſtiſch) ihn gewirkt.

[1] Vgl. Altd. Wäld. B. II, 28. Wilken, Geſch. d. Kreuzz. I, 13 f., Nr. 31.

[2] [Neue Ausgabe von H. v. d. Hagen. Berlin 1844. K. Orendel und Bride von L. Ettmüller. Zürich 1858. Überſetzung von K. Simrock. Stuttgart und Tübingen 1845. P.]

Er iſt gewirkt und nicht genäht. Chriſtus hat darin die heiligen vierzig Tage gefaſtet; nach ſeinem Tode verlangt ein alter Jude von Herodes den Rock zum Lohne 23jährigen Dienſtes. Der Jude wäſcht ihn am Brunnen und breitet ihn an die Sonne, aber des Heilands roſenfarbes Blut bleibt daran. Da heißt Herodes den Rock aus dem Geſichte ſchaffen; er wird in einen ſteinernen Sarg verſchloſſen und 72 Meilen vom Strand in den Grund des Meeres geworfen. Eine Sirene bricht den Sarg auf und der Rock ſchwimmt ans Ufer. Hier liegt er volle acht Jahre, im neunten kommt ein armer Waller, der vielgewanderte Tragemund, in Cypern auf den Sand, um ein Schiff nach dem heiligen Grabe zu ſuchen. Er findet den Rock und hebt ihn auf, als eine Gabe Gottes. Er will ihn tragen um der Seele des Mannes willen, der darin ertrunken. Er wäſcht ihn im Meere, aber das roſenfarbe Blut bleibt ganz friſch. Der Waller erräth, daß es Chriſti Rock ſei, durch den des Speeres Stich gegangen; nicht ihm, noch irgend einem Sünder gezieme, den Rock zu tragen. Er wirft ihn wieder in die Meeresflut. Ein Fiſch, der Wal genannt, verſchlingt den Rock und trägt ihn weitere acht Jahre im Magen, bis er dem Helden des Gedichtes zu Theil wird.

Orendel iſt der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier an der Moſel. Als er zu ſeinen Jahren gekommen, empfängt er an St. Stephans Tage das Schwert und weiht es Marien. Es ſoll nun eine Braut für ihn gewählt werden. Alle benachbarten Königstöchter ſind ihm blutsverwandt. Nur eine, fern überm Meere, weiß ihm ſein Vater zu nennen; es iſt Jungfrau Breide, die ſchönſte der Weiber, der das heilige Grab dient und viel der Heidenſchaft. Es werden 72 Schiffe gezimmert. Orendel will nur ſolche Gefährten, die freiwillig mit ihm ziehen. Er läßt goldne Sporen auf den Hof ſchütten, die Ritter, die ihm folgen wollen, heben ſie auf; nur ein Paar bleibt zurück, daraus der junge König unſres Herrn Bild machen läßt, zum Opfer in Jeruſalem. Sie fahren die Moſel hinab nach Koblenz, dann auf dem Rhein in das Meer. Nach dreijähriger, abenteuervoller Irrfahrt nähern ſie ſich dem h. Lande, als ein Sturm ſich erhebt und die 72 Kiele verſenkt. Orendel allein wird ans Land getrieben. Die Kleider ſind ihm abgeriſſen. Drei Tage bringt er in einem Loche zu, das er mit der Hand in den Sand gegraben. Am vierten Morgen hört er das Meer rauſchen. Ein Fiſcher fährt heran, dem Orendel, der ſich für einen beim

Fiſchfang Verunglückten ausgiebt, als Knecht zu dienen ſich erbietet. Meiſter Eiſe, ſo heißt der Fiſcher, ein Greis von 72 Jahren, will die Kunſt des Fremdlings prüfen. Orendel, der noch nie gefiſcht hat, hebt ſeine Hände zu Gott. Dann wirft er die Garne aus und fängt in kurzer Zeit das Schiff voll Fiſche. St. Peter hilft ihm dazu. Sie fahren nun nach dem Hauſe des Fiſchers. Es iſt eine Burg mit ſieben Thürmen, darauf dem Meiſter 800 Fiſcher dienen. Seine Frau ſteht an der Zinne mit ſechs Dienſtfrauen, alle koſtbar gekleidet. Vierthalbtauſend Fiſche lieſt Meiſter Eiſe auf, einen, den Wal, ſchneidet er auf und findet in deſſen Magen den grauen Rock. Orendel, der ſeine Blöße nur mit Laub bedeckt hat, bittet um denſelben, aber Eiſe will ihn nicht umſonſt geben. Orendel dient darum ſechs Wochen, bis gegen Weihnachten. Da meint der Meiſter, der elende Mann ſoll dieſes Feſt über nicht ſo nackt vor ihnen gehen, man ſoll ihm ein Gewand kaufen. Des Fiſchers Frau kauft ihm dürftige Bekleidung und ein Paar große rinderne Schuhe. Orendel klagt Gott ſeine Noth. Marie, die ihren Sohn für ihn gebeten, ſendet ihm durch den Engel Gabriel dreißig güldne Pfenninge, mit dem Troſte, daß ſeine ertrunkenen Ritter bei Gott im Himmelreiche ſeien. Mit den Pfenningen ſoll er den grauen Rock kaufen, den der Herr bei ſeiner Marter getragen. Darin ſei er beſſer bewahrt, als in Stahlringen, kein Schwert mög' ihn dadurch verwunden. In demſelben ſoll er fünfzehn Kämpfe gegen die Heiden fechten. Orendel begiebt ſich auf den Markt, wo man den grauen Rock feil bietet. Da thut unſer Herr um des jungen Königs willen ein großes Zeichen. Der Rock ſchleißt, wo man ihn angreift, auseinander, als ob er faul wäre. So muß der Meiſter ihn um die dreißig Goldpfenninge ablaſſen, gerade um ſo viel, als einſt unſer Herr verkauft ward. Als aber Orendel ihn zu ſich genommen, erſcheint er nagelneu. In dieſem Rocke zieht nun Orendel zum h. Grabe, wo er für die ſchöne Breide, der eine Gottesſtimme ſein Kommen zum voraus verkündigt hat, viele und ungeheure Kämpfe gegen die Heidenſchaft ſiegreich beſteht, in welchen Breide mitunter auch ſelbſt das Schwert führt. Sie ſetzt ihm Davids Krone auf und er vermählt ſich mit ihr, aber, nach dem Geheiß eines Engels, bleibt immer ein Schwert zwiſchen ihnen liegen. Er geräth in Gefangenſchaft, auch Breide wird entführt, doch ſtets iſt ihnen der Himmel wieder hülfreich. Orendel wird überall der graue Rock genannt. Anfangs wird

er um ſeiner unſcheinbaren Kleidung willen gering geſchätzt. Als er aber zum erſtenmal auf dem Tempelhof zu Jeruſalem ein wildes Roſs beſteigt und die rindernen Schuhe nicht in den Stegreif bringen kann, ſendet ihm Chriſt vom Himmel durch den Engel Gabriel goldne Schuhe hernieder. Drei Erzengel, Schwerter in Händen, reiten mit ihm in den Streit. Als er auf einer heidniſchen Burg gefangen liegt, ſchreibt die Gottesmutter ſelbſt einen Brief, den eine Turteltaube zu ſeinem Heere bringt und, als eben der Prieſter die Meſſe ſingt, auf den Altar fallen läßt. Nachdem Orendel ſeinen Vater zu Trier von der Belagerung eines heidniſchen Heeres entſetzt und die Heiden, die ſich ihm unterworfen, getauft hat, befiehlt ihm der Engel, den grauen Rock zu Trier zu laſſen, wo der Herr am jüngſten Tage ſein Gericht halten und alle ſeine Wunden zeigen werde. Orendel läßt drei Prieſter holen, verſchließt den Rock in einen ſteinernen Sarg und empfiehlt ihm das Land von Trier. Er befreit noch das h. Grab, das in die Gewalt der Heiden gefallen, und lebt in deſſen Dienſte mit Breiden und dem Meiſter Eiſe, den er zum Herzog des h. Grabes beſtellt hat, bis die Engel ihre Seelen hinführen.

Dieſer ungenähte Rock[1] nun (tunica inconsutilis) war die berühmte Hauptreliquie der Kathedralkirche zu Trier und iſt vielleicht[2] noch dort zu ſehen. In den Antiquitat. et annal. Trevirens. auctor. Browero et Masenio. Leod. 1670 findet man dieſes Kleinod umſtändlich beſchrieben und die Geſchichte ſeiner Erwerbung und Verehrung ausführlich abgehandelt. Die Legende iſt dieſe: der h. Agricius, der im Jahre 327 von Antiochien als erſter Biſchof nach Trier kam, brachte den ungenähten Rock nebſt andern Heilthümern dahin, als ein Geſchenk, das ihm die h. Helena, Mutter Conſtantins des großen, für ſeine neue Kirche mitgegeben (I, 216 fg.). In den nachfolgenden Kriegsunruhen und Verheerungen war aber die Reliquie verſchwunden und Jahrhunderte lang verſchollen, bis im Jahre 1196 Erzbiſchof Johann I ſie im Altare des h. Nicolaus wieder auffand (II, 91). Doch wurde ſie abermals der

[1] Der Anlaß zu der Legende vom ungenähten Rock Chriſti liegt im Evangelium Joh. 19, 23: Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

[2] [Geſchrieben vor den neuen Ausſtellungen desſelben im Jahre 1844 und ſpäter. K.]

öffentlichen Verehrung entzogen und erſt im Jahre 1512, während der Anweſenheit Kaiſer Maximilians I bei einer Reichsverſammlung zu Trier, von neuem, unter Veranſtaltung allgemeiner Gebete, aufgeſucht und entdeckt. Bei ihrer öffentlichen Ausſtellung ſollen ſich gegen hunderttauſend Menſchen verſammelt haben. Man war damals ſo glücklich im Finden heiliger Gewande, daß zu gleicher Zeit in einer andern Kirche zu Trier auch das Kleid der heiligen Jungfrau zum Vorſchein kam. Der ungenähte Rock wurde anfangs nur zuſammengefaltet, wie er aufgefunden worden war, vorgezeigt, aber auf inſtändiges Begehren der Menge breitete man ihn vor aller Augen aus, worüber die Meiſten, wunderbar bewegt, in plötzliche Thränengüſſe ausbrachen (II, 328 fg.). Matthias Agricius, ein trieriſcher Geiſtlicher, beſchreibt das Ausſehen desſelben u. A. in folgenden panegyriſchen Verſen:

Vix etiam cuiquam certum didicisse colorem
Contigit, usque adeo variat decor undique fusus,
Puniceusve rubor certat ferrove, crocove,
Ut coram aspexi: fugiuntque hærentque tuentum
Pendentes oculi: jurares numen inesse.
Non tot multicolor pallentibus arcubus Iris
Induitur formas, quas versat imagine tota,
Quot rutilant varii variante decore colores.
Atque ea sanguineis nonnunquam interlita guttis
Arida prodit adhuc sudati semina roris,
Dixeris æthereo demissam a culmine vestem.

(II, 421. Vgl. II, 91.)

Eine päbſtliche Bulle vom Jahre 1514 gewährte den Beſuchern und Verehrern des heiligen Rockes reichliche Indulgenzen (II, 556). Da man auch anderwärts das Kleid Chriſti zu beſitzen behauptete, ſo fand ſich Calvin zu der Bemerkung veranlaßt, daß man frevelhafter mit dem Rock des Herrn umgehe, als einſt die Kriegsknechte, die ſich geſcheut hätten, ihn zu zertrennen, während man ihn nun zwar nicht in zwei Stücke, aber in zwei ganze Röcke zerſchnitten habe. Hiegegen ereifert ſich der Jeſuit Brower ſehr und vertheidigt insbeſondre den verjährten Beſitzſtand der Kirche zu Trier, indem er ſich auf das Edictum uti possidetis beruft (I, 217 fg.).

Der Umſtand, daß die Legende von der Erwerbung des Heilthums, wie ſie ſich zu Trier erhalten, mit der Erzählung unſres Gedichtes nichts

gemein hat, beſtätigt die Anſicht, daß in letzterem die legendenhafte Überlieferung ſich eines alten Heldenliedes bemächtigt habe. Wir ſahen auch im Otnitsliede eine Brautfahrt der deutſchen Heldenſage zu einem Kreuzzuge umgewandelt. Der ungenähte Rock, welcher beſſer vor Schwertſchlägen ſchützt, als ſtählerne Ringe, entſpricht St. Georgs Hemde, welches Wolfdietrich mit gleicher Eigenſchaft trägt und welches auch mit ihm gewachſen iſt. Aber auch in dieſem glaubten wir ein gefeites Gewand, ein Nothhemd, wie es ſchon in den nordiſchen Sagen vorkommt, chriſtlich umgetauft, zu bemerken; ein ſolches kann nun auch die Anknüpfung des Liedes von Orendel an die Legende vom Rocke Chriſti veranlaßt haben. Die Engel leiſten in dieſem Liede die ähnlichen, hülfreichen Dienſte, wie im Otnitsliede der Zwerg Elberich. Ja es kommt ſogar ein wonneſamer Zwerg Alban vor, der Breiden durch zween hohle Berge in den Kerker des gefangenen Orendel führt. Weil er aber treulos an ihnen handeln will, wird er von einem Engel mit einer dreiſtrangigen Geiſel gezüchtigt. Chriſtliche und heidniſche Figuren ſind hier ſeltſam vermiſcht und die Geiſel, die im Nibelungenliede der Zwerg Alberich führt (V. 1991), iſt in die Hand des Engels übergegangen. Auch der proſaiſche Anhang des Heldenbuchs ſetzt Orendeln mit den Helden der deutſchen Sage in Verbindung:

Bl. 208: Kunig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der für übermer mit vil schiffen. wann er was gar ein reicher künige. Do glengen jm die schiff alle vnder. doch kam er myt hilff eines fischers auß, vnd was lang zeyt by dem fischer vnnd halff jm fischen. Darnach kam er gen Jherusalem tzů dem heyligen grabe. Do was syn frawe eins küniges tochter. die was geheyssen frauwe Brigida, was gar ein schöne fraw.[1] Darnoch ward dem künig geholffen von andern grossen herren das er wider kam gen Trier. vnd starb do, vnd liget zů Trier begraben.[2] Also ertruncken jm alle syn diener, vnnd verlor gar vil gůtz auff dem mere.

Des ungenähten Rockes wird hier gar nicht erwähnt. (Vgl. Hormayr I, 17. III, 25. Orendil, Gaugraf im Chiemgau. Orendelfall, Pfarrdorf, Oberamt Ehringen.)

[1] Die Legende der heil. Brigida bei Jac. de Vorag. CC hat mit ihr nichts gemein.

[2] was nicht mit dem Liede ſtimmt.

c. Der arme Heinrich,

ein Gedicht Hartmanns von Aue, vom Ende des 12ten Jahrhunderts, in 1520 kurzen Reimzeilen. Es iſt mehrmals herausgegeben, beſonders mit ſchätzbaren Unterſuchungen über den Mythus desſelben u. ſ. w. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. Später mit noch ſtrengerer Kritik des Textes in K. Lachmanns Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13ten Jahrhd. Berlin 1820 [ſpäter von W. Müller 1842, von Haupt 1842, von Wackernagel 1855 abgeſondert, ferner im altdeutſchen Leſebuch. K.]. Ganz neuerlich iſt erſchienen: Der arme Heinrich u. ſ. w., metriſch überſetzt von K. Simrock. Nebſt der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Überſetzers. Berlin 1830.

Heinrich von Aue, ein Ritter in Schwaben, der mit allen Gaben des Glücks reichlich geſegnet iſt, wird von der Miſelſucht (dem Ausſatz) ergriffen. Er fährt nach Monpelier und Salerno, um bei den Ärzten Heilung der ſchrecklichen Krankheit zu ſuchen. Am erſtern Orte wird ſie für unheilbar erklärt, am letztern beſcheidet ihn der beſte Meiſter, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche freiwillig für ihn den Tod leide, geheilt werden könne. Heinrich giebt den Gedanken an ſeine Geneſung auf, entſchlägt ſich ſeiner Habe bis auf ein Gereute (neuangebautes Land), wohin er vor den Menſchen flieht. Dieſes Gereute baut ein freier Meier, den Heinrich ſtets wohl gehalten und der nun zum Danke ſeines Herrn treulich pflegt. Beſonders aber nimmt die zwölfjährige Tochter des Meiers ſich des Kranken liebreich an und in ihr bildet ſich, als ſie die Bedingung ſeines Geneſens erfahren, der feſte Entſchluß, ſich für ſeine Heilung zu opfern. Sie läßt nicht ab, bis er mit ihr nach Salerno zieht. Schon ſtreicht der Meiſter ſein Meſſer, um ihr das Herz aufzuſchneiden, als Heinrich, der es von außen gehört und durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, ungeſtüm Einlaß verlangt und zum großen Leidweſen des Mägdleins erklärt, daß er ihren Tod nicht ertragen könne. Sie ziehen wieder nach der Heimat, aber auf dem Wege wird Heinrich durch die Gnade des Himmels friſch und geſund. Seine Freunde rathen ihm, ſich zu vermählen, und er umfängt als Gemahlin die, von der er Leben und Geneſung hat und die er zuvor ſchon im kindlichen Spiele ſein Gemahl zu nennen pflegte.

Die Brüder Grimm haben den Grund dieſer Dichtung als eine alte, hier in dem Geſchlechte, deſſen Dienſtmann der Dichter war, angeknüpfte Opferſage nachgewieſen, welche in manigfachen Geſtaltungen vorkommt und deren urſprüngliche Bedeutung iſt, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Ausſatze durch Blut insbeſondre kommt ſchon im alten Teſtamente vor.[1]

Der Gegenſtand des Gedichtes, wie ich ihn nur in Umriſſen angegeben, kann herb und ſchwierig erſcheinen. Aber der mildeſte und innigſte unter den altdeutſchen Dichtern hat durch ſeine Behandlung über das ſchroffe der alten Sage ein ſo ſanftes, gedämpftes Licht ausgegoſſen, daß dieſes Gedicht als eines der gediegenſten und anmuthigſten des deutſchen Mittelalters daſteht. Die jungfräuliche Retterin faßt und verfolgt ihren Vorſatz ſo mit innerlicher Begeiſterung, daß ſie in ihrem freudigen Muthe den Hörer ſelbſt über die Schrecken der grauſamen Opferung hinwegſetzt und es glaublich macht, wie ihre Eltern, wie der anfangs widerſtrebende Meiſter, wie Heinrich ſelbſt, für den ſie ſich opfern will, unwiderſtehlich bis zum Puncte der Entſcheidung mit hingeriſſen wurden.

Ich habe dieſe Erzählung hier eingereiht, nicht bloß, weil die endliche Wendung ein Gnadenwunder iſt, ſondern weil das Ganze in religiöſem Sinne aufgefaßt iſt.

Der Dichter, der ſich auf eine geſchriebene Quelle beruft, ſagt im Eingang, er habe ſich genannt, um nicht ohne Lohn ſeiner Arbeit zu bleiben, damit nemlich, wer nach ſeinem Leben dieſe Mähre leſe oder ſagen höre, ſeiner Seele vor Gott gedenken möge; man ſage, wer für des andern Schuld bitte, erlöſe ſich ſelbſt damit. Dieſe Stimmung, mit der er anhebt, verbreitet ſich über das ganze Gedicht. Er zeigt vorn herein an des armen Heinrichs Geſchicke die Hinfälligkeit alles Irdiſchen

[1] Vgl. das Ausland 1833. 3 Mai. Nr. 123, S. 492. „In der Nähe von Agra wollte ſich ein Mohammedaner, der mit dem Ausſatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es beſteht nemlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen iſt, daß durch einen ſolchen Tod der Ausſatz, der oft in Familien ſich vererbt, in denſelben ausgerottet wird. Wahrſcheinlich wirkt aber am meiſten Lebensüberdruß zu ſolchen Selbſtopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entſchluſſe des Kranken in Kenntnis geſetzt wurde, unterſagte ſie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu ſein.“

(Grimm S. 2 ff.). Dieſem Unbeſtande, dieſem ſchmählichen Verſinken des Erdenglückes gegenüber erhebt ſich dann in der Begeiſterung des heldenmüthigen Kindes der Blick zu einer andern, unvergänglichen Herrlichkeit, zu der dieſes reine Weſen, als freiwilliges Opfer für die Rettung ihres geliebten Herrn, ſich aufſchwingen will. Schon bei ihren kindlichen Spielen wird der Geiſt angedeutet, den der Himmel ſelbſt in ihr erweckt (Grimm S. 6 f.):

Iedoch geliebte irz aller meist
von gotes gebe ein süezer geist.

In voller Reife aber ſpricht ſich ihre Geſinnung in den beredten Worten aus, wodurch ſie die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrem kühnen Entſchluſſe ſich erringt (Grimm S. 11—17).

Beſonders aber zeichnet ſich Hartmanns Gedicht vor andern Darſtellungen dieſer Opferſage am Schluß noch dadurch aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenſo gewaltſames Wunder die Todte wieder ins Leben geweckt wird, ſondern daß die freiwillige Hingebung geiſtig vollendet wird und dann die Geneſung nur leiſe, wie ein Thau, vom Himmel ſinkt. Das alte Blutopfer iſt rein innerlich geworden und der Dichter ſpricht ſeinen Sinn klar in den Worten aus:

Do erzeigte der heilige Krist,
wie liep ime triuwe ist,
und schiet sî dô beide
von allem ir leide
und machete iu dâ zestunt
reine unde wol gesunt.

Ein ſpäterer Dichter des 13ten Jahrhunderts, Gottfried von Straßburg, rühmt von Hartmann (Triſtan 4626):

Wie lûter uud wie reine
sîn kristallînin wörtelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an,
sî tuont sich nâhen zuo dem man
und liebent rehtem muote.

In keinem ſeiner Gedichte hat wohl Hartmann von Aue dieſe klare, anmuthende Beredſamkeit ſchöner dargelegt, als im armen Heinrich.

Von den übrigen Werken des Dichters, von ſeinen Lebensumſtänden und von den Beziehungen, die ſich dafür auch aus dem armen Heinrich ergeben, wird ſpäter die Rede ſein.

d. Gregor vom Steine.

Dieſer Legende iſt hier nur zu erwähnen, um eine Lücke in der Kenntnis unſrer ältern Poeſie zu bezeichnen und nothdürftig zu ergänzen. Der Dichter des armen Heinrichs hat auch einen Gregor gedichtet. Aber die einzige Pergamenthandſchrift dieſes Werks, welche ſich zu Straßburg befand, wird ſeit mehreren Jahren vermiſst. Sonſt iſt (außer einem abgeriſſenen Pergamentblatte im Beſitze Prof. Veeſenmeyers zu Ulm) nur eine Papierhandſchrift in Wien vorhanden,[1] deren Beſchaffenheit kritiſche Sprachkenner nicht zur Herausgabe einzuladen ſcheint. Gleichwohl wäre, in Ermanglung eines beſſern Codex, zu wünſchen, daß wir, was auch ein ſchlechterer nicht ganz verdunkeln könnte, von der poetiſchen Auffaſſung einer der bedeutſamern Heiligenſagen durch einen ſo ausgezeichneten Dichter endlich Kunde erhielten.[2] Gregor vom Stein iſt eine chriſtliche Ödipusſage. Ich gebe von ihr nach den Gestis Romanorum,[3] einer im Mittelalter gangbaren Sammlung lateiniſcher Erzählungen, mit geiſtlicher Anwendung, einen kurzen Begriff:

Gregor iſt der Sohn eines Kaiſers, in verbrecheriſcher Liebe mit der eigenen Schweſter erzeugt. Er wird, um die Schande zu verbergen, in einem verſchloſſenen Faſſe ins Meer ausgeſetzt. Die Wellen treiben ihn ans Land, in die Nähe eines Kloſters, deſſen Abt ihn erziehen läßt. Sein Vater ſtirbt auf einer Bußfahrt im h. Lande. Um ſeine Mutter, als Erbin des Kaiſerthums, wirbt ein Herzog von Burgund. Als ſie dieſen abweiſt, verheert er ihr Land und ſie muß ſich mehrere Jahre lang in einer feſten Stadt verſchloſſen halten. Dahin kommt, vom Sturme verſchlagen, Gregor, der inzwiſchen herangewachſen und wehrhaft geworden iſt. Er kämpft, ihr unerkannt, für die bedrängte Frau, erlegt den Herzog und befreit ihr Land. Man dringt in ſie, ſich dem

[1] Büſching, der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter. II, 120—24. Iwein u. ſ. w. von Benecke und Lachmann, S. III.

[2] [Ausgaben haben wir ſeither erhalten von K. Greith im spicilegium vaticanum 1838, von Lachmann 1838. K.]

[3] Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis [S. 81].

zu vermählen, der allein das Reich vor ähnlicher Gefahr ſchirmen könne. So wird er Kaiſer und Gemahl ſeiner Mutter. Sie ſelbſt macht, mittelſt einer Schrift, die ſie einſt zu ihm in das Faß legen ließ, die gräßliche Entdeckung. Gregor zerbricht ſeine Lanze und geht nachts in Pilgertracht mit bloßen Füßen von dannen. Er kommt zu einem Fiſcher, der ihn ſechszehn Meilen weit ins Meer hinein zu einem einſamen Felſen überfährt. Hier läßt er ſich in Feſſeln anſchmieden und die Schlüſſel zu dieſen ins Meer werfen. Schon ſiebzehn Jahre hat er dort gebüßt, was er nicht verſchuldet, als der Pabſt ſtirbt und eine Stimme vom Himmel ruft: „Sucht einen Mann Gottes mit Namen Gregorius und beſtellt ihn mir zum Statthalter!“ Die ausgeſchickten Boten haben ſchon durch manche Reiche vergeblich geforſcht; da kommen ſie auch zum Hauſe des Fiſchers, der ſich, auf ihre Nachfrage, an den Namen jenes Pilgrims erinnert, ihn aber längſt für todt hält. An demſelben Tage jedoch fängt er einen Fiſch, in deſſen Eingeweide ſich die ins Meer geworfenen Schlüſſel finden. Sie fahren nun nach dem Felſen über, wo ſie Gregorn noch am Leben finden und zum Statthalter Chriſti berufen. Als er in die Stadt eingeführt wird, ſchlagen alle Glocken von ſelber an, zum Zeichen, daß er der Erkorene ſei.

Auch als Volksbuch wird dieſe Legende in Görres deutſchen Volksbüchern S. 244 angeführt. (Vgl. Wilken, Heidelb. Bibl. 350, 6.)

In den ſerbiſchen Volksliedern kommt ſie, in doppelter Geſtalt, nicht unter dem Namen Gregors, ſondern Simeons des Fündlings vor (Talvj, I, 139. Wila, I, 226), auch ſonſt mit veränderten Nebenumſtänden.

e. Engelhart und Engeldrut,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, eines ſehr fruchtbaren Dichters, beſonders in Erzählungen, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Es iſt nur noch in einem Drucke des 16ten Jahrhunderts, Frankfurt 1573,[1] vorhanden, worin es, wie in ſolchen Fällen immer geſchah, zugleich in die neuere Mundart übertragen worden. Es ſcheint von dieſem Drucke nur ein einziges Exemplar bekannt zu ſein, das ſich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Daraus iſt in Eſchenburgs

[1] [Neue Ausgabe von M. Haupt. Leipzig 1844. K.]

Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt, Bremen 1799, S. 41 ff. ein Auszug gegeben, wonach der Hauptinhalt des Gedichts dieſer iſt:

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, will fremde Länder beſuchen. Beim Abſchied giebt ihm ſein Vater drei Äpfel mit. Wenn er Jemand auf der Reiſe treffe, der mit ihm Geſellſchaft machen wolle, ſoll' er demſelben einen der Äpfel geben. Verzehre jener den Apfel ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, ſo ſoll' er ihn meiden; geb' er ihm aber einen Theil davon, ſo ſoll er ſeine Freundſchaft annehmen. Vor allen Dingen empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn verſpricht, dieſer Weiſung zu folgen, reitet davon und ihm begegnen nach einander zwei junge Leute, die mit ihm Geſellſchaft machen wollen, aber beide nicht Probe halten, ſondern die Äpfel allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an Geſtalt ihm ſelbſt vollkommen ähnlich. Dieſer nimmt den Apfel, ſchält ihn und giebt dem Schenker die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn zum Gefährten. Sein Name iſt Dietrich von Brabant und der Zweck ſeiner Reiſe gleichfalls, fremde Dienſte zu nehmen. Sie kommen zuſammen nach Dänemark und werden dort am Hofe wohl aufgenommen. Der König hält ſie, ihrer Ähnlichkeit wegen, für leibliche Brüder; ſie verſichern aber, daß nur ihre Geſinnungen brüderlich und dazu vereint ſeien, ihm ihre Dienſte anzubieten, um von ſeiner Tugend zu lernen. Ihr Erbieten wird angenommen, ſie machen ſich am Hofe überall beliebt und leben mit einander in der treueſten Freundſchaft. Der König hat eine Tochter, mit Namen Engeldrut, von ausnehmender Schönheit. Die beiden Jünglinge gefallen ihren Augen und bald auch ihrem Herzen [Z. 1045]:

Denn was den augen sanfte thut,
Das dünket auch dem herzen gut
Und ist ihm [zwar] wohl damitte.
Herz und augen han die sitte,
Daz sie gehellen unter [e]in;
Das auge muß das herze sein
Zu lieblichen dingen
Leiten und bringen

Der großen Ähnlichkeit wegen iſt ſie von beiden gleich ſtark eingenommen, zuletzt aber entſcheidet der Name Engelhart, weil er ihr am beſten klingt und am meiſten zu dem ihrigen ſtimmt.

Aus Brabant kommt ein Bote an Dietrichen, der ihm den Tod ſeines Vaters meldet und ihn zurückberuft, um ſein Land in Beſitz zu nehmen. Nicht minder ſchmerzlich, als der Verluſt des Vaters iſt ihm die Trennung von ſeinem Freunde. Er bietet dieſem einen Theil ſeines Erbes an, wenn er mit ihm ziehen wolle; er macht einen zweiten Verſuch und will lieber den ganzen Beſitz ſeines Landes, als Engelharts Umgang verlieren. Dieſer hält es aber für Undank, des Königs Dienſte ſchon wieder aufzugeben, verſpricht jedoch, ſobald er den däniſchen Hof verlaſſe, zu Dietrichen zu kommen. So ſcheiden die Freunde. Bald hernach ſtirbt die Königin von Dänemark. Engeldruts Schmerz um den Tod ihrer Mutter, vereint mit ihrem Liebeskummer, macht ſie ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig. Ihr Vater ſucht ſie aufzuheitern und fällt darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben [Z. 1844]:

Der kann dir alle schwere
Mit frenden gar vertreiben,
Teutsch lesen und schreiben,
Harfen und singen,
Tanzen nnd springen
Kann er aus der maaßen wol,
Damit er alle stunden soll
Kurzweile machen dir u. ſ. w.

Als nun Engelhart der Königstochter bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorſchneiden das Meſſer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal ſein Herz verräth. Das Verhältnis, das ſich zwiſchen ihnen entſpinnt, wird aber von dem eiferſüchtigen Auge Ritſchiers von England, der des Königs Schweſterſohn iſt, beobachtet. Er verräth dem König eine nächtliche Zuſammenkunft der Liebenden im Garten. Ein Zweikampf ſoll über Schuld oder Unſchuld entſcheiden. Engelhart, der ſich ſchuldig weiß, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und fällt auf das Mittel, ſeinen Freund Dietrich für ſich kämpfen zu laſſen. Er begiebt ſich zu dieſem nach Brabant und ſie verabreden, Einer des Andern Rolle zu ſpielen. Engelhart bleibt in Brabant zurück und wird für Dietrichen gehalten. Dietrich kommt auf den beſtimmten Tag in Dänemark an und beſteht den Zweikampf. Er haut ſeinem Gegner eine Hand ab und will ihm das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt thut und Dietrichen, der immer noch für Engelhart

gehalten wird, die Hand ſeiner Tochter zur Belohnung verſpricht. Die Hochzeitfeier wird angeſtellt, aber Dietrich legt ein Schwert zwiſchen ſich und Engeldrut; eine Treue, die ihm ſein Freund bei ſeiner Gemahlin erwidert. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück und Engelhart kommt von dort wieder nach Dänemark. Hier erhält er bald darauf, da der König ſtirbt, die Krone und lebt mit Engeldrut im größten Glücke.

Nicht lange hernach wird Herzog Dietrich von einer ſchweren Krankheit, der Miſelſucht, befallen. Er läßt ſich ein Gartenhaus am Waſſer bauen, wo er für ſich allein wohnt und Erleichterung ſeiner Beſchwerden hofft. Hier erſcheint ihm einmal im Traum ein Engel, der ihm als das einzige Rettungsmittel andeutet, hin zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, daß er ſeine beiden Kinder tödte und den Kranken mit deren Blute beſtreiche. Zu der Wahl dieſes Mittels kann aber Dietrich ſich auf keine Weiſe entſchließen. Indeſs bewegt ihn der Mangel an Pflege und die Hintanſetzung, die er in ſeinem eigenen Hauſe und Lande erfahren muß, zu dem Entſchluſſe, nach Dänemark zu gehen, wo ſein Freund ihn auf das liebreichſte bei ſich empfängt. Auf die dringenden Anfragen desſelben, ob er denn nicht irgend ein Heilmittel für ſeine Krankheit wiſſe, erzählt Dietrich, nach vieler Überwindung, ſeinen Traum. Engelhart, im Kampfe der Freundſchaft mit der väterlichen Liebe, bittet Gott, ſeinen Entſchluß zu lenken, und hält ſich endlich verpflichtet, dem Freunde, der das Leben für ihn gewagt hat, das Leben ſeiner Kinder zum Opfer zu bringen. Er nimmt dazu einen günſtigen Augenblick wahr; ſein Herz empört ſich jedoch wider die That, indem er über den ſchlummernden Kindern ſteht und im Begriff iſt, ſie zu tödten [Z. 6256]:

Viel ſanfter überwunden
Hätte er zween ſtarke riesen,
Denn er geſiegen mocht an diesen
Kleinen kindern.

Und bald darauf [Z. 6284]:

Bis er zuletzt manchen kuss
Gab den kindern beiden
Und er aus seiner scheiden
Das schwert mit nassen augen scheidt.

Er ſchlägt ihre Häupter ab und bringt das Blut zu ſeinem Freunde, der dadurch auf einmal von ſeiner Krankheit geheilt wird. Engelhart geht mit ſchwerem Herzen, voll Freude über ſeines Freundes Geneſung und voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel, zurück und fragt nach ſeinen Kindern. Die Wärterin, die ſie zu ihm bringen ſoll, findet beide ſpielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Über dieſes Wunder geräth ihr Vater in freudiges Erſtaunen. Dietrich kehrt nach Brabant zurück und beide Freunde leben von nun an ſehr glücklich. Das Gedicht ſchließt mit folgender Nutzanwendung [Z. 6497]:

Daß ein herze wohlgemuth
Daran ein selig bilde gut
Zu läuterlicher treue nehme
Und sich der falschen untreu schäme,
Wenn er hört in seinen tagen
Von so fremdem wunder sagen,
Als den viel trauten gesellen zweyn
Um ihre hohe treu erschein.

Die Geſchichte Engelharts und Dietrichs iſt in den Hauptzügen dieſelbe, welche unter den Namen Amicus und Amelius in den Chroniken des Mittelalters erzählt wird, namentlich in: Vincentii Bellovacensis spec. hist. l. 24, c. 162—164 Chronicon Alberici in Leibnitzs access. historic. II, 108—110; nach dieſen als Anhang zu Simrocks Überſetzung des armen Heinrichs. Amicus und Amelius werden in die Zeit Karls des großen verſetzt und ſind von der Kirche heilig geſprochen worden. Obiges Wunder kommt daher auch in ihrer beſondern Legende vor (Grimm, Armer Heinrich 187 f.). Doch mögen ſie die Heiligſprechung hauptſächlich dem Wunder verdanken, das ſich, nach dem Chronicon Alberici, nach ihrem Tod im Dienſte der Kirche zugetragen. Der Pabſt Hadrian ließ den Kaiſer Karl auffordern, der römiſchen Kirche gegen den Langobardenkönig Deſiderius zu Hülfe zu kommen. In dem Heere, welches Karl nach Italien führte, befanden ſich Amicus und Amelius, erſterer von deutſchem Geſchlecht, aber in Frankreich angeſeſſen, letzterer ein Sohn des Grafen von Auvergne. Beide fielen in der Schlacht, in welcher Karl den Sieg erkämpfte. Zum Dank dafür und zur Begräbnisſtätte für die Umgekommenen ließ Karl eine Kirche dem h. Euſebius und ſeine Gemahlin eine dem Apoſtel Petrus zu Ehren bauen. Amelius

wurde in einem ſteinernen Sarge in der Peterskirche, Amicus ebenſo in der Euſebiuskirche beſtattet. Am Morgen aber fand man den Leichnam des Amelius zuſammt dem Sarge neben dem des Amicus in der vom König erbauten Kirche, weshalb er und die Königin dieſelbe auf das reichlichſte begabten.

Dieſe Erzählungen von Engelhart und Dietrich, Amicus und Amelius, Ludwig und Alexander, wie ſie in dem noch gangbaren Volksbuche von den ſieben weiſen Meiſtern,[1] wo die gleiche Geſchichte vorkommt, genannt ſind, bewähren, wie ſehr im Vergleiche mit dem äußerlich gewaltſamen Opfer und Heilwunder, wie es hier erſcheint, die Sage in der dichteriſchen Behandlung Hartmanns von Aue, im armen Heinrich, ſich innerlich und geiſtig gehoben hat.

f. Die heilige Eliſabeth.

Seute Elsebede leben, ein großes erzählendes Gedicht, in kurzen Reimzeilen, vermuthlich noch aus der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, iſt neuerlich durch die reichhaltigen Auszüge, welche Graff im 1ten Bande der Diutisca, Heft 2 und 3, aus der im Archiv zu Darmſtadt befindlichen Pergamenthandſchrift gegeben hat, bekannter geworden.[2]

Die h. Eliſabeth war eine Tochter des Königs Andreas II von Ungarn. Schon im vierten Jahr ihres Lebens ward ſie mit Ludwig, dem nachherigen Landgrafen von Thüringen, verlobt und aus ihrem Vaterlande dahin gebracht. Als ſie 14 Jahre alt war, wurde ſie im Jahre 1221 mit dem Landgrafen vermählt. Aber ſchon in ihrem zwanzigſten zog derſelbe nach Italien, um Theil am Kreuzzuge zu nehmen, und nur ſein entſeelter Leichnam kam zurück. Er war vor der Überfahrt zu Otranto geſtorben. Schon früher war es ihre Freude, Hungernde zu ſpeiſen und Kranke zu pflegen. Der Pabſt Gregor IX. empfahl ſie der beſondern Leitung ihres bisherigen Beichtvaters, Konrads von Marburg. So lebte ſie in Marburg, wo ſie ein Hoſpital geſtiftet, widmete ſich der Sorge für Arme und Kranke und gab die ſtärkſten Proben von Demuth und Entſagung. Dort verblühte ſie 1231

[1] [Karlmeinet S. 306. 880. Das altfranzöſiſche Gedicht iſt herausgegeben von K. Hofmann. Erlangen 1852. K.]

[2] [Ausgabe vorbereitet von Max Rieger. K.]

im 24ſten Jahre ihres Lebens, den Anſtrengungen erliegend, nachdem ſie ſchon vorher, oft lange in ihr Inneres zurückgezogen, ohne Nahrung oder nur bei kärglicher, geſtärkt erſchienen. Der Ruf der Wunder verherrlichte bald ihr Grab. Kranke kamen und kehrten hergeſtellt zurück, ſelbſt Todte wurden wieder erweckt. Der Pabſt ordnete eine Unterſuchung an. Die damit beauftragten Geiſtlichen erließen eine Aufforderung, daß Alle, die ſich durch das Verdienſt der Landgräfin geheilt glaubten, vor ihnen erſcheinen und Zeugen beibringen ſollten. Die Zahl derſelben war ſo groß, daß man nicht Zeit hatte, Alle zu vernehmen. Nur das, was am klarſten ſchien, ward aufgezeichnet und bezeugt und dann dem Pabſt ein noch vorhandener Bericht erſtattet. Gregor IX ſprach ſie 1235 heilig. (Schmidt, Geſchichte des Großherzogthums Heſſen, B. 1. Gießen 1818. S. 142 f.)

Zu der Erhebung ihrer Gebeine fand ſich Kaiſer Friedrich II ſelbſt zu Marburg ein und weihte der Heiligen einen goldnen Becher, woraus er zu trinken pflegte und worin nun das Haupt Eliſabeths aufbewahrt wurde (Die Vorzeit 1823. S. 313). Ihr zum Denkmal und zur Aufnahme ihrer Überreſte wurde noch im Laufe des 13ten Jahrhunderts die Eliſabethenkirche zu Marburg erbaut, eines der berühmteſten Werke altdeutſcher Baukunſt.

Über das Geſchichtliche vgl. Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Heſſen. Nach ihren Schickſalen und ihrem Charakter dargeſtellt von K. W. Juſti. Neue ſehr verm. und verb. Aufl. Marburg 1835. Von demſ. Züge aus dem Leben der h. Eliſabeth u. ſ. w. Die Vorzeit 1823. S. 254. Ebd. Die Kirche der h. Eliſabeth zu Marburg und ihre Kunſtdenkmäler. Die Vorzeit 1824. S. 1 ff. Ebd. Konrad von Marburg, Beichtvater der h. Eliſabeth und erſter Inquiſitor in Teutſchland, in Pölitz Jahrb. der Geſch. und Staatskunſt. B. 1. 1829, Juni. S. 555 ff.

Das Gedicht von der h. Eliſabeth wird von einigen Schriftſtellern dem Konrad von Marburg ſelbſt zugeſchrieben (Grundriß S. 299. Roſenkranz, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter S. 202). Allein die Auszüge in der Diutisca zeigen klar, daß dieſes nicht der Fall iſt; es wird von Konrad in der dritten Perſon rühmend geſprochen.

Der Werth dieſer gereimten Lebensbeſchreibung iſt übrigens mehr ein geſchichtlicher, als ein poetiſcher. Nicht als ob ſie überall im

Einzelnen, in der Erzählung manigfacher Wundergeſchichten, Glauben verdiente. Aber ſie enthält ebenſo gewiß manche lebendige Züge aus einer nahen Vergangenheit und giebt uns merkwürdige Blicke in die innere Geſchichte des Zeitalters. Ein frommes, liebevolles Gemüth ſteigert ſich mehr und mehr in ascetiſcher Übertreibung, das jugendliche Leben welkt unter dieſen unnatürlichen Anſtrengungen und Entbehrungen frühe dahin, aber den Zeitgenoſſen erglänzt um das ſchöne, erblaßte Angeſicht der Heiligenſchein.

Ein ſpäteres Eliſabethenleben in Reimen von Johannes Rote, der bis 1440 lebte, iſt gedruckt in Menckenii Script. rer. germ. T. II.

Aus der großen Anzahl einzelner, in poetiſcher Form bearbeiteter Legenden habe ich bisher vorzugweiſe ſolche ausgehoben, welche in Deutſchland erwachſen ſind oder ſich hier auf eigenthümliche Weiſe angeſetzt haben. Ich bezeichne nun, um auf die größern Kreiſe übergehen zu können, nur litterariſch noch einige, welche zwar dem Inhalte nach in das allgemeine Gebiet der Martyrologien gehören, aber durch die Namen ihrer Bearbeiter und den Werth der Bearbeitung ſelbſt auf Beachtung Anſpruch machen.

g. Barlaam und Joſaphat,

ein Gedicht des Rudolf von Ems, von der Mitte des 13ten Jahrhunderts, in kurzen Reimzeilen, herausgegeben von F. K. Köpke, Königsberg 1818.[1]

Joſaphat iſt der Sohn eines indiſchen Königs, vor deſſen Palaſt Barlaam, ein alter Weiſer von der Inſel Senaar, als Juwelier erſcheint, aber ſeinen köſtlichſten Edelſtein nur dem Königsſohne ſelbſt zeigen will. Dieſer Juwel iſt das Chriſtenthum, in welchem Joſaphat von Barlaam unterrichtet wird und dem er dann ſeinen chriſtenverfolgenden Vater ſelbſt und deſſen Volk zuwendet, zuletzt aber, der Krone entſagend, mit ſeinem Lehrer als Einſiedler in der Wüſte lebt.

Des deutſchen Bearbeiters Quelle war eine lateiniſche, welche jedoch

[1] [Von Franz Pfeiffer. Leipzig 1843. Vgl. Gödekes deutſche Dichtung im Mittelalter S. 186 ff. Das altfranzöſiſche Gedicht über Barlaam haben P. Meyer und H. Zotenberg für den litterariſchen Verein in Stuttgart herausgegeben und mit ausführlichen litterarhiſtoriſchen Unterſuchungen begleitet. K.]

wieder auf eine griechiſche zurückgeht.[1] Darüber finden ſich die litterariſchen Nachweiſungen in Fr. W. Val. Schmidts Recenſion von Dunlops history of fiction in den Wiener Jahrbüchern 1825.

Die Belehrung im Chriſtenthum beſteht großentheils in Apologen. Die Bearbeitung Rudolfs von Ems iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie zeigt, mit welcher Meiſterſchaft dieſer Dichter um die Mitte des 13ten Jahrhunderts den Ausdruck geiſtiger Beziehungen zu handhaben wuſte.

h. Der heilige Georg,

ein Gedicht Reinbots von Doren, gedruckt in den deutſchen Gedichten des Mittelalters von v. d. Hagen und Büſching. B. 1. [Auffeßs Anzeiger 4, 186. K.]

Der Heilige dieſer byzantiniſchen Legende erleidet ſein Märtyrthum unter den Verfolgungen des Kaiſers Dacian. Der ritterliche Charakter des Drachentödters iſt hier noch nicht entwickelt. Reinbot hat ſeine Arbeit auf Anlaß Ottos, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogs von Baiern, und der Gemahlin desſelben im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts unternommen. Er hat den Stil Wolframs von Eſchenbach vor Augen gehabt und ſeine Darſtellung hat lebendige Farbe.

Von einem ältern Lied auf den h. Georg, in der Versweiſe Otfrieds, aus dem Schluß des 9ten oder Anfang des 10ten Jahrhunderts iſt nur ein kleines Bruchſtück vorhanden, gedruckt u. a. in Wilkens Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlung S. 547 f.

i. Der heilige Alexius,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, des Verfaſſers der Erzählung von Engelhart und Engeldrut. Von erſterem iſt Nachricht gegeben, mit einzelnen Stellen daraus, in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolita. Straßburg 1782.[2]

[1] [Griechiſch herausgegeben von Boiſſonade. Paris 1832. Daraus deutſch von Liebrecht. Münſter 1847. Die tiefer liegende Quelle hat Liebrecht entdeckt, worüber eine Abhandlung in Eberts und Wolfs Jahrbuch 2, 314 ff. Vgl. Meyers Ausgabe. K.]

[2] [Ausgaben von Maßmann, Quedlinburg 1843, von Haupt in ſeiner Zeitſchrift 3, 535 ff. K.]

k. Der heilige Sylveſter,

von demſelben. Von dieſem bisher ganz unbekannten Gedichte findet ſich ein umſtändlicher Auszug, nach einer Pergamenthandſchrift zu Trier, in Graffs Diutisca B. 2, S. 3 ff. [1]

l. Leben der heiligen Martina,

ein Dichtwerk Hugs von Langenſtein, vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, gleichfalls im Auszuge, nach einem Codex zu Baſel, bekannt gemacht in Diutisca B. 2, S. 115 ff. [2]

5. Das karolingiſche Epos.

Die Heiligen, deren Sagen wir bisher abgehandelt, erweiſen ihr Märtyrthum, nach dem Vorbilde des Erlöſers ſelbſt und ſeiner Apoſtel, im unerſchrockenen Bekenntnis ihres Glaubens und im Dulden für denſelben. Sie ſtehen vereinzelt mitten unter einer herrſchenden Heidenſchaft oder verſenkt in ihr innres Leben im Getümmel der Welt. Aber, wie im Leben ſelbſt, ſo trat auch in der Dichtung die chriſtliche Kirche mehr und mehr als eine wehrhafte, äußerlich ſtreitbare hervor. Kriegeriſche Völkerſchaften, deren Kampfmuth die milde Lehre des Chriſtenthums keineswegs gebrochen hat, treten im Eifer des neuen Glaubens gegen die Feinde desſelben in Waffen und ihr Kreuz iſt ein Schwertheft. Gegen die ſpaniſchen Araber ſchirmen die Franken ſiegreich ihr Land und ihre Kirche und bald ziehen die europäiſchen Völker über Meer, um demſelben Volke das heilige Grab zu entreißen.

So erſteht ein chriſtliches Heldenthum und der erſte Sagenkreis desſelben iſt das karolingiſche Epos. Die Betrachtung des letztern kann für jetzt nur eine ſummariſche ſein. Dasſelbe hat ſich urſprünglich in der altfranzöſiſchen Poeſie ausgebildet, welche nicht unmittelbar in unſern Bereich gehört und, was dieſen Fabelkreis betrifft, noch meiſt in den Handſchriften begraben liegt. Aber auch von dem, was im 12ten und 13ten Jahrhundert daraus auf deutſchen Boden verpflanzt wurde, iſt ein großer Theil noch ungedruckt.

[1] [Ausgabe von W. Grimm. Göttingen 1841. K.]

[2] [Ausgabe für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1856. K. Vgl. Pfeiffers Germania 8, 15 ff. H.]

Die einzelnen deutſchen Gedichte werde ich nachher beſonders angeben. Über den Sagenkreis im Allgemeinen geben Auskunft: Dippoldt, Leben Kaiſer Karls des großen. Tübingen 1810, in der Beil. D.: Poeſieen und Sagen von Karl dem großen. Görres, die teutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 99 ff. aus Anlaß des Volksbuchs von den Haimonskindern. F. W. Val. Schmidt, Über die italiäniſchen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des großen. Berlin 1820. Derſ. in der ſchon angef. Recenſion von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrb. der Litt. 1825. B. 31. „Über das altfranzöſiſche Epos" habe ich in der Zeitſchrift „Die Muſen" vom Jahre 1812 eine Abhandlung eingerückt, worin ich von den Gedichten dieſes Heldenkreiſes Nachricht gab, welche mir aus altfranzöſiſchen Handſchriften der Pariſer Bibliothek bekannt geworden waren. Zu demſelben Kreiſe gehört: Der Roman von Fierabras, provenzaliſch, herausgeg. von Jmm. Bekker. Berlin 1829. Auch in der Einleitung und den Anmerkungen dieſer Ausgabe iſt Vieles aus den altfranzöſiſchen Gedichten, zum Theil nach meinen Mittheilungen, abgedruckt. [Karl meinet S. 852 f. K.]

Ich gehe hier, nach dem Zuſammenhang des Bisherigen, von dem Geſichtspunct aus, welchen dieſer Sagenkreis als Legende darbietet.

Karl der große iſt in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Als ſeine und ſeiner Glaubensſtreiter Legende können wir betrachten: Turpini historia de vita Caroli magni et Rolandi, gedruckt in Reubers Scriptor. rer. germanic. Frankfurt 1584.

Aus derſelben hebe ich Folgendes aus:

Als Karl der große von der Beſiegung vieler Länder ausruht, ſieht er am Himmel eine Sternſtraße, die ſich vom frieſiſchen Meer erhebt und bis nach Galicien hinzieht. Nachdem er ſie mehrere Nächte betrachtet und über ihre Bedeutung nachgedacht, erſcheint ihm in herrlicher Geſtalt der Apoſtel Jakobus und hält ihm vor, daß er, der ſo viele Länder und Städte erobert, noch nicht das Land Galicien, wo ſeine, des Apoſtels, Gebeine verborgen liegen, von den Saracenen befreit habe. Karln habe der Herr erwählt, dasſelbe frei zu machen und die Straße dahin zu öffnen. Der Sternweg am Himmel bedeute, daß er mit einem großen Heere nach Galicien ziehen und nach ihm, bis ans Ende der Welt, alle Völker dorthin zu der Kirche und dem Sarge des Apoſtels wallfahren werden. Dafür ſei dem Kaiſer die himmliſche

Krone und hienieden bis ans Ende der Tage ein geprieſener Name beſtimmt. Auf ſolche dreimalige Mahnung ſammelt Karl ſeine Heere und bricht nach Spanien auf.

(Hiebei iſt zu bemerken, daß die Milchſtraße, die wir aus der Heldenſage als Iringsſtraße kennen lernten, in der chriſtlichen Bezeichnung des Mittelalters die Jakobsſtraße hieß, ſowie die zahlreichen Waller nach Compoſtella in Galicien, dem Heiligthume des Apoſtels Jakobus, Jakobsbrüder genannt wurden. Die leuchtende Himmelsſtraße war Vorbild des irdiſchen Pilgerweges. J. Grimm, Irmenſtraße und Irmenſäule S. 15—20. V. d. Hagen, Irmin S. 38—41. Eine via Jacobitana kommt bei Turpin C. XI, C. XII, C. XIV vor.)

Die Stadt Pampelona belagert Karl drei Monate lang; da ruft er den h. Jakob an und die Mauern ſtürzen zuſammen. Er unterwirft ſich das Land mit Schwert und Taufe und ſtößt ſeine Lanze in das Meer. Von dem Golde, das ihm als Schatzung gezollt wird, ſtattet er beſonders St. Jakobs Kirche aus. Nach dreijährigem Aufenthalt kehrt er nach Frankreich zurück, wo er die Jakobskirche zu Paris ſtiftet.

Bald jedoch iſt er zu einer neuen Heerfahrt nach Spanien genöthigt, welches der afrikaniſche König Aigoland nach Karls Abzuge überwältigt hat. Die Heere treffen ſich auf der Ebene am Fluſſe Cera. Am Abend vor der Hauptſchlacht, als die Chriſten ihre Waffen zurichten, ſtecken Viele ihre Speere auf den Wieſen am Strome aufrecht in die Erde. Am Morgen finden ſie dieſelben feſtgewurzelt, berindet und belaubt, und müſſen dieſelben am Boden abſchneiden. Diejenigen, denen dieſes begegnet, erlangen in der Schlacht die Märtyrerpalme. Zwölftauſend Chriſten fallen, darunter der Herzog Milo, Rolands Vater. Karls Roſs wird getödtet und er kämpft zu Fuße mit ſeinem Schlachtſchwerte Gaudioſa (Joyeuse). Der Sieg bleibt unentſchieden. Aigoland zieht ſich gegen Leon, Karl nach Frankreich zurück. Aus den Wurzeln jener abgehauenen Lanzen aber erwachſen große Eſchengebüſche, welche noch dort zu ſehen ſind.[1] Nachdem Aigoland große Verſtärkung an ſich gezogen, dringt er in Gasconien ein und bemächtigt ſich der Stadt Agen.

[1] Das Wunder mit den Lanzen wiederholt ſich Cap. X; offenbar liegen verſchiedene Darſtellungen derſelben Schlacht zu Grunde. Vgl. C. XVI.

Karln läßt er einladen, mit einer kleinen Schaar Bewaffneter im Frieden zu ihm zu kommen, und verſpricht dafür dem Kaiſer ſechszig Pferde, mit Gold, Silber und andern Schätzen beladen, zum Zeichen ſeiner Freundſchaft. Damit bezweckt er nur, Karln perſönlich kennen zu lernen, um ihn nachher in der Schlacht erlegen zu können. Karl, der dieſes merkt, nähert ſich mit 2000 Kriegern der Stadt Agen bis auf vier Meilen und begiebt ſich von da mit nur Sechszigen auf einen Berg in der Nähe der Stadt, von wo man dieſe überſehen kann. Dort läßt er auch jene zurück, vertauſcht ſeine Kleider und geht, eine Lanze über die Schulter und mit umgekehrtem Schilde, wie es Brauch der Boten im Krieg iſt, mit einem einzigen Gefährten zur Stadt. Vor Aigoland geführt, ſagen ſie: „Karl hat uns geſandt; er iſt ſelbſt, wie du befohlen, mit 60 Kriegern gekommen und will dir dienen, wenn du ihm giebſt, was du verſprochen. Darum komm auch du mit Sechszigen und ſprich mit ihm!“ Aigoland waffnet ſich und heißt ſie zurückkehren und Karln ſagen, daß er ſeiner warte. So hat Karl ſeinen Feind kennen gelernt und ausgeſpäht, wo die Stadt am ſchwächſten iſt. Er kommt wieder zu den Seinigen, ſammelt ein großes Heer und belagert die Stadt, aus der Aigoland mit ſeinen Unterkönigen heimlich entfliehen muß. Sie wird eingenommen und 10000 Saracenen erliegen dem Schwerte der Chriſten.

Aigoland ſetzt ſich in Pampelona und läßt Karln wiſſen, daß er ihn hier zum Kampf erwarte. Mit einem ungeheuren Heere, deſſen Schall man 12 Meilen weit vernimmt, zieht Karl dahin. Seine vornehmſten Helden werden genannt, insbeſondre Turpin, Erzbiſchof von Rheims, der das Volk Chriſti zum Kampf ermuthigt und ſelbſt die Waffen führt, Roland, Karls Neffe von ſeiner Schweſter Bertha, Balduin, Rolands Bruder, Oliver, Ganelon, der nachher zum Verräther wird. Dieſes ſind die berühmten Streiter Chriſti, die ſeinen Glauben in der Welt ausbreiten. Denn wie er ſelbſt mit ſeinen zwölf Apoſteln die Welt eroberte, ſo erwarb Kaiſer Karl mit dieſen Helden Spanien zur Ehre des göttlichen Namens.

C. XI, S. 72: Isti præfati sunt viri famosi heroes, bellatores potentibus cosmi potentiores, fortiores Christi proceres, Christianam fidem in mundo propagantes. Ut enim dominus noster Jesus Christus nna cum dnodecim spostolis suis et discipulis mundum acqnisivit, sic Carolus, rex

Gallorum et imperator Romanorum, cum his pugnatoribus Hispaniam acquisivit ad decus nominis dei.

In der Schlacht vor Pampelona kommt Aigoland um und die Saracenen erleiden eine ſchreckliche Niederlage, der nur wenige entrinnen.

Karln wird gemeldet, daß bei Nagera ein Rieſe, mit Namen Ferracut, von der ſyriſchen Küſte mit einem großen Heere angekommen ſei, um ihn zu bekriegen. Dieſer Rieſe iſt 12 Ellen hoch, ſcheut weder Speer noch Pfeil und hat die Stärke von 40 Männern. Karl zieht deshalb ſogleich vor Nagera. Ferracut kommt aus der Stadt und verlangt, daß ihm ein Franke zum Zweikampf geſtellt werde. Mit den Helden, die Karl nach einander gegen ihn ſchickt, wird er leicht fertig, indem er ſie nur unter den Arm nimmt und wie Lämmer zur Stadt trägt. Nur ungern geſtattet Karl noch ſeinem Neffen Roland, ſich zu verſuchen. Dieſen faßt Ferracut mit Einer Hand und nimmt ihn vor ſich aufs Roſs. Aber Roland vertraut dem Herrn, ergreift den Rieſen am Bart und reißt ihn mit ſich vom Pferde. Sie kämpfen bis zum zweiten Tage, Roland, der ſein Schwert verloren, nur noch mit einem Stab und mit Steinwürfen. Am zweiten Mittag wünſcht der Rieſe einen Schlaf zu thun. Sie machen Stillſtand und Roland legt ſelbſt ihm einen Stein unter das Haupt. Nachdem Ferracut ausgeſchlafen, läßt er ſich von Roland die Geheimniſſe und Hauptlehren des chriſtlichen Glaubens erklären. (Eine ähnliche Erörterung fand ſchon früher zwiſchen Karln und Aigoland ſtatt.) Die Faſſungskraft des Rieſen reicht jedoch nicht völlig aus und er will über die Wahrheit dieſer Lehre den Ausgang des Zweikampfs entſcheiden laſſen. Er bringt den Gegner unter ſich, aber dieſer erfaßt den Dolch des Rieſen und ſticht ihn damit tödtlich durch den Nabel, die einzige Stelle, wo er verwundbar iſt, wie er ſelbſt zuvor thörichter Weiſe verrathen hat. Die Chriſten dringen mit den Saracenen, welche den ſterbenden Rieſen in die Stadt tragen, in dieſe ein und befreien ihre Gefangenen.

Nachdem Karl zur Ehre Gottes und des h. Jakobus ganz Spanien ſich unterworfen, nimmt er auf dem Heimzug nach Frankreich zu Pampelona Herberge. Damals ſitzen zu Saragoſſa zween ſaraceniſche Könige, Marſir (Marsirius) und ſein Bruder Beligand, Karls Herrſchaft untergeben. Ihnen entbietet er durch Ganelon, entweder ſich taufen zu laſſen oder ihm Schatzung zu ſenden. Sie ſchicken hierauf 30 Pferde,

mit Gold und andern Schätzen beladen, 40 mit dem ſüßeſten und reinſten Weine, für Karls Kriegsleute, und tauſend ſchöne Saraceninnen. Dem Ganelon aber bieten ſie 20 Pferde mit Gold, Silber und koſtbaren Stoffen an, wenn er die Helden in ihre Hand gebe. Er geht es ein, kehrt mit den Schätzen zum Kaiſer zurück und ſagt ihm, Marſir wolle Chriſt werden und bereite ſich, zu Karln nach Frankreich zu kommen, um dort die Taufe zu empfangen und fortan ſein Land von ihm zu Lehen zu tragen. Karl glaubt Ganelons Worten und auf deſſen Rath befehligt er ſeine liebſten Helden, Roland und Oliver, mit ihren Genoſſen und 20000 Chriſten im Thale Ronceval (in Runciavalle) die Nachhut zu halten, während er ſelbſt mit dem übrigen Heere durch die Engpäſſe der Pyrenäen ziehe. Dieſe Nachhut, die ſich den gefährlichen Geſchenken Marſirs hingegeben, wird von ihm und Beligand mit 50000 Saracenen überfallen und in heißem Kampfe aufgerieben. Von den zwölf Genoſſen ſind nur noch Turpin und Ganelon, die mit dem Kaiſer vorangezogen, Balduin und Thiedrich, welche ſich in die Wälder gerettet, und Roland, der allein zurückbleibt, am Leben. Er hat noch die letzte Anſtrengung gemacht, indem er nur mit hundert Chriſten, die er um ſich verſammelt, unter die Saracenen, welche ſchon eine Strecke zurückgegangen, eingebrochen iſt und den fliehenden Marſir erſchlagen hat. Aber auch ſeine hundert Gefährten ſind umgekommen und er allein, von vier Lanzen durchſtochen, reitet durch die Wälder dem Engpaſſe zu, durch welchen das fränkiſche Heer gezogen. Aber oberhalb Ronceval ſteigt er ab, unter einem Baume, neben welchem ein Marmorſtein aus der Wieſe emporragt. Noch hat er ſein treffliches Schwert Durenda. Dieſes entblößt er, hält es in der Hand und blickt es traurig an: „O ſchönes, leuchtendes, treueſtes Schwert, wer ſoll dich ferner führen? Durch dich iſt das Volk der Ungläubigen vertilgt, die chriſtliche Satzung aufgerichtet, der Preis Gottes ausgebreitet worden. Deines Gleichen war nie und wird niemals ſein. Der dich verfertigt, hat nie zuvor, noch nachher ein ähnliches geſchmiedet. Wen du berührſt, deſſen Leben war zu Ende. Sollte dich ein feiger Kriegsknecht oder ein ungläubiger Saracene haben, das wäre mir bittrer Schmerz.“ Da ſchlägt er das Schwert, damit es nicht in fremde Hand komme, dreimal auf den Marmorſtein, aber der Fels wird von oben bis unten durchgeſpalten und das zweiſchneidige Schwert bleibt unverletzt. Darauf ſtößt er in ſein

Horn, wie Donnerhall (tuba sua cœpit altisona tonitruare), ob er etwa noch einen verſprengten Chriſten herbeirufe, der ſein Schwert und ſein Roſs nehme. Er bläſt mit ſolcher Gewalt, daß das Horn entzweiſpringt und ſeine Halsadern reißen. Der Schall dringt acht Meilen weit bis zu den Ohren des Kaiſers, der in einem Thale gegen Gasconien hin, das Karls Thal genannt wird, ſeine Zelte aufgeſchlagen hat. Karl will ſogleich umkehren, um ihm Hülfe zu bringen. Aber Ganelon ſpricht: „Kehre nicht um, mein König! Roland bläſt alle Tage; er bedarf deiner Hülfe nicht; er verfolgt ein Wild und läßt ſein Horn durch den Wald erſchallen.“ Bald darauf aber hält der Erzbiſchof Turpin, noch in demſelben Thale, in Gegenwart des Kaiſers eine Todtenmeſſe für die Erſchlagenen. Da geräth er plötzlich in Entzückung und hört den Geſang der himmliſchen Chöre. Der Erzengel Michael führt Rolands Seele zum Himmel, während die Teufel den Marſir zur Hölle raffen. In demſelben Augenblicke kommt Balduin, Rolands Bruder, auf dem Roſſe des Helden dahergeſprengt; er kam eben noch zum Verſcheiden dieſes Märtyrers und hat umſonſt nach einem Trunke Waſſers geſucht, den der Sterbende von ihm verlangt. Karl kehrt um mit dem ganzen Heere und findet ſeinen Neffen entſeelt im Graſe liegen. (Noch hält er ſein Schwert in die Hand geklemmt und läßt es Niemand; als aber der Kaiſer hinzutritt, öffnet ſich die todte Hand. Strickers Karl d. gr. S. 90.) Nachdem Karl über der Leiche geweint, ſchwört er beim allmächtigen Gotte, nicht zu raſten, bis er die treuloſen Saracenen erreicht. Er verfolgt ſie mit ſeinem Heere; die Sonne ſteht ſtill und der Tag verlängert ſich zu dreien, bis er am Ebro die Unglaubigen trifft und an ihnen ſeine Helden rächt. Über Ganelon wird ein Gottesgericht gehalten; Dietrich kämpft als Ankläger, Pinabel für den Angeſchuldigten. Durch Pinabels Tod wird der Verräther überwieſen, an vier wilde Pferde gebunden und in Stücke zerriſſen. Nicht lange überlebt Karl den Untergang ſeiner Helden. Er ſtirbt zu Aachen, nachdem mancherlei Zeichen ſeinen Tod verkündigt.

Das lateiniſche Buch in 32 Capiteln, aus welchem der vorſtehende Sagenumriß entnommen iſt, giebt ſich das Anſehn, als wär' es vom Erzbiſchof Turpin von Rheims ſelbſt, dem Zeitgenoſſen Karls des großen, verfaßt. Es hebt in Form einer Zuſchrift an:

Turpinus, dei gratia archiepiscopus Remensis ac sedulus Caroli m. imperatoris in Hispania consocius, Leoprando, decano Aquisgranensi, salutem

in domino. Quoniam nuper mandastis mihi apud Viennam, cicatricibus vulnerum aliquantulum ægrotanti, ut vobis scriberem, qualiter imperator vester famosissimus Carolus m. tellurem Hispanicam et Gallicianam a potestate Saracenorum liberavit, mirorum gestorum apices ejusque laudanda super Hispanicos Saracenos trophæa, quæ propriis oculis iotuitus sum, quatuordecim annos perambulans Hispaniam et Galliciam una cum eo: quod exercitibus suis pro certo scribere vestræque fraternitati mittere non ambigo.

Und ſo benimmt ſich der Verfaſſer durchaus als Augenzeuge und Theilnehmer. Dieſes Buch, welches überall das Verdienſtliche der Begabung der Kirchen und der Züge gegen die Unglaubigen hervorhebt, iſt auch vom Pabſte Calixtus II auf der Kirchenverſammlung zu Vienne im Jahre 1122 wirklich als echt beſtätigt worden:

Magnum Chron. belgic. in Struvii Scriptt. rer. germ. S. 163: „Idem Calixtus papa fecit libellum de miraculis s. Jacobi et statuit historiam s. Caroli descriptam a beato Turpino, Remensi archiepiscopo, esse authenticam.“ (Eichhorn, Allgemeine Geſchichte der Cultur und Litteratur I, Göttingen 1796. Erläuterungen S. 40.)

Die Legende des heiliggeſprochenen Karls des großen, wie ſie namentlich Jacobus de Voragine im 14ten Jahrhundert in ſeine Legendenſammlung aufgenommen hat, iſt auch ein bloßer Auszug dieſer Historia Turpini.

Daß letztere keine hiſtoriſche Geltung habe und nur für die Sagengeſchichte in Betracht komme, wie es der ausgezogene Inhalt ſogleich ergiebt, iſt begreiflich längſt anerkannt. Wenn man aber, eben von poetiſcher Seite, die Historia Turpini in früherer Zeit für den Urquell der Dichtungen vom Kaiſer Karl und ſeinen zwölf Genoſſen angeſehen hat, ſo war dieß nur bei völliger Unbekanntſchaft mit dem altfranzöſiſchen Gedichtkreiſe und bei einer ſehr oberflächlichen Betrachtung des Buches ſelbſt möglich. Daſſelbe gewährt, wozu wir es auch benützt haben, eine ſummariſche Überſicht des legendenhaften Beſtandtheils der karolingiſchen Sage und iſt auch als ein bedeutendes Glied in der Kette ſagenhafter Überlieferung anzuerkennen, indem es vielleicht die älteſte Zuſammenſtellung mehrerer Dichtungen dieſes Kreiſes ausmacht, durch ſein kirchliches Anſehn und die Abfaſſung in der allgemeinen Kirchenſprache ſich überall Zugang verſchafft und durch Übertragung in die romaniſchen Vulgarſprachen noch weitere Verbreitung erlangt hat. Aber die Anſicht des Buches zeigt unzweifelhaft, daß es nicht ein Keim der

Sage, ſondern vielmehr ein Auszug ſchon entfalteter Dichtungen iſt. Die Charaktere der Hauptheldeu ſind ſchon fertig aufgenommen und hinwider werden manche Helden genannt, von denen hier nichts Beſondres gemeldet wird, während ſie in den romaniſchen Gedichten viel beſungen ſind. Indem nun der falſche Turpin bereits eine reiche Ausbildung der Sage vorausſetzt, kann auch die Zeit der Abfaſſung nicht viel früher, als die päbſtliche Sanction vom Jahre 1122 angenommen werden und wird hiernach in den Anfang des 12ten Jahrhunderts zu ſetzen ſein. Aber ſchon im Jahre 1066 wurde die Schlacht von Haſtings, durch welche die normanniſche Eroberung Englands entſchieden wurde, mit einem Liede von Roland, der auch Turpins Hauptheld iſt, eröffnet. Guilielmus Malmesburiensis, in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, berichtet lib. 3 de gest. reg. Angl. (ad ann. 1066): tunc cantilena Rollandi inchoata, ut Martium viri exemplum pugnaturos accenderet, inclamatoque dei auxilio, prælium consertum, bellatumque acriter. (Eichhorn a. a. O. S. 47.) Noch mehr aber ergiebt die Vergleichung der Historia Turpini mit dem Reichthum altfranzöſiſcher Heldengedichte, daß jene nicht die Quelle von dieſen geweſen ſein könne, wenn auch die Gedichte in ihrer jetzigen Abfaſſung, obgleich nicht im Volksgeſange, der ihnen zu Grunde liegt, großentheils ſpäter als Turpin ſind. Selbſt die legendenhafte Seite und auf dieſer die ſpaniſchen Feldzüge giebt die Historia Turpini nur unvollſtändig. Karls Jugendabenteuer bei den ſpaniſchen Saracenen, ſeine Wallfahrt nach Jeruſalem, die Kämpfe in Spanien gegen Fierabras, lauter Gegenſtände ausführlicher altfranzöſiſcher Dichtungen, ſind dort entweder, wie die beiden erſtern, nur angedeutet,[1] oder, wie der dritte, gar nicht berührt. Der unbekannte Verfaſſer des lateiniſchen Werks weiſt ſelbſt auf die von ihm weit nicht erſchöpfte Fülle der Überlieferungen von Karl dem großen hin:

C. XX, S. 80: Sed si quem magna ejus gesta audire delectaverit, enarrare nobis magnum est et onerosum. Quemadmodum Galafrus, admiraldus C[T]oleti, illum in provincia exulatum ornavit habitu militari in palatio C[T]oleti, et quomodo idem Carolus postea ob merita ejusdem Galafri occidit in bello Braimantum, magnum ac superbum regem Saracenorum, Galafri inimicum, et qualiter diversas terras et urbes acquisivit et trino nomini subjugavit, et quomodo abbatias multasque ecclesias per

[1] S. 73. 80. C. XX Beziehung auf Karls Jugend bei den Saracenen.

mundum instituit, et quomodo multorum sanctorum corpora et reliquias in auro et argento collocavit, et qualiter Romæ imperator fuit, et dominicum sepulcrum adiit, et qualiter lignum dominicum secum attulit, unde multas ecclesias dotavit, scribere nequeo: magis deficit manus et calamus, quam ejus historia.

Auch ein andrer lateiniſcher Roman, der eben die Wallfahrt Karls in das h. Land erzählt, wird von den Litteratoren weiter hinauf, als die Historia Turpini, noch in das 11te Jahrhundert, geſetzt. (Lebeuf, Examen critique de trois histoires fabuleuses, dont Charlemagne est le sujet, in der Histoire de l'acad. des inscr. T. XXI.)

Außer dieſen Gedichten von legendenhafter Richtung umfaßt aber der altfranzöſiſche Fabelkreis noch eine ganze Claſſe andrer, welche nicht unmittelbar religiöſe Beziehung, ſondern die Kämpfe des Königs mit ſeinen Vaſallen zum Gegenſtande haben. Dieſe andre Seite des fränkiſchen Epos geht bei Turpin völlig leer aus. Ihr gehört insbeſondre das Gedicht von den vier Söhnen des Herzogs Aimon an, deſſen Inhalt bei uns noch im Volksbuche von den Haimonskindern verbreitet iſt.

Der hiernach erweiterte Umfang der karolingiſchen Heldenſage iſt in den allgemeinſten Umriſſen dieſer:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke ſeiner Stiefbrüder von ſeinem Erbe verſtoßen und in die Dienſte eines ſaraceniſchen Königs in Spanien eingetreten, ſich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er ſich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerſpenſtigen Vaſallen zwölf Genoſſen durch Streit gewinnen, die ihm fortan als geharniſchte Apoſtel zur Seite ſtehn, um mit ihm die Sache der Chriſtenheit zu führen. Sie ziehen zum h. Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erſcheint, werden ſie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als ſolche kämpfen ſie in vielfachen Feldzügen gegen die heidniſchen Sachſen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis ſie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schickſalen, durch Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinſamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl ſelbſt und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, doch nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. An dieſen Kern des Epos aber ſchließen ſich in aufſteigender Linie, zu Pipin und Karl Martell, und in abſteigender,

zu Karls Nachfolgern und den Nachkommen ſeiner Helden, ſowie in Nebenzweigen, noch viele andre Heldengeſchichten an.

Den Zuſammenhang der zahlreichen und manigfaltigen Gedichte dieſes Kreiſes bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeiſt, nicht mehr mythiſch rieſenhaft, zuweilen ſchon der Galanterie zugeneigt, aber voll heroiſcher Freudigkeit; der religiöſe Nimbus, der die Helden umgiebt; die durchgehende Charakteriſtik der bedeutendern unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen ſtarre, mehr leitende, als ſelbſtthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiſer Rath, Rolands achilleiſches Feuer und ſeine innige Waffenbrüderſchaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falſchheit und Tücke; endlich der Helden gemeinſamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meiſten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darſtellen; äußerlich aber: die Gleichförmigkeit eines epiſchen Stils und beſtimmte epiſche Versarten.

Von dieſen, beſonders dem romaniſchen Alexandriner, als identiſch mit dem epiſchen Verſe der deutſchen Heldenlieder, iſt bei der geſchichtlichen Erörterung des letztern gehandelt worden.

Die Verfaſſer der altfranzöſiſchen Gedichte in ihrer jetzigen Geſtalt ſind, vielleicht ohne Ausnahme, Geiſtliche. Mehrere derſelben nennen ſich. Aber ſie beziehen ſich, wenn auch im Widerſpruche damit, auf den ſchon herkömmlichen Volksgeſang der Jongleurs, und ſie ſelbſt noch beſtimmen ihre Arbeiten für den Geſang. Nicht die Erfindung der Sagen, ſondern die Vereinigung und Ausbildung der rhapſodiſchen Geſänge zu größern Compoſitionen war hier, wie anderwärts, das Geſchäft Derjenigen, welche das Epos in Schriftwerke auffaßten.

Dieſes nordfranzöſiſche Epos, erzeugt in einem germaniſchen Volksſtamme, dem fränkiſchen, aber abgefaßt und ausgebildet in einer Mundart, welche aus dem Siege hervorgieng, den die Sprache des gebildetern, unterworfenen Volkes über diejenige ſeiner Eroberer davongetragen, zeigt uns, im Vergleiche mit dem alteinheimiſchen Epos, folgende weſentliche Umwandlungen der Heldendichtung:

1. Über die Genoſſenſchaft der zwölf Helden iſt der Heiligenſchein der Legende gekommen. Sie ſind ſtreitbare Apoſtel und einer aus ihrer Zahl macht, wie Judas, den Verräther. Als Karl und ſeine zwölf Kämpfer zu Jeruſalem mehrere Reliquien und vor allen die Dornen-

krone des Heilands empfangen, da fängt dieſe auf einmal an, zu erblühen und ſo köſtlichen Geruch um ſich zu verbreiten, daß ſie Alle meinen, im Paradieſe zu ſein. (Fierabras Cap. 12. Bongarſius S. 128 ff.) So iſt der neue Glaube zur Poeſie erblüht und dieſe hat über die alte Heldenwelt neuen Glanz und Duft ergoſſen.

2. Das Zuſammentreffen der chriſtlichen Helden mit den mahomedaniſchen Arabern hat einen neuen, bedeutenden Beſtandtheil in die Dichtung eingeführt. Der phantaſtiſche Glanz der mauriſchen Welt tritt in anziehende Zuſammenſtellung mit dem freudigen, aber rauhern Heldenthum der fränkiſchen Recken (beſonders im Agolant und Fierabras). Dieſe neue Erwerbung, die ſpäterhin immer mehr ins Abenteuerliche verfolgt wird, erſcheint hier noch in lebendiger Friſche, das fremde Leben iſt anſchaulich und mährchenhaft zugleich dargeſtellt, ſo daß man wohl den Eindruck fühlt, der von wirklichen, kriegeriſchen und nachbarlichen, Verhältniſſen des fränkiſchen Reichs mit den ſpaniſchen Arabern in die Poeſie übergegangen iſt.

3. Aber auch im urſprünglich germaniſchen Beſtande der Heldendichtung iſt eine bedeutende innere Veränderung vorgegangen. Die bewegende Kraft in der deutſchen Heldenſage war die gegenſeitige Treue des Königs und ſeiner Gefolgſchaft. In demjenigen Theile des altfranzöſiſchen Epos, welcher dem legendenhaften gegenüber der weltliche genannt werden kann (wohin der Roman von Viane und die Haimonskinder gehören), ſtehen König und Vaſallen ſich feindſelig entgegen und zwar ſo, daß das Intereſſe auf der Seite der Letzteren ruht. Der König, in den deutſchen Liedern der Hauptheld, iſt hier nur noch die Folie ſeiner Vaſallen. Die Dichtung iſt aber hierin ganz dem Geiſte der Zeit ſelbſt gefolgt. Diejenigen, welche feſt zuſammenhalten mußten, um ſich der neuen Lande zu bemächtigen, entzweiten ſich über den Beſitz derſelben. Die Könige ſtrebten nach concentrierter Herrſchaft, die Vaſallen nach Unabhängigkeit. Auch in den ſpäter entwickelten deutſchen Sagen, namentlich der vom Herzog Ernſt, finden wir den gleichen Zwieſpalt. Und wie überall in der Oppoſition die bewegtere Kraft ſich äußert, ſo trat auch die Heldendichtung auf dieſe Seite. Geſchichtlich aber hat der Kampf ſo geendet, daß in Frankreich die Königsgewalt über die widerſpenſtigen Vaſallen ſiegte und deren große Gebiete zur Einheit verband, in Deutſchland dagegen die Fürſten ſich ſelbſtändige

Landeshoheit errangen und ſo der Zuſtand der Zerſplitterung und Auflöſung eintrat.

Was im Übrigen die hiſtoriſche Grundlage des altfranzöſiſchen Epos anbelangt, ſo ſind zwar im Allgemeinen die Saracenenkriege in Spanien und ein verderblicher Überfall, den die Basken im Pyrenäengebirge auf die heimkehrenden Helden machten, geſchichtlich beurkundet, dagegen dürfte die Nachforſchung über manche andre Theile der Dichtung und über einzelne Züge derſelben den ähnlichen Erfolg haben, wie die Unterſuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man ſtatt der erwarteten Rieſenknochen ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten. Solche Reſultate gaben z. B. die Unterſuchungen von Foncemagne, Wilken u. A. über den fabelhaften Zug Karls des großen nach Paläſtina. Karl, als der chriſtliche Heros, ward auch an die Spitze der großen Zeitbewegung, der Kreuzzüge geſtellt. Nur 150—160 Jahre nach Karls Tode findet ſich dieſe Sage von ſeinem Heerzuge nach Conſtantinopel und Jeruſalem ſchon in einer lateiniſchen Mönchschronik. (Pertzs Monum. II, 730).

Der karolingiſche Sagenkreis hat ſich von Frankreich aus der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie mitgetheilt. In der erſtern ſind auf ihn, ernſthaft oder ironiſch, die Epopöien Bojardos, Arioſtos und Andrer gebaut. Von den Spaniern iſt er in Romanzen, proſaiſchen Romanen und Schauſpielen vielfach bearbeitet worden, und zwar auf eigenthümlich patriotiſche Weiſe: Karl wird hier von den mit dem Maurenkönige Marſilio verbundenen chriſtlichen Spaniern beſiegt und Roland von dem Caſtilianer Bernardo del Carpio, wie der Rieſe Antäus von Hercules, in freier Luft erdrückt.

In deutſcher Sprache ſind, ſchon vom Schluſſe des 11ten Jahrhunderts an, mehrere der altfranzöſiſchen Gedichte dieſes Sagenkreiſes bearbeitet worden, ohne daß jedoch derſelbe hier zu neuer und eigenthümlicher Dichtung ſich ausgebildet hätte.

Ich zähle die Bearbeitungen auf, welche, ganz oder in Bruchſtücken, noch vorhanden ſind:

1. Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen, vielleicht noch vom Schluſſe des 11ten Jahrhunderts, unter Heinrich IV (Grimms Gramm. Einl. LXIX). Der Verfaſſer nennt ſich am Ende des Werks, unter Angabe ſeiner Quelle.

Auch einzelne französische Worte und Formen bezeichnen den Ursprung. Die Reime sind noch unvollkommen und die Sprache neigt in das Niederdeutsche.

Die Straßburger Handschrift, nach welcher das Gedicht in Schilters Thesaurus T. II (4621 V.) abgedruckt worden, ist unvollständig. Eine Ausgabe nach der vollständigen Heidelberger Handschrift erwartet man von W. Grimm, wobei man sich zugleich Untersuchungen und Aufschlüsse über den ganzen Sagenkreis wird versprechen dürfen.[1] Kausler in Stuttgart hat ein einzelnes Pergamentblatt aufgefunden, dessen Inhalt in eine Lücke der Straßburger Handschrift fällt.

Im 13ten Jahrhundert hat der Stricker eine erweiternde Überarbeitung dieser Dichtung in die Reimweise seiner Zeit vorgenommen, welche gleichfalls in Schilters Thesaurus T. II gedruckt ist.[2] Das Gedicht hat den letzten spanischen Feldzug und den Untergang der Helden in Roncesval zum Gegenstand, den wir bereits aus Turpin kennen. Es mag ungefähr gleichzeitig mit diesem und eben darum seine altfranzösische Quelle älter, als derselbe sein, was zu der früher geäußerten Ansicht über die Entstehung der Historia Turpini stimmt. Der tapfere Erzbischof, welchen letztere den Fall der Helden überleben lassen muß, damit er solchen beschreiben kann, geht im Gedichte mit ihnen unter.

2. Gedicht von den Haimonskindern. Davon sind nur einzelne Stellen gedruckt. Von dem entsprechenden altfranzösischen Gedichte stehen größere Bruchstücke in der Einleitung zu J. Bekkers Ausgabe des provenzalischen Fierabras.[3]

Der Inhalt dieser Heldengeschichte ist aus dem noch gangbaren deutschen Volksbuche genugsam bekannt. Sie ist eine der besten und kräftigsten Dichtungen dieses Kreises.

3. Malagis. Dieses gleichfalls noch ungedruckte Gedicht weist ausdrücklich auf eine welsche Quelle hin. Die Sprache ist ursprünglich niederdeutsch. Malagis ist der Oheim der Haimonssöhne, ein berühmter Zauberer. Das Gedicht enthält seine Jugendschicksale. Es beginnt mit

[1] [Erschienen Göttingen 1838. Dort ist auch Kauslers Fragment benützt. K.]

[2] [Neue Ausgabe von Bartsch. Quedlinburg 1857. K.]

[3] [Vollständige Ausgabe von Michelant für den litterarischen Verein in Stuttgart 1862. K.]

einer ergetzlichen Erzählung von der Hochzeit ſeiner Eltern, die in Kuniſchs Handbuch der altdeutſchen Sprache und Litteratur, Leipzig 1824, S. 78 ff., nach der Heidelberger Handſchrift abgedruckt iſt:

Herzog Buovo von Aigremont heirathet die ſchöne Druwane, Schweſter des Grafen von Monpelier. Zu der feſtlichen Hochzeit kommen alle Könige der Chriſtenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme und Elende, nah und ferne, zu ihrer Hochzeit lade. Als nun dieſelben herbeigekommen und in den Saal getreten ſind, ſagt ſie zu Buovo, dieſe ſeien ihres Vaters Geſchlecht und ſollen vor ihr her zur Kirche gehn, daß es Jedermann ſehe. Der Herzog wundert ſich, daß ſie dieſe armen, ſchlecht bekleideten Leute um ſich haben wolle, beſſer thäte ſie, ihre Verwandten in Buntwerk und Zobel in ihrem Zuge prangen zu laſſen. Aber Druwane ſchwört, daß ſie nimmer ſein Weib werde, wenn nicht dieſe Bettler, ihre nächſten Freunde, mit ihr gehen. So ſehr der Herzog ſich deſſen ſchämt, muß er es doch geſchehen laſſen. Zween zerlumpte und beſtäubte Bettler führen ihn. Vor, nach und neben der Braut gehen Krüppel, Stumme, Blinde. Als ſie in der Kirche angekommen, ſieht man eine wunderbare weiße Hand und hört eine Stimme, welche ſpricht: „Geh, Druwane, in Gottes Geleit! Die Ehre, die du Gott gethan, ſoll deiner Frucht zu Statten kommen.“ Als Druwane dieß vernommen, fällt ſie nieder auf ihre Kniee, dankt Gott von Herzen und ſpricht demüthig ihr Gebet. Da kommt eine große Klarheit vom himmliſchen Throne herab. Die Bettler und Krüppel werden alle ſchön, ihr Leib iſt licht und klar, ihre Kleider werden ſo herrlich, als wären ſie vom Himmel gebracht; die Blinden werden ſehend, die Stummen ſprechen. Und jeder hebt ein eignes Spiel an, der eine ſchlägt die Handtrommel, der andre ſtreicht meiſterlich die Fiedel, von Trompeten iſt großer Schall. Die Glocken klingen von ſelber, die Pfaffen ſingen und Alle ſtimmen ein: „Deo gratias.“ So große Ehre geſchah nie einem Weibe, als damals Druwanen; das that Gott, der es alles vermag. Zum Schluſſe wird ſie noch einmal von der weißen Hand geſegnet. Am Tiſche ſitzen die Bettler, die Gott ſelbſt gekleidet, an ihrer Seite. Als aber die Mahlzeit ein Ende hat, bittet der Herzog ſeine Braut, ihm zu ſagen, warum ſie ſo die Armen ſich erwählt. „Herzensfreund,“ ſpricht ſie, „als ich von Liebe zu euch Schmerzen empfieng, da bat ich Gott von Herzen, daß ihr mich gleicherweiſe lieben

möchtet, ich wollt' ihm dafür ewiglich dienen. Da erhörte Gott mein Gebet und darum nahm ich zu seiner Ehre die Armen zu mir. Ihm will ich auch fortan dienen, denn durch seine Gnade ist es kommen, daß ihr mich habt zu Weibe genommen."

4. Ogier von Dänemark, nur handschriftlich, zu Heidelberg, vorhanden.

5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen, handschriftlich zu Wien. Nähere Notiz von seinem Inhalt ist noch nirgends gegeben. (Grundriß S. 164.)[1]

6. Valentin und Namelos, gedruckt in Staphorsts Hamburg. Kirchengeschichte. B. IV.

7. Wilhelm von Oranse, in drei Theilen, von drei verschiedenen Verfassern. Der mittlere Theil von Wolfram von Eschenbach, bei dessen Hauptwerken ich auf dieses Gedicht zurückkommen werde.

Bruchstücke von zwei bisher unbekannten niederdeutschen Gedichten dieses Kreises, die des einen vormals im Besitze des verstorbenen Professors Conz, die des andern, mir gehörend, sind zum Druck gegeben in Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. Heft 1. München 1828. S. 149 ff.[2]

So weit von dem karolingischen Sagenkreise, wie er sich in der altfranzösischen Poesie gestaltet hat und aus dieser in deutschen Gedichten bearbeitet worden ist. Ein großer Theil dieser Bearbeitungen ist in niederdeutscher Mundart, oder doch hinneigend zu dieser, geschrieben. Sie weisen somit nach den Gegenden des Niederrheines und der Maas hin, wo die beiden Sprachen sich begegneten und wo die Heimat der Karolinger und der älteste Sitz ihres Reiches war. Ob nun diese Dichtungen, welche zwar nur noch in französischer Sprache und erst aus dieser in der deutschen auf uns gekommen sind, aber ihrem Inhalte nach dem germanischen Frankenstamme angehören, nicht eben darum doch ihre Grundlage in deutschem Gesange haben, ist eine Frage, welche mit großer Wahrscheinlichkeit bejaht werden kann, ohne daß jedoch eine urkundliche Nachweisung möglich wäre. Die Ausbildung und Entwicklung

[1] [Nun unter dem Titel „Die gute Frau" von Emil Sommer herausgegeben in Haupts Zeitschrift II, 385—481. P.]

[2] [Ausgabe des ganzen cyklischen Gedichtes unter dem Titel „Karlmeinet" für den litterarischen Verein in Stuttgart 1858. K.]

des Dichtungskreiſes aber gehört unbeſtreitbar der altfranzöſiſchen Poeſie an.

In Deutſchland fehlt es darum keineswegs an eigenthümlichen Überlieferungen von Karln dem großen. Nur haben ſie keinen vollen Sagencyklus zu Stande gebracht. Karl, der ſich der alten, deutſchen Heldenlieder ſo treulich angenommen, ſollte doch nicht in der ihm ſelbſt angeborenen, ſondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poeſie empfangen. Dieſe Erſcheinung läßt ſich wohl erklären. In Gallien war die Macht des fränkiſchen Stammes, aus welchem Karl hervorgegangen; einem großen Theile von Deutſchland war Karl feindlich erſchienen und dann war im Mutterlande eben jene uralte, heimiſche Heldenſage ſchon vorhanden und feſtbegründet. Und ſowie die Heroen derſelben, die längſt in mythiſcher Größe umherwandelten, dem jüngern Helden, ſo glänzend er in der Geſchichte aufgetreten, die Anerkennung in der Poeſie erſchweren mochten, ſo ſtand auch er ſeinerſeits zu gewaltig da, um in ihrem Kreiſe eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Darum brach er ſich eigene Bahn, da, wo neue Bildungen der Sprache und des Geſanges ſich eröffneten.

Spuren volksmäßig-deutſchen Geſangs von Karln dem großen und ſeinen Helden mögen in jenem modus Carelmanninc geſucht werden, der uns, wie ich früher erwähnt, in einer Handſchrift des 10ten Jahrhunderts nur noch genannt iſt,[1] mit untergelegtem lateiniſch-kirchlichem Texte; ſodann in dem gleichfalls ſchon berührten Rolandston und dem im Coburgiſchen Geſangbuche von 1621, zur Bezeichnung der Tonweiſe, gegebenen Liedesanfang: „O Roland, lieber Roland.“

Ich habe bei Aufzählung der deutſchen Kaiſerſagen die von Karln dem großen ausgeſetzt, um ſie hier im größeren Verbande und in der Zuſammenſtellung mit der altfranzöſiſchen Sagenbildung nachzuholen. Die erheblichern ſind folgende:

1. Der eiſerne Karl. (Grimm, deutſche Sagen II, 112 f.) Dieſe Sage wird erzählt in Monachi Sangallens. de gestis Caroli m. l. II,

[1] Karlemaine, wie der Kaiſer in den altfranzöſiſchen Gedichten heißt, iſt urſprünglich nicht Carolus magnus, ſondern Karlmann, und der lateiniſche Beiname bei den Schriftſtellern des Mittelalters iſt eher aus dieſem hervorgegangen. Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 233. Fierabras S. 180. [Vgl. B. I, S. 383 f. K.]

c. 17, in Pertz Monum. Germaniæ historic. T. II, S. 759 f. Das kleine Werk des ungenannten St. Galliſchen Mönches, eines Alemannen, welches ſchon ſo manches Sagenhafte von Karln dem großen meldet, iſt nach den von Pertz ausgehobenen Anzeigen im Jahr 884 geſchrieben, alſo nur 70 Jahre nach Karls Tode (814). Pertz bemerkt darüber in der Vorrede S. 730:

Majorem igitur operis partem licet inter fabulas referamus, non tamen omne ei apud historiarum peritos pretium adimere in animo est, et fabularum in historia vim vix usquam clarius, quam in iis quæ de Carolo magno circumferuntur, perspicimus. Quis enim Einhardi ceterorumque ejus ævi monumentorum lector a stupore quodam temperet, quum septuagesimo post Carolum defunctum anno in libris abnepoti ejus, viro litterato,[1] a monacho non indocto, quique in celeberrimo tunc ob doctrinæ laudem sancti Galli monasterio versaretur, oblatis vera falsis ita misceri, et (ut in fabulis fieri solet) quæcunque dicenda occurrerent in clariora antiquitatis nomina, Hildegardam, Drogonem, Riculfum, confusa temporum serie, conferri, animadverterit.

2. Der lombardiſche Spielmann. Chronicon novalicense (geſchrieben um 1060, bei Muratori, Scr. rer. it. II, 2.) l. III, c. 10. 14. Grimm, deutſche Sagen II, 110 ff.

3. Karl vor Pavia. Chron. novalic. III, 14. D. Sag. II, 114 f.

4. Adelgis. Chron. novalic. III, c. 10. 22—24. D. Sag. II, 115 ff.

Die drei letztern Sagen ſind zwar der Chronik eines italiäniſchen Kloſters, Novaleſe in Piemont, entnommen, aber ſie treten mit der erſten, vom eiſernen Karl, in ſo natürlichen Zuſammenhang, daß wir keinen Anſtand nehmen, ſie zur deutſchen Karlsſage zu ziehen. Der St. Galliſche Mönch, von dem jene erſte Erzählung nur 70 Jahre nach Karls Tode herrührt, nennt als Gewährsmänner deſſen, was er von Karln berichtet, einen gewiſſen Adalbert, der als Jüngling mit ſeinem Herrn, dem Grafen Gerold, den hunniſchen, ſächſiſchen und ſlaviſchen Feldzug mitgemacht, und den Sohn Adalberts, Werembert, den Lehrer des Chronikſchreibers ſelbſt. Wir ſehen in dieſen vier Stücken die Überreſte eines unvollendeten Sagenkreiſes von den letzten Schickſalen des

[1] Der Mönch ſchrieb ſein Buch, wie er ſelbſt ſagt, auf Geheiß und zum Gebrauche Kaiſer Karls III, der auf der Rückkehr aus Italien zu St. Gallen verweilte.

langobardiſchen Königshauſes und es wiederholt ſich hier die Erſcheinung, die wir ſchon in frühern Fällen beobachtet haben, daß die Untergehenden in der Sage ihrer Überwältiger zum letzten mal aufleuchten.

5. Karl nach der Kaiſerchronik. Dieſe ſagenreiche deutſche Reimchronik aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, deren am Schluſſe des vorigen Hauptabſchnitts gedacht worden, hat einen ausführlichen Abſchnitt: Von kunich Karln, welchen Docen in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, B. IX, München 1807, S. 1064 ff. beſonders hat abdrucken laſſen. Unter andern ſagenhaften Erzählungen, namentlich der von Karln und ſeinem Bruder, dem Pabſte Leo, den die Römer blendeten und austrieben und der dann, von Karln mit Gewalt wieder eingeſetzt, durch ein Wunder ſein Geſicht wieder erlangte, findet ſich auch eine kurze und, in Vergleichung mit der Historia Turpini, eigenthümliche Darſtellung des ſpaniſchen Feldzugs.

In Gallathia (Galicien) thut ihm der Heidenkönig viel zu Leide. Die Chriſten werden all erſchlagen. Karl ſelbſt entrinnt kaum:

Hiute ist der stein naz, Dâ Karl ûffe saz;
Vil heize weinunde Klagete er sîne sunde.[1]

„Gnade, Herr," ſpricht er, „meiner Seele! ſcheide meinen Leib von dieſer Welt! nimmer kann ich froh werden." Da kommt ein Engel und tröſtet ihn: „Karl, du biſt Gott lieb. Deine Freude ſollſt du bald wieder haben. Heiß deine Boten eilen nach reinen Jungfraun, die Frauen laß daheim! Gott will an jenen ſeiner Wunder eines erſcheinen laſſen, ſie werden dir deine Ehre wieder gewinnen." Die Boten eilen in alle Reiche und ſammeln die Jungfraun, dreiundfünfzig tauſend und ſechsundſechszig an der Zahl. Sie kommen zu dem Kaiſer in das Karlthal (Turpini Historia c. 25: in valle Caroli), rüſten ſich zum Kampf und ſchaaren ſich mannlich. Der Heiden Wartleute wundern ſich, wer dieſes Volk ſei. Sie eilen zurück und ſprechen zu ihrem König: „Herr, haben wir die Alten erſchlagen, ſo ſind die Jungen nachgekommen, jene zu rächen. Sie ſind ſtark um die Bruſt, ihre Haare ſind lang, ſie haben ſchönen Gang; es iſt ein vermeßnes Volk; unſer Fechten iſt nichts gegen ſie. So viel wir unſrer auf dieſem Erdboden zuſammenkommen mögen, ſie

[1] [Maßmann, II, S. 385; Diemer S. 457. H.] Es giebt eine ähnliche franzöſiſche Volksſage von einem thränenden Steine, la pierre qui pleure, welche in den Gedichten des Königs von Bayern als Romanze bearbeitet iſt.

dürfen wir nimmer beſtehn, ſo ſchrecklich iſt ihre Gebärde.“ Da rathen dem Heidenkönige ſeine Weiſen, dem Kaiſer Geißel zu geben. Er läßt ſich und ſein Volk taufen. So macht Gott Karln ſieghaft, ohne Stich und Schlag. Wohl erkennen die Jungfraun, daß Gott vom Himmel mit ihnen war.

Karl und die Seinen ziehen nach der Heimat. Die heermüden Heldinnen kommen auf eine grüne Wieſe. Sie ſtecken ihre Speerſchäfte auf, werfen ſich in Kreuzſtellung nieder und loben Gott um der Güte willen, die er an ihnen gethan. Sie weilen hier die Nacht über; da geſchieht ein großes Zeichen. Die Schäfte beginnen zu grünen, zu lauben und zu blühen. Davon heißet die Stelle der Schäftenwald. Der Kaiſer läßt hier eine ſtattliche Kirche bauen, zur Ehre Chriſti, Mariens und aller Gottesheiligen und zum Gedächtnis an den Sieg der reinen Mägde. Das Wunder mit den grünenden Schäften, wodurch bei Turpin die zum Tod in der Schlacht beſtimmten Krieger vorbezeichnet werden, hat hier, als blühendes Zeichen jungfräulicher Heiligkeit, eine eigenthümliche und, wie es ſcheint, treffendere Bedeutung.

Der Abſchnitt von Karln ſchließt mit den Worten:

Solden wir sîne wundir alle sagen,
Sô mnosen wir die wîle haben.
Des zîtes inist nû niht;
Karl hât ouch andere liet.[1]
Karl was ein wârer gotis wîgant.
Die heiden er zuo der kristenheite getwanc.
Karl was kuone,
Karl was scône,
Karl was gnædic,
Karl was sælic.
Karl lobete man billîchen
In rômesken rîchen
Vor allen werltkunigen.
Er habete die allir meisten tugende u. ſ. w.[2]

6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg. Unter dieſem Namen wird in v. d. Hagens litterariſchem Grundriß S. 172 ein alter Nürnberger Druck, der dieſe Legende vermuthlich in Proſa enthält,

[1] Vgl. Grimm, Heldenſage S. 197.

[2] Deutſche Sagen II, S. 132 ff. [Maßmann, II, S. 394 f.; Diemer S. 461 f. H.]

angeführt. Es hat ſich aber ſeitdem ein Gedicht dieſes Inhalts und zwar in zwei Papierhandſchriften vorgefunden, deren eine zu London, im brittiſchen Muſeum, wovon in der Abendzeitung 1821, Wegweiſer Nr. 45, Nachricht und Auszug gegeben iſt, die andre in der biſchöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen, welche Graf Mailath herauszugeben beabſichtigt hat. Ich habe die zu dieſem Zwecke veranſtaltete Abſchrift vor mir.[1] Das Gedicht, welches aus verſchiedenen Schichten zu beſtehen ſcheint, erzählt legendenhaft die Kämpfe Karls mit den Heiden vor Regensburg, die Stiftung des Schottenkloſters daſelbſt und fortan, nach Karls Tode, die Geſchichte dieſes Kloſters.

Von Marian, einem der Schottenbrüder, wird u. A. erzählt, wie er viel bei Nacht geſchrieben und einſt, als man vergeſſen, ihm ein Licht zu bringen und er lange vergeblich gewartet, plötzlich die fünf Finger ſeiner linken Hand zu brennen anfiengen, ſo daß er bei ihrem Lichte bequem mit der rechten Hand ſchreiben konnte.

Das Gedicht enthält gegen 10000 (9891) Reimzeilen.

Soweit mir dieſes Gedicht bis jetzt bekannt geworden iſt, erſcheint es vorzüglich dadurch beachtenswerth, daß es Karln auch in deutſcher Sage als Glaubenshelden darſtellt, wie dieß auch bei der Kaiſerchronik der Fall iſt. In demſelben Lichte zeigt ihn die folgende Sage.

7. Karls Heimkehr aus Ungerland. Dieſe Sage iſt erzählt in Johannes des Enikels gereimter Weltchronik, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Die Chronik iſt noch ungedruckt. Die Brüder Grimm geben in den deutſchen Sagen II, 105 einen Auszug aus einer Heidelberger Handſchrift (Wilken 415).[2]

8. Kaiſer Karl im Untersberg. Über die Wunder im Innern dieſes Berges, bei Salzburg, giebt es ein Volksbuch, das, mit der Ortsbezeichnung Brixen, auch auf unſern Märkten verkauft wird. Wir finden hier dieſelbe Sage, die uns ſchon von den hohenſtaufiſchen Kaiſern bekannt iſt. Karl ſitzt im Untersberge, mit goldner Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Auf dem großen Welſerfeld ward er verzückt und hat noch ganz ſeine Geſtalt behalten. Sein Bart iſt

[1] [Dieſelbe befindet ſich nun in der fürſtlich Fürſtenbergiſchen Bibliothek zu Donaueſchingen. Barack, Die Handſchriften u. ſ. w. Tübingen 1865. S. 114. P.]

[2] [Abgedruckt in v. d. Hagens Geſammtabenteuer II. 617 ff. und Maßmanns Kaiſerchronik III, 1033 ff. P.]

grau und lang gewachſen und bedeckt ihm das goldne Bruſtſtück ſeiner Kleidung. An Feſt- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andre auf der linken, mit einem koſtbaren Perlband umwunden. Der Kaiſer hat ein ſcharfes und tiefſinniges Angeſicht und erzeigt ſich freundlich gegen ſeine Untergebenen, mit denen er dort manchmal auf einer ſchönen Wieſe hin und her geht. Warum er ſich da aufhält und was ſeines Thuns iſt, weiß Niemand und ſteht bei den Geheimniſſen Gottes. (Deutſche Sagen I, 33.)

Auch zu Nürnberg auf der Burg ſoll Kaiſer Karl ſich in den tiefen Brunnen verflucht haben und daſelbſt aufhalten. Sein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, vor welchem er ſitzt. (Ebd. I, 28.)

9. Karls Recht. Es ließen ſich zu den bisher erzählten andre, nicht unmerkwürdige Sagen, Karln den großen betreffend, anführen, z. B. die von Eginhard und Emma (Deutſche Sagen II, 125 ff.), von Karln und Elegaſt (Grundriß S. 171. Muſeum f. altd. Litt. u. Kunſt II, S. 226 ff.). Das bisherige wird jedoch genügen, um zu zeigen, wie Karl auch in eigenthümlich deutſcher Überlieferung, von legendenhafter, heroiſcher und mythiſcher Seite, vielfach gefeiert war.

Aber noch eine andre, beſondre Richtung hat die Sage bei den Deutſchen genommen, welche, wenn auch über Deutſchland hinaus die Spur derſelben nachgewieſen werden kann, doch hier mit ausgezeichneter Vorliebe verfolgt und manigfach ausgeprägt worden iſt.

Karl iſt der Held und Heilige des deutſchen Rechts, der Urquell aller Geſetzgebung und Rechtspflege.

Benecke hat in ſeiner Ausgabe des Wigalois, um 1212 gedichtet, Berlin 1819, in der Anmerkung zu einer Stelle dieſes Rittergedichts (V. 9554), wo von Karls Recht die Rede iſt, ausführlich von der hohen, ſprichwörtlich gewordenen Meinung gehandelt, in welcher bei den Deutſchen, beſonders auch den Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, Karl und ſeine Zeit in der bemerkten Beziehung ſtanden, und J. Grimm, Rechtsalterth. S. 830 (vgl. 829. 670. 927) hat weitere Beweisſtellen hinzugefügt. Indem ich dieſe Nachweiſungen benütze, glaube ich jedoch vorzüglich auf die von Benecke ganz beiſeite gelaſſenen und von Grimm, nach dem Zwecke ſeines Werkes, nur kurz berührten Sagen Rückſicht nehmen zu müſſen, die uns hier zunächſt angehen und als der älteſte Ausdruck der Volksbegriffe anzuſehen ſind.

Eginhard, Vita Caroli m. imp. (C. 29, Reuber S. 11) ſagt:

Post susceptum imperiale nomen cum adverteret multa legibus populi sui deesse (nam Franci duas habent leges, plurimis in locis valde diversas) cogitavit quæ deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere. Sed in iis nihil aliud ab eo factum est, quam quod pauca capitula et ea imperfecta legibus addidit. Omnium tamen nationum, quæ sub ejus ditione erant, jura, quæ scripta non erant, describere ac literis mandari fecit.

Von dieſen karolingiſchen Geſetzſammlungen und den zu ihrer Ergänzung und Beſtimmung erlaſſenen Capitularien her, welche überall abſchriftlich vorhanden ſein, öffentlich vorgeleſen und bekannt gemacht werden muſten, bildete ſich die Vorſtellung, daß alles Recht von Karl dem großen ausgehe. Der Sachſenſpiegel, wenn er gleich gewiſſe Rechte benennt, welche die Sachſen wider Karls Willen behalten, der Schwabenſpiegel, welchem die alte Lex Alamannorum Karles Recht (vgl. Rechtsalterth. S. 670), Karlen Buch heißt, und das frieſiſche Rechtsbuch leiten von Karln den Urſprung der Geſetze ab. Auch die Freigrafen muſten ſchwören, nach Karls Geſetz und Ordnung zu richten, und die Femgerichte ſelbſt wurden dieſem Kaiſer zugeſchrieben und nach ſeinem Namen benannt.

Die Stellen der Dichter, worin ſprichwörtlich von Karls Recht. Karls Loth, Karls Zeit, als einer goldenen, geſprochen wird, hat Benecke a. a. O. angeführt. Auf ähnliche Weiſe ſchrieben die Dänen alle ihre Rechtsgebräuche ihrem Könige Frodi zu und ſeine Zeit war die des Friedens und der allgemeinen Sicherheit.

Was nun aber die Sagen betrifft, in denen ſich die volksmäßigen Begriffe von Karln als Geſetzgeber und Richter ausgedrückt und verbreitet haben, ſo hebe ich davon folgende aus und zwar zuerſt ſolche, die ihn als Geſetzgeber, hernach diejenigen, die ihn als Richter bezeichnen:

a. König Karl und die Frieſen. Das Altfrieſengeſetz berichtet die Entſtehung des frieſiſchen Rechtes auf eine ganz mythiſche Weiſe. (Grimm, Deutſche Sagen II, S. 118—20.)

Dieſe Sage iſt nicht ohne tiefere Bedeutung: das ruderloſe Schiff iſt ein Volk ohne Geſetz und Recht; ein höherer Geiſt, der doch den Männern des Volkes gleich ſieht, giebt die rechte Satzung. Im Übrigen ſcheint eine gewiſſe Oppoſition des freiheitliebenden Volkes gegen Karln hindurch, wie wir ſie auch im Sachſenſpiegel bemerkt haben. Dennoch

Bayerische Staats-Bibliothek München

iſt es Karl, der den Anſtoß giebt, daß die Frieſen ihr Landrecht erhalten.

b. Der Schwaben Vorrecht. Das Recht, in Reichskriegen vorzufechten, verlieh König Karl dem ſchwäbiſchen Herzoge Gerold, nach der Kaiſerchronik auf dem Heerzuge gegen die Römer, als er den Pabſt Leo wieder einſetzte, nach andern in der Schlacht von Ronceval. (Deutſche Sagen II, S. 125. 136. Aretins Beiträge IX, S. 1063.)

c. Gleichfalls nach der Kaiſerchronik hat Karl, unter Eingebung eines Engels, das Recht der Geiſtlichkeit und der Bauern eingeſetzt. Doch kommt, was dort davon gemeldet wird, die erſtere beſſer weg, als die letztern. (Aretin ebd. S. 1070 f. Deutſche Sagen II, S. 138.)

d. Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen. Zum erſtenmale bekannt gemacht und erläutert von J. Chriſt. Freih. v. Aretin. München 1803. Unter dieſem Titel iſt eine alte, fabelhafte Geſchichte Karls des großen, in deutſcher Proſa, ſoweit ſolche die Geburt und Kindheit desſelben betrifft, vollſtändig, das Übrige im Auszuge herausgegeben. Die Handſchrift iſt aus der Abtei Weihenſtephan bei Freiſingen in die Münchner Bibliothek gekommen. Sie wird vom Herausgeber viel zu hoch hinauf, ins 13te Jahrhundert, geſetzt. Bertha, Karls Mutter, durch trügeriſche Ränke von ihrer Würde verdrängt, lebt mit ihrem Knaben in einer einſamen Waldmühle in der Gegend von Weihenſtephan, damals einer Burg des Königs Pipin. Dieſes ſowie ein großer Theil der übrigen Geſchichte ſtimmt in den Hauptzügen mit altfranzöſiſchen Dichtungen, nur daß die Sage in Baiern örtlich angeknüpft iſt. Hierher gehört nun, was im 4ten und 5ten Capitel dieſes Buchs erzählt wird (S. 43—45).

Auch dieſem Edelmann hilft Karl durch ſeine Klugheit eine mißliche Rechtsſache gewinnen. König Pipin, der von dem weiſen Knaben Kunde erhält, zieht ihn an ſeinen Hof zu Weihenſtephan und Karl dient, ohne es zu wiſſen, ſeinem Vater.

e. Karls Recht, ein Meiſtergeſang, in Regenbogs Zugton u. ſ. w.; nur in alten Drucken des 15ten Jahrhunderts vorhanden. Docen giebt im Muſeum für altd. Litt. u. Kunſt, B. II, S. 280—3, den Inhalt dieſes Meiſterliedes.

Es iſt die bekannte Geſchichte des Juden von Venedig, worein zwei weitere Fälle verwoben ſind, welche die Entſcheidung ſchwieriger machen und dadurch den richterlichen Scharfſinn des Kaiſers ſtärker hervorheben

ſollen, obgleich man geſtehen muß, daß er es mit den zwei letztern Sprüchen ziemlich leicht genommen hat. (Vgl. v. d. Hagens Grundriß S. 172. Grimm, Rechtsalterth. S. 616 f. Quellen des Shakſpere in Novellen, Mährchen und Sagen, von Echtermeyer, Henſchel und Simrock, auch Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen, Thl. 3, Berlin 1831, S. 193—9, in Simrocks Anmerkungen zum Kaufmann von Venedig.)

f. Der Kaiſer und die Schlange. Dieſe Sage findet ſich wieder in Enikels ungedruckter Reimchronik.[1] Sie iſt aber nicht auf Deutſchland beſchränkt, ſondern kommt u. a. auch in den Gesta Romanorum C. 105 unter andrem Namen vor. Die Brüder Grimm, welche ſie (Deutſche Sagen II, S. 130) im Auszug geben, führen zugleich die Litteratur an. In ihr herrſcht wieder das Mythiſch-ſymboliſche.

Hier knüpft ſich nun die Rechtsſage an eine andre, vom See bei Aachen, an. Karl iſt durch den Ring noch an den Leichnam der geliebten Frau[2] gebunden, bis derſelbe entdeckt und weggenommen wird. Auch an jeden andern Beſitzer des Ringes fühlt er ſich gefeſſelt. Darum wirft er denſelben in einen See bei Aachen. Seit der Zeit gewinnt er den Ort ſo lieb, daß er nicht mehr von Aachen weichen will, ein kaiſerliches Schloß und ein Münſter da bauen läßt und in jenem ſeine übrige Lebenszeit zubringt, in dieſem aber nach ſeinem Tode begraben ſein will. Auch verordnet er, daß alle ſeine Nachfolger in dieſer Stadt ſich zuerſt ſollen weihen laſſen. (Deutſche Sagen II, S. 128. 131.)

So weit die deutſchen Sagen von Karl dem großen.

Auch in deutſchen Landen ſprang vor Karln überall die Ader der Sagendichtung, wie vom Odenberg in Heſſen erzählt wird, daß dort vom Hufſchlage ſeines Roſſes ein ſtarker Quell entſprungen ſei. (Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa II, S. 155.)

6. Poetiſche Bearbeitungen griechiſcher und römiſcher Fabeln.

Wir befanden uns bisher und noch im karolingiſchen Epos auf dem Gebiete der Legende, jetzt betreten wir das des Rittergedichts.

[1] [Nun unter der Aufſchrift „Naturrecht" abgedruckt in v. d. Hagens Geſammtabenteuer 2, S. 635 ff. P.]

[2] [Karlmeinet S. 317. 880. Pfeiffers Germania 5, S. 179. K.]

Dem Heldenthum mit dem Heiligenſcheine folgt ein Ritterthum in weltlichem Glanze, der rauhern Kraft des erſtern die Zierlichkeit und Üppigkeit des letztern.

Das chriſtlich-romaniſche Element des Lebens und der Poeſie des deutſchen Mittelalters hat uns bisher zumeiſt als chriſtliches beſchäftigt, d. h. in der Einwirkung des neuen Glaubens auf die dichtende Phantaſie der bekehrten Völker; jetzt wird es uns als romaniſches in Betracht kommen, d. h. in der Rückwirkung der in den galliſchen Provinzen des Römerreichs altbegründeten geſelligen Bildung auf die eingewanderten Völker und deren deutſche Heimat. In Südfrankreich entfaltete ſich eine lyriſche, in Nordfrankreich eine erzählende Dichtung, als Ausdruck der neuen geſelligen Cultur des Ritterſtandes. Dieſe erzählende Dichtung, auf deutſchen Boden verpflanzt, iſt es, was wir Rittergedicht nennen. Die einheimiſche Sage, Mähre, tritt im deutſchen Ritterſtande zurück vor der welſchen Aventüre. So nennen die deutſchen Bearbeiter der franzöſiſchen Gedichte ihre Muſe, die perſonificierte Erzählung ritterlicher Abenteuer, mit der ſie öfters ſich in förmliches Geſpräch einlaſſen.[1]

Denn eben das iſt für dieſe neue Dichtungsweiſe bezeichnend, daß, während im einheimiſchen Heldenliede Perſon und Namen der Bearbeiter in dem durch uralte Überlieferung geheiligten Gegenſtande verſchwanden, nun hier, der fremden Fabel gegenüber, beſtimmte Dichterperſönlichkeiten hervortreten. Die Bearbeitung aus einer andern Sprache war eine gelehrte Anſtrengung, der Bearbeiter muſte ſich ſeiner ſubjectiven Thätigkeit bewuſt und eben damit auch angereizt werden, ſie weiter zu verſuchen. In der Fabel ſelbſt, im Gange der Erzählung blieb zwar das Original unangetaſtet. Aber in der Darſtellung ließ der Bearbeiter, je mehr ihm Dichtergabe zu Gebot ſtand, ſeine Eigenthümlichkeit vorſcheinen; Betrachtungen, Empfindungen, Beziehungen auf ſein eigenes inneres und äußeres Leben, auf die Verhältniſſe ſeiner Zeit und Umgebung verwob er in die Geſchichtserzählung, ja es wird ſich zeigen, daß dieſe dichteriſche Selbſtthätigkeit bis zur vollen, poetiſchen Läuterung des empfangenen Stoffes vorſchritt. So eröffnet ſich uns in den Rittergedichten eine Reihenfolge von Dichtercharakteren. Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried

[1] [Vergl. J. Grimm, Frau Aventiure. Berlin 1842. Deutſche Mythologie 2, S. 863 f. H.]

von Straßburg, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg erſcheinen nach einander in entſchiedener Perſönlichkeit. Sie bilden eine fortlaufende Dichterſchule, indem je der Spätere den Frühern im Auge hat und auf ihn Bezug nimmt; Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems führen die Reihe ihrer Vorgänger in geſchichtlichem Zuſammenhang und mit kritiſcher Charakteriſtik auf. Mit dem Bewuſtſein dieſes fortlaufenden Zuſammenhangs und der Beſonderheiten der frühern Meiſter erwächſt aber auch das Beſtreben, ſich ſelbſt in einer neuen und eigenthümlichen Darſtellungsweiſe auszuzeichnen.

Wenn ich nun hier zuerſt von denjenigen Gedichten handle, worin Gegenſtände der alten griechiſchen und römiſchen Fabelwelt, der trojaniſche Krieg, die Schickſale des Äneas, die Züge Alexanders des großen u. ſ. w., behandelt ſind, ſo habe ich nicht zum Zwecke, eine Einwirkung der claſſiſchen Poeſie auf die des Mittelalters nachzuweiſen.[1] Unſern deutſchen Dichtern wenigſtens ſind dieſe Stoffe, ſchon ganz in das Coſtüm der Ritterzeit übergetragen, in nordfranzöſiſchen Werken zugekommen und haben für ſie keine andre Bedeutung, als jede andre Rittermähre. Was mich beſtimmen muſte, dieſe Umdichtungen antiker Fabeln voranzuſtellen und den Dichtungskreis vom König Artus und der Tafelrunde, dieſen Hof aller Ritterlichkeit, erſt nachfolgen zu laſſen, iſt der Umſtand, daß der älteſte in jener Dichterreihe durch ein Werk aus der antiken Fabeldichtung ſeinen Namen begründet und dem Rittergedichte in deutſcher Poeſie die Bahn eröffnet hat.

Wir betrachten demnach

1. die Äneis des Heinrich von Veldeke.

Mit der Betrachtung der Dichtwerke iſt dem Geſagten zufolge fortan auch die Charakteriſtik der Dichter, doch mit Beſchränkung auf die bedeutendern, zu verbinden. Bei dem erſten Werke und dem erſten Dichter dieſer Claſſe, wenn ſie auch keineswegs die ausgezeichnetſten ſind, verweile ich ausführlicher, damit wir auf dem neuen Boden einheimiſch werden.

Von den Schickſalen des Dichters iſt uns wenig Kunde geblieben. Er war ein Niederdeutſcher der Sprache und ſchon dem Namen nach.

[1] [Dies iſt ſeitdem in ausführlicher Weiſe geſchehen von C. L. Cholevius in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. Leipzig. 1 Thl. 1854. P.]

Veldeke iſt die niederdeutſche Verkleinerung von Feld. Beſtimmteres erhellt aus ſeinen eigenen Werken nicht über ſeine Heimat und Herkunft. Auf dem Bilde, das in der Weingartener Handſchrift ſeinen Liedern vorgeſetzt iſt, ſieht man weder Helm noch Schild. Der Meiſter, ſo wird er dort genannt, iſt, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert, worauf Vögel herumhüpfen und ſich ſchnäbeln. Die Beziehung auf eines ſeiner Lieder, worin er das fröhliche Leben der Zweigbewohner beſchreibt, iſt leicht zu erkennen. Ein grünender Baum mit Singvögeln iſt auch das paſſendſte Wappen für einen Dichter, der ſo innig den Frühling geſungen. Der Beſchreibung vom Hochzeitfeſte des Äneas fügt Heinrich hinzu:

„Ich vernahm nimmermehr von einem ſo großen Feſte, außer jenem zu Mainz, das wir ſelber ſahen, das war ganz unmäßlich, als der Kaiſer Friedrich zweien ſeiner Söhne Schwert gab. Mancher tauſend Marke werth ward da verzehret und gegeben. Ich wähne, Alle, die nun leben, haben kein größeres geſehen. Was künftig noch geſchehen wird, kann ich nicht wiſſen. Aber wahrlich nie vernahm ich von Schwertleite, da ſo mancher Fürſt geweſen und ſo mancher Art Leute. Ihrer leben noch heute genug, die es wahrhaft wiſſen. Dem Kaiſer Friedrich geſchah ſo manche Ehre, daß man Wunder davon ſagen mag bis zum jüngſten Tage. Fürwahr es wird noch über hundert Jahr von ihm geſagt und geſchrieben.“ (Äneis, V. 13021—50.)

Dieſes Feſt, bei dem der Dichter offenbar zugegen war, fand an Pfingſten 1184 ſtatt. Kaiſer Friedrich I weihte dort ſeine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern, er gab ihnen Schwert, wie man es nannte. Schwertleite hieß man das Feſt, weil die Jünglinge in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet wurden. Es iſt die uralte, germaniſche Sitte des Wehrhaftmachens. Das dreitägige Feſt zu Mainz, welches zur Zeit eines allgemeinen Friedens in Deutſchland gefeiert wurde,[1] wiſſen auch die Geſchichtſchreiber nicht glänzend genug zu ſchildern. In der ganzen römiſchen Welt ſei es kundbar geworden und die Hoftage der vorherigen Kaiſer ſeien gar nicht damit zu vergleichen.[2] Dort habe die Welt all ihre vergängliche Herrlichkeit zur Schau gelegt an Überfluß der Speiſen, Manigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepräng und Luſtbarkeiten jeder Art.[3] Die Stadt faßte

[1] Otto de s. Blasio C. 26.

[2] Godefridus Colonienſis ad ann. 1184.

[3] Otto de s. Blasio C. 26.

nicht die Menge der Gäſte. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Feld umher aufgeſchlagen.[1] Ein Unfall, der dabei vorkam, der Einſturz eines zur Capelle des Kaiſers aufgerichteten Gebäudes, wurde von Manchen als eine Stimme des Himmels gegen dieſen weltlichen Übermuth betrachtet.[2] Der Anblick dieſer Herrlichkeit mochte manches glänzende Bild in der Phantaſie der anweſenden Dichter zurücklaſſen. Man denke an Veldekes Schilderungen dieſer Art. Die prachtvollen Beſchreibungen ſolcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Triſtan, Wigalois u. ſ. w., ja ſelbſt Siegfrieds Schwertnahme in den Nibelungen, ſollten ſie nicht als Nachglanz jenes großen Feſtes betrachtet werden können? Bemerkenswerth für Veldeke, als den erſten namhaften Minneſänger und Bearbeiter welſcher Aventüren, iſt noch ein weiterer Umſtand. Nicht bloß aus allen deutſchen Landen waren Fürſten und Ritter nach Mainz gekommen. Auch die Herren der benachbarten Reiche, worunter beſonders Frankreich zu verſtehen, fanden ſich ein; ja ſelbſt ſlaviſche und italiſche Fürſten, Gäſte von Illyrien bis Spanien. Es war dort, ſagt der Geſchichtſchreiber, eine unglaubliche Menge von Menſchen verſchiedener Länder und Sprachen verſammelt.[3] Daß namentlich auch fremde Sänger erſchienen, davon iſt beſtimmte Nachweiſung vorhanden. Der nordfranzöſiſche Dichter Guiot de Provins, von dem noch Lieder und ein ſatyriſches Gedicht vorhanden ſind, meldet in letzterem: „Vom Kaiſer Friedrich kann ich euch wohl ſagen, daß ich ihn zu Mainz einen Hof halten ſah, dem gewiſslich niemals ein andrer gleich kam.“[4] Gewiſs brachten die Sänger hier zuſammen, was in den verſchiedenen Ländern für die

[1] Godefridus Coloniensis l. c.

[2] Otto de s. Blasio l. c.

[3] Otto de s. Blasio l. c.

[4] La Bible Guiot de Provins V. 278—82 (Barbazan und Méon, Fabliaux et contes. T. II, S. 316. Vgl. S. 317): Et de l'empereor Ferri Vos puis bien dire que je vi Qu'il tint une cort a Maience; Ice vos di-je sanz doutance, C'onques sa pareille ne fu. Die Lieder von Guiot befinden ſich in einer handſchriftlichen Sammlung altfranzöſiſcher Gedichte in der Bibliothek zu Bern. (N. 389. Chansons diverses.) Extraits de quelques poesies du 12. 13 et 14 siècle. Lauſanne 1759. S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1846. 8. S. 24—32. Vgl. auch mein Buch über Creſtien von Troies S. 221, Anm. 1. H.]

Blüthe geiſtiger Unterhaltung galt, und wie auf dem Markt einer großen Handelsſtadt die erleſenſten Erzeugniſſe verſchiedener Erdſtriche umgeſetzt werden, ſo muſte bei einem Feſte, wie das beſchriebene, ein folgenreicher Austauſch von Liedern und Sagen, Kunſtformen und Kunſtfertigkeiten ſtattfinden.

Die angeführten Worte der Äneis ſprechen von dem Feſte zu Mainz als einer längſt vergangenen Sache. Der Schluß dieſes Gedichts hilft aber noch zu näherer Zeitbeſtimmung und giebt anziehende Nachrichten von dem Dichter und ſeiner Arbeit. Meiſter Heinrich hatte ſchon das Mehrtheil, über Dreiviertheile, ſeines Werks gedichtet, bis dahin, wo Äneas Laviniens Brief lieſt (V. 10766), da ließ er, ſchwer gekränkt, die Arbeit liegen. Er hatte das Buch verloren. Noch unvollendet hatte er dasſelbe der Gräfin von Cleve zu leſen gegeben, der milden und guten, der groß Geben und herrlich Leben wohl anſtand. Da ward es, zu der Zeit, als der Landgraf von Thüringen ſie zur Gemahlin nahm, zu Cleve einer Jungfrau geſtohlen, der es die Gräfin befohlen hatte. Die Herrin warf darüber große Ungunſt auf den Grafen Heinrich von Schwarzburg, der es genommen und heim nach Thüringen geſandt. Wohl neun Jahre war das Buch dem Meiſter genommen. Nirgends, wohin er kam, konnt' ers finden, bis er einſt nach Thüringen kam zu des Landgrafen Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachſen, von der Neuenburg (Naumburg) bei der Unſtrut. Dieſer ſtellte ihm das Buch wieder zu und hieß es ihn volldichten. Denn die Rede däuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedichte meiſterlich. Ohne des Fürſten Bitte hätte Heinrich es nicht vollendet. Ihm aber war er, ſeit er ſein Kunde gewann, zu jedem Dienſte bereit, wie auch dem Grafen Friedrich. (V. 13268 ff.)

Der Dichter führt uns hier ganz in das thüringiſche Fürſtengeſchlecht. Der Landgraf, der die Gräfin von Thüringen heirathet, iſt Ludwig III, der von 1172 bis 1190 an der Landgrafſchaft war. Von jener Vermählung ſchweigen zwar die Geſchichtbücher, da aber über den ehlichen Verbindungen dieſes Fürſten überhaupt einiges Dunkel waltet,[1] ſo iſt

[1] Über dieſe Verhältniſſe ſ. Schmidt, Geſchichte des Großherzogthums Heſſen. 1 B. Gießen 1818. S. 138 u. 274. Auch die cleviſche Geſchichte (Teſchenmacher, Annales Cliviæ u. ſ. w. Frankfurt und Leipzig 1721 fol. beſagt nichts von jener Heirath.

kein gegründeter Zweifel gegen die ſonſt ſo genauen Angaben des Gedichts. Ludwig begab ſich im Jahr 1188 auf die Kreuzfahrt und ſtarb 1190 auf der Rückreiſe. Der Pfalzgraf Hermann, des vorigen Bruder, iſt der berühmte Freund und Förderer des Geſanges. Bevor er durch den Tod Ludwigs zur landgräflichen Würde gelangte, war er Pfalzgraf zu Sachſen. Dieſe Pfalzgrafſchaft hatte ihm ſein Bruder im Jahr 1181 überlaſſen. Graf Friedrich iſt der Graf von Ziegenhayn, Bruder jener beiden. Graf Heinrich von Schwarzburg war ohne Zweifel im Gefolge des Landgrafen nach Cleve gekommen.[1] Aus dem Ganzen ergiebt ſich, daß die Äneis zwiſchen 1184, der Zeit des Feſtes zu Mainz, und 1190, dem Todesjahre des Landgrafen, verfaßt worden, überhaupt aber, daß Veldekes dichteriſches Wirken in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu ſetzen iſt. Die Erzählung, wie Heinrich mit Vaterſchmerz das verlorene Gedicht ſucht, bezeichnet ihn als einen wandernden Sänger. Sein Aufenthalt zu Cleve, in Verbindung mit der durch Püterich von Reicherzhauſen im 15ten Jahrhundert aufbehaltenen Nachricht, daß Heinrich von Veldeke die Legende des h. Gervaſius von Maeſtricht gedichtet habe, macht es für ſich ſchon wahrſcheinlich, daß er am Niederrhein oder der Maas zu Hauſe geweſen. In einem ſeiner Minnelieder ſegnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo ſein Leib ferne im Elend (in der Fremde) ſei, den Muth erheitre.[2] Neuerlich hat aber Mone, Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Litteratur und Sprache, B. I, Aachen 1830, S. 252 f. noch folgende beſtimmtere Notiz beigebracht: „In dem Hausbuch der Abtei St. Truyden (St. Trond), das jetzt bei der Univerſität zu Lüttich iſt, heißt es fol. 9a: Anno domini 1253 in crastino octavarum epiphaniæ concessit abbas Willelmus in feoda domino Henrico de Veldeke militi terram incultam hactenus sitam apud Spalbeke, quæ est allodium ecclesiæ S. Trudonis. Der Dichter war um dieſe Zeit ſchon todt, wohl aber kann es ſein gleichnamiger Sohn geweſen ſein, und dieſe Ritter wären dann Lehnsleute des Abts von St. Truyden geweſen.

[1] Ein Graf Heinrich von Schwarzburg kommt um jene Zeit in der Geſchichte vor. Junghans, Geſchichte der Schwarzburgiſchen Regenten. Leipzig 1821. S. 26. 29 f.

[2] Weingartner Handſchrift S. 57 (Maneſſe, I, S. 20b). [In F. Pfeiffers Ausgabe der Weingartner Liederhandſchrift, Stuttgart 1843. 8. S. 68, Str. 32. H.]

Dieſe Vermuthung wird beſtärkt durch den Umſtand, daß Veldeke die Legende vom h. Servatius (nicht Gervaſius) von Maeſtricht gedichtet hat, denn dieſe Stadt liegt nur 6 Stunden von St. Truyden, und ſolche geiſtliche Stoffe, ſo wie den claſſiſchen der Eneit konnte der Dichter doch wohl nur von Mönchen erhalten haben." [1]

Die Heimat des Dichters in jener niederländiſchen Grenzgegend iſt nun eine weitere Erklärung ſeiner Bekanntſchaft mit der nordfranzöſiſchen Poeſie. Vom Herzog Johann von Brabant, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſind Minnelieder vorhanden, die, wie Veldekes, die niederdeutſche Mundart durchſcheinen laſſen, aber noch weit mehr mit franzöſiſchen Worten verſetzt ſind. (Maneſſe, I, S. 7a.) Ein Herzog von Brabant erſcheint aber auch unter den nordfranzöſiſchen Liederdichtern [2] und Adenez le Roi, Verfaſſer mehrerer erzählender Gedichte in nordfranzöſiſcher Sprache, war Minſtrel Heinrichs III von Brabant, Vaters von obigem Minneſänger. [3]

Eines der Lieder Heinrichs von Veldeke deutet darauf, daß dieſer Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

„Die Weiber, ſagt man, haſſen graues Haar; das iſt mir leid und bringt wenig Ehre, die ihren Freund lieber thöricht, denn weiſe hat. Nicht ſo ſehr darum, daß ich ſelbſt grau bin, aber ich haſſe an Weibern den ſchwachen Sinn, daß ſie neues Zinn lieber nehmen, denn altes Gold." (Maneſſe, I, S. 20a.)[4]

2. der trojaniſche Krieg,

in dreierlei Bearbeitungen:

a. durch Herbort von Fritzlar, im erſten Zehntel des 13ten

[1] [Nun aufgefunden und herausgegeben von J. H. Bormans. Maeſtricht 1858. Vgl. Germania 5, S. 406 ff. P.]

[2] Roqueſort, De l'état de la poésie françoise dans les 12 et 13 siècles. Paris 1815. 8. S. 211. Extraits S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder S. 56—58. H.]

[3] Requefort l. c. S. 138 f. Extraits S. 15. 16.

[4] [Die weitere Ausführung dieſes Abſchnitts fehlt in der Handſchrift; ich verweiſe über das Buch auf die neue Ausgabe des Dichters von L. Ettmüller. Leipzig 1852. K. Man vgl. ferner: A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le roman d'Énéas in Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur 2. Berlin 1859. 8. S. 1—45. H.]

Jahrhunderts; nur handſchriftlich, zu Heidelberg, in Verbindung mit der Äneis des Heinrich von Veldeke. (Grimms Grammatik I, S. 455. Wilken S. 448 f.)[1]

b. von Wolfram (nicht Wolfram von Eſchenbach); gleichfalls nur handſchriftlich vorhanden. Der in v. d. Hagens litterariſchem Grundriß S. 216 f. abgedruckte Schluß, worin der Bearbeiter ſich nennt, deutet an, daß das Werk, an 30000 Verſe ſtark, auch den Inhalt der Äneis umfaßt habe.

c. durch Konrad von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Gedruckt iſt etwa die Hälfte der Straßburger Handſchrift, 25245 Verſe, im dritten Bande der Müllerſchen Sammlung altdeutſcher Gedichte. Da dieſer unvollſtändige dritte Band, in welchem der Druck des Gedichts abgebrochen wurde, weder im Buchhandel, noch auf einer Bibliothek unſrer Gegend zu haben iſt, ſo muß man ſich in Ermanglung desſelben an die Auszüge halten, welche in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolitano, Argentorati 1782 aus dem Straßburger Codex gegeben ſind.[2]

Konrad giebt an, daß er ſein Werk aus Welſch in Deutſch gedichtet (l. c. S. 17) habe, und rühmt dabei die Unterſtützung des werthen Sängers (vermuthlich Domcantors) Dietrichs von Baſel; der Cantor war einer der Dignitarien der Stiftskirchen. Außer dem franzöſiſchen Vorbilde bezieht er ſich noch auf Dares Phrygius, de excidio Trojæ. Vielleicht, daß ihm eben in Beziehung auf das lateiniſche Buch der Domcantor behülflich war.

Von dem Inhalte des Gedichtes hat Konrad nach den Eingangsworten eine große Meinung. Von dem unheilverkündenden Traume Hecubas, als ſie mit Paris ſchwanger geht, erſtreckt ſich die Erzählung bis zu Trojas Untergang.

Eine zuvor unbekannte Pergamenthandſchrift befindet ſich, nach Erkundigungen, die ich eingezogen, in der fürſtlich Waldburgiſchen Bibliothek zu Zeil.[3]

[1] [Ausgabe von K. Frommann. Quedlinburg und Leipzig 1837. H.]

[2] [Vollſtändige Ausgabe nach den Vorarbeiten von K. Frommann und F. Roth für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1858. K.]

[3] [Sie iſt von S. D. dem Fürſten Conſtantin von Waldburg Zeil zur Benützung für die Stuttgarter Ausgabe bereitwillig überlaſſen worden. K.]

3. Ovids Verwandlungen

durch Albrecht von Halberſtadt. Gedruckt iſt dieſes Werk nur nach der von Georg Wickram um die Mitte des 16ten Jahrhunderts vorgenommenen Umarbeitung, zuerſt Mainz 1545 und nachher wiederholt. Nur Albrechts Prolog iſt in dieſen Drucken, bis auf die Rechtſchreibung, unverändert gelaſſen und daraus zu erſehen, daß Albrecht, geboren zu Halberſtadt, im Jahre 1210 begonnen habe, für den tugendberühmten Landgrafen Hermann von Thüringen dieſes Buch von Latein zu Deutſch zu bringen.[1]

4. Alexander der große.

Dieſes leuchtende Meteor, das unverſehens von den macedoniſchen Gebirgen aufſtieg, in ſchnell wachſendem Glanze ſich über den Horizont verbreitete und im fernſten Oſten in wunderbaren Lichtern verſprühte, hat ſogleich auch die Phantaſie der Völker mächtig und über ein Jahrtauſend hin aufgeregt. Alexander ſelbſt ſchon wies die Erzählung eines Zeitgenoſſen von ſeinen Thaten als fabelhaft zurück. (Itinerarium Alexandri, præf. XII.) In Griechenland und im Orient geſtaltete ſich ſeine Geſchichte zu abenteuervollen Dichtungen und beſonders ſein Zug nach Indien erſchloß die Welt aller Wunder.

Zur Geſchichte dieſer Fabelwerke über Alexander den großen ſind beſonders anzuführen:

Saint Croix, Examen critique des anciens historiens d'Alexandre-le-grand. Sec. éd. Paris 1804. Itinerarium Alexandri etc. et Julii Valerii res gestæ Alexandri etc. translatæ ex Aesopo Græco ed. Angelo Majo, Mediolani 1817. (Das letztere Werk iſt großentheils Fabelgeſchichte.)

Während in Perſien Niſami, geſtorben 1180 (v. Hammer, Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens S. 105) ſein Iskendername (Alexandersbuch) dichtete, war auch das europäiſche Mittelalter unermüdlich, die Alexandersſagen in allen Sprachen zu verbreiten.

Was die deutſchen Dichter insbeſondre betrifft, ſo ſchöpften ſie aus doppelter Quelle: einmal aus dem um 1200 geſchriebenen lateiniſchen Gedichte, der Alexandreis Gualtheri a Castellione (von Chatillon),

[1] [Albrecht von Halberſtadt und Ovid im Mittelalter von K. Bartſch. Quedlinburg 1861. K.]

welche mehr noch hiſtoriſche Haltung hat und in den gelehrten Schulen viel geleſen war; ſodann aus den phantaſtiſchern nordfranzöſiſchen Gedichten aus dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts.

Es ſind vier altdeutſche Alexandersgedichte vorhanden, wovon jedoch nur eines, das älteſte, gedruckt iſt:

a. vom Pfaffen Lamprecht, noch aus dem 12ten Jahrhundert, 6952 Verſe, mit noch unvollkommenem Reime; gedruckt in Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Litteratur. Heft I, München 1827. [1]

Über dieſes Gedicht iſt auch ein akademiſches Programm von Heinrich Schreiber erſchienen: Commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide. Freiburg 1828. 4. Der deutſche Dichter nennt ſich im Eingang (Z. 1): der pfaffe Lamprecht. Über ſeine Quelle ſpricht er Z. 13 und 33.

Dieſes Gedicht, welches den Helden von ſeiner frühſten Jugend durch ſeine Eroberungskriege und wunderbaren Abenteuer bis zu ſeinem Tode begleitet, iſt nicht nur in der aus dem franzöſiſchen Werke entnommenen Fabel für die Phantaſie anziehend, ſondern trägt auch in der Darſtellung des deutſchen Bearbeiters lebendige Farbe und es klingt in ihm, beſonders in den Beſchreibungen der Kämpfe, der Stil des einheimiſchen Epos an, wie denn auch auf das Gudrunslied (ein älteres, als das noch vorhandene) ausdrücklich angeſpielt wird.

Ich hebe folgendes Abenteuer des indiſchen Zuges aus (V. 4812 ff.):

Alexander kommt mit ſeinem Heere zu einem herrlichen Wald, aus dem ſie ſo ſüßen, vielſtimmigen Geſang hören, daß ſich ihm nichts vergleichen dürfte, wenn man auch allen Leier- und Harfenklang und was je von Menſchen geſungen ward, zuſammenbrächte. Im Schatten der hohen Bäume, den die Sonne nicht durchdringen kann, wuchern Blumen und Kräuter; klare Quellen rinnen aus dem Walde hervor, auf eine ſchöne Aue, die vor ihm liegt. Hier laſſen die Helden ihre Roſſe ſtehn und gehen in den Wald, dem wonnigen Sange nach, bis ſich ihnen das Wunder offenbart. Mehr denn hundert tauſend ſchöne Mädchen finden ſie auf dem grünen Klee ſpielend, ſpringend und

[1] [Von Diemer nach der Vorauer Handſchrift, Wien 1849; von Weismann, Frankfurt 1850. Vgl. Gödekes Grundriß S. 1151. K.]

ſingend. Hier vergeſſen ſie all ihr Herzeleid, alles Mühſal und Ungemach, das ſie bisher erduldet. Hier, dünkt ihnen, hätten ſie für ihr ganzes Leben Glück und Freude genug und nichts zu fürchten, als den Tod. Um die Jungfraun aber iſt es ſo gethan: wenn der Sommer angeht, wenn es zu grünen beginnt und die edeln Blumen im Wald aufgehen, da erſcheinen auch wundergroße Knoſpen und wenn dieſe ſich aufſchließen, erblühen aus ihnen die ſchönen Mädchen, wie im Alter von zwölf Jahren; ſchöner, als ſie war nie eine andre Blume, weiß und roth glänzen ſie fernhin; ſie lachen und ſingen in den Geſang der Vögel. Auch ihr Gewand iſt ganz wie Blumenblätter. Stets aber müſſen ſie im Schatten ſein, denn welche von der Sonne beſchienen wird, die kann nicht am Leben bleiben. In dieſem Walde nun ſchlagen die Helden ihre Gezelte auf und bringen hier den Sommer in Wonne zu. Als aber die Bäume ihr Laub laſſen, die Quellen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen, da verderben auch die Blumen und die ſchönen Frauen ſterben täglich alle nach einander hin. Trauervoll ziehen die Helden von dannen.

b. von Rudolf von Ems, vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts; nur handſchriftlich, zu München. In einer von Maßmann aus der Handſchrift mitgetheilten Stelle gedenkt Rudolf Derjenigen, die vor ihm dieſe Mähre von Alexandern zu dichten unternommen. Es werden ihrer drei genannt: Berchtold von Herbolzheim, der ſie für den edeln Zäringer (vermuthlich den letzten Herzog von Zäringen, Berthold V, der 1218 zu Freiburg ſtarb, Muſeum I, S. 137) gedichtet, jedoch nicht den zehnten Theil deſſen, was die Hiſtorie von Alexandern ſage; ſodann Lamprecht, deſſen Werk wir beſprochen; endlich Rudolfs Freund Biterolf. Die erſte und die dritte dieſer Bearbeitungen ſind noch nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

c. durch Ulrich von Eſchenbach; ungedruckt. Nach einer in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Pergamenthandſchrift iſt von dieſem Werke Nachricht gegeben in Weckherlins Beiträgen zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 1 ff. Aus den hier mitgetheilten Stellen ergiebt ſich, daß Walther (Gualtheri Alexandreis) die Quelle des Buches iſt und der deutſche Bearbeiter, der Mehreres über ſeine Verhältniſſe und Zeitgenoſſen beſagt, im letzten Viertel des 13ten Jahrhunderts geſchrieben hat. Er beſcheidet ſich

billigermaaßen neben dem einigemale von ihm angeführten Vorgänger Wolfram von Eſchenbach, mit dem er nicht unwahrſcheinlich aus demſelben Geſchlechte ſtammt. Seine mythologiſche Kenntnis iſt noch geringer, als Heinrichs von Veldeke, denn er ſagt einmal: Vrouwe amor was da nicht laz.

d. von Seifried; gleichfalls ungedruckt, auch nirgends näher beſchrieben. Aus den in Wilkens Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlung S. 431 gegebenen Endverſen erhellt, daß das Buch im Jahr 1352 an St. Martins Nacht vollendet wurde.

Ein kurzer Proſaroman von Alexander dem großen in niederdeutſcher Mundart iſt gedruckt in Bruns, Romantiſche und andere Gedichte in altplattdeutſcher Sprache. Berlin 1798, S. 331 ff.

Noch iſt hier einer kleineren Erzählung „Alexander und Ariſtoteles“ zu erwähnen. Wir ſahen früher, was die Dichtungen des Mittelalters aus Virgil gemacht haben,[1] in dieſem Schwanke muß der weiſe Ariſtoteles an die Reihe. Die Erzählung iſt im dritten Bande der Müllerſchen Sammlung[2] gedruckt. Da aber dieſer Band in unſrer Gegend nicht zu haben iſt, ſo gebe ich ihren Inhalt nach einer altfranzöſiſchen Erzählung, vielleicht der Quelle jener deutſchen.

Sie ſteht in Barbazan und Méon, Fabliaux et contes des poètes français des 11—15 siècles. Tome III. Paris 1808. S. 96 ff.

Der große Alexander iſt bis nach Indien vorgedrungen, wo ihn die Liebe zu einer ſchönen Eingebornen feſthält und ſeinen Kriegsgenoſſen entfremdet. Sein Meiſter Ariſtoteles ſucht ihn durch weiſen Rath und ernſte Vorwürfe zur Beſinnung zu bringen. Die Schöne beſchließt, ſich dafür an dem Meiſter zu rächen, und iſt zum voraus verſichert, daß ihm ſeine Dialektik nichts gegen ſie helfen werde. Am andern Morgen frühe begiebt ſie ſich in den Garten; ſchön, ohne fremden Schmuck, geht ſie durch das Grün und ſammelt Blumen zu einem

[1] Vgl. altengliſche Sagen und Mährchen nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von William J. Thoms. Deutſch und mit Zuſätzen von R. O. Spazier. Erſtes Bändchen. Braunſchweig 1830, worin u. a. das fabelhafte Leben des Zauberers Virgilius mit den nöthigen litterariſchen Nachweiſungen gegeben iſt.

[2] [Gedruckt in Hagens Geſammtabenteuer 1, S. 21 ff. Vgl. Faſtnachtſpiele aus dem 15ten Jahrhundert S. 150. 1488 f. Nachleſe dazu S. 338. Gödekes Gengenbach S. 601. Altdeutſche Hſ. 2, 82. K.]

Kranze, indem ſie zärtliche Lieder ſingt. Der alte Meiſter Ariſtoteles ſitzt ſchon über ſeinen Büchern, nachdem er aber geſehen, was unter ſeinem Fenſter vorgeht, ſchlägt er bald das Buch zu und findet ſich unwiderſtehlich in den Garten gezogen. Er macht der Schönen ſeine Liebeserklärung und wird von ihr dahin gebracht, daß er ſich von ihr einen Sattel auflegen läßt und auf allen Vieren, wie ein Pferd, ſie durch den Garten trägt. So reitet ſie, fröhlich ſingend, bis zu einem Thurm, aus deſſen Fenſter Alexander mit lautem Gelächter ſich blicken läßt.

Bei den Liederdichtern des Mittelalters iſt Alexander vorzüglich das Muſter fürſtlicher Freigebigkeit. Walther von der Vogelweide ſchreibt ihm den Ausſpruch zu, daß Königshände ſollten hohl ſein, d. h. daß aus ihnen Alles den minder Bemittelten zufallen ſollte. Das vorerwähnte Gedicht des Pfaffen Lamprecht erzählt Züge von Alexanders Freigebigkeit, welche ſeinen Ruhm von dieſer Seite wohl begründen konnten: ſo überläßt er den Gäſten, die an ſeinem Tiſche reichlich bewirthet werden, zum Wein auch noch die goldenen Trinkgefäße.

7. König Artus und die Tafelrunde.

In den galliſchen Gebieten des Römerreichs, von wo der romaniſche Beſtandtheil unſrer altdeutſchen Poeſie ausgegangen, fanden ſchon die römiſchen Eroberer eine eigenthümliche, geſellſchaftliche und geiſtige Bildung einheimiſch, welche nicht als eine friſchaufgeblühte, ſondern als eine gealterte ſich darſtellt. Bekannt iſt, was Cäſar von der Adelsariſtokratie, dem Prieſter- und Bardenweſen der Gallier berichtet. In der großen europäiſchen Anſiedlung war der keltiſche Volksſtamm dem germaniſchen lange vorangeſchritten. Gallien und Britannien waren ſeine feſten Wohnſitze geworden. In beiden Gebieten kam über ihn erſt die römiſche und dann die germaniſche Eroberung. Die Römer machten überall in ihren Provinzen auch ihre Sprache zur herrſchenden. Die Angelſachſen trieben, was ſie von der brittiſchen Bevölkerung nicht völlig vertilgt, auf den Rand und die Gebirgshörner des Inſellandes hinaus. In Wallis und Kornwallis und, auf das gegenüberliegende Feſtland geflüchtet, in der Bretagne erhielten ſich Überreſte des brittiſchen

Keltenſtammes. Auf dieſen ſchmalen Ecken hat ſich, in verwandten Mundarten, bis auf den heutigen Tag keltiſche Sprache vererbt und mit ihr war dort auch die brittiſche Sage heimiſch geblieben, deren Held König Arthur (in franzöſiſchen und deutſchen Gedichten Artus) iſt.

Nach der Eroberung Englands durch die franzöſiſchen Normannen, in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, erwuchs unter dem neuen Königsſtamme eine normanniſchengliſche Poeſie in nordfranzöſiſcher Sprache, welche beſonders auch die brittiſchen Sagen von König Arthur und ſeinen Helden in ihren Bereich zog. Dieſe waren ihr vorzüglich von der Bretagne her bekannt, die zuvor ſchon von den Normannen abhängig war und wo die alten Dichtungen in romanzenartigen Liedern, den in den altfranzöſiſchen Erzählungen ſo oft als Quelle genannten bretagniſchen Lais, zur Harfe geſungen wurden.

Die Sagen von Arthur ſcheinen urſprünglich mehr mythiſche Geſtaltung gehabt zu haben. So erſcheinen ſie, ſo viel davon bekannt iſt, in den Triaden der wäliſchen Barden, in den wäliſchen Mabinogien oder Kindermährchen, deren Herausgabe längſt erwartet wird [1] und in örtlichen Anknüpfungen in Wallis und der Bretagne. Ein Geſtirn hieß Telyn Arthur, Arthurs Harfe. Aufgethürmte Granitfelſen in der Bretagne heißen Arthurs Schloß. Wenn man aber deshalb einen doppelten Arthur, einen mythiſchen und einen hiſtoriſchen, annehmen will, ſo iſt dieß ein zwar öfters zur Erklärung der Sagenpoeſie angewandtes, aber darum doch unſtatthaftes Auskunftsmittel. Der Gang der Sache iſt einfach der, daß das Mythiſche mehr und mehr dem Heroiſchen, wie dann auch dieſes dem Abenteuerlichen und Ritterlichhöfiſchen gewichen iſt.

Unter den lateiniſchen Geſchichtbüchern, worin der brittiſchen Sage noch voller Raum gegeben wird, iſt das älteſte die historia Britonum von Nennius, um die Mitte des 9ten Jahrhunderts (in Gale, Scriptores historiæ Britannicæ und beſonders herausgegeben von Gunn, London 1819 [2]), das reichhaltigſte, durchaus ſagenhafte aber Galfredi

[1] [The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient welsh manuscripts with an english translation and notes by lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vgl. San-Marte, die Arthurſage. Quedlinburg 1842. Deſſen Beiträge zur bretoniſchen Heldenſage. Quedlinburg 1847. K.]

[2] [Ausgabe von San-Marte. Berlin 1844. K.]

Monemutensis historia regum Britanniæ (in den Scriptores rerum Britannicarum, Heidelberg 1587), geſchrieben um 1152.[1]

In dieſem letztern werden die Thaten und Schickſale des brittiſchen Königs Arthur, ſeine ſiegreichen Kämpfe gegen Sachſen, Picten, Scoten und Römer, dieſe unter einem Kaiſer Lucius Tiberius, bis zu ſeiner letzten Schlacht gegen ſeinen verrätheriſchen Neffen Modred, welcher mit den angelſächſiſchen Heerführern Hengiſt und Horſa gleichzeitig angenommen iſt, auf eine Weiſe erzählt, welche zwar den Helden und die Ereigniſſe in das hellere Licht der Geſchichte zu ſtellen ſucht und eben darum ſichtbar manches Abenteuerliche abgeſtreift hat, aber gleichwohl, nicht bloß in den Anachronismen und andrem Unglaublichem, ſich als ungeſchichtlich verräth, ſondern auch, ebenſo wie wir es bei Turpin bemerkt haben, einen ſchon fertigen Fabelkreis als Grundlage durchſcheinen läßt. Nicht bloß ſind aus dieſem Fabelkreiſe größere Partieen und einzelne Züge, z. B. daß Arthur aus jener letzten Schlacht auf die Inſel Avalon entrückt wurde, in die Geſchichtserzählung aufgenommen, ſondern es erſcheinen auch die bedeutendern Namen der bedeutendern Helden, die in den Gedichten hervortreten, und ſetzen anderwärtige, vollſtändigere Kunde voraus. Die bereits verſammelte und ausgebildete Genoſſenſchaft der Tafelrunde iſt offenbar angedeutet, wenn geſagt wird (l. IX, c. 11), Arthur habe alle vorzüglich Tapfre aus weit entlegenen Reichen eingeladen und angefangen, mit ihnen ſeinen Hofſtaat zu vermehren und ſo viel feine Sitte an ſeinem Hofe zu pflegen (tantamque urbanitatem in domo suo habere), daß er fern wohnende Völker zur Nacheiferung angereizt. Dadurch angetrieben habe Jeder, der Anſprüche auf adeliches Weſen machte, ſich nur dann für etwas gehalten, wenn er im Anzug und in der Art, die Waffen zu führen, ſich nach der Weiſe der Ritter Arthurs trüge.

Unde nobilissimus quisque incitatus, vilipendebat se, nisi sese, sive in induendo, sive in arma ferendo, ad modum militum Arthuri haberet.

Endlich habe ſich der Ruf ſeiner Freigebigkeit und Tapferkeit durch die entlegenſten Ecken der Erde ſo ſehr verbreitet, daß die Könige der Reiche jenſeits des Meers von großer Furcht ergriffen worden, ſie könnten, von ihm bekriegt und unterdrückt, die ihnen unterworfenen Völker verlieren.

[1] [Ausgabe von San-Marte. Halle 1854. K.]

Als ſeine Quelle bezeichnet Galfred die Mittheilung des Walter Calenius, Archidiacons von Oxford, welcher auf ſeinen Reiſen in Armorica (der Bretagne) einen bedeutenden Vorrath brittiſcher Materialien geſammelt, die er in ſeine Hände gegeben, mit dem Erſuchen, ſie ins Lateiniſche zu übertragen und bekannt zu machen, welches dann theils mittelſt des Buches, von dem wir ſprechen, theils mittelſt eines noch ungedruckten [1] Lebens des Weiſſagers Merlin, vita Merlini Caledonii, in lateiniſchen Hexametern, geſchah. Er ſagt u. A. im Proömium:

Obtulit Galterus etc. quendam Britannici sermonis librum vetustissimum; und l. VII, c. 7: Sed ut in Britannico præfato sermone invenit (Galfredus) et a Galtero Oxenofordensi, in multis historiis peritissimo viro, audivit (hier auch mündliche Überlieferung), vili licet stylo, breviter tamen propalabit. [2]

Den Glauben an einen geſchichtlichen Beſtand der Sagen von Arthur theilte Galfred mit ſeinen Zeitgenoſſen. Alanus de Inſulis, in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, verſichert ſogar, wenn man in Britannien einen hörte, der es in Abrede ſtellte, daß Arthur noch lebe, ſo würd' er geſteinigt werden.

„Wer ſpricht nicht von ihm?" fährt Alanus fort. „Er iſt ſogar in Aſien noch mehr bekannt, als in Britannien, wie unſre aus dem Morgenlande zurückkehrenden Wallfahrer uns verſichern. Aber das Morgenland und Abendland iſt voll von ihm. Ägypten und der Bosporus ſchweigen nicht. Rom, die Gebieterin der Städte, beſingt ſeine Thaten. Antiochien, Armenien, Paläſtina preiſen ſeine Heldenwerke."

Merkwürdig iſt eine Stelle des Wilhelm von Malmesbury, aus derſelben Zeit, welcher Kritik üben will und doch mitten in die Sage hineinfällt:

Hic est Arthurus, de quo Britonum nugæ hodieque delirant, dignus plane, quem non mendaces somniarent fabulæ, sed veraces prædicarent historiæ; quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit; postremo in obsidione Badonici montis, fretus imagine dominicæ matris, quam armis suis insuerat, nongentos hostium solus adorsus incredibili cæde profligavit.

[1] [Herausgegeben von Francisque Michel und Thomas Wright, Paris 1837, wieder von San-Marte, Halle 1853. K.]

[2] [Vgl. die Ausgabe von San-Marte S. 155. H.]

Ducange, in ſeinem Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis, hat einen beſonderen Artikel:

Arturum exspectare, proverbium apud Anglos, quorum credula fuit olim fides, ut Arturum regem denuo regnaturum persuasum haberent.

Endlich hat auch in Beziehung auf dieſen Sagenhelden die Aufgrabung der Gebeine ſtattgefunden, die ſchon bei mehrern andern zur handgreiflichen Beſtätigung ihres geſchichtlichen Daſeins dienen ſollte.

In den Annales de Margan (die Abtei Margan in Wallis), Historiæ Anglicanæ scriptores quinque u. ſ. w. Vol. II, Oxford 1687, habe ich zum Jahr 1191 Folgendes angemerkt gefunden:

Inventa sunt ossa famosissimi Arthuri, quondam regis majoris Britanniæ, in quodam vetustissimo sarcophago recondita, circa quod duæ pyramides stabant erectæ, in quibus litteræ quædam exaratæ erant, sed ob nimiam barbariem et deformitatem legi non poterant: inventa sunt autem hac occasione dum inter prædictas pyramides terram quidam effoderant, ut quendam monachum sepelirent, qui ut ibi sepeliretur a conventu pretio impetraverat, reperierunt quoddam sarcophagum, in quo quasi ossa muliebria cum capillitio adhuc incorrupto cernebantur, quo amoto reperierunt et aliud priori substratum, in quo ossa virilia continebantur, quod etiam amoventes invenerunt et tertium duobus primis subterpositum, cui crux plumbea superposita erat, in qua exaratum fuerat: hic jacet inclytus rex Arthurus, sepultus in insula Avellana; locus enim ille paludibus inclusus insula Avallonis vocatus est i. e. insula pomorum, nam Aval Britannice pomum dicitur. Deinde idem sarcophagum aperientes, invenerunt prædicti principis ossa robusta nimis et longa, quod cum decente honore et magno apparatu in marmoreo mausoleo intra ecclesiam suam monachi collocaverunt. Primum tumulum dicunt fuisse Guenhaveræ reginæ, uxoris ejusdem Arthuri, secundum Modredi nepotis ejusdem, tertium prædicti principis. [1]

Was nun Galfred, bei ſeinem Beſtreben nach hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit, in ſeiner Chronik nur halb aufdeckt, der brittiſche Sagenkreis von Artus und ſeiner Tafelrunde, das iſt, ſo viel man aus den vorhandenen Nachrichten erſehen kann, völlig aufgeſchloſſen in einem altfranzöſiſchen Gedichte von nahezu 18000 Reimzeilen, Le Brut d'Angleterre,

[1] Abbatia de Margan in Wallia, fundata a. 1147 a Roberto comite Gloucestrensi. Es kann in obiger Stelle dieſes Kloſter gemeint ſein, obgleich Glaſton zufällig gerade vorher genannt iſt.

verfaßt von Meiſter Wace im Jahre 1155 und am Hofe der normanniſchen Könige von England öffentlich vorgeleſen. Eine Ausgabe dieſes bisher ungedruckten Werkes wird gegenwärtig in Paris veranſtaltet.[1]

Noch in demſelben, dem 12ten Jahrhundert, bearbeitete dann ein gewandter und fruchtbarer nordfranzöſiſcher Dichter, Chreſtien de Troyes, nach einigen geſtorben 1191, in einer Reihe erzählender Gedichte die Abenteuer einzelner Ritter dieſes Kreiſes. Nachrichten über ihn und Auszüge ſeiner noch ungedruckten Erzählungen ſind zu finden in der Histoire littéraire de la France B. XV, Paris 1820.[2] Dieſe erzählenden Gedichte des Chreſtiens de Troyes ſind es nun, die dem gröſten Theile der deutſchen Bearbeitungen des Sagenkreiſes von Artus und ſeinen Rittern zu Grunde liegen.

Erſchöpft wird derſelbe durch dieſe vereinzelten Darſtellungen keineswegs und den Zuſammenhang des ganzen Cyklus überſieht man für jetzt noch am beſten in dem alten, engliſchen Roman „die Geſchichte des berühmten Fürſten Arthur und ſeiner Ritter von der Tafelrunde," welchen Thomas Malory im 15ten Jahrhundert aus franzöſiſchen Romanen zuſammengeſetzt hat und der vom Ende des gedachten Jahrhunderts an öfters gedruckt worden iſt, namentlich in Walkers British classics, in deren Reihe er, auch einzeln zu haben, 2 Bände (London 1816) ausmacht.[3]

Litterariſch kann man ſich über die hieher gehörigen Romane näher unterrichten in F. W. V. Schmidts Abhandlung über dieſelben, welche einen Theil der ſonſt ſchon angeführten Anzeige von Dunlops history of fiction bildet, Wiener Jahrb. d. Litt. B. 29. 1825. S. 71 ff.[4]

Die deutſchen Gedichte dieſes Kreiſes ſind hauptſächlich folgende:

1. Erek und Enite, von Hartmann von Aue.

Dieſes Werk, wodurch Hartmann bei den nachfolgenden erzählenden Dichtern des 13ten Jahrhunderts, welche häufig darauf Bezug nehmen, vorzüglich ſein Anſehen begründet hat, iſt, noch ungedruckt,[5] in einer

[1] [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827. K.]

[2] [Creſtien von Troies, eine litteraturgeſchichtliche Unterſuchung von W. L. Holland. Tübingen 1854. K.]

[3] [Neue Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände. London 1858. 8. H.]

[4] [Schmidts Anzeige iſt benützt in Liebrechts Überſetzung von J. Dunlops Geſchichte der Proſadichtungen. Berlin 1851. K.]

[5] [Ausgabe von Haupt. Leipzig 1839. K.]

einzigen Handſchrift zu Wien übrig. Es ſind nur einzelne Stellen und Auszüge daraus mitgetheilt in den Wiener Jahrbüchern und in Hormayrs vaterländiſchem Taſchenbuch. Ohne Zweifel iſt die Quelle desſelben ein gleichfalls nur handſchriftlich[1] übriges nordfranzöſiſches Gedicht des vorgenannten Chreſtien de Troyes.

2. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, auch von Hartmann von Aue; mehrmals herausgegeben, beſonders mit kritiſcher Sorgfalt von Benecke und Lachmann, Berlin 1827.[2] Auch hier liegt ohne Zweifel ein noch vorhandenes Gedicht des Chreſtien de Troyes zu Grunde.[3] Der Iwein iſt nach dem Erek gedichtet, auf welch letztern in jenem angeſpielt wird (S. 407).

Wie in der vorigen Abtheilung von den poetiſchen Bearbeitungen antiker Fabeln uns Heinrich von Veldeke an die Spitze trat, ſo hier, bei den Mähren von der Tafelrunde, Hartmann von Aue. Er wird auch überall von den nachfolgenden Dichtern, der Zeit nach, als der zweite Meiſter der Aventüre betrachtet und geprieſen; und dieſes Anſehen hat ihm nicht etwa das früher erörterte Gedicht vom armen Heinrich verſchafft, denn wenn auch wir dieſes letztere ſeiner innern Tiefe wegen über den Iwein ſtellen, ſo wird es doch von den Dichtern des Mittelalters nirgends genannt; vielmehr verdankt er jenen Ruhm den beiden Rittergedichten. Dieſe geſchichtliche Stellung bringt es mit ſich, daß wir hier von ſeinen Lebensumſtänden und ſeinem dichteriſchen Charakter ſprechen, wie in der vorigen Abtheilung von denen ſeines Vorgängers.

Hartmann von Aue iſt bemerktermaßen der zweite in der Reihe der namhaften Aventürendichter. Seine Poeſie iſt reifer und innerlicher, als die ſeines Vorgängers, Heinrich von Veldeke; mehr vom Gemüth, als von der Phantaſie beſeelt. Mit dieſem Charakter ſeiner Dichtung ſtehen ſeine äußeren Lebensumſtände, ſo viel er ſelbſt von ſolchen meldet, in ſchönem Einklang.[4]

[1] [Ausgabe von Jmm. Bekker in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum B. 10. K.]

[2] [Wieder 1843. K.]

[3] [Herausgegeben von Lady Ch. Gueſt, dann von W. L. Holland. Hannover 1862. K. Eine Inhaltsangabe des Gedichtes findet ſich in meinem Buche über Creſtien von Troies S. 149—166. H.]

[4] [Neueres über ihn ſieh K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue. Berlin 1854. K.]

Hartmann war Ritter[1] und Dienſtmann (ministerialis) zu Aue (Ouwe).[2] Welchem adelichen Geſchlechte dieſes Namens, deren es in Schwaben und in Franken gab,[3] er diente, iſt nicht beſtimmter angezeigt. Einmal ſpricht er ſo, daß man auf ſeinen damaligen Aufenthalt in Franken ſchließen muß.[4] Dagegen war der arme Heinrich, in deſſen Geſchichte Hartmann ohne Zweifel eine Sage vom Stamme ſeines Dienſtherrn erzählt, von Aue geboren und in Schwaben geſeſſen (V. 31. 49). In demſelben Gedichte rühmt er das herzliche Wohlwollen (den „guten Willen"), das den Schwaben jeder Biedermann zugeſtehen müſſe, der ſie daheim geſehen.[5]

Er ſcheint nicht, gleich andern Sängern, ſich unſtet umhergetrieben, ſondern ein ſtilles und beſchauliches Leben geliebt zu haben.[6] Wenn er ſeine Stunden nicht beſſer anwenden konnte, ſo las er in den Büchern, ob er etwas darin fände, was, wenn er dichtend ſeinen Fleiß daran gelegt, zu Gottes Ehre gereichen und von den Leuten gerne gehört werden möchte.[7] Als Liederdichter iſt Hartmann, nach der Einfachheit des Stils, Reinmarn dem Alten ähnlich, dem er wohl auch gleichzeitig war.[8] Seine Minnelieder bezeichnet ein biederer, treuer Sinn. Wohl

[1] Iwein V. 21. Armer Heinrich V. 1. Maneſſe I, S. 183a. In der Weingartener Handſchrift iſt er vor ſeinen Liedern ritterlich zu Pferde dargeſtellt. Schild, Waffenrock und Pferdsdecke ſind ſchwarz, mit weißen Vogelköpfen beſtreut. Auch auf dem roth und goldnen Helm iſt ein Vogelkopf. Dieſer Wappenſchmuck kann darauf führen, zu welchem Geſchlechte man den Sänger damals gezählt. J. v. Laßberg hat neuerlich darauf Unterſuchungen gegründet, welche jedoch noch nicht bekannt gemacht ſind. [Vgl. Greiths Spicilegium vaticanum S. 162 ff. K.]

[2] Armer Heinrich V. 4 f. Iwein V. 28 f. Mit dem Namen Hartmann läßt er ſich auch ſonſt öfters anreden, Iwein V. 2965. 2973. 6998. Maneſſe I, S. 183a.

[3] Cruſius, Schwäb. Chronik a. m. O. Grimm, Armer Heinrich S. 133 f. Oberthür, Die Minne- und Meiſterſänger aus Franken u. ſ. w. S. 86. Paſtorius, Francon. rediviv. u. ſ. w. S. 479.

[4] Maneſſe I, S. 183b. Saladin lebte bis 1193.

[5] Armer Heinrich V. 1421 ff.

[6] Vgl. Maneſſe I, S. 183b.

[7] Iwein V. 21 ff. Armer Heinrich V. 6 ff.

[8] Die Würzburger Handſchrift giebt auch ein paar ſeiner Lieder Reinmarn dem Alten und Walthern v. d. Vogelweide. Muſeum I, 1. S. 169. [Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1842. Des Minneſangs Frühling von Lachmann und Haupt S. 205. K.]

thät' ihm Untreue beſſer, da ſein Dienſt ihm nicht gelohnet wird, aber Treue läßt ihn nicht von der Geliebten ſcheiden.[1] Ihr hat er gedient ſeit der Zeit, da er auf dem Stabe ritt, ſie war von Kindheit an und wird immer ſeine Krone ſein.[2] Iſt ſie ihm abgeneigt, ſo wirft er nur auf ſich die Schuld:[3] „Mich ſchlägt nichts andres, denn mein eigen Schwert.“ Wie ferne ſie ihm ſei, ſo ſendet er ihr ſeinen unſichtbaren Boten, den Geſang.[4]

Doch iſt nicht der Minneſang die ſchönſte Seite ſeiner Lieder. Am rührendſten zeigt ſich ſein treues und edles Gemüth, wenn er in der Trauer über den Tod ſeines geliebten Herrn ſich vom Irdiſchen losſagt und als Kreuzfahrer die Heimath verlaſſen will.

Oft weiſſagt ihm ſein Muth herrannahendes Übel und wenn er froh iſt, ſeufzt er künftigen Verluſt.[5] Aber nichts hat ihn tiefer betrübt, als ſeines Herren Tod. Seit der Tod ihn ſeines Herren beraubt hat, kümmert er ſich nicht weiter um die Welt, ſeiner Freude beſten Theil hat Jener mit ſich dahin genommen. Die Kreuzesfahrt, die er ſich vorgeſetzt, ſoll auch der Seele ſeines Herrn hälftig zu gut kommen. Mög' er denſelben vor Gott wiederſehen![6]

Mehrere ſeiner Lieder betreffen dieſe fromme Fahrt. Wann er ſie wirklich vorgenommen, erhellt nicht. Man war oft geraume Zeit mit dem Kreuze bezeichnet, bis Gelegenheit wurde, ſich dem größeren Zug eines Fürſten anzuſchließen. Dieſe Beſtimmung für den Dienſt des Himmels betrachtet Hartmann als eine geiſtliche Weihe, als ein ritterliches Prieſterthum, als einen Zuſtand von Heiligung und Beſeligung. Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keuſche Sitte, ſo mag man damit alles Heil erwerben. Was taugt es auf dem Gewande, wer es nicht am Herzen hat? Weſs Schild ſonſt weltlicher Ehre bereit war, der iſt nicht weiſe, wenn er ihn Gott verſagt. Hier wird ihm beides, der Welt Lob und der Seele Heil. Welche Frau ihren' lieben Mann mit rechtem Muth auf dieſe Fahrt ſendet, kann ſich den halben Lohn

[1] Maneſſe I, S. 179b 1.
[2] Ebd. I, S. 179a 3. 182b 5.
[3] Ebd. I, S. 179a 4.
[4] Ebd. I, S. 180a 4.
[5] Iwein V. 3087 ff.
[6] Maneſſe I. S. 179a 6. 180b 2.

daran erkaufen. Bete ſie daheim für beide, während er dort für beide fährt! Ihr Minneſänger, was iſt eure Minne gegen meiner? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu ſingen. Nie hatt' ich ſorgenloſe Freude bis zu dem Tag, da ich mir Chriſti Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die ſo ganz in ſüßer Augenweide liegt.[1]

Vom armen Heinrich iſt ſchon früher gehandelt worden. Es bleibt uns alſo noch vom Iwein zu reden übrig.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß Hartmann dieſes Gedicht nach dem Altfranzöſiſchen des Chreſtiens de Troyes bearbeitet habe. Ein Auszug aus dem Chevalier au lyon des welſchen Erzählers beweiſt, daß ihm der deutſche Dichter nicht bloß im Gange der Handlung, ſondern ſelbſt bis zu einzelnen Wendungen und Bemerkungen gefolgt iſt. Die Arbeit des Letztern kann daher im Ganzen nicht als freie Umdichtung, ſondern nur als Übertragung betrachtet werden, wenn gleich nicht in dem Sinne wörtlich, wie die Werke der neueren Überſetzungskunſt, wie denn auch bei anziehenden Stellen, deren der Auszug nicht beſonders erwähnt, noch auszumitteln iſt, was etwa der Bearbeiter aus dem Seinigen hinzugethan. Kann nun dem deutſchen Iwein das Verdienſt der Erfindung nicht zugeſprochen werden, ſo gebührt ihm doch in doppelter Beziehung eine aufmerkſame Beachtung. Einmal weil die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde, vorzüglich durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutſchland bekannt und beliebt geworden, einen unverkennbaren Einfluß auf den Geiſt des deutſchen Ritterthums ausgeübt, ſodann weil Hartmanns Iwein, gegen Veldekes Äneis gehalten, ſo bedeutende Fortſchritte in der Kunſt ſinniger Darſtellung und in der Ausbildung des Stils beurkundet. Der Inhalt des Gedichts iſt in den Hauptzügen in Roſenkranzs Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter S. 253 ff. [auch in Gödekes deutſcher Dichtung im Mittelalter S. 719 f. K.] angegeben.

Daß die Fabel von dem wunderbaren Brunnen in der Bretagne[2] wirklich örtliche Anknüpfung hatte, ergiebt ſich aus einer Stelle des Roman de Rou. Dieſe normänniſche Reimchronik des ſchon erwähnten Wace, aus dem dritten Viertel des 13ten Jahrhunderts, iſt im

[1] Maneſſe I, S. 180a 6. 180a 7. 180b 3. 183b 6. 181b 2.

[2] [Vgl. darüber mein Buch über Creſtien von Troies S. 152—156. H.]

Druck erſchienen unter dem Titel: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, publié par F. Pluquet. Rouen 1827. Der Verfaſſer derſelben erzählt gelegenheitlich von den Wundern des Waldes Brecheliant (Breziljân im deutſchen Iwein). Er führt an, daß die Bretone viel von dieſem Walde zu erzählen wiſſen. Darin befinde ſich die Quelle von Berenton. Wenn die Jäger dort, um ihren Durſt zu löſchen, mit ihren Jagdhörnern Waſſer ſchöpfen und den Stein begießen, ſo pfleg' es im ganzen Wald umher zu regnen. So ſoll es wenigſtens ehemals geweſen ſein. Auch ſehe man dort, wenn die Bretone die Wahrheit ſagen, Feen und andre Wunder.

„Ich gieng dahin, Wunder zu ſuchen," fährt Meiſter Wace fort, „ich ſah den Wald und das Land; Wunder ſucht' ich, aber keine fand ich; thöricht gieng ich hin, thöricht kam ich zurück; Thorheit ſucht' ich und machte mich ſelbſt zum Thoren." (II, S. 143 f.)

Die neueſten Herausgeber des Iwein bezeichnen das Ziel dieſer Dichtung dahin: wer mit ganzer Kraft ſeiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaft gut iſt, dem folget Glück und Ehre. Dieſes iſt im Eingang des Gedichtes ausgeſprochen.

Die Anlage des Gedichts, wie ſie Hartmann von ſeinem franzöſiſchen Vorbild erhalten, iſt übrigens nicht beſonders zu loben. Die Handlung zerfällt allzu ſehr in zwei geſonderte Theile, die Ereigniſſe vor und nach der Heirath des Helden, und das Intereſſe ſchwebt zu ſehr zwiſchen dem Verhältnis zu ſeiner Frau und dem zu ſeinem Freunde Gawein.

Eine der einnehmendſten Scenen des Gedichts iſt die V. 6435 ff. Iwein kommt auf ſeinen Fahrten einſt abends zu einer Burg. In einem ſchönen, weiten Baumgarten ſieht er einen alten Herrn, auf ein koſtbares Ruhebett gelehnt, wo ihm am warmen Abend die ſchönen Blüthen und das reine Gras ſüßen Duft geben:

Er hete ein schœnen alten lîp,
und ich wæne wol, sî was sîn wîp,
ein vrouwe diu dâ vor im saz.
sîne mohten beidiu niht baz
nâch sô alten jâren
getân sîn noch gebâren.

Vor Beiden ſitzt ein junges anmuthiges Mädchen, das gar wohl welſch leſen kann. Dieſes kürzt ihnen mit Leſen die Stunde und macht ſie manchmal lächeln:

Ez dûht sî guot swaz sî las,
wand sî ir beider tohter was.

Als sie den Gast gewahren, wird er wohl empfangen. Die Jungfrau führt ihn an der Hand herbei, er setzt sich zu ihr in das Gras und findet im Gespräche, daß bei ihrer jugendlichen Schönheit auch süße Worte und edle Sitte wohnen. Die beiden Jungen freuen sich ihrer Jugend und reden von des Sommers Schönheit und welche Lust ihnen noch das Leben bringen solle. Die beiden Alten aber sprechen schon vom kalten Winter und wie sie sich vor dem Froste schützen mögen.

Leider kann man nicht vergleichen, wie viel an diesem lieblichen Abendgemälde Hartmanns besondres Verdienst sei, da der Auszug des französischen Gedichtes hierüber keinen Aufschluß giebt.[1] Der altenglische Iwein (Ritson, Ancient engleish metrical romanceës. Vol. I, London 1802. S. 129 f.), welcher aus derselben altfranzösischen Quelle geschöpft zu haben scheint, hat zwar diese Scene, aber in einer, gegen Hartmanns malerischer Darstellung, ziemlich trockenen Erzählung.

Das Bild jungfräulich kindlicher Anmuth und Sitte erinnert an das uns schon aus dem armen Heinrich bekannte, und das milde Frühlingsabendlicht, das auf dem Ganzen ruht, ist der Charakter von Hartmanns Poesie.

3. Wigalois, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg, herausgegeben von Benecke. Berlin 1819.[2]

Dieses Rittergedicht von 11708 Reimzeilen ist, gleichfalls nach einer altfranzösischen Quelle, um das Jahr 1212 verfaßt, worüber Benecke im Vorbericht ausführliche Nachweisung giebt. Der Dichter hat sich in Darstellung und Stil seinen ältern Zeitgenossen, Hartmann von Aue, zum Vorbild genommen. Die Abenteuer des Helden sind jedoch phantastischer, als die des Iwein. Wirnts Geschlechte gehörte die Burg an, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist. Ein kleines erzählendes Gedicht des spätern Konrad von Würzburg[3] bezeichnet ihn als Kreuzfahrer. Wirnt von Grafenberg war ein Ausbund deutscher Ritterschaft, schön und tugendreich, und in Allem vollkommen,

[1] [Vgl. Li romans dou chevalier au lyon in meiner Ausgabe Z. 5352 ff. H.]

[2] [Neuerdings von Franz Pfeiffer. Leipzig 1847. K.]

[3] [Der Welt Lohn, herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt 1843. K.]

womit man in dieſer Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider, Birſchen und Beizen verſtand er wohl, Schachtafel und Saitenſpiel war ſeine Kurzweile. Einem Ritterſpiele wär' er über tauſend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erſtreiten. Einſt ſaß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geſchrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Veſperzeit vertrieben. Da kam ein wunderſchönes Weib herzugeſchlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug koſtbare Kleider und eine reiche Krone. Erſchrocken ſprang Wirnt auf und hieß ſie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er ſoll nicht ſo ſehr vor ihr erſchrecken, ſie ſei es ja, der er langeher gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun ſei ſie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für ſeinen Dienſt werden ſoll. Wirnt wunderte ſich, daß er der Dienſtmann einer Frau ſein ſoll, die er doch nie geſehen; doch woll' er mit Freuden der Ihrige ſein, nur möge ſie ihm ihren Namen ſagen. Da ſprach ſie, unter ihrer Krone ſtehen Kaiſer und Königsſöhne; Herzoge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie; „die Welt" ſei ſie geheißen, und ihren Lohn ſoll er jetzt ſehen. Da wandte ſie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Krö-ten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfreſſen war; ihr ſeiden Kleid war in ein ſchlechtes Aſchentuch verwandelt. So ſchied ſie von dannen. Der Ritter aber verwünſchte ſolchen Dienſt, ſchied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an ſein Gewand und hub ſich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenſchaft zu ſtreiten.

Unter den litterariſchen Notizen, welche Benecke im Vorberichte zum Wigalois giebt, iſt beſonders die S. XXIX hervorzuheben.

4. Lanzelot vom See, durch Ulrich von Zazichoven, nur hand-ſchriftlich vorhanden, zu Wien und Heidelberg.[1] Aus einer im Muſeum für altd. Litteratur und Kunſt I, S. 603 mitgetheilten Stelle ergiebt ſich über Zeit und Anlaß dieſer deutſchen Bearbeitung Folgendes: Als der König von England (Richard Löwenherz) von dem Herzog Leopold (von Öſtreich) gefangen ward und zur Sicherheit für das Löſegeld edle Herrn von fremden Landen zu Geiſeln geben muſte, welche Kaiſer Heinrich (dem

[1] [Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt 1845. K.]

Leopold ſeinen Gefangenen abgetreten hatte) in Deutſchland verwahren ließ, da befand ſich unter dieſen Geiſeln Gui von Morville, welcher das welſche Buch von Lanzelot beſaß. Auf Bitte lieber Freunde begann Ulrich von Zazichoven es ins Deutſche zu dichten. Richards Löſung erfolgte 1194 (Walther von der Vogelweide S. 27 N.) und Ulrichs Gedicht mag hiernach noch älter ſein, als Hartmanns Iwein, ſeine Wirkung war aber nicht ſo bedeutend.

5. Daniel von Blumenthal, von dem Stricker, einem Dichter aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von dem auch das überarbeitete Gedicht von Karls des großen letztem Feldzug nach Spanien und mehrere kleinere Erzählungen herrühren. Er beruft ſich auf ein welſches Buch des Meiſters Albrich von Biſencze. Man hat daraus einen Albrich von Vicenza gemacht. Es iſt aber ohne Zweifel derſelbe Meiſter Alberich von Biſenzun (Beſançon), deſſen Alexandersgedicht der Pfaffe Lamprecht bearbeitet hat.

Vom Daniel von Blumenthal iſt nur der Anfang, ungefähr 350 Verſe, gedruckt in Nyerups Symbolæ ad litteraturam Teutonicam antiquiorem. Kopenhagen 1787.

6. Wigamur, ein ſehr abenteuerliches Gedicht von ungenanntem Verfaſſer, gedruckt in den Deutſchen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büſching, B. 1.

Ich ſchließe hiermit die Aufzählung der Gedichte von den Rittern der Tafelrunde. Es ließen ſich zwar noch andere nennen, aber ſchon mehrere der bisher angeführten ſind theils nur litterariſch bekannt, theils zu weitläufig und dem Sageninhalte nach nicht bedeutend genug, um ſie im Auszuge zu geben. Die Dichtungen vom heiligen Gral und von Triſtan greifen zwar auch in den Fabelkreis von der Tafelrunde ein, aber von ihnen iſt nachher beſonders zu handeln.

Ich beſchränke mich daher auf einige allgemeinere Schlußbemerkungen:

1. Die Gedichte dieſes Kreiſes haben in den deutſchen Bearbeitungen und ſchon in den franzöſiſchen Vorbildern, welche dieſen zu Grunde liegen, ihren nationalen Sagenboden faſt gänzlich verloren und ſchweben im grenzenloſen Gebiete des Abenteuerlichen. Die Ritter, welche König Artus um ſeine Tafelrunde verſammelt hat, eſſen nicht zu Morgen, bevor ſich ein Abenteuer gezeigt. Gewöhnlich erſcheint dann

irgend ein fahrendes Fräulein, das einen Kämpfer begehrt, der für sie die außerordentlichsten Proben ritterlicher Tapferkeit bestehen muß, oder es kommt Nachricht von einem fremden Ritter, der draußen zum Kampfe hält, oder es wird sonst eine seltsame Kunde erzählt, welche die Genossen der Tafelrunde auf abenteuervolle Irrfahrten hinausführt. Wälder voll Löwen und Schlangen, Kämpfe mit Riesen, verzauberte Paläste, gefährliche Brücken u. dgl. gehören hier zum täglichen Brote, ohne daß in all diesem Wunderbaren noch eine mythische Bedeutung zu suchen wäre.

2. Der innere Anhalt dieser Gedichte liegt vielmehr darin, daß die unerschrockenen Kämpen zugleich Muster edler Ritterſitte und feiner Hofzucht sind. Sie sind der Ausdruck des Wohlgefallens an der eben erst errungenen Verfeinerung des geselligen Lebens, in welchem die Frauen obenan stehen. Wo nun, wie besonders bei Hartmann von Aue, die innere Milde des Gemüths hinzukommt und der sanfte Strom der Rede in den reinen Formen der ausgebildeten mittelhochdeutschen Sprache sich hinbewegt, können diese Gedichte einen wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen. Dagegen ist nicht zu miskennen, daß geziertes Wesen, weitschweifiges Ceremoniel und galante Sittenlosigkeit mehr und mehr überhand nehmen und damit zugleich die Sprache sich zum Spielenden hinneigt. Der große Umfang der Dichtwerke tritt außer Verhältnis mit dem Gewichte des Inhalts und die Äußerlichkeit der endlosen Beschreibungen glänzender Hoffeste, Turniere u. s. w. wird für unsre Zeit in hohem Grad ermüdend.

3. Die epische Charakteristik, wie sie der echten Sagendichtung eigen ist, konnte weder im bodenlos Abenteuerlichen, noch im höfisch Conventionellen gedeihen. Darum haben auch die Helden und Heldinnen häufig nur ein sehr allgemeines Gepräge. Dennoch ziehen sich einige Hauptcharaktere durch den ganzen Kreis in festerer Haltung hindurch, vielleicht noch in älterer Gestaltung begründet, aber nun im Sinne dieser ritterlichhöfischen Dichtung umgeformt. König Artus selbst ist das Bild eines Fürsten, der mit Prachtliebe und unerschöpflicher Freigebigkeit einen glänzenden Hof zu halten weiß; sein Neffe Gawein hat alle Tugenden und Fehler ritterlicher Galanterie; der Seneschall Kai, der am tiefsten erfaßte dieser Charaktere, handhabt Zucht und Ordnung am Hofe, geräth aber selbst durch seine Spott- und Tadelsucht, durch sein

prahleriſches und voreiliges Weſen in manchen Unfall, der ihn der Schadenfreude preisgiebt; der wilde Segremors, den man binden müſte, um ihn vom Fechten zurückzuhalten, der über den Rhein ſchwämme, wo er am breitſten iſt, wenn er am andern Ufer ſtreiten ſähe, iſt der Wolfhart dieſer Tafelrunde und ein Überreſt alten Heldenweſens.

8. Der heilige Gral.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß der Sagenkreis vom Grale mit dem von der Tafelrunde in naher Verbindung ſtehe. Gleichwohl glaube ich ihn von dieſem unterſcheiden und ausſondern zu müſſen, worüber ich nachher Erläuterung geben werde. Die Dichtungen von der Tafelrunde ſind der Kreis grüner, nur an der Spitze leicht gerötheter Blätter, in denen die purpurne Blume ſelbſt, die Sage vom Grale, ruht.

Wie bei den Heldenliedern, werde ich zuerſt den Inhalt der Sage im Umriß geben, und zwar eben dasjenige, was ihr zum Unterſchiede von jenem andern Fabelkreiſe eigenthümlich iſt.

Die deutſchen Gedichte, welchen ich dieſe Umriſſe entnehme, ſind folgende:

1. Parcival,[1] von Wolfram von Eſchenbach, gedruckt im 1 B. der Müllerſchen Sammlung deutſcher Gedichte des 12ten bis 14ten Jahrhunderts. Berlin 1784.

2. Bruchſtück des Titurel, von demſelben Dichter, herausgegeben von Docen in deſſen erſtem Sendſchreiben über den Titurel u. ſ. w. Berlin und Leipzig 1810 und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur B. 8, 1819. Anz. Bl. S. 28 ff.

3. Der ſpätere, vollſtändige Titurel, nach dem alten Drucke von 1477.[2]

[1] [Wolframs Werke, Geſammtausgabe von Lachmann. Berlin 1833 und wieder 1854. Was außerdem für das Verſtändnis dieſes großen Dichters ſeither beſonders von San-Marte (Albert Schulz) und Simrock geſchehen iſt, verzeichnen die litterarhiſtoriſchen Handbücher. K.]

[2] [Neue Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

4. Lohengrin u. ſ. w., herausgegeben von J. Görres, Heidelberg 1813. [1]

Der Meiſter dieſes Sagenkreiſes iſt eben Wolfram von Eſchenbach.

Der Gral.

Der heilige Gral iſt die Schüſſel, daraus Chriſtus bei der Stiftung des Abendmahls mit ſeinen Jüngern geſpeiſt hat. Er beſteht aus einem Jaſpis, dem edeln Steine, von deſſen Kraft der Phönix aus der Aſche ſich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral anſieht, kann in der Woche hernach nicht ſterben. Zweihundertjährige Jugend giebt der öftere Anblick dieſes Steins. In demſelben Gefäße hat Joſeph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlöſers aufgefangen. [2] Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und in den Sternen ward geleſen, daß einſt ein geſegnetes Geſchlecht zu ſeiner Pflege werde berufen werden. [3]

Dieſes erwächſt in dem Königsſtamme Senabors [4] aus Kappadocien. Drei ſeiner Söhne folgen dem Kaiſer Veſpaſian nach der Eroberung Jeruſalems in römiſche Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiſer ſeine Tochter und giebt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle ſind eifrige Verbreiter des Chriſtenthums. Berillus bekämpft die Heiden von Galizien und Saragoſſa; kräftiger noch ſein Nachfolger Titurijon, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten dieſe zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Golde. Ihr Gebet wird erhört; ſie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel,

[1] [Wieder von H. Rückert. Quedlinburg 1858. K.]

[2] Tit. Bl. 304 a. 304 b. Parc. 13998—4019. Bemerkenswerth iſt, daß im Parcival nirgends der urſprünglichen Beſtimmung des Steines gedacht wird, obgleich der Einſiedler Trevrezent ſeinen Neffen ausführlich mit den Wundern des Grals bekannt macht. Von dem Auffangen des Bluts wird auch im Titurel nicht ausdrücklich geſagt, aber die Erwähnung Joſephs von Arimathia deutet darauf.

[3] Tit. 304 a 11. Parc. 13561—75. 14066—79.

[4] Über Senabor vgl. Sandabar, Sendebar, Sendebad, Syntipas, Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1830, St. 172, 30 Oct., S. 1707 ff. in der Recenſion von: *Συντιπας*. De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio e codd. Pariss. edita a Jo. Fr. Boissonade. Paris 1828. (Die griechiſchen ſieben weiſen Meiſter.) Vgl. Roſenkranz, Allgemeine Geſchichte der Poeſie I, S. 73, N.

es werd' in keuſcher Jugend ein Streiter des Glaubens und einſt ſelbſt Genoſſe der Engel ſein. (Tit. Cap. 1. Vgl. Conybear S. 186 f. Hier erinnert der Fall der Engel und die Beſtimmung der neugeſchaffenen Menſchen, ſie zu erſetzen, an den Anfang des Parcivals und erläutert die Tendenz dieſer Dichtungen.)

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenſtern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Bedrängten der milde Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königes Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durſtigen der ſüße, klare Wein, dem müden Gaſte die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieſes herzerfreuend iſt der Anblick des ſchönen Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte ſich daran entzündet. Doch Titurel iſt eingedenk der Verkündigung des Engels bei ſeiner Geburt. Im Kampfe für das Chriſtenthum will er von Gott verdienen, daß ihm einſt ein Kuſs von rothem Munde werde. Mit dem Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Saracenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich, ſchweifen die beiden in rauſchendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig ſind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigſten Jahre; da bringt der Engel die Botſchaft, daß Titurel um ſeiner Tugend willen zum Gral erwählt ſei. Er ſcheidet von den Eltern, die in Thränen Gott loben. Vom Geſang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadloſen Walde, der nach allen Seiten ſechszig Meilen ſich erſtreckt. Cypreſſe, Ceder, Ebenbaum, Gehölz aller Art iſt hier wild verwachſen, fremde Vögel ſingen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den Niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montſalvatſch. Mit vielen Gezelten liegt auf dieſem Berge Titurels künftige Schaar. Über ihr ſchwebt, in reichem Gehäuſe, der Gral, von unſichtbaren Engeln gehalten; denn noch lange ſoll nicht geboren ſein, wer ihn berühren darf. Was ſie bedürfen, giebt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es iſt der beſten Labung voll. Reich an Gold und edeln Steinen

iſt das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galicien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf Montſalvatſch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert gegen die Heiden, die ſich in der Wildnis anſiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral ſchwebend, da beſchließt Titurel, ihm einen Tempel zu ſtiften, deſſen Pracht Niemand überbieten könne, ganz aus edlem Geſtein, aus lautrem Gold und, wo man Holz zu dem Geſtühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges iſt ein Onyx; eine Schichte desſelben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, ſäubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt ſie ſchleifen, daß ſie wie der Mond erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet.[1] Rund, mit zweiundſiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt ſich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rothem Golde jeder Edelſtein nach ſeiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze ſtehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenſtern; inmitten hebt ſich einer, zweimal ſo groß, als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf kryſtallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von ferne ſcheint er im Fluge zu ſchweben; das Kreuz, darauf er ruht, verſchwindet dem Auge. Des mitteln Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn ſie im Walde ſich verſpätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldnen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Convent, zum Tiſch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels iſt ergraben und ergoſſen, wie ſeine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei ſind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen ſind die meiſten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderſchaft. Im Innern des Tempels iſt das Gewölb ein blauer Himmel von Sapphiren, mit Karfunkeln geſtirnt, die ſelbſt in dunkler Nacht erglänzen. Dazwiſchen ziehen, durch verborgne Kunſt, die goldne Sonne und der ſilberne Mond, die ſieben Tageszeiten zum Geſang anzeigend. Der Eſtrich ein kryſtallnes Meer; wie unter dünnem Eiſe, ſieht man Fiſche und Meerwunder ſich

[1] [Vgl. S. Boiſſerée, Über die Beſchreibung des Tempels des heiligen Grals. München 1834. 4. H.]

bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldne Bäume, mit Vögeln beſetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Geſtühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, ſind dieſe Reben, Roſen und Lilien dazwiſchen. Erhebt ſich ein Wind, ſo erklingen die Blätter, als ob tauſend Falken mit goldnen Glöcklein ſich aufſchwängen. Engelgeſtalten wiegen ſich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangeliſten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends ſpannenbreit im Tempel ungeſchmückt. Die Fenſter, ſtatt Glaſes, Beryllе; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Geſtein, nach welchem die Sonnenſtrahlen ſich färben. Entbehrlich iſt zwar der Fenſter Helle, Überfluß an Licht geben die edeln Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldne Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je ſpeereshoch ein Engel, als wollt' er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittelſt verholner Bälge, geben zum Geſang der Prieſter ſüß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums, wird der Widerhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größern Chöre einer iſt dem heiligen Geiſte geweiht, der Patron über all den Tempel iſt; der nächſte dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldne Gitterthüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balſamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber ſteht ein überreiches Werk, dieſen im Kleinen darſtellend, jedoch nur mit Einem Altar; hier ſoll der Gral bewahrt werden, wenn er ſich niederlaſſen wird. In dreißig Jahren iſt der Bau vollbracht. Ein Biſchof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köſtliche Zelle, die ihm bereitet iſt (Tit. Cap. 3 und der Anfang von Cap. 4). An jedem Charfreitag ſchwingt ſich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein ſeine Wunderkraft empfängt (Parc. 14020—41).

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und iſt nach der Geſtalt, als wär' er noch nicht gegen vierzig. Jetzt iſt am Gral die Schrift zu leſen, Titureln ſei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demuth

iſt er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an ſeiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, ſich zum Schwerte ſegnen. Er wählt ſich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geſchlecht entſprießt aus dieſer Ehe. Die Söhne der Könige werben, einen Aſt des edeln Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man ſtets die Namen derjenigen geſchrieben, die er aus allen Landen zu ſeinem Dienſte wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen ſich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, ſeliges Leben und himmliſcher Lohn ſeiner wartet. Die Jünglinge erwachſen dort zu der ritterlichen Brüderſchaft (P. 14040) der Templeiſen. Mit dem Wappen des Grals, der weißen Taube, bezeichnet, reiten ſie aus und bekämpfen Jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfraun aber treten in das Gefolge der reinen Urepanſe, Titurels Enkelin, die zuerſt und allein gewürdigt iſt, den Gral zu berühren. Die goldne Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt ſie im Geleit ihrer Jungfraun daher und trägt den heiligen Stein zum Königsſaale, wo er die Fülle irdiſcher Gaben ſpendet. [1]

Amfortas.

Mitten in ſolcher Herrlichkeit kommt ſchwerer Jammer über die Genoſſenſchaft des Grals.[2] Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entſank, die Krone ſeinem Sohn Frimutel übertragen. Als dieſer einem Lanzenſtoß erlegen, folgt ſein Erſtgeborner, Amfortas (P. 7462—7. 14151—8). Jedesmal iſt am Grale zu leſen, wer als König walten ſoll. Geprieſen an Schönheit und ritterlicher Kraft ſind Amfortas und ſein Bruder, der ſchnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt (Tit. 25b, 4. 10). Aber beide wenden ſich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, ſoll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf ſich vermählen, wie des Grals Inſchrift ihn

[1] Parc. 14042—65. 6994—7009. 24176—92. 24271. 14243—49. 14730—5. 42—78. 24402—10. 14971—85. 24313—21. 24409 f. Die Jungfraun pflegen des Grals, die Ritter hüten ihn (Parc. 14730—5).

[2] Parc. 7469.

anweiſt; die Andern nur dann, wenn der Gral ſie als Gebieter herrenloſer Länder ausſendet (P. 14274—7). Die Brüder kehren ſich nicht an dieſes Gebot. Verſtohlen zieht Trevrezent auf Ritterſchaft, ſein Bruder ſelbſt giebt ihm die Mittel, ſich mit Knappen und andrer Ausrüſtung zu verſehen. In den drei Theilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Chriſten und Heiden, im Dienſt einer ſchönen Frau (P. 13654—75. 14779—902). Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger, als dem Grale (P. 14250—93. 24369—74. Tit. 87a, 1). Er glüht für Orgeluſen von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegaſt, von ſo leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre.[1] Iſt gleich ſeine Liebe hoffnungslos, doch läßt er nimmer ab, in ihrem Dienſt Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren (Tit. 86b, 1 v. u. — 88a, 6. 89b, 1 v. u. 99a, 4 f. 110a, 1. 238a, 5—8). Indeſs wird der Herzog, Orgeluſens Gemahl, mit dreien ſeiner Ritter, von dem ſtolzen König Gramoflanz erſchlagen, der nie anders als mit Mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land (P. 18105—12). Fortan läßt ſie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erſchlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachſen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felſen ſchießt, erwartet ſie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzogthum gewinnen will. Manchen ſendet ſie ſo in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigſter Diener, erſcheint nicht; ſchon hat ihn die Strafe ſeiner Verſündigung am Gral erreicht (P. 14102—15. Tit. 255a, 9—11). Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereiſen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert dieſe fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das iſt ſein gröſtes Leiden, daß ſie ihn nicht ſterben laſſen (P. 23521—79. 23767—76). Was man der Heilbücher lieſt, von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends iſt Hülfe zu finden. Waſſer aus den vier Paradieſesſtrömen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter ſeinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächſt, Nardenſalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der

[1] Parc. 19071.

Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechsel die Schmerzen sich erneuen. Nur der Speer selbst, in die Wunde gelegt, giebt einige Linderung (P. 14294—429. 14454—9. 14613—51. 704—19. 736—8). Nicht reiten noch gehn, nicht stehn noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu sitzen (P. 7473—5. 23757 f. 14652—5. Tit. 284a, 4). Oft trägt man ihn, damit die Wunde sich erlufte, zum nahen See (Brumbane); das heißt er seinen Waidetag. Dort lehnt er im Schiff, als stellt' er den Fischen nach. Davon wird gesagt, er sei ein Fischer (P. 14657—68).

Als Trevrezent des Bruders Leiden sieht, da wirft er sich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterschaft zu üben. Er verschwört Fleisch, Wein und Brot (P. 14331—9). Fortan lebt er als Einsiedler in einer Felshöhle (Fontane la salvatsche, P. 7995—9. 13497—512. 13605—8), von Wurzeln und Kräutern sich nährend (P. 14478—504. 14965 f.).

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hülflos der König, kein Schirmer des Heiligthums, seit auch Trevrezent vom Schwerte geschieden (P. 14340—55). Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tags geschrieben steht, ein Ritter werde kommen, frage dieser vor der ersten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde dessen, was er sehe, so soll Amfortas genesen und der Ritter König sein (P. 14430—53).

Sigune.

Zwei Maulthiere tragen durch unwegsamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köstlichen Balsam frisch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maulthiere. Hinter der Bahre geht eine schöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röthe (Tit. 249a, 7). Es ist Sigune, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter, Schoisiane, die älteste Schwester von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Catalonien), vermählt, ist an der Geburt des Töchterleins gestorben und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entsagt (P. 14232—43). Das verwaiste Mägdlein ist bei ihrer Muhme, der Fürstin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graisivaudan in der

Dauphiné). Frühe zarte Minne iſt zwiſchen dieſen Zöglingen erblüht, und als Sigune den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müß' er ſie verdienen, da iſt ſein Leben fortan eine ſiegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödtlich getroffen wird. Hier zieht nun Sigune mit dem Leichnam des Geliebten.

Unfern der Burg des Grals breitet ſich in der Wildnis eine Linde. Auf dieſer will Sigune wohnen, das Haupt des Todten im Schooße haltend. Die Turteltaube kieſet ſich den dürren Zweig, wenn ſie ihr Lieb verloren; Sigune ſetzt ſich auf belaubten Äſten, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den Roſenmund des Theuern fälbe. Lichtgrün, dem Laub der Linde gleich, iſt er gekleidet. Endlos ertönt nun Sigunens Klage durch die Wildnis: „O Pelikan,[1] könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Bruſt verblutend, den Todten neu beleben! Hätt' ich den ſüßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben bringt, entzwei geſungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der ſeine todtgebornen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ ich gerne, dich, Liebſter, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen Blick lebendig mir entgegen leuchtete." So jammert ſie den Abend und den Morgen; ſie wirft ſich vor, daß ſie ihm nicht ohne ſo ſtrengen Dienſt ihre Minne gegeben, jetzt minnet ſie den Todten (P. 4207. 13007). Man ſagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Muth"; wie lang Sigunens braune Haare wallen, doch ewig treu iſt ihr Gemüth (Tit. 245 a, 1. Tit. Cap. 35. Bl. 250 ff. P. 4106—215. 7406—607).

Jeden Samſtag (P. 13095—102) wird Sigunen Speiſe vom Gral gebracht; doch iſt Wehklage ihre halbe Koſt, ihr Wachen und ihr Schlaf (Tit. 260 b, 6). Einſt wird ſie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten beſucht. Die Klage hat ihr die Augen geſchwächt, ſo daß ſie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch ſteigt ſie nicht von der Linde, denn nimmer läßt ſie des Todten Haupt von ihrem Schooße. Die Freunde ſtimmen ein in ihre Klage; die ſie tröſten wollten, muß ihnen Troſt

[1] Vgl. Altdeutſche Dichtungen von Meyer und Mooyer S. 70 b.

ſagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des Kummers noch ungewohnt, ſitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Äſten der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgenſang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen ſcheiden die traurigen Gäſte (Tit. Cap. 37. Bl. 261 ff.).

Fünf Jahre ſchon hat Sigune auf der Linde gewohnt: da bedenkt ſie, daß Schionatulander, noch ſterbend, ihr Gebet, ſtatt Klage, angerathen. Sie läßt ſich im Wald eine Klauſe bauen, über einem klaren Quell, der dadurch hin fließt. Hier läßt ſie ſich vermauern. Wer an das Fenſter tritt, kann ſehen, wie die bleiche Jungfrau, in grauem Kleide, den Pſalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelſtein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, ſchimmert durch dieſe Dämmerung (V. 12976—13145. Tit. Cap. 38). So findet man ſie eines Abends im Gebete verſchieden. Sie wird zu ihrem Freunde beſargt. Da ſieht man recht die Treue dieſer beiden, aus dem Sarge winden ſich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachſen und hoch oben, nie vergrünend, ſich verflechten (Tit. Cap. 40. Bl. 283 b. 5—284 a. 8. V. 24036—60).

Parcival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schweſter, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einſt, als ſie um Mittag entſchlummert, von angſtvollen Träumen gequält. Unter Donnerſtralen und Feuerregen ſchwebt ſie in den Lüften; dann ſäugt ſie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert ſie im Schlafe; ihre Jungfraun ſpringen herbei und wecken ſie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüſtem Walde läßt ſie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat ſie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parcival, deſſen ſie im Jammer geneſen, will ſie in der Einöde vor Ritterſchaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber ſchneidet der Knabe ſich Bogen und Bolze, womit er

Vögel ſchießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle ſang, da weint er und rauft ſich die Haare. Wenn er ſich morgens am Strome wäſcht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der ſüße Laut die junge Bruſt. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht ſagen, wie ihm geſchehn. Sie geht der Sache nach, bis ſie ihn nach dem Schalle der Vögel lauſchen ſieht. Da wird ſie inne, daß von dieſer Stimme ihres Kindes Bruſt erſchwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da heißt ſie die Vögel fangen und würgen, doch Parcival erbittet ihnen Frieden (P. 3474—542).

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finſtern unterſcheiden. Lichter, denn der Tag, iſt Gott. Als nun Parcival, der mit dem Wurfſpieß Hirſche jagt, einſt im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüſtung daherſprengen ſieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Kniee nieder. Von ihnen erfährt er, daß ſie Ritter ſeien und daß der König Artus Ritters Orden ertheile. Oft heiſcht er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht verſagen, ſchneidet ihm aber Kleider zu, wie närriſche Leute ſie tragen, damit er, durch üble Behandlung geſchreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderſchöne Jüngling in ſchmählicher Tracht ſeine Fahrt. Die Mutter aber, als ſie ihn nicht mehr ſieht, fällt zur Erde und ſtirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parcival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier begegnet ihm ein Ritter von blanker Hautfarbe und rothen Haaren. Roth iſt auch ſein Roſs, roth ſein Harniſch, ſein Wappenkleid, ſeine Roſsdecke, feuerroth Schild, Schwert und Speer. Es iſt der kühne Ither, der rothe Ritter genannt, einſt Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldnen Becher, den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, ſo daß der Wein in der Königin Schooß vergoſſen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob ſie mit Kampfe den Becher ihres dürſtenden Königs zurückholen. Dieſes heißt er Parcivaln am Hofe melden. Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botſchaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verſpricht es und will ihn

köſtlich dazu ausſtatten. Parcival aber verlangt keine Gabe, als die Rüſtung des rothen Ritters, die er ſelbſt ſich holen will. Zögernd gewährt der König und Parcival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen ſitzt, da lacht die ſchöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis ſie den geſehen, dem der höchſte Ruhm beſchieden ſei, da ſpricht der ſchweigſame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürriſchem Seneſchall, geſchlagen, der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was ſo manchem ehrenwerthen Ritter verſagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parcival des Ritters Roſs und Harniſch, greift ihm raſch nach dem Zaume, und als Ither mit dem Schaft ihn blutig ſchlägt, ſchleudert er den Wurfſpieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt todt zur Erde, ſein Blut röthet die Blumen. Parcival reitet auf dem Roſs und in der Rüſtung Ithers, die er über die Thorenkleider anlegt, von dannen und heißt hinfort ſelbſt der rothe Ritter. Den Goldbecher ſendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parcival den Tag entlang, ſo weit das treffliche Roſs rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmſpitze, und als noch mehr Türme erſcheinen, meint er, ſie wachſen hervor, von Artus geſät. Gurnemanz von Graharz, der fürſtliche Wirth dieſer Burg, ſitzt vor derſelben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rathe grauer Männer zu folgen, verlangt ſogleich den Rath des graugelockten Fürſten. Dieſer wirft von ſeiner Hand einen Sperber empor, der ſich, mit goldner Schelle klingend, ein ſchneller Bote, in die Burg ſchwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gaſt in die Burg führen. Kaum iſt er vom Roſſe zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter ſein. Die Junkherrn entwappnen ihn. Der Wirth ſelbſt verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, giebt dem rathbedürftigen (P. 5096) weiſe Rathſchläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunſt. Nach vierzehn Tagen zieht Parcival weiter, der Thorenkleider und der kindiſchen Thorheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert iſt. Gebieterin des Landes iſt die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben

will. Sie blüht, wie die junge Roſe, die im Morgenthau, weiß und roth, aus der Knoſpe hervorglänzt (P. 5581).

In ſtiller Nacht tritt ſie in Parcivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Thränen ihre Noth. Der junge Held beſiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unſchuldige Minne führt dieſe Beiden zuſammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich ſie nach Frauenſitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parcival ſeine Frau und ſein neues Land. Die Sorge um ſeine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht raſten. Am erſten Tage ſchon reitet er ſo weit, daß ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Waidleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der ſo reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parcival um Herberge. Auf dreißig Meilen, iſt die Antwort, ſei kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parcival reitet, wie ihn der Mann gewieſen. Er kommt zu einer feſten Burg, mit vielen Türmen, wo er auf ſein Verſichern, daß ihn der Fiſcher ſende, wohl empfangen und bewirthet wird; die Traurigen ſind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen beſteckt. Holz von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerſtätten. An der mitteln ruht auf einem Spannbette der kranke Wirth des Hauſes, in koſtbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gaſt ſich zu ihm ſetzen; viele Ritter ſitzen umher. Ein Knappe ſpringt zur Thür herein, einen Speer tragend, an deſſen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt ſich. Als der Speer all um getragen iſt, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet ſich eine Thür, eine lange Reihe ſchöner Jungfraun, in Scharlach und Sammt gekleidet, Blumenkränze in den Haaren, zieht herein; ſie tragen koſtbares Geräth: goldne Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchſichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergeſetzt wird, zwei ſilberne Meſſer, ſchärfer denn Stahl, die ſie auf den Tiſch legen. Zuletzt eine Jungfrau mit goldner Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt ſie die unſchätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden ſechs Gläſer mit

brennendem Balſam getragen. Sie ſetzt den Gral vor den König und ſtellt ſich in die Mitte ihrer Geſpielen. An hundert gedeckten Tafeln ſitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldnes Geſchirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder verſieht eine Tafel; nach was ſie die Hand bieten, von Speiſe oder Getränk, das ſpendet der Gral in Schüſſel und Napf. Am Schluſſe des Mahls beſchenkt der Wirth den Gaſt mit einem herrlichen Schwerte, das er ſelbſt in geſunden Tagen geführt. Als die Jungfraun wieder mit dem Gral hinausgehn, ſieht Parcival durch die Thür auf einem Ruhbette den ſchönſten alten Mann, den er je geſehen; weißer, denn Duft, iſt der Greis (Titurel). Wohl hat Parcival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; ſein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbeſcheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber Morgens, nach ſchweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu ſeinem Dienſte bereit. Auf dem Fußteppich liegt ſeine Rüſtung, die er ſelbſt anlegt. An der Treppe ſteht ſein Roſs angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends iſt jemand zu ſehen noch zu hören. Zerſtampft iſt das Gras auf dem Burghof. Durch das offne Thor reitet Parcival hinaus, ſchnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufſchläge, doch ſie theilt ſich und bald verliert er ſie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es iſt Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er geſehen und was er verſäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parcivals Seele, der Wunſch, den Gral wieder zu finden, und die Sehnſucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, iſt friſcher Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schaar wilder Gänſe auf. Eine iſt im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee röthet, wie der Schnee das Blut mit Weiße miſcht, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hie liegt dein Schein", ruft Parcival aus; unverrückt hinſchauend, verſenkt er ſich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie ſchlafend, zu Roſſe. Unfern dieſem Ort iſt König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte.

Zween der Ungeſtümſten, Segremors und Key, der Seneſchall, reiten nach einander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, ſelbſt Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung ſeines Roſſes, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; ſo zur Beſinnung kommend, fällt er Beide. Der Seneſchall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einſt Cunnewaren geſchlagen. Der Dritte, der geritten kommt, iſt der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt ſelbſt die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parcivals Augen ſtehen, und wirft ein ſeidnes Tuch über die Blutmale. Da verſchwindet Condwiramurs, und Parcival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längſt iſt die Tapferkeit des rothen Ritters kundbar geworden; er wird in die Geſellſchaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan iſt hinfort ſein treuſter Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tiſche ſitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maulthier, mit koſtbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden (P. 9360). Ihre Augen gelb, wie Topaſe, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnaſe, zween ſpannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel, blauer, denn Laſur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätt', auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geſchadet; über den Hut ſchwingt ſich ein ſchwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maulthier herab. In der Hand führt ſie eine Geiſel mit ſeidnen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es iſt Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geſchenkt. So häßlich ſie iſt, ſo getreu und weiſe. Sie bringt Sigunen Speiſe vom Gral; ſie iſt aller Sprachen kundig und des Laufs der Sterne. Dieſe nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde iſt entehrt," ruft ſie, „ein Schlechter ſitzt daran." Dann reitet ſie vor Parzivaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem mannlichen Wuchs! Ich dünke dir miſsgeſtalt und bin lieblicher doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fiſcher, troſtlos, vor dir ſaß, warum haſt du ihn nicht von Seufzen erlöſt? Ungetreuer Gaſt, hat deines Wirthes Noth dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du

ſaheſt den Gral vor dich tragen, ſaheſt ſchneidend Silber und blutgen Speer und haſt keine Frage gethan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech biſt du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preiſe ſo geſunken (missevarn)! O Montſalvatſch, Ziel des Jammers, weh, daß dich niemand tröſten will!" Beſtürzung und Trauer herrſcht im Kreiſe; Cundrie, ſelbſt weinend und händeringend, reitet hinweg. Parcival aber, der Welt zum Spotte geworden, ſagt ſich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd (P. 9292—520. 23325—38).

Manches Land hat der junge Held beſtrichen, zu Roſs und zu Schiffe, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft (P. 12955—68). In Kirchen oder Münſtern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie geſehen, nur Kampf und Streit ſucht er (P. 13757). Einſt liegt morgens ein dünner Schnee, als Parcival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schaar zieht daher, baarfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, ſchönem und lichtem Antlitz, mit ihm ſeine Frau, dann ſeine Töchter, zwo liebliche Jungfraun; ihr Mund, trotz des Froſtes roth und heiß, ſtimmt wenig zum Ernſte des Tages; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demüthigen Gangs, folgen nach. Parcival, deſſen Ritterſchmuck dem Gewande der Waller gar ungleich ſteht, lenkt ſein Roſs aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an ſo heiligen Tagen in vollem Harniſch umher reiten müſſe. „Was kümmern mich", erwidert Parcival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einſt dient' ich Einem, der heißt Gott; ſeine Hülfe ward mir geprieſen, Schmach, für Hülfe, hat er über mich verhängt." Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag ſei, des alle Welt mit Seufzen ſich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue ſo hülfreich ſich erzeigt, daß er für unſre Schuld am Kreuze geſtorben. Er räth Parzivaln, auf der Spur, die er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er ſelbſt heute, wie jeden Charfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müſſe im eiſernen Harniſch frieren, beſſer würd' er zu den Zelten ihres Vaters gewieſen. Parcival aber ſcheidet von ihnen, ſein

Herz iſt bewegt, er denkt wieder an ſeinen allmächtigen Schöpfer; dem Roſſe läßt er die Zügel hängen: iſt heute Gottes Hülfetag, ſo helf' er und weiſe den rechten Weg! Das Roſs geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent ſich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Einſiedlers erwarmt Parzival. Er lernt in Trevrezent ſeinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geſchichten von Titurels Geſchlecht; auch den Tod ſeiner Mutter vernimmt er, und wie er ſelbſt der Drache war, den ſie geſäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, ſind ihre magre Speiſe, und doch ward Parcival nie ſo köſtlich bewirthet; an der Seele geneſen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle (P. 13310—15012. 22166—70).

Fünf Jahre ſchon iſt Parcival nach dem Gral umhergeſtreift (P. 23883). Wieder ſitzt er am Tiſche des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in ſchwarzem Mantel, mit goldnen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt ſie zu Parcivals Füßen und fleht weinend um ſeine Huld. Dann wirft ſie ihr Hauptgebände von ſich und verkündet die freudige Botſchaft, daß Parcival durch die Schrift am Grale zum Herrn desſelben berufen ſei. Segensreich preiſt ſie den Stand der Geſtirne. Freudethränen fließen aus Parcivals Augen; er macht ſich mit Cundrien auf den Weg nach Montſalvatſch (P. 23263—403). Eine Schaar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, ſpringt von den Roſſen und empfängt mit abgebundnen Helmen den neuen König. Ein Segen däucht ihnen ſein Gruß. Es iſt eben die Zeit, da des Amfortas Schmerzen ſich erneuen. Duftende Würzen ſind umhergeſtreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelſten Steinen, von heilender Kraft, iſt das Bett beſät; doch nichts lindert die Qual. Da erſcheint Parcival; ihn fleht Amfortas um das Eine, daß der Gral ſieben Nächte und acht Tage aus ſeinen Augen gerückt bleibe. Parcival aber wirft ſich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Noth des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er ſich vom Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienſte des Grals, nicht um Frauengunſt (P. 23520—806. 24620—3. 24486—515).

Von Cundrien hat Parcival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingsſöhne geboren habe (P. 23355—62). Schon iſt

nach ihr geſendet und Parcival reitet ihr entgegen. Am frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo ſie gelagert iſt. Als er in ihr Gezelt tritt, ſchläft ſie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig ſpringt ſie auf und umfängt den Gemahl. Zürnen ſollte ſie, aber ſie kann nicht. Es iſt dieſelbe Stelle, wo einſt Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Hier iſt wieder beides, doch nicht der leere Schein (P. 23818—978).

Ferafis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parcivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit ſie und ihre Minne lohnt ihm. Wohl gleicht ſie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Roſe, dennoch thut es ſeinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erſcheint (P. 694). Ihre Schwärze däucht ihm ſchöner, denn das Licht der Sonne (P. 2697). Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einſt ſchifft er von dannen. Die trauernde Belacane geneſt eines Sohnes, der zweier Farben iſt, weiß und ſchwarz, der Elſter gleich. Immer küſst ſie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend (P. 1687—700). Ferafis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienſte der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und erſtritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichſten der Welt; keines der zwanzig Völker verſteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Ferafis angebetet (P. 9440—50. 9773—800. 22950—81. 23010—64. 24269—91). Mit großem Heere fährt er aus, ſeinen tapfern Vater zu ſuchen. Einſt als ſeine Schiffe, um Waſſer zu faſſen, geankert, reitet er allein in einen Wald, wo Parcival, ſein Bruder, ihm begegnet. Dieſem ſteht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderſpiel waren. Herrlich gerüſtet iſt Ferafis. Sein glänzendweißer Wappenrock iſt von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelſten Steine, dunkel und licht, Kraft und Muth verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Thierlein Ecidämon, deſſen Geruch alle giftigen Würme tödtet. Mit dem theuerſten Seidenzeug iſt ſein Roſs gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich beſteint, iſt von dem Holz Aſpinde, das weder fault noch brennt. In ſolchen Waffen blieb er

unverletzt, als er im fernen Oſten mit einem feurigen Ritter ſtach. All ſein Schmuck iſt Geſchenk ſchöner Frauen (P. 22612—50. 22760—70). So halten, unerkannt, ſich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen ſind. Den Löwen gebiert ſeine Mutter todt, von ſeines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne ſind aus Speereskrachen erboren. Iſt die Erde nicht breit genug, daß die ſich feindlich treffen müſſen, die Ein Leib und Blut ſind? Keiner kann in dieſem Kampfe gewinnen. Die Speere ſind zerſplittert, ſie ſpringen von den Roſſen und laſſen die Schwerter klingen. Feuer ſprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke werth. Da bricht Parcivals Klinge. Ferafis, der von dem Schlag aufs Knie geſunken, ſpringt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie ſetzen ſich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft ſein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel ſei. Im Geſpräch erkennen ſie ſich und küſſen ſich als Brüder. „Geprieſen ſei des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reiſe gethan ward; geprieſen Luft und Thau, der heute Morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß ſein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden (P. 21946—2558). Bald hernach wird Parcival zum Grale berufen, er darf ſich einen Gefährten wählen und er nimmt dazu den Bruder (P. 23427—30. 54—7). Lohengrin, Parcivals Knabe, fürchtet ſich, als er den halbſchwarzen Oheim küſſen ſoll (P. 24086—91). Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligthum nicht ſehen, er ſieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz geht ihm der Anblick der ſchönen Urepanſe, die den Gral trägt; bleich wird er an ſeinem weißen Theile. Am nächſten Morgen läßt er ſich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanſe glaubt, iſt ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt ſie mit ſich nach Indien, wo er das Chriſtenthum ausbreiten hilft (P. 24211—607).

Lohengrin.

In brünſtigem Gebete kniet jeden Tag die ſchöne Elſe, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiſte Tochter. Friedrich von

Telramund, ein Dienſtmann ihres Vaters, behauptet, ſie hab' ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gerichte ſoll entſcheiden. Kein Streiter wagt ſich für Elſen, ſo gefürchtet iſt Friedrichs Arm. Wenn ſie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet ſie, zum Zeichen ihrer Noth, ein goldnes Glöcklein, das ſie einſt einem beſchädigten Falken abgelöſt. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erſchallt er unabläſſig auf der Burg des Grals. Auf dieſen Ruf um Hülfe wird Lohengrin, Parcivals Sohn, ausgeſendet. Schon ſetzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherſchwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Roſs und tritt in das Fahrzeug. Ein ſchneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage ſchon faſtet er, da fängt der Schwan ein Fiſchlein und theilt ſeine Speiſe mit dem Ritter. Auf dem Schilde ſchlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Geſtad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu beſtehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber ſiegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürſtin. Das bedingt er, daß ſie ihn nie um ſeine Herkunft frage, wenn ſie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parcival zu fragen vergeſſen, iſt dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben (vgl. P. 14742—56. 24471—85. Tit. 291 b, 7 f. 292 a, 5 f.). Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elſen, auch dient er dem Kaiſer, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einſt fällt er im Ritterſpiel den Herzog von Cleve, wobei dieſer den Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, ſpricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Elſe über dieſe Reden; ebenſo in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet ſie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu ſagen, von wannen er geboren ſei, obgleich das Herz ihr ſage, er ſei reich an Adel. Lohengrin nennt ſein Geſchlecht: dann heißt er ſeine zween Knaben bringen, küſst ſie zum Abſchied und befiehlt, Horn und Schwert, ſo er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm ſeine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schifflein und Lohengrin fährt Waſſer und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die Herzogin fällt in Unmacht und ihr Lebenlang klagt ſie um den verlorenen Gemahl (Lohengr. vgl. P. 24624—715).

Trauriger noch wird Lohengrins Schickſal ſo erzählt: Er kommt in das Herzogthum Lyzaborie (Luxenburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die ſchöne Belaye. Sie hütet ſich vor Frage, aber ſie fürchtet ſeinen Wankelmuth. Sie liebt ihn ſo heftig, daß ſie ohne Beſinnung hinfällt, wenn ſie ihn nicht ſieht. Niemals will ſie ihn von ſich laſſen. Lohengrin, der nicht gerne ſo träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt ſie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele ſei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber räth ihr, wie ſie des Geliebten ſich verſichern könne; wenn er müde von der Jagd entſchlafen ſei, ſoll ſie ein Stück von ſeinem Leibe ſchneiden laſſen und eſſen. Belaye zürnt über den Rathſchlag; lieber will ſie ſterben, als ſchuldig ſein, daß ihm ein Finger ſchwäre. Die Rathgeberin, aus Belayens Huld verwieſen, wendet ſich an die Verwandten und beredet ſie, des Frevels ſich zu verwegen. Als Lohengrin einſt auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tauſend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend ſieht er die Schwerter der Verräther. Mannlich ſetzt er ſich zur Wehr, ſie erſchrecken, ihrer Schuld bewuſt. Viele ſtreckt er nieder, doch die Menge ſiegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt ſie heilen kann. Da fallen ſie alle ihm zu Füßen, ſeine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye ſeinen Tod erfährt, ſtirbt ſie vor Herzeleid. Ein Kloſter wird gebaut, darin man ſie zuſammen beſargt. Noch werden dort ihre gebalſamten Leichname gezeigt. Das Land, ſonſt Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen (Tit. Cap. 40. 290 a, 3—292 a, 8).

Des Grals Zug nach Indien.

In Salvaterre, weit um den Gral, mehren ſich ruchloſe Nachbarn, die ſeinem Volk ein Greuel ſind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, däuchten damals ungeheuer. Vergeblich ſucht man auf Montſalvatſch mit Gebet, Faſten und Kreuzgang den Fall der ſündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Raſten darf ihrer Fahrt niemand

nahen, der ihnen ſchaden wollte. Die Chriſten, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale geſpeiſet. Klöſter, Krankenhäuſer, arme Leute werden beſchenkt. In der Habe von Marſilie ſchiffen ſie ſich ein. Stets ſegeln ſie mit günſtigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg ſeine Kraft. Heiden, die dort feſtſitzen, werden gerettet und laſſen ſich taufen. Das Lebermeer, darin ſonſt die Kiele ſtehn und ſtarren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdiſch durch Gebirge, fahren ſie dahin. Sie ſehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meere. Dem Gral weit entgegen reitet Ferafis, der ſeine Lande zum Chriſtenthum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das Heiligthum empfangen. Ferafis ſelbſt hat ſeine Reiche dem heiligen Prieſter Johann zu Dienſte gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Viertheile der Welt gehorchen ſeinem Winke. Nahe dem Paradieſe wohnt er, von dem heilkräftige Waſſer niederſtrömen, Edelſteine mit ſich führend. Alles iſt Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen ſind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebſtahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrath ſpräche, ſie wüſten nicht, was er meinte. Glänzend ſind des prieſterlichen Herrſchers Paläſte, wo Biſchöfe und Patriarchen, die zugleich Könige ſind, der Hofämter walten; gewaltig ſein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viel koſtbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenſtaub zählt, der überzählt dieſes Königs Herrſchaft. Dorthin erheben ſich die Templer und Prieſter Johann zieht ihnen feſtlich entgegen. Sie ſehen all die Herrlichkeit und wünſchen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und ſieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt ſich in ihrem Strale der Tempel mit der Burg Montſalvatſch. Nicht ſollt' er dem argen Volk in Salvaterre gelaſſen werden. Nie ward ſo viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale geſpeiſt, ſeit dieſer in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel iſt. „Nun erſt iſt er behalten vor aller Wandelung;“ ſpricht Titurel, „ein halb Jahrtauſend hab' ich ſein Kunde, er iſt nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradieſe fahren.“ Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; ſo geht

er am neunten Tage zur Ruhe. Prieſter Johann überträgt ſeine Herrſchaft auf Parcivaln, wegen Heiligkeit des Grals und weil die Lande eines tapfern Schwertes gegen die Heidenſchaft bedürfen. Parcival weigert ſich aus Demuth, aber am Gral ſteht geſchrieben, zehn Jahre ſoll er König ſein und Prieſter Johann heißen; länger nicht, weil ſeine Mutter vor Kummer um ihn geſtorben. Ihm folgt ein Sohn von Ferafis. Die ſonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachſen an Ehren vor andrem Geſchlecht, wie Lilien über Oſtergloien (Sternblumen). Wer Prieſter Johann werden ſoll, ſtehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geſchrieben (Tit. Cap. 41).

Dieſes ſind die eigenthümlichſten und bedeutendſten Bilder aus dem Sagenkreiſe vom heiligen Gral, wie ſolcher in den drei deutſchen Gedichten Parcival, Titurel und Lohengrin dargeſtellt iſt. Aber dieſe Hauptbilder ſtehen nicht in ſich abgeſchloſſen; um ſie, in manigfacher Verflechtung, bewegt ſich eine Welt von Abenteuern: die Genoſſenſchaft der Tafelrunde mit Hofſitte und Frauendienſt, mit Feſten und Ritterfahrten, die Spiele der Zauberei, die ungeheuren Schlachten der Herrſcher des Morgenlandes, alle Naturwunder des fernſten Oſtens. Im Lohengrin insbeſondre iſt die Gralſage noch an deutſchgeſchichtliche Verhältniſſe angereiht; der Fabelheld zieht mit Heinrich I in die Ungarnſchlacht bei Merſeburg.

Die Tiefe und Schönheit der Sagen, der reiche Schmuck der Ausſtattung, dann beſonders die Trefflichkeit des Dichters, der hier waltet, fordern überall zur Betrachtung und Unterſuchung auf. Wolfram von Eſchenbach, der phantaſiereichſte unter den deutſchen Dichtern dieſes Zeitraums, hat den Wundermähren vom Grale ſein ſtetes und inniges Sinnen, ſein volles Leben gewidmet.

Bei dieſem Fabelkreiſe, mehr als bei jedem andern, macht ſich eine ſinnbildliche Bedeutung fühlbar, doch ohne je aus ihrer glänzenden Hülle zu treten. Im Mittelpunete des Ganzen erhebt ſich jener herrliche Tempel mit ſeinem ſegensreichen Heilthum, ſeinem auserwählten Königsſtamme, ſeiner prieſterlichen Ritterſchaft. Der Grundgedanke dieſes Verhältniſſes iſt vor allem zu erforſchen. Dieſes iſt auch nach verſchiedenen Richtungen verſucht worden. Ich verſuch' es nun in nachfolgender Entwicklung.

Als noch die Kinder Israel durch die Wüſte zogen und der Engel vor ihnen hergieng (2 Moſ. 23, 20. 23. 32, 34), ſprach der Herr auf dem Berge zu Moſes: „Sie ſollen mir ein Heiligthum machen, daß ich unter ihnen wohne; wie ich dir ein Vorbild der Wohnung zeigen werde, ſo ſollt ihrs machen.“ (2 Moſ. 25, 8. 9. 40. 26, 30.) Nach dem Bilde, das Moſes auf dem Berge geſehen, ward die Stiftshütte, ein tragbares Gezelt, und die Lade gemacht, darin die ſteinernen Tafeln lagen, die Moſes in der Wolke empfangen, die Tafeln, darauf der Finger des Herrn den Bund geſchrieben, den er mit ſeinem Volk errichtet (2 Moſ. 25, 21. 31, 18. 34, 27—29. 40, 20. 5 Moſ. 5, 22. 9, 9. 10). Auch von dem Himmelbrot lag in der Lade, mit welchem der Herr ſein Volk in der Wüſte geſpeiſet (2 Moſ. 16, 32—34. Ebr. 9, 4). So führten die Kinder Israel ihr Heiligthum auf dem Zuge mit ſich. Im Lande der Verheißung aber ſetzten ſie ſich je den zum Könige, den der Herr ſelbſt erwählt (5 Moſ. 17, 14. 1 Sam. 8, 5. 6. 25, 30. 2 Sam. 7, 8. 5, 2). Da nun der König David in ſeinem Hauſe ſaß und der Herr ihm Ruhe gegeben vor allen ſeinen Feinden umher, ſprach er: „Siehe! ich wohne in einem Cedernhauſe, und die Lade Gottes wohnet unter den Teppichen.“ (2 Sam. 7, 1. 2. 1 Chron. 18, 1).

Doch dieſem König war nicht beſchieden, dem Herrn ein Haus zu bauen. Sein Sohn, der weiſe Salomon, ſollte das Werk vollführen (2 Sam. 7, 13. 1 Kön. 5, 5. 8, 17—19. 1 Chron. 23). Dieſer fängt an zu bauen den Tempel zu Jeruſalem auf dem Berge Morija, der ſeinem Vater David gezeigt war (2 Chron. 3, 1). Die Stätte zur Wohnung des Herrn iſt gefunden auf dem Felde des Waldes (Pſ. 132, 1—8). Kein Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eiſengezeug wird im Bauen gehört, denn die Steine ſind zuvor zugerichtet (1 Kön. 6, 7). Eitel Cedern, mit lautrem Gold und edeln Steinen (2 Chron. 3) überzogen, iſt inwendig das Haus. An allen Wänden um und um, innen und außen, Schnitzwerk von Cherubim, Palmen und Blumwerk, daß man keinen Stein ſieht. Auch die Thüren mit ſchönem Schnitzwerk und übergoldet. Sieben Jahre wird an dem Tempel gebaut (1 Kön. 6). Salomon bereitet auch alles Geräth zum Hauſe Gottes, den goldnen Altar, den goldnen Tiſch, darauf die Schaubrote liegen, fünf Leuchter zur rechten Hand und fünf zur linken, von lautrem

Gold, daß ihre Lampen vor dem Chore brennen (1 Kön. 7, 48. 49. 2 Chron. 4, 19—21). In den Chor ſelbſt aber, in das Allerheiligſte, unter die Flügel der Cherubim, wird die Lade des Bundes mit den heiligen Tafeln gebracht, und die Herrlichkeit Gottes erfüllet das Haus (1 Kön. 8, 3—11. 2 Chron. 5).

Dieſer Tempel Israels hat ſpät noch ſeine Helden. Die Maccabäer, Hohepriester und Heerführer zugleich, vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder die Würde vererbend, ſtreiten ritterlich für das Heiligthum ihres Volkes gegen die Heiden; der heidniſche Greuel wird aus dem Tempel geworfen, der entweihte Altar des Brandopfers neu aufgerichtet (1 Macc. 4, 6 ff.); feſte Mauern und Thürme werden um das Heiligthum auf dem Berge Sion gebaut (1 Macc. 4, 60. 7, 33. 10, 11. 11, 37. 13, 53); hier iſt ihnen die heiligſte Stätte auf Erden, die der Herr ſelbſt ſich erwählt (2 Macc. 5, 15. 5 Moſ. 12, 5. 11); Weiber und Kinder, Brüder und Freunde Fahr achten ſie nicht ſo hoch, ihre höchſte Sorge iſt für den heiligen Tempel (2 Macc. 15, 18).

Die Ähnlichkeit dieſer Verhältniſſe mit denen vom Tempel des Grals und ſeinen Hütern iſt augenſcheinlich. Wie erſt das Heiligthum noch ſchwebt, bis es ſich an erlesner Stätte niederläßt, wie der Ort und das Bild des Tempels durch höhere Weiſung vorgezeichnet wird, die Pracht des Baues, an dem keine Stelle ungeſchmückt, die Könige, die von oben erwählt werden, die verehlichten Prieſterfürſten, die für die Ehre des Tempels kämpfen, alles dies iſt in den Grundzügen und in Einzelheiten gemeinſam. Auch wird im Titurel bei dem Tempelbau ausdrücklich an den ſalomoniſchen erinnert[1] und Titurisons Kämpfe gegen die Heiden werden mit denen der Maccabäer verglichen.[2]

Zwiſchen jenen Geſchichten Israels und den chriſtlichen Rittergedichten iſt nun weiter die Vermittlung nachzuweiſen, beſonders auch zu erklären, wie in den chriſtlichen Tempel ſtatt der Bundeslade der Gral gekommen.

Wie die Schriften des neuen Bundes überall auf die des alten hinweiſen, wie ſie dort Vorbedeutung und Gleichnis ſuchen, ſo auch in

[1] Tit. III, 69. Pfälzer Handſchrift 141, Bl. 21b.

[2] Tit. I, 44. Pfälzer Handſchrift 141, Bl. 7a. Vgl. Tit. Bl. 152b, 2. 3. 278b, 7. 286b, 4.

Beziehung auf das Heiligthum und den Gottesdienſt der Juden. Die Stiftshütte und der Tempel Salomons erſcheinen als Vorbild des geiſtigen Heiligthums, das Chriſtus gegründet. So im Briefe an die Ebräer (9, 11): „Chriſtus aber iſt kommen, daß er ſei ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt.“ Und in der Apoſtelgeſchichte (7, 47. 48) ſagt Stephanus: „Salomon bauete Gott ein Haus, aber der Allerhöchſte wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht ſind.“ Die Opfer des alten Bundes, die Heilthümer der Bundeslade, Tafeln und Himmelbrot, weichen andern Geheimniſſen. Aus dem Kelche des Abendmahls wird das Blut des neuen Bundes getrunken. „Ich bin das Brot des Lebens,“ ſagt Chriſtus, nachdem er wunderbar das Volk geſpeiſet, „wer zu mir kommt, den wird nicht hungern und wer an mich glaubet, den wird nicht dürſten.“ „Eure Väter haben Manna geſſen in der Wüſten und ſind geſtorben; ich bin das lebendige Brot, vom Himmel kommen, wer von dieſem Brot eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit.“ (Joh. 6, 35. 49. 51.)

Das Chriſtenthum des Mittelalters, wie der Glaube aller Völker auf gleicher Stufe der Entwicklung, fand ſich nicht befriedigt bei dem Höchſten und Überſinnlichen; das Göttliche ſollte näher gerückt, zur Anſchauung gebracht, ergriffen werden. Nicht genügte der menſchgewordene Vermittler zwiſchen Himmel und Erde; leichter zu rühren ſchien den Flehenden des Heilands jungfräuliche Mutter; eine Schaar fürbittender Heiliger mehrte ſich täglich; jede Kirche, jeder einzelne Menſch, jedes beſondre Anliegen hatte ſeinen eigenen Schützer und Helfer. Nirgends glaubte man das Heilige ſo unmittelbar zu berühren, als wenn man das Land betrat, wo die Wunder der Erlöſung vollbracht worden. Dort kniete man am Grabe des Erlöſers, tauchte ſich in die Wellen des Jordans, die auch ihn umfloſſen, kehrte zurück mit dem Palmzweig, den man im Garten Abrahams gebrochen. Um das Eigenthum dieſes geweihten Bodens wurde zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft. Von dorther kamen auch in großer Zahl koſtbare Reliquien, ohne deren Beſitz keine Kirche, kein Kloſter den Ruf beſondrer Heiligkeit erlangen konnte. Vorzügliche Kraft muſte denjenigen ſolcher Überreſte eigen ſein, welche mit dem Leiden und Opfertode des Heilands in naher Beziehung ſtanden. Die wiedergefundene Dornenkrone erblühte von

Roſen, deren himmliſcher Duft die Siechen heilte.[1] Die Lanze, mit der des Erlöſers Seite durchſtochen worden, zu Antiochien ausgegraben, belebte wunderbar den geſunkenen Muth der Kreuzfahrer. Das heilige Kreuz ward in den Schlachten der Könige von Jeruſalem vorgetragen, und wenn dieſes unterblieb, war auch kein Sieg zu hoffen; ſo begierig waren die Waller, ein Stück vom Kreuzesholze heim zu bringen, daß man dieſem fortwährendes Wachsthum zuſchreiben muſte. Als im Jahr 1101 Cäſarea mit Sturm erobert wurde, fanden die Pilger in einer Kirche daſelbſt die herrlich gearbeitete, ſechseckige, ſmaragdgrüne Schüſſel, deren der Heiland beim Genuſſe des Abendmahls ſich bedient; ſie fiel den Genueſern zu, welche ſich dieſelbe, bei Theilung der Beute, für eine hohe Summe aufrechnen ließen. Die Genueſer weihten dieſes Gefäß ihrer Hauptkirche, wo es während ſieben Jahrhunderte als ein theures Kleinod verwahrt und nur einmal jährlich der Verehrung des Volkes ausgeſetzt ward. Die Legende ſagt, das Gefäß ſei unter den Geſchenken geweſen, welche die Königin von Saba dem Könige Salomon gebracht, der ſolches nur am Paſſahfeſte gebraucht; nachher ſei es in den Beſitz des Königs Herodes und von dieſem an Nikodemus gekommen, in deſſen Hauſe der Heiland daraus geſpeiſt; Nikodemus hab' es nach Cäſarea gebracht, als er mit den übrigen Chriſten von Jeruſalem dahin gezogen, um den Gefahren zu entgehen, welche, nach Jeſu Weiſſagung, ſeiner Jünger in der heiligen Stadt warteten.[2]

Wie aber viele Reliquien nicht bloß einfach vorhanden waren, ſo kommt der heilige Gral oder die Abendmahlſchüſſel auch an andern Orten vor. Im Titurel ſelbſt wird eines unechten Grals erwähnt (Bl. 204 b, 3). In England behaupteten drei bis vier Städte, den Gral zu beſitzen.[3] Der Glaube, der ein ſolches Heilthum einmal gefunden, konnte dasſelbe leicht vervielfältigen, und die Wiederkehr einer Reliquie iſt beſonders dann natürlich, wenn dieſe als Trägerin einer bedeutenden kirchlichen Lehre erſcheint. Der Gral, der als Schüſſel beim Abendmahle gedient, der das Blut des Gekreuzigten in ſich auf-

[1] Franzöſiſches Volksbuch von Fierabras S. 23 f.

[2] Wilken II, S. 103 f. Beil. S. 8—11. Roquefort, Glossaire de la langue romane I, S. 705.

[3] Roquefort, Gloss. I, S. 704. Nach einer Stelle des Romans von Perceforeſt, welche ebd. angeführt iſt, wurde der Gral in einem Turme zu Corbenicy verwahrt.

genommen, auf den noch an jedem Charfreitag, dem Tage des Opfertodes, die weiße Taube mit der Oblate niederfliegt, iſt unverkennbar ein Sinnbild des Meſsopfers, daran, wie im Titurel geſagt wird, der Chriſten meiſter Segen liegt.[1] Die Oblate, davon der Stein ſeine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, iſt eben die neue Manna, das Brot des Lebens, vom Himmel gekommen, das nicht hungern noch dürſten, das nimmer mehr ſterben läßt (Joh. 6, 32—51).

Den Tempel Jeruſalems hatte das Chriſtenthum in eine überſinnliche Kirche verwandelt;[2] dieſe kam hinwieder in den Kirchengebäuden des Mittelalters ſinnbildlich zur Anſchauung; im Tempel Titurels ward ſie dichteriſch aufgerichtet. Das höchſte Geheimnis der neuen Kirche, das täglich in ihr gefeiert ward, hatte ſein Sinnbild in der Reliquie des Grals, die ſich nun auch in das dichteriſche Heiligthum niederſenkte.

Iſt die Anlage bis dahin prieſterlich, ſo zeigt ſich doch überall, daß es Ritter ſind, durch die ſie ausgedichtet worden. Die Hüter des Tempels entſprechen der Ausbildung dieſes Standes im Zeitalter der Kreuzzüge. Dieſe vorzüglich entwickelten eine geiſtliche Bedeutung des Ritterthums. Als Pabſt Urban II auf der Kirchenverſammlung zu Clermont zum erſten Kreuzzug aufrief, wandt' er ſich an die Krieger, die im Eiſenharniſch umherſtanden. „Streiter des Teufels," ſprach er, „werdet Streiter des lebendigen Gottes!" Hartmann von Aue ſagt: „Wes Schild je war zur Welt bereit auf hohen Preis, nicht weiſ' iſt er, verſagt er den nun Gott; wer da wohl fährt, gewinnt an beidem Theil, das Lob der Welt, der Seele Heil" (Maneſſe 1, S. 180 a, 7). Ein Trubadur behauptet in ſeinem Kreuzliede, nicht die geſchorne Platte, noch der ſtrenge Mönchsorden gebe fortan das Verdienſt, das Gott Allen zugeſtehe, die ausziehn, die Schmach der Chriſtenheit zu rächen.[3] Bald nach Eroberung der heiligen Stätten bildeten ſich zum Schutze derſelben ritterliche Verbrüderungen, nach dem Muſter der Mönchsregel,

[1] Tit. III, 56. Pfälzer Handſchrift Bl. 20 b: Der mess ze hohem werde dar an der cristen sæld[e] lit die maiste. Es war gebräuchlich, die Hoſtie in einem Gefäß zu verwahren, das die Geſtalt einer Taube hatte. Curioſit. B. III, S. 257—9.

[2] Vgl. Maneſſe II, S. 219 a: Der gotes tempel here u. ſ. w. Aretin, Beiträge IX, S. 1138.

[3] Raynouard, Choix B. IV, S. 89: E ja no 'l cal tondre ni raire u. ſ. w.

die ſich, für ſo frommen Zweck, dem kriegeriſchen Berufe fügen muſte. Das Schwert ſchien nicht mehr unverträglich mit dem Ordenskleid, ein geiſtliches Ritterthum war begründet. Die geachtetſte und mächtigſte dieſer Brüderſchaften war die Ritterſchaft vom Tempel des Herrn zu Jeruſalem, der Templerorden.

Man hat zwiſchen den Pflegern des Grals, Templeiſen, und den Tempelherren einen unverkennbaren Zuſammenhang gefunden.[1] Der Gral ſoll das Symbol einer Geheimlehre der Templer, der Tempel im Titurel ein Bild der Kirchen dieſes Ordens, der ganze Titurel ein Gedicht von templeriſcher Bedeutung ſein.[2]

Das Leben der Templeiſen iſt nun wirklich der Verfaſſung geiſtlicher Orden nachgebildet. Im Parcival werden jene ausdrücklich eine ritterliche Brüderſchaft genannt; der Gral giebt ihnen reiche Pfründe (V. 14040 f.). Aus demſelben Gedichte werden wir ſpäterhin andre, bisher noch unbeachtete Beziehungen nachweiſen. Vom Tempel des Titurel führt ein Kreuzgang zum Dorment der Brüder; zwo Glocken läuten ihnen zur Kirche und zum Convent, zum Tiſch und zum Kampfe; ehelos, leben ſie der Verehrung und Beſchirmung ihres Heiligthums. Auf den Templerorden insbeſondre deutet der Tempel ſelbſt und der Name Templeiſen, der auch im Gedichte von Herzog Ernſt (V. 5112. 5097) den Tempelherren zu Jeruſalem gegeben wird.

Dieſe Beziehungen ſind jedoch nicht ſo erheblich, daß ſie berechtigten, die Dichtungen vom Gral ihrem Grunde nach für eine Verherrlichung des Templerordens zu erklären. Die Ähnlichkeit iſt ſo wenig durchgreifend, daß vielmehr die Verſchiedenheit in weſentlichen Stücken vor Augen liegt. Man kann davon abſehen, daß nirgends, ſelbſt in den vielen betrachtenden Stellen dieſer Gedichte, eine beſtimmte Hinweiſung ſich findet; das Geheimnis könnte ja abſichtlich verſchleiert, der urſprüngliche Sinn verloren, eine willkürliche Deutung, wie bei den ſpätern Bearbeitern des Titurel manche vorkommt, dafür eingetreten ſein. Aber ſchon urſprünglich beſteht zwiſchen dem Tempel zu Jeruſalem und den Tempelrittern nur eine zufällige Verbindung, keineswegs eine innere, wie zwiſchen dem Tempel des Grals und ſeinen Hütern. Jener berühmte Orden nannte ſich nach dem Tempel, den man an die Stelle

[1] Büſching, Muſeum I, S. 507, Note 22.

[2] Mysterium Baphometis revelatum S. 24. 32. 117, Note 135.

des ſalomoniſchen ſetzte, weil den Ordensſtiftern in der Nähe dieſes Tempels ihre Wohnung eingeräumt war[1], zu dem ſie aber ſonſt in keinerlei kirchlichem Verhältnis ſtanden. Ihres Gottesdienſts warteten ſie, bis ſie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes.[2] Auch ein Heilthum, das dem Gral entſpräche, iſt von den Templern nicht bekannt, man finde denn dieſe chriſtliche Reliquie in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, das ſie, nach der Anklage bei ihrer Vertilgung, angebetet und von dem ſie geglaubt haben ſollen, daß es dem Orden ſeinen Reichthum ſchaffe, daß es die Erde keimen und die Bäume blühen mache.[3] Am wenigſten aber paſt auf den Templerorden der Umſtand, welcher doch zu den Grundzügen der Dichtung gehört, daß die Könige vom Gral ſich vermählen, daß um ſie ein herrliches Geſchlecht von Söhnen und Töchtern erblüht, die in alle Reiche der Erde ſegensreich ſich verbreiten. Wenn der Orden des Tempels auch verehlichte Brüder duldete, ſo waren dieſe nur ein Anhang desſelben, der Beerbung halber, und durften gar nicht im Ordenshauſe wohnen.[4]

Die Ordensregel der Templeiſen im Gedichte hat nach meiner Anſicht keinen geſchichtlichen Bezug, ſie iſt ein Theil der ſinnbildlichen Darſtellung und bezeichnet das reine Leben in jenem geiſtigen Tempel. Vielfach beſchäftigt unſre alten Dichter die Frage, wie der Welt Lob und der Seele Heil zugleich zu gewinnen ſei;[5] wie Reichthum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen.[6] Der Ritter will ſüßen Frauen dienen, ſchöner Roſſe, guten Gewandes, ſchmucker Helmzier ſich freuen, des Schildes Ehre werben, und doch ſein ewig Theil nicht verſcherzen.[7] Dieſe Aufgabe löſen die Dichtungen vom Gral. Der Schluß des Parcival ſagt es deutlich: „Wes Leben ſich ſo verendet, daß Gott nicht wird gepfändet (beraubt) der Seele um des Leibes Schuld, und der doch der Welt Huld behalten kann mit Würdigkeit, das iſt eine nütze Arbeit.“[8]

[1] Wilken II, S. 547.
[2] Münter, Statutenbuch S. 1.
[3] Grouvelle, Memoir. S. 345 f.
[4] Münter, Statutenbuch S. 113.
[5] Die oben angeführte Stelle Hartmanns von Aue, Maneſſe I, S. 180a, 7.
[6] Walther von der Vogelweide, Maneſſe I, S. 102a, 2. Vgl. II, S. 235a, 4.
[7] Ulrich von Lichtenſtein, Frauendienſt S. 281 f. Parcival 14081.
[8] Parc. 24732 ff. Vgl. die oben angeführte Stelle des Parc. 14081—5.

Tit. Pfälzer Hdſ. 141 (VI. 4) Bl. 35a. Bl. 83a. Druck: Cap. 26, Str. 166—70.

Hoch und herrlich erhebt ſich der Tempel Titurels, die chriſtliche Kirche. In ihr bewahrt iſt das Sinnbild ihrer höchſten ſeligſten Geheimniſſe, der Gral. Er giebt ſeinen treuen Pflegern die Fülle himmliſcher und irdiſcher Segnungen. In reiner Jugend, in keuſcher Minne, im Kampfe für das Heiligſte leben ſie dahin, bis der Engel lichtes Gewand ſie umkleidet. Der Sinn des Ganzen: ritterlich Leben in der Weihe des Chriſtenglaubens.

Das iſt das Weſen der Poeſie, daß die Bilder, die ſie dem Gedanken oder dem dunkleren Gefühle leiht, zu ſelbſtſtändigem Leben gedeihen. Sie wachſen fort im Laufe der Zeit, ſie geſtalten ſich mit dieſer, ſie miſchen ſich in den Reigen andrer Fabeln und Gebilde. So ſind die Sinnbilder, von denen wir gehandelt, zu einer vollſtändigen Geſchichte erwachſen und haben ſich vielfach mit fremden Sagenkreiſen verwoben. Aber die ſchwebende Haltung, der durchſichtige Glanz der Geſtalten zeigt noch immer den ſinnbildlichen Urſprung. Jene urſprünglichen Gedanken verlangten ihrer Natur nach keine zu feſte Verkörperung. Wo ſie den Heldenkreis berühren, welcher dazumal der beliebteſte war, fallen ſie mehr wie ein himmliſches Licht herein, das die irdiſchen Geſtalten überglänzt und vergeiſtigt.

Unter welchen Verhältniſſen die geiſtlichen Grundgedanken ſich zuerſt in der Dichtung ausgeſprochen, durch welche Anläſſe ſie ſich örtlich angeheftet, iſt auf geſchichtlichem Wege, ſo lange nicht neue Quellen ſich erſchließen, nicht weiter auszumitteln. Schon die welſchen Darſtellungen, daraus die Deutſchen geſchöpft, waren unzweifelhaft von der Art, daß bis zu ihnen die Dichtung eine weite Bahn durchlaufen hatte, daß vielfache Miſchung vorgegangen war und daß den Erzählern ſelbſt die Bedeutung ſich verdunkelt hatte. Nur im Allgemeinen haben wir jene zweierlei örtlichen Geſtaltungen zu unterſcheiden vermocht, die eine in Spanien und dem weſtlichen Frankreich, die andre in Britannien und Nordfrankreich. Beide treffen in den deutſchen Dichtwerken zuſammen.

Für Geſchichte und Litteratur, Deutung und Erläuterung dieſes Sagenkreiſes ſind anzuführen:

Büſching, der h. Gral und ſeine Hüter, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I, Berlin 1810, S. 491 ff.

Görres, Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Lohengrin, Heidelberg 1813.

Über den Dichtungskreis des h. Grales:

F. W. V. Schmidt, über die Romane von der Tafelrunde und dem h. Graal, in der ſchon angeführten Recenſion von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 29, 1825, S. 71 ff.

K. Roſenkranz, über den Titurel und Dantes Komödie u. ſ. w. Halle und Leipzig 1829.

Lachmanns Recenſion dieſer Schrift in der Halliſchen Litteraturzeitung 1829, Nr. 238, S. 619 ff., worin vorzüglich über Wolframs von Eſchenbach Verhältnis zum Titurel und zu dieſem Dichtungskreiſe überhaupt weſentliche Berichtigungen und genaue Beſtimmungen gegeben werden.

Roſenkranz hat hierauf in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter, Halle 1830, S. VI ff. 261 ff. ſich über dieſen Gegenſtand weiter verbreitet.

Leo, Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters, Halle 1830, giebt an mehreren Stellen geſchichtliche Beziehungen dieſer Sage zu der alten brittiſchen Kirche, zu den Priscillianiſten und Paterinern, den Templern und den Baubrüderſchaften.

Andre Schriften, in denen die Sage mehr nur in einzelnen Puncten berührt iſt, werde ich je an vorkommender Stelle anführen.

Was nun zuerſt die Erklärung des Wortes Gral anbelangt, ſo ſind in Roquefort, Glossaire de la langue romane, B. I, Paris 1808, S. 702 ff. s. v. graal, die Stellen altfranzöſiſcher Werke, worin das Wort graal, gréal, gebraucht wird, am vollſtändigſten geſammelt. Zu verwundern iſt, daß der gelehrte Val. Schmidt in der angeführten Recenſion S. 73 noch jener ältern Erklärung beifallen mag, die er ſelbſt in folgenden Worten angiebt:

„Uns ſcheint die gewöhnliche Ableitung des Wortes sainct graal (san gréal) von sanguis regalis, sang real, sang royal immer noch die richtige, hergenommen von dem munus regium des Heilands. Denn offenbar iſt doch nicht die Jaſpis-Schüſſel, das Gefäß, die Hauptſache, ſondern das darin enthaltene verſöhnende Blut.“

Eine von Roquefort aus den Aſſiſen von Jeruſalem (den Satzungen des Lehenſtaates Jeruſalem) ch. 289 ausgehobene Stelle zeigt klar, daß das Wort gréal, ohne alle Beziehung auf das heilige Gefäß, ganz allgemein in der Bedeutung von Schüſſel, Tafelgeſchirr, gebraucht wurde. Es wird dort beſtimmt, daß an feſtlichen Tagen, an welchen der Seneſchall, der erſte Reichsbeamte, die Tafel des Königs zu beſorgen hatte, ihm alle die Schüſſeln und Grale (toutes les escueles et les gréaus, Plural von gréal), worin er den König mit dem erſten Gerichte

bedient, angehören ſollten, gefüllt mit demſelben Fleiſche, wie es dem König ſelbſt vorgeſetzt worden (Wilken I, Beil. S. 27, N. 4).

Ich habe aber auch noch eine andre, viel ältere und bisher unbenützte Beweisſtelle gefunden. In J. G. Eccard, Veterum monumentorum quaternio, Leipzig 1720, S. 38 iſt ein Testamentum Everardi Comitis (Tarvisiani) ann. Chr. 873 abgedruckt und darin kommt folgende Verordnung vor:

Tertius Adalardus volumus ut habeat spatas duas, una cum hilcis eburneis et aureis, facilum simile et balteos aureos duos cum gemmis, vas ad bibendum marmoreum unum, cum argento et auro paratum. Garalem argenteum unum, ciphum argenteum unum, pallia duo, garales argenteos cum binis cochlearibus duos u. ſ. w.

Dieſe Zuſammenſtellung der Garale mit den Löffeln zeigt, daß es Eßgeſchirre waren. Roqueforts Ableitung des Wortes graal von crater, cratera hat ohnehin wenig für ſich. Die Verbindung, in welcher das Wort garalis in der angeführten Urkunde des 9ten Jahrhunderts ſchon mit andern Wörtern germaniſchen Stammes ſteht, läßt auch bei ihm einen ſolchen Urſprung muthmaßen. Kar (bei Ulfila kas) heißt in der ältern deutſchen Sprache, wie noch in der däniſchen, Gefäß, Geſchirr (vgl. Schmeller, bayeriſches Wörterbuch, B. II, 1828, S. 320 f. das Kar).

Zur Erklärung der Sage ſelbſt ſcheint der erſte Schritt zu ſein, daß auf die Quellen der deutſchen Gedichte zurückgegangen werde. Im Parcival und im Titurel, den Hauptwerken, wird auf welſche Vorarbeiten hingewieſen. Wolfram nennt am Schluſſe des Parcivals zween welſche Bearbeiter dieſer Abenteure, den Meiſter Chriſtian von Troyes und den Provenzalen Kyot. Letzterer wird an Zuverläſſigkeit dem erſtern vorgezogen:

„Ob von Troys Meiſter Chriſtian dieſem Mähre hat unrecht gethan, das mag wohl zürnen Kyot, der uns die rechten Mähre entbot; von Provenz in deutſche Land die rechten Mähre uns ſind geſandt.“ [1]

Über die Quellen dieſes Kyot, der auch ſonſt als Gewährsmann angeführt und der Provenzal genannt wird, iſt ausführlichere Nachricht gegeben: Kyot, der wohlbekannte Meiſter, habe zu Dolet (Toledo) dieſe

[1] Parcival 24718—31. 12423—36. 12856. 13513—95. 23201. 24068.

Abenteure in heidniſcher Schrift gefunden und mit Hülfe der Nigromanzie entziffert, wie ſie von dem ſternkundigen Heiden Flegetanis, nach dem, was er im Geſtirne vom Gral erſehen, niedergeſchrieben worden ſei. Darauf habe Kyot in lateiniſchen Büchern nach einem Volke geſucht, das der Pflege des Grales würdig geweſen ſein möchte. Er habe die Chroniken der Lande Britannien, Frankreich und Irland geleſen und endlich zu Anjou die rechte Mähre von Titurel und ſeinem Geſchlechte gefunden [Parcival 453—455 Lachmann. H.].

Man hat nach dieſen Stellen, mit denen die Hinweiſungen im Titurel übereinſtimmen, bisher angenommen, daß Wolfram ein provenzaliſches Gedicht des Meiſters Kyot vor ſich gehabt habe. Gegen dieſe Annahme hat ſich Lachmann mit Recht erklärt. Kyot erſcheint, zuſammt ſeinem heidniſchen Vorgänger Flegetanis, im fabelhaften Lichte der Darſtellung eines altfranzöſiſchen Gedichts. Ein ſolches, nicht ein provenzaliſches, war Wolframs unmittelbare Quelle. Das ſagt dieſer ſelbſt ausdrücklich (Vers 12431).

Dem gemäß haben auch die fremden Namen, die vielen welſchen Wörter und Ausdrücke, die im deutſchen Gedichte vorkommen, durchaus nordfranzöſiſche, nicht provenzaliſche Sprachform.

Dieſe altfranzöſiſche Quelle des Parcivals und Titurels iſt bis jetzt nicht aufgefunden. Aber möglich iſt, daß ſie unter den alten Gedichten von Parcival und dem Gral, welche in den Handſchriftenverzeichniſſen franzöſiſcher Bibliotheken vorkommen, noch einſt entdeckt werde.

Wirklich vorhanden aber iſt das altfranzöſiſche Gedicht des Chriſtian von Troyes, den wir ſonſt ſchon als Quelle deutſcher Rittergedichte kennen gelernt haben, den aber Wolfram für ſeinen Gegenſtand als einen unſichern Gewährsmann bezeichnet. Nach den Notizen der franzöſiſchen Litteratoren über den Parcival des Chreſtien de Troyes hat dieſer ſein Gedicht nicht ſelbſt vollendet, ſondern es iſt durch Gautier de Denet und nachher durch Maneſſier zum Ende geführt worden (Roquefort de l'état u. ſ. w. S. 194, Anm. 1).[1] Ein Auszug desſelben in der Histoire littéraire de la France B. XV und eine, zwar unvollſtändige, Handſchrift in einem Pergamentcodex der Bibliothek zu Bern, welche

[1] [Vgl. mein Buch über Creſtien von Troies S. 195—219. H.]

ich näher kennen gelernt habe, laſſen erkennen, daß wirklich nicht dieſes Gedicht den vorgenannten deutſchen zu Grunde liegt, ob es gleich ſpäterhin eine beſondre deutſche Bearbeitung erfahren hat, von der ich nachher reden werde. Die beſondern Abenteuer Parcivals nehmen zwar theilweiſe auf beiden Seiten den gleichen Gang, aber auch die Abweichungen ſind bedeutend. Vom Titurel aber, vom großen Tempel des Grals, von Schionatulander und Sigunen enthält das franzöſiſche Gedicht, ſo weit wir erſehen können, gar nichts. Überhaupt aber führt es uns nicht tiefer auf den Grund der Sage. [Vgl. Pfeiffers Germania 1, S. 125 f. 3, S. 81 ff. P.]

Außerdem giebt es einen altfranzöſiſchen Proſaroman vom heiligen Gral. Er iſt gedruckt, zu Paris 1516 und 1523. Von dieſen überaus ſeltenen Ausgaben befindet ſich die letztere, von 1523, auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Der Titel lautet:

C'est l'hystoire du sainct Greaal. Qui est le premier liure de la table ronde. Lequel traicte de plusieurs matieres recreatiues. Ensemble la queste du dict sainct Greaal. Faicte par Lancelot, Galaad, Boors, et Perceual. Qui est le dernier liure de la table ronde.

Es ergiebt ſich hieraus, daß in dieſem Buche aus den proſaiſchen Romanen von den Tafelrunderittern, Lancelot, Perceval und Andern, welche gleichfalls handſchriftlich oder in alten Drucken noch vorhanden ſind, oder aus einem derſelben insbeſondre Dasjenige zuſammengefaßt iſt, was den heiligen Gral und deſſen Aufſuchung eigens betraf.

Der Verfaſſer erklärt zum Eingang, er ſei ein Prieſter und habe im Jahre 717 ſich durch göttliche Eingebung veranlaßt gefunden, dieß Werk zu ſchreiben. Er beginnt mit den Nachrichten vom Begräbnis Chriſti und dem, was Joſeph von Arimathia dabei geleiſtet. Zwei und vierzig Jahre ſitzt Joſeph in einem dunkeln Kerker, wo Kaiphas ihn verhungern laſſen will. Ihn nährt und ſtärkt geiſtlich und leiblich der Gral, welchen ihm der Herr ſelbſt bei ſeiner Auferſtehung gereicht. Nach dieſer Gefangenſchaft wird ihm die apoſtoliſche Sendung zur Bekehrung der Heiden, wobei ihm erlaubt iſt, täglich einmal das Heilthum zu enthüllen. In dem von ihm bekehrten Britannien errichtet ſein Sohn, der Biſchof Joſeph, eine Tafel des Grals mit einem leeren Platze, welcher für Galaad, den Abkömmling von einem andern Sohne Joſephs, aufbewahrt bleibt. Zur Zeit des Königs Artus wird dieſer

Galaad, ein Sohn Lancelots vom See, geboren. Auch Artus hat eine runde Tafel nach dem Vorbilde jener urſprünglichen errichtet, aber ihr fehlt der heilige Gral ſelbſt, welcher am Hofe des Fiſcherkönigs aufbewahrt wird. Die Wunder und Heilungen, welche der Gral verrichtet, die Thaten Lancelots, Galaads, Percevals und Boorts, um ihn zu erringen, füllen den zweiten Theil des Buchs, von der Aufſuchung des Grals.

Der genauere Zuſammenhang des Grals mit der Tafelrunde, wie ihn dieſer Roman darſtellt, iſt unſern deutſchen Gedichten fremd. Dagegen fehlen dort wieder Titurel mit ſeinem Geſchlechte und der Tempel mit ſeinen Hütern; und die Verflechtung der Gralsſage mit den bunten Abenteuern der Ritter von der Tafelrunde verdunkelt ihre urſprüngliche Bedeutung.

Im Ganzen führt die Vergleichung der deutſchen Dichtungen, welchen das uns nicht mehr zugängliche welſche Gedicht zu Grunde liegt, mit den eben erwähnten altfranzöſiſchen Werken darauf, zweierlei örtliche Anknüpfungen und Entwicklungen der Fabel zu unterſcheiden, die eine in Britannien und Nordfrankreich, die in den Dichtungen von der Tafelrunde zu Tage tritt, die andre in Spanien und dem weſtlichen Frankreich, die in den deutſchen Gedichten ſich erhalten hat, obgleich dieſen auch die andre Seite nicht fremd iſt. Der auserwählte Ritter Parcival iſt Vermittler zwiſchen beiden.

Führt uns hiernach der geſchichtliche Blick nach außen auf die altfranzöſiſche Poeſie, ſo weit er für jetzt möglich iſt, nicht auf die tieferen Quellen der Sage, wie ſie in den deutſchen Darſtellungen vorliegt, ſo ſehen wir uns darauf hingewieſen, daß wir ſie mehr nach innen zu ergründen ſuchen.

Soll aber die Erklärung genügend ſein, ſo muß ſie das Ganze in einem innerlichen Zuſammenhange begreiflich machen; und in dieſer Hinſicht erſcheinen mir manche der bisherigen Erklärungen, deren ich nachher erwähnen werde, zu vereinzelt, indem ſie bald vorzugsweiſe mit dem Heilthum des Grals, bald wieder mit dem Tempel ſich beſchäftigten, ohne Beides in eine organiſche Verbindung zu bringen.

Ich habe die Erklärung der Sage vom heiligen Grale verſucht. Es bleibt mir übrig, nun auch anzuführen, was von andrer Seite zu dieſem Zwecke Erheblicheres beigebracht worden iſt.

Ich übergehe diejenigen Hinweiſungen, welche in das weiteſte

Gebiet der Sagen und Mythen hinausgreifen und mittelſt welcher jedes Heilthum bei verſchiedenen Völkern hieher bezogen werden kann, das, nach Art des Grales, unerſchöpflich auch irdiſche Fülle ſpendet, z. B. der Sonnentiſch der Äthiopen (Herodot B. 3, C. 18), der Becher des Dſchemſchid bei den Perſern u. dgl. Unſre Erörterung ſoll ſich auf diejenigen mythiſchen und geſchichtlichen Anknüpfungen beſchränken, welche, wenn ſie ſich begründet erwieſen, unmittelbar die Entſtehung oder Ausbildung der Sagen vom heiligen Gral erklären würden.

1. Wir haben geſehen, wie genau in der brittiſchen Darſtellung die Fabel vom Gral mit der von der Tafelrunde zuſammenhängt. Joſeph von Arimathia, der legendenhafte Apoſtel Britanniens, bringt die Abendmahlsſchüſſel dahin. Für ſie wird eine Tafel geſtiftet, welche offenbar derjenigen entſprechen ſoll, um welche Chriſtus mit ſeinen Jüngern beim heiligen Mahle geſeſſen. König Artus erneuert dieſe Tafel, aber das Heilthum ſelbſt iſt abhanden gekommen und die Genoſſen der Tafel ziehen aus, es wiederzuerlangen. Nun iſt uns Artus als ein Sagenheld der altbrittiſchen Mythe bekannt geworden und es fragt ſich ſehr natürlich, ob nicht in dieſer ſchon ſeine Tafelrunde begründet und nur ſpäterhin chriſtlich umgewandelt ſei. Nach Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa, Theil II, Leipzig 1823, S. 457. 542 iſt der Gral in Britannien nichts anders als das verchriſtlichte Waſchbecken der Göttin Ceridwen. Allein ſowie Mone ſelbſt (II, S. 520 f.) die Mythe von dieſem Becken oder Keſſel beibringt, in welchem Ceridwen drei geſegnete Tropfen ausſott, die ihrem ungeſtalten Sohne wunderbare Gaben des Geiſtes verſchaffen ſollten, aber von dem Hüter des Keſſels weggeſchlürft wurden, iſt die Ähnlichkeit mit dem Gral eine höchſt entfernte, zu der Tafelrunde des Artus aber gar keine Beziehung vorhanden. Näher kommt es den Vorſtellungen vom Gral, wenn Roberts in ſeinen cambriſchen (walliſiſchen) Volksalterthümern (The Cambrian popular antiquities u. ſ. w. London 1815, woraus Büſching in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band 5, 1819, S. 35 ff. Auszüge gegeben hat) unter den 13 brittiſchen Merkwürdigkeiten, welche der kaledoniſche Merlin mit ſich genommen, als er aus Furcht vor den Sachſen in einem Schiffe von Glas auf eine Inſel entrann, folgende aufzählt: den Korb des Gwyddno; Speiſe für Einen, in dieſen Korb geſetzt, war Speiſe für Hundert; ſodann: den Tiſch und

die Schüſſel von Rhydderch (einem König, an deſſen Hofe ſich Merlin gezwungener Weiſe aufgehalten, Ellis, Specimens I, S. 77), worauf jedes gewünſchte Eſſen erſchien. Büſching bemerkt hiebei die Übereinſtimmung der Eigenſchaft dieſer Schüſſel mit der des Grals. Merlin (die verſchiedenen Merline ſind doch wohl dieſelbe mythiſche Perſon) veranlaßte aber auch den König Uther, Arthurs Vater, die runde Tafel zu ſtiften, welche erſt vollzählig werden ſollte, wenn das Wunder des Grals erfüllt wäre (Altengliſcher metriſcher Roman von Merlin, im Auszuge bei Ellis, Specimens of early english metrical romances Vol. I, sec. ed. London 1811, S. 249 fg.). So ſtänden alſo dem chriſtlichen Heilthum entſprechende brittiſch-heidniſche, der Tafelſtiftung durch Joſephus die durch den einheimiſchen Merlin gegenüber. Daraus würde jedoch keineswegs folgen, daß die chriſtliche Gralſage in der brittiſchen Mythe ihren erſten Anlaß gehabt habe, denn ſie kann eben ſo wohl nur die entſprechenden heidniſchen Symbole ergriffen und ſich angeeignet haben. In keinem Fall aber reicht dieſe brittiſche Gralstafel zur Erklärung der deutſchen Dichtwerke aus; in dieſen erſcheint zwar Artus mit den Rittern ſeiner Tafelrunde und Parcival iſt auch hier unter die Zahl derſelben aufgenommen. Aber dem Gral, ſeinem Tempel und ſeiner Ritterſchaft iſt zu der Tafelrunde keine Beziehung gegeben, als die des entſchiedenen Gegenſatzes zwiſchen dem geweihten Ritterthum auf der einen und dem weltlichen Treiben, welches in Gawein ſeinen vorzüglichen Vertreter hat, auf der andern Seite.

2. In den Dichtungen vom heiligen Gral hat man ferner die Spuren akatholiſcher Geheimlehren zu entdecken geglaubt. Nachdem Joſeph von Hammer in einer weiterhin zu beſprechenden Abhandlung dieſes in Anregung gebracht, hat neuerlich H. Leo an mehreren Stellen ſeines Lehrbuchs der Geſchichte des Mittelalters mehr Winke, als Ausführungen darüber gegeben.

Bei Erwähnung der Nichtanerkennung des römiſchen Primats durch die Völker keltiſcher Zunge in den weſtlichen Theilen Englands und Frankreichs, ſowie in Schottland und Irland, werden in Beziehung auf die altbrittiſche Kirche in einer Note folgende Momente zuſammengeſtellt:

„Biſchöfe verheirathet; der würdigſte Geiſtliche der Provinz Metropolitan; Paſſahfeier abweichend vom römiſchen Gebrauch. Columbas Culdeer-Orden (gegen Ende des 6ten Jahrhunderts), ſich anſchließend an älteres Druidiſches. Abgeſchloſſenheit, durch Sprache und durch Nationalfeindſchaft gegen die Nachbarn,

begünſtigt die unveränderte Erhaltung alter Inſtitute und mit ihnen zuſammenhängender Traditionen. Phantaſtiſcher Schwung durch die Freiheits- und Religionskriege gegen die heidniſchen Angelſachſen. König Artus. — Das Andenken an die kirchliche Verſchiedenheit in urkundlichen Schriften von der katholiſchen Kirche ſpäter ſo viel möglich unterdrückt; untergeſchobene Schriften und Urkunden. In der Form geheimer Geſellſchaften und in der chriſtlichen ritterlichen Heldenſage erhalten ſich Reſte jener Inſtitute und Traditionen.“ S. 76, vgl. S. 99.

Für Spanien und Frankreich wird dann die gnoſtiſche Lehre des Baſilides (nach welcher u. A. der Tempel zu Jeruſalem das Bild der Welt als eines Tempels Gottes) und die ſich ihr anſchließende des Priscillian aphoriſtiſch bezeichnet und damit die Vorſtellungen vom Gral und deſſen Tempel auf folgende Weiſe in Verbindung geſetzt:

„Die Kirche, als vom Staate geſetztes Inſtitut, verfuhr verfolgend gegen die Priscillianiſten; daher ward dieſer Gnoſticismus völlige Geheimlehre: iura, periura, secretum prodere noli. Zuletzt öffentlich die Rede von Priscillianiſten im Jahre 561. Ihr Hauptſitz in Galicien, ihre Verbreitung über das ſüdliche und weſtliche Frankreich und über Spanien. Ihr Gottesdienſt geheim — in verborgenen Gemächern und auf Bergen. Weiber haben in der Kirche eine höhere Stellung, als der Katholicismus zugeſteht. Fleiſcheſſen unterſagt; die Ehe beſſer nicht vorhanden. Die Oſtermahlzeit Chriſti ſcheint in den apokryphiſchen Büchern der Priscillianiſten eine Hauptrolle zu ſpielen.

Die gnoſtiſchen Ketzer des ſüdlichen Frankreichs ſeit dem 11ten Jahrhundert ſchließen ſich ihrer ganzen Erſcheinung nach an dieſe Lehre an. Die Gedichte des heiligen Grales. Der Gral ſelbſt ein Symbol des ἄρχον. Der Tempel auf dem Berge zu Montſalvatſch in Galicien geographiſcher Mittelpunct; außer dem Orient ſind es die ſpaniſchen, ſüd- und weſtfranzöſiſchen Landſchaften, welche die Sage vom Gral beſonders berührt. Der Tempel zu Montſalvatſch Nachbild des Tempels von Jeruſalem und ein Bild der Welt. Zahlenmyſtik; myſtiſche Naturkunde. Die Pätriarchen haben eine hohe Stellung. Die Hierarchie des Tempels nirgends getrübt durch eine Einmiſchung der Hierarchie von Rom. Die Templeiſen ſind Auserwählte, ſie ſind Prieſter; ihr Leben ein Kampf der göttlichen Natur in ihnen mit den niederen Einflüſſen; jede Sünde wird durch Leiden geſtraft. Weiber haben in der Verſammlung der Templeiſen eine hohe Stelle. Doch nur die oberſte königliche Familie und die ausgeſandten Herrſcher werden verheirathet. Die Oſtermahlzeit und das Leiden Chriſti wichtig für die Heiligung des Grales, der jedoch ſchon vorher von hoher Kraft war.

Gnoſtiſche Anſichten dieſer Art (der Teufel ſelbſtſtändig, alſo gewiſſermaßen vergöttert; Chriſtus nicht wahrer Gottmenſch; der Tempel) ſcheinen der Ketzerei

der Tempelherren zu Grunde zu liegen. Beide von der römiſchen Hierarchie verfolgte Richtungen, die altbrittiſche (ſich in den Bauhütten mehr deiſtiſch ausbildend) ſowohl als die geiſtig-tiefere galiciſche der Templeiſen, begegnen ſich in der Dichtung; Artus und ſeine Ritter ſuchen den Gral, welchen die Templeiſen haben. Die urſprünglichen Quellen der durch Überſetzung und ſpätere Auffaſſungsweiſe manigfach getrübten Gedichte vom heiligen Gral wahrſcheinlich von den Geiſtlichen der römiſchen Kirche unterdrückt." S. 78—80.

Über die Secte der Pateriner wird weiterhin geſagt:

„Die Anfänge der ſogenannten Pateriner (Katharer, Gazarer, Ketzer) fallen in den Anfang des 11ten Jahrhunderts. Ihre Meinungen, ſo weit dieſelben aus den Berichten ihrer ſpäteren Verfolger klar werden, ſchließen ſich an die früheren manichäiſch-gnoſtiſchen der Priscillianiſten an; der Name, welcher ihnen gegeben wird, bezeichnet ſie als Templeiſen, als Theilnehmer jener geheimen Gemeinde des Grales (patera, der Gral; paterinus, ein Hüter des Grales)." S. 158, vgl. S. 160 f. N.

So ſcheinbar nun dieſe Ähnlichkeit der einzelnen Momente häretiſcher Lehren mit denen der Gedichte vom Gral ſich für den erſten Anblick darſtellen mag, ſo kann ich mich doch von einem wirklichen Zuſammenhange nicht überzeugen, ſo lange nicht, mehr als aphoriſtiſch andeutend, auf der einen Seite die einzelnen Lehrmomente, und zwar auch diejenigen, welche keine Ähnlichkeit darbieten, zu einem in ſich verbundenen Ganzen zuſammengefaßt und ebenſo auf der andern Seite die Sinnbilder der Gedichte zu einem lebendigen Organismus verknüpft ſind, und alsdann die volle Lehre in der ganzen Sage einleuchtend ihren Widerſchein findet.

Die Nichtbeiziehung der römiſch-hierarchiſchen Formen darf uns nicht befremden, wo es ſich überhaupt nicht von äußerer Kirchenverfaſſung, ſondern von vorn herein lediglich von einer geiſtigen Kirche und der Symboliſierung ihrer beſeligenden Geheimniſſe handelt. Das Hauptſymbol aber, der Tempel, iſt nicht jenen häretiſchen Lehren ausſchließlich eigen, ſondern nur etwa von ihnen eigenthümlich angewendet und hervorgehoben, im Übrigen aber der geſammten Chriſtenheit gemeinſam, wie wir denn auch ſchon in den kanoniſchen Schriften des neuen Teſtaments den Gebrauch desſelben nachgewieſen haben.

3. Der Zuſammenhang zwiſchen den Templeiſen des Grals und dem Templerorden, wovon früher im Allgemeinen die Rede war, iſt, nachdem zuvor ſchon Büſching (Muſeum I, S. 507, N. 22) und Görres

(Lohengrin S. XLV) darauf aufmerkſam gemacht hat, beſonders durch Joſeph von Hammer in ſeiner Abhandlung „Mysterium Baphometis revelatum“ u. ſ. w. (Fundgruben des Orients B. 6, Wien 1818, S. 3 ff.) geltend gemacht worden.

Dieſe Abhandlung, welche beſtimmt war, die Templer der gnoſtiſchen, und zwar ophitiſchen Apoſtaſie, des Bilderdienſtes und der ſchändlichſten Laſter vorzüglich durch ihre eigenen Baudenkmäler zu überweiſen, hat, gewiſs nicht mit Unrecht, vielfachen Widerſpruch erfahren. (Vgl. Wilcke, Geſchichte des Tempelherrnordens B. 2, Beil. 22, S. 290 ff.)

Hier gehen uns aus ihr hauptſächlich folgende Behauptungen an:

S. 24: Nihil dubii superest, celeberrimum illum medii ævi craterem sub nomine sancti graal notum nihil allud, quam symbolum communitatis templariæ ac sapientiæ gnosticæ significasse. Huic assertioni tota fabula, sub nomine Titurel nota, auxiliatur. [1]

Sodann S. 88, Note 33:

Totum poema de Titurel nihil aliud quam allegoriam societatis et doctrinæ Templariorum esse nil ambigendum, cum ipsi equites „die Templeise“ prædicentur, et omnes descriptiones etiam templi — dispositioni ac sculpturis ecclesiarum templicarum consonent.

Aber die Belege, welche für dieſe Behauptungen beigebracht werden, zeigen, daß der gelehrte Orientaliſt weder dieſem Sagenkreiſe überhaupt, noch dem altdeutſchen Gedicht und deſſen Sprache insbeſondre ein genaueres Studium gewidmet hat.

Wie überall, findet der Verfaſſer auch im Tempel des deutſchen Titurel die gnoſtiſche *μίτρα*. Es heißt in der Beſchreibung desſelben Bl. 18:

Aller zierde wunder
trûgent die altare;
auf yeglichem besunder
werent keffzen bilde kostebare [2] u. ſ. w.

Weil nun dieſes keffe oder kefse durchaus keinen Sinn gebe und er in einer Handſchrift ſtatt deſſen Vette oder Mette leſe, ſo ſind ihm

[1] Der Gral iſt übrigens kein crater, ſondern eine patera.

[2] Heidelberger Handſchrift 141: warn kefse vnd bilde kostbar. Hammer lieſt: keffe taveln bild kostbare und zwar: in exemplari impresso C. R. Bibliothecæ.

dieß: Metis tabulæ (S. 24. 88). Allein kefse, Reliquienſchrein, iſt ein den altdeutſchen Gedichten, beſonders denen dieſes Kreiſes, ganz gangbares Wort, und ſelbſt wenn mette richtig geleſen iſt, ſind wir doch noch weit von der gnoſtiſchen Mete.

So ſtellt der Verfaſſer auch den Satz auf S. 53:

Hic addemus et Templarios, sicut Gnosticos se ipsos pro diis habnisse, cnjus rei nullnm luculentius testimonium afferre possumns. qnam locum ex Titnrel, ubi perfectus Templarius ipse deus, nimirum „Tempelgott", nuncnpatur.

Sieht man ſich aber nach dieſem Tempelgott in der vom Verfaſſer ſelbſt angeführten Stelle um, ſo heißt es S. 88:

Swer danne got selb enpfahet (d. h. wenn er vom Grale geſpeiſt wird),
der ist ein tempel, got vil hoch gepriset;

oder nach der Heidelberger Handſchrift 141 Bl. 30a:

Swer dann got selb enpfahet
ze reht, der ist ain tempel, got gepriset;

im Druck V. 14 f. 28:

Wer In selb zů reht enpfaht,
der wirt nach wunsch gar ewiglich gepreiset.

Auch H. Leo nimmt nicht ſowohl einen Zuſammenhang der Ketzerei der Templer mit gnoſtiſchen Geheimlehren (S. 80, 2), als eine urſprünglich templeriſche Bedeutung der Dichtungen vom Gral an. Er ſagt:

„Die älteſten und die ganze Erſcheinung am reinſten darſtellenden franzöſiſchen Gedichte von den Templeiſen und dem h. Grale ſind ſicher wegen ihrer unkirchlichen Haltung von den Verfolgern der ketzeriſchen Myſtik im ſüdlichen Frankreich vernichtet worden. In Deutſchland ward dieſer Kreis ſymboliſcher Legenden ein reicher Quell romantiſcher Dichtungen." S. 358.

Was verlorene Bücher enthielten, darüber läßt ſich zwar nicht urtheilen. Daß aber die Gedichte, wie ſie vorliegen, keine häretiſche Richtung offenbaren, wie ſie denn auch vorzüglich das Sacrament der allgemeinen Kirche, das Meſsopfer, verherrlichen, iſt bereits erörtert worden.

Gleichwohl bleibt die Frage, ob nicht, abgeſehen von aller Geheimlehre, das Leben der Templeiſe, wie es in den Gedichten dargeſtellt iſt, für eine poetiſche Auffaſſung der geſchichtlich bekannten Inſtitutionen des Templerordens anzuerkennen ſei. Schon die Namen ſcheinen darauf

hinzuweiſen und ich habe bereits bemerkt, daß im Gedichte von Herzog Ernſt die Tempelherren zu Jeruſalem Templeiſe genannt ſeien. Aber zur Pflege eines Heiligthums, das dem Tempel des Grals entſpräche, waren die Ritter des Templerordens nie beſtellt. Beim dürftigen Anfang desſelben, im Jahr 1119, räumte König Balduin II von Jeruſalem ihm widerruflich einen Theil ſeines Palaſtes zur Wohnung ein, welcher der Tempel Salomons genannt war, weil er auf deſſen Stelle erbaut ſein ſollte. Ihres Gottesdienſtes aber warteten ſie, bis ſie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes, als der Hauptkirche von Jeruſalem. Von jenem erſten Wohnſitze erhielt der Orden ſeinen Namen, und die Gebäude, in welchen Capitel gehalten wurden, hießen daher auch anderwärts Tempel (Wilcke I, S. 11 f. vgl. Wilken, Kreuzz. II, S. 547). Die Beſchreibung, welche der heilige Bernhard in ſeiner Exhortatio ad milites c. 5 von dem Tempel Salomons, als dem Hauſe der Templer, macht, iſt geradezu das Gegentheil von der prachtvollen Schilderung des Tempels vom Grale:

Est vero templum Hierosolymitanum, in quo pariter habitant, antiquo et famosissimo illi Salomonis impar quidem structura, sed non inferius gloria. Ornatur tamen hujus quoque facies templi, sed armis, non gemmis; et pro antiquis coronis aureis, circumpendentibus clypeis paries operitur; pro candelabris, thuribus atque aureolis, domus undique frenis, sellis ac lanceis communitur. Wilcke I, S. 11, N. 12.

Auch eine Reliquie, wie der Gral, iſt bei den Templern nicht bekannt, man finde denn dieſen in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, von welchem ſchon die Rede geweſen iſt.[1] Allein was hat dieſes mit der chriſtlichen Hoſtie und ihrem Gefäſſe zu ſchaffen? Am wenigſten aber ſtimmt zu den Einrichtungen des Templerordens, wie ich bereits erwähnt habe, der zu den Grundzügen der Dichtung gehörende Umſtand, daß die Könige vom Gral ſich verehlichen und ihr geſegnetes Geſchlecht in alle Reiche der Welt ausgeht.

Bei ſolchen Erwägungen ſchwindet die anfänglich ſo ſcheinbare Beziehung auf den Tempelherrnorden mehr und mehr, und was eine geſchichtliche Grundlage zu ſein ſchien, iſt ein Theil der ſymboliſchen Darſtellung.

[1] [Vgl. oben S. 156. H.]

4. Endlich werden die Templeiſe noch mit den Baubrüderſchaften des Mittelalters in Verbindung gebracht. Hierüber äußert wieder Leo:

„Im 13ten Jahrhundert erſcheint die eigenthümliche gothiſche Baukunſt völlig ausgebildet. Zu dieſer Ausbildung wirkten beſonders die Baubrüderſchaften. Geſchickte Werkleute waren nach Vertreibung der Dänen zu Anfange des 10ten Jahrhunderts aus Frankreich zu den Angelſachſen gerufen worden. Sie hielten ſich in England abgeſchloſſen, bildeten Logen, in denen ſie die Geheimniſſe ihrer Kunſt fortpflanzten. In einer geheimen Geſellſchaft, bei der die Theorie durch Zeichen und Sprüche dem Gedächtnis behalten ward, muſte das ſymboliſche Moment in der chriſtlichen Baukunſt wuchern. Die Kirche ward ein Bild der Welt, gleich dem Tempel Salomos, wie ihn die Legende kannte. Die Heimat der Gedichte von den Templeiſen, Frankreich, war auch die urſprüngliche Heimat der Bauleute; und während ſich ein Theil des Myſticismus des ſüdlichen Frankreichs, aber zum Deismus ausartend, bei den Templern wiederfindet, ſcheint ein anderer, aber ebenfalls (durch eine gewiſſe verſteckte, höhnende Oppoſition gegen den katholiſchen Clerus) zum Deismus hingetrieben, in den Baulogen fortgepflanzt worden zu ſein. Doch mögen dieſe engliſchen Baulogen auch nicht ohne Berührung geblieben ſein mit den bei den Waleſern ſich haltenden Reſten des Culdeerordens, da es, wie das Kirchenbauen früher überhaupt eine vielfach von Mönchen geübte Kunſt war, ſo beſonders öfter bei altbrittiſchen Mönchen gefunden wird, daß ſie ſich auf den Kirchenbau verſtehen.[1] Die Kirche, als Bild der Welt, ſtellte die Erde dar, auf welcher der Himmel ruht; die Säulen wurden zu Palmen, deren Laubwerk den Himmel berührt. Weinreben, Epheu, Roſen, Königskerzen u. ſ. w. als Verzierungen nicht ohne tieferen Sinn; Thiere, wie Pelikan, Pfau, Taube, Löwe, Lamm u. ſ. w., als entſchiedene Symbole; Engel ſchweben vom Himmel nieder, und die heilige Geſchichte, die ewige Geſchichte der Menſchheit, wird allenthalben dargeſtellt. — In dieſer geiſtig verjüngten Welt waltete der lebendige Geiſt der Gemeinde in Geſang, Gebet und heiliger Handlung, ſo daß das Thun der Kirche zugleich ein Bild war der Vereinigung und Durchdringung des göttlichen Lebens mit dem Leben der Natur. Kurz vor dem zweiten Kreuzzuge erſtreckten die Baugeſellſchaften ihren Einfluß von England aus auf die mit England in nähere Berührung gekommene Normandie vgl. Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge Th. III, Abth. 1, S. 46, N.). Von der Normandie breiteten ſie ſich über Frankreich und Deutſchland aus. Deutſche Bauleute waren dann auch in Italien thätig.“ S. 393 f.

Schon an einer frühern Stelle ſagt der Verfaſſer:

[1] Zuvor ſchon S. 77 hat der Verfaſſer bemerkt: „An die altbrittiſche Kirche ſcheint ſich die Geheimlehre der ſpäteren Baulogen anzuſchließen.“

„Durch die Steinmetzen und andre Bauleute, welche die Tempelherren unter ihren dienenden Brüdern hatten, mögen ſie leicht auch mit den Bauhütten des Abendlandes eine nähere Verbindung gehabt haben.“ S. 364 f.

In den geſchichtlichen Zuſammenhängen, wie ſie hier wieder nur angedeutet werden, finden wir mancherlei Kettenglieder verbunden: die Templeiſe der Dichtung mit den Rittern des Templerordens, wovon ſchon die Rede war, die Tempelritter durch ihre dienenden Brüder mit den franzöſiſchen Bauhütten und dieſe mit den brittiſchen Culdeermönchen. Da nun zugleich dieſe verſchiedenen Genoſſenſchaften als in Geheimlehre und verſteckten Richtungen befangen dargeſtellt werden, ſo können die bloßen Andeutungen keine Überzeugung gewähren, von der man ſich hiſtoriſche Rechenſchaft zu geben vermöchte.

Das Symbol des ſalomoniſchen Tempels iſt, wie ich bereits bemerkt habe, ein ſo allgemeines, daß es in den verſchiedenſten Beziehungen wiederkehren kann, ohne daß man darum unter dieſen einen innern Zuſammenhang anzunehmen hätte.

Das letzte Glied, deſſen Anknüpfung dort nur vorbereitet iſt, wären die Freimaurerlogen. Über ihre Beziehung zu den Bauhütten werden nur Eingeweihte urtheilen können; was aber ihren längſt behaupteten Zuſammenhang mit den Templern betrifft, ſo erklärt ſich dagegen Stieglitz in ſeiner Geſchichte der Baukunſt, Nürnberg 1827, S. 335, welche Leo bei dem, was er von den Baubrüderſchaften ſagt, benutzt und angeführt hat. Auch Wilcke, Geſchichte des Tempelherrnordens II, S. 290 f. äußert in ſeiner Prüfung des Hammeriſchen Baphomets:

„Wie es ſich mit jenen Büchern (einigen genannten Freimaurerſchriften) und überhaupt mit öffentlichen geſchichtlichen Bemerkungen und Raiſonnements im Freimaurerorden verhalte, daß dieſelben bloß Traditionen und im Betreff der Templerei in jener Zeit erfunden ſind, wo ſich einige müßige Köpfe die undankbare Mühe gaben, den Tempelorden und deſſen Clericat im Freimaurerorden wiederherzuſtellen, weiß nicht nur jeder nüchterne und beſonnene Freimaurer, ſondern überhaupt Jeder, der ſich mit der Litteratur der Freimaurerei beſchäftigt hat.“

Ich habe die aufgezählten Anſichten zur Deutung der Gralſage großentheils mit den eigenen Worten der Schriftſteller wiedergegeben und hoffe damit deutlich gemacht zu haben, auf welch ſchwankendem Boden man ſich hier befinde. Daß man bei Unterſuchungen dieſer

Art häufig von dunkeln Puncten, von hiſtoriſchen Ahnungen ausgehen müſſe, um zur Klarheit und Überzeugung zu gelangen, verkenne ich keineswegs. Die aphoriſtiſchen Andeutungen Leos, in Noten unter den Paragraphen, mögen auch beſtimmt ſein, in akademiſchen Vorleſungen weiter ausgeführt zu werden; ſo lang aber nicht die beweiſende Ausführung ſelbſt gegeben iſt, kann man ſolche Anſichten nur als Anregungen zur Forſchung, nicht aber als hiſtoriſche Reſultate gelten laſſen. Für die Erklärung, die ich ſelbſt zu geben verſucht habe, führe ich gerade das an, daß ſie keiner vernichteten Bücher und vorausgeſetzten Geheimlehren bedarf, ſondern auf den Inhalt der Gedichte, wie ſie vorliegen, und den Zuſammenhang desſelben mit allgemeinen und offenliegenden, kirchlichen und religiöſen Vorſtellungen gegründet iſt.

In den bisherigen Erörterungen hat uns vorzugsweiſe die Lehridee des Sagenkreiſes beſchäftigt. Wir haben nun auch von ihrer poetiſchen Belebung zu handeln und dieſes führt uns auf den Dichter, den wir für dieſen Kreis ſchon vorläufig als den Meiſter der Aventüre bezeichnet haben, Wolfram von Eſchenbach.

Es giebt noch keine ausführliche und genaue Arbeit über die Lebensumſtände und den dichteriſchen Charakter dieſes Meiſters, welcher doch einer beſondern Schilderung vorzüglich würdig wäre. Zwar hat Büſching im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I. Berlin 1809, S. 1 ff. einen Aufſatz angefangen: „Wolfram von Eſchenbach, ſein Leben und ſeine Werke.“ Allein dieſe Arbeit iſt nicht bloß unvollendet geblieben, ſondern auch darum nur mit Vorſicht zu gebrauchen, weil ſie von der Vorausſetzung ausgeht, daß Wolfram Verfaſſer des noch vorhandenen vollſtändigen Titurels ſei. Lachmanns gründliche Bemerkungen über dieſen Dichter, dem er beſondres Studium gewidmet hat, ſind bis jetzt nur in Recenſionen und an a. O. zerſtreut.[1]

[1] [Neueres darüber iſt: Wolfram von Eſchenbachs Leben und Dichten von San-Marte. 2 Bde. Magdeburg 1836 und 41. Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eſchenbach, überſetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart 1842 und ſpäter wiederholt. Neue Bearbeitung der Parzivalüberſetzung von Schulz (San-Marte) 1858. Parzivalſtudien von demſelben, 3 Bde., 1861. K.]

Was über die Lebensumſtände Wolframs geſagt werden kann, iſt meiſt nur aus einzelnen, gelegenheitlichen Äußerungen ſeiner eigenen Werke zu ſchöpfen.

Der Stammſitz des Geſchlechtes, welchem Wolfram von Eſchenbach angehörte, heißt jetzt Stadt Eſchenbach, ein kleines hochummauertes Städtchen, mit einer alten Kirche und daneben einem ſchloßartigen Gebäude, im bairiſchen Rezatkreiſe, der vormaligen Oberpfalz, ſeitwärts der Straße von Ansbach nach Nürnberg, unfern der Altmühl gelegen. Er ſelbſt rechnet ſich zu den Baiern; „wir Beier“ ſagt er im Parc. 3594. Später wird er auch oft „von Pleienfelden“ zugenannt; im Titurel redet ihn mehrmals Frau Aventüre an: „Mein Freund von Pleienfelden!“ Der Markt Pleinfelden, gleichfalls im Rezatkreiſe, liegt wenige Stunden von Stadt Eſchenbach. Wolfram ſelbſt erweiſt ſich in jener Gegend einheimiſch. Er ſpielt einmal im Parc. 12205—9 [409, 8 bei Lachmann] auf die Faſnachtſcherze der Kaufweiber zu „Tolenstein“ an. Der Marktflecken Dollnſtein liegt wieder in jener Gegend, im Altmühlthale unweit Eichſtädt. Auch ſeine Bekanntſchaften auf den Burgen des geſangliebenden höhern Adels ziehen von derſelben Gegend aus weitere Kreiſe. Als Parcival in die Burg des kranken Amfortas einreitet, wo wegen des Leidens, das über dieſen Herrn des Grals gekommen, ſtille Trauer herrſcht, wird Z. 6746 [227, 7 ff. Lachmann] im Gegenſatze des begraſten, verödeten Burghofes der Anger zu Abenberg erwähnt, der hiernach ein von Ritterſpielen belebter war. Abenberg, Schloß und Städtchen, im 13ten Jahrhundert ein Grafenſitz, liegt zwiſchen Eſchenbach und Pleinfelden auf der Seite. Weiterhin, in der Maingegend, kennt Wolfram den Grafen von Wertheim; in der Beſchreibung einer durch Belagerung ausgehungerten Stadt (Parc. 5473) nennt er den Grafen von Wertheim ſeinen Herrn.

Nach dem Gedicht vom Sängerkrieg auf Wartburg iſt Wolfram vom Grafen von Henneberg zu Masfeld (einem Schloſſe dieſer Grafſchaft) zum Ritter gemacht worden (Ettmüller S. 20 f.). Er ſpricht ſelbſt im Parc. 432 von ſeiner „ritterlichen Sicherheit.“ Vgl. 3418 ff. Wenn er aus Anlaß der Feuer von Aloeholz, welche vor Amfortas gebrannt werden, bemerkt (Parc. 6841):

Sô grôziu fiwer sît noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc,

ſo mag dieſes auch auf ſein Verhältnis zu jenem Grafen zu beziehen ſein; Schloß und Grafſchaft Wildberg gehörte zu Henneberg (Muſeum I, S. 20). Daß er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, des berühmten Dichterfreundes, wohl bekannt war, davon zeugt nicht bloß der Antheil, der ihm an dem erwähnten Sängerſtreite zugeſchrieben wird, ſondern beſtimmter, was er in ſeinen Gedichten von dieſem Fürſten ſagt. Im Parcival hält er demſelben den Misbrauch vor, der von der Gaſtfreiheit ſeines Hofes gemacht werde (8856 ff.).

(Der dort genannte Kei iſt des Königs Artus ſtrenger und mürriſcher Seneſchall, der ſolchem Unweſen, nach Eſchenbachs Ausdruck, ſchärfer war, denn der Biene Stachel, und von dem der Dichter eben ſprach.)

Zu ſeinem zweiten größern Gedichte, dem Wilhelm von Oranſe, hat Wolfram vom Landgrafen Hermann das franzöſiſche Original erhalten [3, 8. 9 Lachmann].

Aber noch in demſelben Gedichte gedenkt er des Landgrafen als eines Verſtorbenen. Er erzählt, wie ein Held des Gedichtes, Rennewart, ſeine Gefährten mit erkämpften Roſſen beritten macht, und fügt dann hinzu [417 Lachmann]:

Lantgrâf von Dürngen Herman
het in ouch lîhte ein ors gegebn;
daz kunder wol al sîn lebn
halt an sô grôzem strîte,
swa der gernde kom bezîte.

Hermann war an der Landgrafſchaft von 1190 bis 1215, ſeinem Todesjahre, und es ergeben ſich ſomit aus jenen Gedichtſtellen erwünſchte Zeitbeſtimmungen für Wolframs poetiſche Thätigkeit.

Auf ſeine bedrängten Umſtände ſpielt der Dichter in der ſchon erwähnten Erzählung von einer durch Hunger gequälten Stadt (vgl. 7218) an: da, wo man ihn ſelbſt Herren heiße, in ſeinem eignen Hauſe, werde ſelten eine Maus erfreut (Parc. 5480 f.). Im Parc. 3382 ff. beklagt er ſich über das Unrecht, das er von einer Frau erlitten. (Vgl. 8552.) Und als Condwiramurs nächtlicher Weile zu Parcivaln kommt, um ihm ihre Noth zu klagen, äußert der Dichter V. 16544 [554 Lachmann]:

Bî mir ich selten schonwe,
daz mir âbents oder fruo
sölch âventiure slîche zno.

An einigen Stellen jedoch rühmt er das Glück des ehlichen Lebens. Bei einem großen Feſte, das König Artus an Pfingſten hält, bemerkt er (Parc. 6437 [216. 217 Lachmann]):

Ich bræhte ungerne nn mîn wîp
in alsô grôz gemenge;
ich vorht nnkunt gedrenge;
etslîcher hin zir spræche,
daz in ir minne stæche u. ſ. w.

Mehrmals erwähnt er einer geliebten Tochter. Im Wilhelm von Oranſe beſchreibt er einmal die glänzenden Wappenröcke ſaraceniſcher Fürſten und ſetzt dann hinzu (Bl. 49 b [33, 24—26 Lachmann]):

Miner tohter tocke
ist unnâch sô schœne;
dâ mit ich si niht hœne.

Über den Heidenkönig Terramer, der ſeinen chriſtlichen Eidam haßt, äußert Wolfram (Bl. 46 b [11, 23. 24 Lachmann]):

Swen mîn kint ze friwende erkür,
nngerne ich den ze friwent verlür.

Des Dichters Todesjahr wird von Lachmann durch Combination um 1220 angenommen. Von ſeiner Begräbnisſtätte haben wir folgende Nachricht.

Püterich von Reicherzhauſen, ein bairiſcher Ritter, der 1462 ſeinen in der Versweiſe des ſpätern Titurel gereimten Ehrenbrief an die verwitwete Erzherzogin Mathilde von Öſterreich ſchrieb (gedruckt in Duellii Excerpt. genealogico-histor. Leipzig 1725, S. 265 ff. [auch in Haupts Zeitſchrift 6]), meldet in demſelben Str. 127—130 (S. 281), das Gebein Wolframs von Eſchenbach und Pleienfelden ſei im Markt Eſchenbach in unſer Frauen Münſter begraben und beſargt; auf dem Grabe ſei ſein Schild und Helm zu ſehen mit dem Wappen, das einen Hafen (Topf) vorſtelle. (Ich habe dieſes Eſchenbachiſche Wappen in einem alten Wappenbuche zu St. Gallen geſehen, wo es wenigſtens ein Blumentopf iſt. [1]) Ein Epitaphium ſtehe zwar auf dem Grab,

[1] [Vgl. Über Wolframs von Eſchenbach Heimat, Grab und Wappen, von J. A. Schmeller. München 1837. 4. H. Frommann in Aufſeß Anzeiger 1861, S. 355 ff. K.]

verſchweige jedoch die Zeit ſeines Sterbens. In mancher Kirche, ſetzt Püterich hinzu, hab' er den edeln Ritter geſucht. Zwanzig Meilen weit ſei er dorthin (nach Eſchenbach) geritten, um die Stätte ſeiner Begräbnis zu ſehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu ſein.

Vor einigen Jahren habe ich von Nürnberg aus einen Seitenweg nach Stadt Eſchenbach gemacht[1] und in der dortigen Kirche nachgeſehen, ob etwa noch alte Grabdenkmäler daſelbſt vorhanden ſeien, fand aber einen neugetäfelten Boden und leere Wände.

Das erſte größere Werk Wolframs von Eſchenbach iſt der Parcival, in 24747 Reimzeilen. Über die franzöſiſche Quelle iſt bereits geſprochen worden.

Dieſes Gedicht handelt vom Aufſuchen des Grals.

Der jugendliche Held des Gedichts reift durch manigfache Prüfung heran, der Pflege und Genoſſenſchaft des Heiligthums würdig zu werden. Die Abenteuer ſeines Vaters Gamuret und deſſen Tod in der Heidenſchaft werden zuerſt erzählt. Dann folgt Parcivals däummernde Kindheit in der Wildnis, ſein mähliches Erwachen, ſein Auszug in Thorenkleidern, ſeine kindiſchen Fragen und Misgriffe. Von Sigunen wird er über ſeine Herkunft belehrt. Ankunft am Hofe des Königs Artus, wo Cunnewareſ lacht und Antanor redet. Kampf mit dem rothen Ritter, erſte Bekanntſchaft mit dem Gebrauche der Ritterwaffen durch den Knappen Iwanet. Vollendeter Unterricht durch den väterlichen Gurnemanz. Ritterthaten in Befreiung der bedrängten Stadt, unſchuldige Minne und Vermählung mit Condwiramurs. Hiernach Begegnung des traurigen Fiſchers, Wunder der Burg des Grals und unterlaſſene Frage. Weitere Belehrung durch Sigunen über das Verſäumte. Jeſchute, wieder zu Ehren gebracht. Verſinken im Anblicke der Blutstropfen auf dem Schnee. Befreundung mit Gawan, dem Neffen des Königs Artus, und Eintritt in die Geſellſchaft der Tafelrunde. Sofort Erſcheinung der ſchmähenden Cundrie, Parcivals Verzweiflung und Irrfahrten.

Alles dieſes haben wir in obiger Bilderreihe aufgeführt. Aber von der Aufnahme des Helden in die Genoſſenſchaft der Tafelrunde

[1] [Vgl. A. Schöll in Strodtmanns Orion 1, Hamburg 1863, S. 132. K.]

theilt ſich die Mähre zwiſchen ihm und ſeinem neuen Freunde Gawan. Dieſer nimmt fortan einen großen Theil des Gedichts in Anſpruch. Seine Abenteuer ſind gänzlich weltlicher Art, ſpielend, üppig, zauberhaft; erſcheint gleich der irrende Parcival jedesmal im Hintergrunde, ſo ſtehen ſie doch in keiner innern Verbindung mit den Geſchichten des Grals, daher wir ſie auch hier nicht ausgehoben.

Wieder kommt Parcival zu der Klausnerin Sigune. Er begegnet den Wallfahrenden am Charfreitag, wird zu dem Einſiedler Trevrezent gewieſen, erfährt von ihm die Geheimniſſe des Grals und reitet, mit Gott verſöhnt, von dannen. Später der Zweikampf mit Ferafis und die Berufung zum Gral. Amfortas wird geheilt. Condwiramurs mit ihren Zwillingsknaben ruht auf der Aue, wo einſt die Blutstropfen den Schnee geröthet. Sigune wird über dem Gebete todt gefunden und zu Schionatulandern begraben. Ferafis läßt ſich taufen und vermählt ſich mit Urepanſen, der Trägerin des Grals; ſein Sohn herrſcht künftig als Prieſter Johann. Zum Schluſſe wird Lohengrins Geſchichte kurz berichtet.

In den äſthetiſchen und poetiſchen Mittheilungen von K. Roſenkranz, Magdeburg 1827, ſteht: „Über Wolframs von Eſchenbach Parcival. Eine äſthetiſche Abhandlung.“ Hier macht Parcival ſeine Bildung in neun Stufen. Die drei erſten ſind: „Parcival in der unmittelbaren Einheit des Selbſtbewuſtſeins,“ die drei weitern: „Parcival in der Entzweiung des Selbſtbewuſtſeins,“ die drei letzten: „Parcival auf der Stufe des mit dem göttlichen Geiſt verſöhnten und ſich in demſelben, als ſeiner alleinigen Wahrheit, gewiſs gewordenen Selbſtbewuſtſeins.“ Der Verfaſſer bemerkt übrigens, daß Lachmann den Sinn dieſer großen Dichtung zuerſt richtiger erfaßt habe, als es noch bis dahin geſchehen. Was Lachmann in der Vorrede zu ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. VI f. über den Parcival ſagt, hat namentlich den Vorzug, auch außerhalb der Schule verſtändlich zu ſein. Er giebt den Gedanken des Gedichtes dahin an, „wie Parcival die höchſte überirdiſche Glückſeligkeit auf Erden, das Königthum im Gral, nur durch das errungene feſte Vertrauen auf Gott erlangen konnte.“

Ich habe zuvor ſchon angeführt, wie der Dichter ſelbſt das Ziel ſeines Helden angiebt: zeitliches Heil im Abglanze des ewigen.

Schon bei dem älteſten der deutſchen Aventürendichter, Heinrich von Veldeke, haben wir eine ſehr glänzende Farbengebung bemerkt. Die Bilder, die ich aus den Dichtungen vom Grale ausgehoben, konnten bereits zeigen, daß die Farben hier noch glühender geworden ſind. Was aber den Parcival insbeſondre anbelangt, ſo unterſcheidet ſich der Farbenglanz in dieſem Gedichte, von dem in der Eneit angebrachten, weſentlich dadurch, daß ſein äußeres Erſcheinen der Widerſchein oder Durchbruch des inneren Lichtglanzes iſt. Der Knabe Parcival fragt ſeine Mutter, was Gott ſei, und ſie erwidert ihm, Gott ſei lichter, denn der Tag. Den Wirt (Herrn) der Hölle bezeichnet ſie ihm ſchwarz und finſter (3542—56). Fanden wir in den Heldenliedern den Gegenſatz des Guten und Böſen ethiſch als getreu und ungetreu, ſo finden wir ihn hier ſinnbildlich als Licht und Finſternis. Parcival, der Lehrling zu jenem höchſten Ziele, ſteht in jugendlichem Zwielicht, aber überall ſchimmern die Morgenlichter hervor und ſeine ganze Erſcheinung macht uns mehr den Eindruck, wie wenn die Erde noch ſchlummert und dämmert, aber der öſtliche Himmel erglüht und ſchon der goldene Rand der aufgehenden Sonne ſich erblicken läßt. Das Licht, das ſich in ſeinem innern Leben entzündet, glänzt ſchon durch ſeine Geſtalt hindurch. Er heißt der liehtgemâle, der liehtgevar (der die Farbe des Lichtes trägt). Er hat noch nicht die Flügel, aber ſchon die Farbe der Engel (9171 [308 Lachmann]).

Seine Farbe löſcht die Lichter aus (4980). Sein Mund brennt vor Röthe, neben dem Glanze der goldnen Spange (5011). Wenn er ſich den Roſt der Eiſenrüſtung abgewaſchen, da hätt' er nahezu den Glanz der Sonne verdeckt (5515).

Dieſer Erleuchtung des Haupthelden entſpricht denn auch die ganze Farbe des Gedichts in der Schilderung der Frauenſchönheit, im Glanze der Waffen und Gewande, in der Blüthe des Frühlings und den vielen Bildern, die ihr entnommen ſind. Auch die Greiſe noch glänzen in mildem Lichte und auf dem Schnee des Winters ſpiegelt ſich Condwiramurs blühende Farbe.

Wolfram von Eſchenbach hat (nach Lachmanns Darſtellung) aus dem Geſammtinhalte des franzöſiſchen Buchs, das er ſich leſen ließ (er ſagt 3934 [115, 27 Lachmann]: Ine kan decheinen buochstap), die Geſchichte Parcivals zum Gegenſtande des beſondern Gedichts gewählt,

das er 1205 oder wenig ſpäter vollendete.[1] Dieſes Gedicht ſtand in ſo hohem Anſehn, daß darüber (im Reime auf Wolfram von Eſchenbach) das Urtheil ſprichwörtlich ward: Leien munt nie baz gesprach, welches ſich ſchon bei ſeinem jüngern Zeitgenoſſen Wirnt von Gravenberg findet. Doch fand es auch Tadler, denen der Ausdruck zu dunkel und ſchwierig war. Seine Eigenthümlichkeit, die dem Ernſt und dem Glanze der Poeſie die ironiſche Laune zu geſellen weiß, ſteigert ſich allerdings in einzelnen Bildern und Ausdrücken ins Barocke. Gleichwohl ſind ſolche Züge nicht unerwünſcht, zumal wenn die auch hier nicht ausbleibende ceremoniöſe Weitläufigkeit höfiſcher Feſtlichkeiten dadurch unterbrochen wird.

Die Weiſe der Darſtellung, welche Wolfram ſich in dieſem erſten Gedichte zu eigen gemacht, das dichteriſche Farbenſpiel, das in ihm entzündet war, übertrug er auf ſein nächſtfolgendes Werk, den Wilhelm von Oranje, das er, wie ſchon erwähnt, auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen unternommen hatte, aber erſt nach deſſen Tod, alſo nach 1215, zu Ende brachte, ſo weit es überhaupt von ihm ausgeführt worden. Auch hier nahm er aus dem franzöſiſchen, zum karolingiſchen Sagenkreiſe gehörenden Gedichte dasjenige zur Bearbeitung heraus, was ihm der Kern des Ganzen ſchien. Es kamen aber ſpäterhin zwei Ergänzer, Ulrich von dem Turlin und Ulrich von Türheim, welche der Mitte, die Wolfram herausgegriffen hatte, einen vordern und einen hintern Theil beifügten.

Gedruckt ſind nur die zwei erſten Theile, Ulrichs vom Turlin und Wolframs[2] Arbeit: Wilhelm der heilige von Oranſe. 1ter Thl. herausgegeben durch Caſparſon. Caſſel 1781. 4. 2ter Thl. Ebd. 1784. 4.

Wolframs Gedicht ſteht zwiſchen den beiden Anhängen, wie das Altarblatt eines trefflichen Meiſters zwiſchen zwei Seitenflügeln von der Hand geringerer Schüler. Das iſt jedoch nicht zu verkennen, daß Wolframs Stil, den er ſich im Parcival zugebildet hatte, mit dem mehr noch dem ſtrengern Heldenthum angehörenden Stoffe nicht im rechten Einklange ſteht. Vielleicht, daß er dieſe Arbeit eben nur aus äußerem Anlaſſe vorgenommen und darum auch nach dem Tode des Landgrafen abgebrochen.

Aber in ſeinem Innern glühte der einmal angefachte Glanz fort

[1] [Vgl. Lachmanns Vorrede zum Wolfram S. XIX. R.]

[2] [Wolframs Dichtung in der Geſammtausgabe Wolframs von Lachmann. H.]

und fort und er wandte ſich dahin, wo das rechte Aloeholz für dieſe Flamme war. Er hatte, wie Parcival, den Gral geſehen, aber noch nicht das ganze Wunder erfragt; er hatte, wie Jener, nur durch die halboffne Thür, den grauen und doch lichten Titurel, vor dem Grale liegend, erblickt (14971), nun erſt zum Schluſſe noch, bei Ferafis Taufe, hatt' er den Tempel des Grals betreten (24402). Jetzt fühlt' er in ſich Kraft und Weihe zum vollen Werke. Er unternahm einen Titurel zu dichten, aber nur zwei unter ſich unverbundene Abſchnitte, wenig mehr als 170 Strophen, ſind uns erhalten. Der Tod ſcheint ihn vom Werke abgerufen zu haben und der Hinblick auf das Heilthum vermocht' ihm nicht, wie Titureln, das Leben zu längern.

Es iſt Verſchiedenheit der Meinung darüber, ob denn an dem ſpäter in veränderter Strophenweiſe vollendeten Titurel dem urſprünglichen Meiſter wirklich nicht mehr zukomme, als die bemerkten zwei Abſchnitte.[1] Aber erweislich iſt nicht Mehreres, und es kann kaum für bloß zufällig angeſehen werden, daß gerade nur jene beiden Bruchſtücke in der ältern Strophe in zwei verſchiedenen Handſchriften aufgefunden worden ſind. Das Anfangen aus der Mitte heraus iſt uns, nach dem früher Erwähnten, bei dieſem Meiſter nicht fremd.

In dieſen Überreſten oder Anfängen des Titurel erſcheint Wolframs Poeſie zum reinſten Licht und Klange geläutert. Die Geſchichte wird faſt als bekannt vorausgeſetzt und nur ihre duftendſte Blüthe gepflückt. Der Gang der Erzählung iſt zur lyriſchen Schwebung geworden; die Maſſe der großen Dichtung iſt, wie der Tempel des Grals, in die Lüfte gehoben. So wenigſtens würd' es geworden ſein, wenn Wolfram in dieſer Weiſe ſein Lied hätte vollenden können.

Dieſer Hebung der Poeſie konnte auch die herkömmliche Versart der erzählenden Gedichte nicht mehr genügen. Dieſe beſtand, wie uns bekannt iſt, in Reimpaaren von je vier Hebungen der Verszeile mit ſtumpfem Reim und drei Hebungen beim klingenden. Damit aber dieſe einzelnen Reimpaare in Fluß geſetzt würden, war die Regel die, daß Sinn und Reim ſich nicht zuſammen abſchlöſſen, ſondern, wo nicht abſichtlich ein Ruhpunct herbeigeführt werden ſollte, ſich durchkreuzten. Von zwei Zeilen, die zuſammen reimten, ſtand die erſte mit der ihr

[1] Vgl. Schmellers bayeriſches Wörterbuch IV, S. 167.

vorhergehenden, auf die ſie nicht reimte, im Zuſammenhange des Sinnes und ebenſo knüpfte ſich die andre weiterhin an.

Der lyriſche Schwung, den Wolfram im Titurel nahm, erforderte ſtrophiſche Versweiſe. Hier ſtand ihm der epiſche Nibelungenvers zu Gebot. Aber ſeine Dichtweiſe war eine neue, ſo muſt' es auch der Versbau ſein; ſeine Poeſie war eine glänzende, und ſo verlangte ſie auch eine klangreiche Form. Er griff nun dazu, daß er, während die epiſche Strophe nur ſtumpfe Reime kannte, in der ſeinigen, welche gleichfalls vierzeilig iſt, ſich ausſchließlich der klingenden bemächtigte und damit war ihm ein noch unerſchöpfter Reichthum von Reimklängen und zugleich ſeiner kecken Phantaſie eine Menge von Bildern, welche durch den Anklang aufgeweckt wurden, eröffnet.

Es konnte nicht fehlen, daß Wolframs angefangene Arbeit Andre zur Vollendung anreizte. Der Erſte, welcher ſich daran wagte, „nahm in ſein neues Werk, das er nach demſelben franzöſiſchen Buche dichtete, die beiden Bruchſtücke Eſchenbachs auf, und zwar unverändert; ſeinen eigenen Strophen gab er eine künſtlichere Form, indem er den Einſchnitt der erſten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen verſah. Über ſich ſelbſt und ſeine perſönlichen Verhältniſſe läßt er uns nichts wiſſen, weil er durchaus in der Perſon Wolframs ſpricht. Er ließ aber das Werk ebenfalls unvollendet, ein Albrecht dichtete den Schluß und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein dieſe, die ihm nur von den Abſchreibern entſtellt zu ſein ſchienen (4,61), ſondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm mehrere Andre. Er dichtete fünfzig Jahre nach Wolframs Tode, d. h. um 1270."

Dieſes iſt nach der, auf ſorgfältige Unterſuchungen gebauten Anſicht Lachmanns die Entſtehung des jüngern, vollſtändigen Titurel, wie er in Handſchriften und im alten Drucke [1] vorliegt.

Wenn er aber noch weiter dieſen jüngern Titurel ein langweiliges, todtes und geziertes Werk nennt, ſo glaube ich, daß der Eifer gegen Diejenigen, welche den Nachahmer mit dem Meiſter verwechſeln, ja über dieſen ſtellen konnten, indem ſie dieſen Titurel dem Parcival vorzogen, ihn zu weit geführt hat.

Wenn dieſem Werke Gedehntheit, Manier, Nachahmerei und zugleich

[1] [Neue Ausgabe von Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

abſichtliches Überbieten in äußerer Pracht und wunderlicher Gelehrſamkeit mit Recht vorgeworfen wird, ſo iſt es doch keineswegs ein todtes. Es hat noch immer lebendigen Eindruck zurückgelaſſen und ich glaube ſchon durch die Bilder vom Tempel des Grals, Sigunen auf der Linde u. a., die ich in dem Umriß der Sage aus ihm entnommen, die ihm inwohnende Poeſie bewährt zu haben.

Weniger bedeutend iſt der gleichfalls ſtrophiſche Lohengrin, in welchem die Gralſage an fremdartige Gegenſtände angeknüpft iſt. Auch die farbloſe Trockenheit der Darſtellung fällt um ſo mehr auf, als man in dieſem Kreiſe an ganz Anderes gewöhnt iſt.

Ich ſchließe mit dieſem Sagenkreiſe den zweiten Hauptabſchnitt von den Heiligenſagen und Rittergedichten.

Von den älteſten Bearbeitungen der Evangelien an ſahen wir durch Apokryphen, Legenden, legendenhaftes Epos, Rittergedichte die chriſtlich-romaniſche Richtung der altdeutſchen Poeſie bis zu einer völlig poetiſchen Läuterung in dem Dichtungskreiſe vom heiligen Grale durchdringen. Und wenn auch dieſem urſprünglich eine dogmatiſche Idee zu Grunde lag und die Gedichte ſelbſt noch beſtimmte Lehrzwecke ausſprechen, ſo iſt doch die Ausführung eine entſchieden poetiſche geworden Das ſelige Leben, das vom Gral ausgeht, umfaßt Himmliſches und Irdiſches, das Geiſtige erblüht in den farbigſten Bildern, das Irdiſche iſt von geiſtigem Glanze durchleuchtet, die Luſt erſcheint geheiligt und der Schmerz noch verklärt.

Auf Wolfram von Eſchenbach folgen zwar noch mehrere namhafte Meiſter der Aventüre, Gottfried von Straßburg in ſeinem Triſtan,[1] Rudolf von Ems, der vorzüglich als Verfaſſer des noch ungedruckten Wilhelm von Orleans in dieſe Claſſe gehört, und Konrad von Würzburg, von deſſen Hauptwerke, dem trojaniſchen Kriege, früher die Rede war.

Da jedoch dieſe Art der Poeſie in Wolfram ihren Culminationspunct erreicht hat, ſo ſchließe ich bei der uns noch kurz zugemeſſenen Zeit mit ihm die Reihe.

[1] Gottfrieds von Straßburg Werke u. ſ. w. herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. 2 Bde. Breslau 1823 [wieder von Maßmann 1843. H.].

Dritter Hauptabſchnitt.

Minneſang.

[Dieſer Abſchnitt iſt in ausführlicher Bearbeitung aus dem älteren Foliomanuſcript vorhanden, bleibt aber hier weg, weil auch eine ſpätere Wiederaufnahme des Gegenſtandes vorliegt, welche ſich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieſer Abſchnitt ſich vielfach berührt.]

Vierter Hauptabſchnitt.

Zeit- und Lehrgedichte.

Unter dieſen Namen begreife ich diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht ſowohl ein poetiſcher, als, in kirchlich-politiſcher oder ſittlich-lehrhafter Hinſicht, im Tone des Ernſtes oder dem des Scherzes, ein praktiſcher iſt. Wenn uns die zugemeſſene Zeit bei der Fülle des Stoffes nicht geſtattet hat, bei allen Seiten unſrer geſchichtlichen Aufgabe mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen, ſo erſcheint eben dieſer letzte Abſchnitt am eheſten geeignet, in überſichtlicher Skizze behandelt zu werden. So wichtig die Gegenſtände desſelben für die Sittengeſchichte, für die Kenntnis des öffentlichen Lebens und der Lebensweiſe der einzelnen Stände ſind und ſo manche Ausbeute hier noch für die hiſtoriſche Darſtellung des deutſchen Mittelalters überhaupt zu gewinnen ſein mag, ſo ſind ſie doch für die innere Geſchichte der Poeſie nicht von gleicher Bedeutung, wie jene vielgeſtaltigen Sagenkreiſe, wie jener lyriſche Frühling, deren Betrachtung uns in den bisherigen Hauptabſchnitten beſchäftigt hat. Die Poeſie dient fremden Zwecken, während ſie dort Selbſtzweck war. Wenn uns, wie ich ſchon in der Einleitung bemerkte, die Lehr- und Zeitgedichte zeigen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der geſunde Haus- und Weltverſtand mitten unter den phantaſtiſchen Stimmungen des Mittelalters ihr Recht behaupteten, ja über dieſe mehr und mehr das Übergewicht erlangten, ſo ergiebt ſich eben in dieſem Beſtandtheile des damaligen Dichtens Verbindung, Fortſchritt und Übergang der mittleren zur neuen Zeit und man kann bei manchen Erſcheinungen zweifelhaft ſein, ob man ſie mehr in die Aufhör der einen oder in den Anfang der andern Periode ſetzen ſoll.

Da wo Zweck und Inhalt der Gedichte nicht wesentlich mehr der Poesie angehören, sondern dieselben mehr nur durch Form und Darstellungsweise sich dem Gebiete der Dichtkunst aneignen, mag es angemessen sein, sie nach den Formen der Darstellung eingetheilt zu überschauen. Von diesem Gesichtspunct aus ergeben sich uns dreierlei Abtheilungen: Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form, zunächst sich anschließend an den vorhergegangenen Hauptabschnitt, andre in Form der Erzählung, endlich solche, in denen der didaktische Inhalt auch unmittelbar in unverhüllter Lehrform sich ausgesprochen hat.

1. Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form.

a. Zeitlieder.

Hierunter verstehe ich diejenigen kleinern strophischen Gedichte, welche auf die kirchlich-politischen Bewegungen und auf bedeutendere Personen der Zeit, zu allgemeinen oder besondern Zwecken, einzuwirken suchen, oder auch betrachtend solche zum Gegenstande haben.

Dahin sind zuerst wieder die Kreuzlieder zu zählen, die wir früher nur in Beziehung zum Minnesang besprochen haben. Ihre hauptsächliche Bedeutung aber ist die ritterlich-religiöse, welche denn auch in manchen dieser Gesänge ausschließlich oder vorzugsweise aufgefaßt ist.

Walther von der Vogelweide,[1] am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der älteste und bedeutendste Meister im Fache der Zeitgedichte, Derjenige, dem zuerst aus der Blüthe der Phantasie und Empfindung die Frucht des Gedankens gereift, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt und auch die Formen des Minnesangs ausgedehnt, daß sie vermögend wurden, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen, hat auch mehrere der volltönendsten Kreuzlieder gedichtet. Bald ruft er, die Vorzeichen des nahenden Weltgerichts erkennend, die gesammte Christenheit auf, zu Gottes Grabe zu fliehen, bald sendet

[1] [Das neueste über ihn: Das Leben Walthers von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig 1865. K.]

Gott ſelbſt einen Boten an den Kaiſer, um Klage zu führen über die Heidenſchaft, die im Lande ſeines Sohnes ſchmählich hauſe, bald erhebt ſich ein Kriegsgeſang ſchon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeiſtert nach dem wogenden Meere hinzieht, bald ſcheint der Sänger wirklich auf dem heiligen Boden zu ſtehen, wo Gott ſelbſt menſchlich gewandelt. Das heilige Land iſt ihm eben die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Sehen wir hier den Dichter in den Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen, ſo finden wir ihn zugleich auf der Seite freierer Beſtrebungen, die erſt nach drei Jahrhunderten zum entſchiedenen Durchbruch kamen. Iſt er ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge, ſo iſt er nicht minder ein erklärter Gegner der Prieſterherrſchaft. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habſucht und Verſchwendung des römiſchen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannſprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geiſtlichkeit. In dem großen Kampfe der Hohenſtaufen gegen die päbſtliche Allmacht ſchließt er ſich den erſtern an, beſonders Friedrichs II aufſtrebender Kraft. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weiſt er unerſchrocken von ſich ab, indem er dem Pabſte vorhält, wie dieſer ſelbſt bei der Krönung des Kaiſers der Chriſtenheit geboten, ihn Herrn zu heißen und vor ihm zu knieen. Er ſchleudert den Fluch zurück [S. 11, 13 Lachmann]:

> Ihr ſprachet: „Wer dich ſegne, daß der geſegnet ſei!
> Wer dir fluche, der ſei verfluchet
> Mit Fluche vollgemeſſen!“

Walthern gebührt unter den altdeutſchen Dichtern vorzugsweiſe der Name des vaterländiſchen. Bald ſingt er mit ſtolzer Begeiſterung den Preis des deutſchen Landes, bald beklagt er in ſtrafenden Liedern die Zerrüttung des Reiches im Zwieſpalt der Gegenkönige und fordert auf, die Ehre der deutſchen Königskrone wieder herzuſtellen; und beſonders auch von dieſer Seite iſt er ein Gegner des Pabſtes, dem er die Schuld an dieſem Unheile beimißt.

Solche Einmiſchung der Dichter in die politiſchen und kirchlichen Angelegenheiten ihrer Zeit findet ſich fortan in vielen Liedern, namentlich

denen Reinmars von Zweter, Bruder Werners u. A. In einem Liede des Erſtern, der noch unter Friedrich II dichtete, wird eine Reihe geiſtlicher Orden aufgezählt: Baarfüßer, Prediger, Kreuzer, graue und ſchwarze Mönche, Hornbrüder, Schottenbrüder, Schwertbrüder, Domherrn, Nonnen und Laienpfaffen; aber über alle dieſe Orden ſetzt der Dichter den Orden der Ehe. (Bodmer, Minneſinger 2, S. 153 a.)

Eine beſondre Claſſe der Zeitlieder bilden die an einzelne Fürſten und Herren gerichteten Lob- und Straflieder. Walthers Gedichte dieſer Art, beſonders die den Königen Philipp und Friedrich II gewidmeten, ſind großentheils noch von einem edlen und ernſten Geiſte belebt, der von jenen größeren Intereſſen des Reiches und der Kirche tief ergriffen iſt. Doch erſingt auch er ſich vom Kaiſer Friedrich ein Lehen, und manche andre ſeiner Lieder, wie diejenigen an den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Herzog Leopold von Öſterreich u. ſ. f., zeigen auch ihn als einen Solchen, der um die Gunſt und Gabe geſangliebender Fürſten wirbt. Wenn er übrigens hierin dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfniſſe gefolgt iſt, ſo muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß, daß er die Tugend der Milde, der fürſtlichen Freigebigkeit, in dichteriſchen Bildern geprieſen, ſondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen geſetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe ſich einen freien Blick und einen würdigen Sinn erhalten hat.

Mit dem Verfalle der Liederkunſt wächſt die zudringliche Begehrlichkeit der Sänger. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich; während ſie dem Einen auf gemeine Weiſe ſchmeicheln, drohen ſie dem Andern, der ihren Anforderungen nicht genügt, einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart zu werfen (Miſner DXCVI in Myllers Meiſtergeſangbuch [v. d. Hagen, Minneſinger 3, S. 104. H.]).

Die Höfe der hohenſtaufiſchen Kaiſer, der Markgrafen von Öſterreich und des Landgrafen von Thüringen waren vorzüglich die Heerde des Geſanges in deſſen Blüthezeit. Otto IV von Sachſen und ſpäter Rudolf von Habsburg werden der Kargheit gegen die Sänger angeklagt.

An den Hof des Landgrafen Hermann auf Wartburg wird der bekannte Wettſtreit der Sänger verlegt. Als geſchichtliche Thatſache iſt derſelbe unerwieſen und die noch vorhandenen Lieder, worin die Wettkämpfer ſingend auftreten, gehören einer ſpäteren Zeit an.

Sie ſtehen, jedoch unvollſtändig, im 2ten Bande der Minneſängerſammlung, Ergänzungen dazu in Docens Miscellan. B. 1. Vollſtändig:

Der Singerkriec uf Wartburc u. ſ. w., herausgegeben und erläutert von L. Ettmüller. Ilmenau 1830.[1]

Erläuterungsſchrift:

Koberſtein, über das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege u. ſ. w. Naumburg 1823.

b. Lehrlieder.

Dahin gehört eine Menge meiſt einſtrophiger Gedichte lehrhaften, ſatiriſchen, allegoriſch-religiöſen Inhalts. Sie machen einen großen Theil des 2ten Bandes der Minneſängerſammlung aus. Viele andre enthält das aus dem alten Meiſtergeſangbuche zu Jena im 2ten Bande von Müllers Sammlung altdeutſcher Gedichte Abgedruckte.

Wenn die, ſchon in andrer Beziehung erwähnten Lieder Spervogels noch in kürzern, mehr epiſch-lyriſchen Strophen Lebensregeln und Lebensbilder von friſcher Farbe aufſtellen, ſo wird weiterhin der Strophenbau ſtets ausgedehnter, verwickelter und ſchwerfälliger, der Inhalt aber trockener und herber.

Lehrgedichte in lyriſcher Form, von größerer Strophenzahl, ſind folgende drei:

König Tyro von Schotten und Fridebrand, ſein Sohn, in Wechſelrede zwiſchen dem Vater und dem Sohne.

Der Winsbeke, worin gleichfalls der Vater dem Sohne für alle Verhältniſſe des Lebens Lehren der Weisheit und Tugend giebt.

Die Winsbekin, worin, als Gegenſtück zum vorigen, die Tochter von der Mutter zum Guten unterwieſen wird.

Alle drei im 2ten Bande der Minneſängerſammlung.[2]

[1] [Neue Ausgabe von K. Simrock, Stuttgart 1858. K.]

[2] [Die beiden letzten Gedichte außer in Hagens Minneſingerſammlung neu herausgegeben von Haupt. Leipzig 1845. K.]

2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung.

Fabeln oder Beiſpiele (bîspel, Gleichnisrede), beſonders ſolche, worin das menſchliche Treiben in der Thiermaske dargeſtellt iſt, waren im 13ten Jahrhundert ſehr beliebt.

Schon jene ſtrophiſchen Lehrlieder, wovon kaum zuvor die Rede war, enthalten Manches dieſer Art. Selbſt Spervogels kurze Strophe giebt mehrere Fabeln, z. B. wie der Wolf ins Kloſter geht und zum Hüter der Schafe beſtellt wird (Minneſ. II, S. 228). Ein fruchtbarer Dichter von Fabeln und moraliſchen Erzählungen in den gewöhnlichen Reimpaaren iſt der Stricker; viele ſolcher Stücke von ihm und Andern ſind in den altdeutſchen Wäldern[1] abgedruckt.

Der Edelſtein von Bonerius, einem Geiſtlichen am Anfang des 14ten Jahrhunderts, eine Sammlung von 100 Fabeln, iſt herausgegeben von Benecke, Berlin 1816.[2]

Zu einem größern Cyklus hat ſich die Thierfabel geſtaltet in den Dichtungen von Reineke Fuchs. Aus unſrer Periode gehört hieher das mittelhochdeutſche Gedicht Heinrichs des Glichſeners, in 2346 Reimzeilen, vermuthlich nach dem Nordfranzöſiſchen; gedruckt im Koloczaer Codex altdeutſcher Gedichte von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, S. 361 ff.[3] Das bekanntere niederdeutſche Gedicht, von welchem jenes nach Anlage und Inhalt durchaus verſchieden iſt, fällt nicht mehr in die Zeit, die uns angeht.

Aber auch unmittelbare Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, in ſcherzhaften und ernſthaften Erzählungen, ſind in großer Zahl vorhanden, darunter einige von Konrad von Würzburg, das Meiſte jedoch noch ungedruckt. In den Altdeutſchen Wäldern ſteht eine Erzählung „Von einem fahrenden Schüler," die ein ſehr anſchauliches Bild von dem Treiben dieſer Menſchenclaſſe giebt. Die Schilderung einer Bauernhochzeit, im niederländiſchen Geſchmacke, findet ſich in Laßbergs Liederſaal

[1] [Neu in Haupts Zeitſchrift 7, 331 ff., in Hahns kleineren Gedichten von dem Stricker, Quedlinburg 1839. K.]

[2] [Neu von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844. K.]

[3] [Vgl. Reinhart Fuchs von J. Grimm, Berlin 1834. J. Grimms Sendſchreiben an Lachmann, Leipzig 1840. Étude sur le roman de Renart par Jonckbloet. Groeningen 1863. K. Vgl. darüber J. Grimm in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1863, Stück 35. H.]

und Graffs Diutisca. Sind einmal solche Erzählungen in größerer Masse zugänglich, so wird sich aus ihnen ein ergetzliches und für die Sittengeschichte belehrendes Gemälde der Lebensweise der verschiedenen Stände, besonders der untern, im deutschen Mittelalter, entwerfen lassen.[1]

3. Didaktische Gedichte.

Hierunter sind, nach der obigen formellen Eintheilung, diejenigen verstanden, in denen der lehrhafte, geistliche, moralische, praktisch-verständige, kirchlich-politische Inhalt auch in unverhüllter Lehrform dargelegt ist.

Neben vielen kleineren Stücken, besonders aus dem 14ten Jahrhundert, welche hier aufgezählt werden könnten und deren manche in Joseph v. Laßbergs Liedersaal, worunter namentlich auch mehrere Spruchgedichte Heinrichs des Teichners, in den Werken Peter Suchenwirts (herausgegeben von A. Primisser, Wien 1827) und anderwärts gedruckt sind, gehören hieher vorzüglich drei größere und in der Zeit weiter hinaufreichende Werke:

1. Der welsche Gast, durch Thomasin von Tirkeläre [Zerkläre], aus dem Friaul, um 1215 gedichtet, in kurzen Reimpaaren. Er nennt sein Buch den welschen Gast, weil er im Deutschen ein Fremdling sei. Es ist noch ungedruckt,[2] nur einzelne Stellen daraus und litterarische Notizen sind gegeben, besonders in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 121 ff. Eine Pergamenthandschrift befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, worin jedoch die 6 ersten Capitel fehlen.

2. Freidanks Bescheidenheit, um 1229 (Iwein S. 408), in 4138 Reimzeilen. Freidank oder Freigedank nennt sich, ohne Zweifel in Beziehung auf den Inhalt des Werks, der Verfasser; Bescheidenheit (Erkenntnis, Verständigkeit) nennt er sein Buch. Dieses Spruch-

[1] [Es kann nun verwiesen werden auf: Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen u. s. w., herausgegeben von F. H. von der Hagen. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen 1850. 8. H.]

[2] [Ausgabe von Rückert, Quedlinburg 1852. 8.]

gedicht iſt gedruckt im 2ten Bande der Müllerischen Sammlung.[1] In demſelben ſind, wie Lachmann es kürzlich mit wenigen Worten charakteriſiert hat (Hall. Litteraturzeit. 1829, Nr. 238), die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigeren poetiſchen Form, zuſammengereiht, auf eine geiſtreiche Weiſe, ſo daß die ſich widerſtreitenden Anſichten neben einander geſtellt ſind und durch die Gegenſätze auf die Wahrheit gedeutet wird.

3. Der Renner von Hugo von Trimberg, Schullehrer zu Thürſtadt, in der Nähe von Bamberg, vollendet im Jahre 1300, in der gewöhnlichen Versweiſe. Vollſtändig gedruckt iſt dieſes Gedicht nur in der Bearbeitung Sebaſtian Brants, aus dem 16ten Jahrhundert.[2]

Von dem Verfaſſer und dem Werke, nach der hieſigen Handſchrift, hat ausführlich gehandelt:

Conz, kleinere proſaiſche Schriften, 2tes Bändchen, Tübingen 1822, S. 290 ff.: Über das Mſc. Renner, auf der k. Stiftsbibliothek zu Tübingen u. ſ. w., woſelbſt auch manche Stellen des Gedichts ausgehoben ſind. Später ſind erſchienen:

Hugos von Trimberg auserleſene Fabeln, Erzählungen und Schwänke nebſt Sprüchen u. ſ. w., in erneuter Schreibweiſe herausgegeben von Schönhuth, Tübingen 1827.

Hugo von Trimberg hat in dieſem umfangreichen Werke die Erfahrungen ſeines Lebens, die Beobachtungen, die er über Menſchen und Sitten ſeiner Zeit angeſtellt, und was er in alten Schriften Merkwürdiges und Lehrreiches gefunden, in eine Art Gedenkbuch für ſich ſelbſt und ſeine Leſer zuſammengetragen (Conz a. a. O. S. 318). Schon früher hatte er ein ähnliches Werk, der samner (Sammler), angefangen, weil ihm aber ein Theil davon verloren gieng, dasſelbe unvollendet gelaſſen; ihm ſchickt er nun den Renner nach:

Genns louffet vor, diß rennet nach.

Hievon hat, nach Conzs Annahme (S. 316. 313), das Gedicht ſeinen Namen, ob es gleich auch, vielleicht von andrem Verfaſſer, die Überſchrift führt:

[1] [Neue Ausgabe von W. Grimm, Göttingen 1834. Vgl. Franz Pfeiffer, zur deutſchen Litteraturgeſchichte, drei Unterſuchungen S. 37 ff. und Germania 2, S. 129 ff. K.]

[2] [Ausgabe durch den hiſtoriſchen Verein in Bamberg 1833. K.]

Renner ist dis buch genant,
wenn es sol rennen durch alle lant.

Der Umstand, daß Sebastian Brant am Anfang des 16ten Jahrhunderts diese beiden Lehr- und Spruchgedichte, den Freidank und den Renner, für seine Zeitgenossen erneut hat, ist eine Bestätigung dessen, was früher bemerkt worden, daß eben in dem didaktischen Bestandtheile der Poesie des Mittelalters die Vermittlung dieser Periode mit dem Geiste der neuern Zeit zu suchen sei.

Ich schließe hiemit eine geschichtliche Darstellung, in der ich aus der großen Fülle poetischen Vorraths, welchen das Mittelalter erzeugt hat, so viel mitgetheilt habe, als mir nach der vorgesetzten Zeit und mit den mir zu Gebot gestandenen Mitteln zu geben möglich war.

Geſchichte

der deutſchen Dichtkunſt

im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Zur Einleitung der Vorleſungen, die ich heut eröffne, wird es angemeſſen ſein, uns über dreierlei Puncte vorläufig zu verſtändigen:

1. über den Gegenſtand ſelbſt, ſofern er einer beſtimmteren Bezeichnung und Abgrenzung, und ſchon die Wahl desſelben gewiſſermaßen der Rechtfertigung zu bedürfen ſcheint,

2. über die Anordnung des Vortrags,

3. über die Quellen und Hülfsmittel.

1.

Der Gegenſtand unſrer geſchichtlichen Darſtellung iſt die deutſche Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert. Er bedarf einer vorläufigen Bezeichnung und Begrenzung, damit erhelle, daß dieſe zwei Jahrhunderte nicht willkürlich aus der Reihe der Zeiten herausgegriffen ſeien, daß ihnen in poetiſcher Beziehung ein eigenthümliches Leben zukomme, wodurch ſie unter ſich ſelbſt innerlich verbunden, nach außen aber von der vorhergehenden und der nachfolgenden Zeit charakteriſtiſch unterſchieden ſind. Die Wahl des Gegenſtandes zu rechtfertigen, dürfte man darin eine Aufforderung finden, daß der angegebene Zeitraum ſelbſt von Solchen, die ſich mit der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt eigens beſchäftigt haben, im Allgemeinen für einen undichteriſchen erklärt wird. Bouterwek, deſſen Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit gerade für dieſe Periode beſonders verdienſtlich iſt, bemerkt einmal (IX. Göttingen 1812. 8. S. 419) ausdrücklich, die deutſche Nation ſei im 16ten Jahrhundert ſo unpoetiſch geblieben, wie ſie im 15ten geworden war. Und doch ſind es eben dieſe beiden Jahrhunderte, das unpoetiſch gewordene 15te und das unpoetiſch gebliebene 16te, deren Poeſie den Gegenſtand unſrer ausführlichen Behandlung ausmachen ſoll.

Beides nun, die nähere Bezeichnung des Gegenstandes und die Rechtfertigung seiner Wahl, versuche ich, mittelst nachfolgender Bemerkungen zu geben.

Das 15te und 16te Jahrhundert werden hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen am einfachsten und sprechendsten als die Reformationsperiode bezeichnet. Der Umschwung in Glaubenssachen, wie er im Eingang des 15ten Jahrhunderts durch Huß und Hieronymus von Prag zu Tage getreten, im Laufe des 16ten durch Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin sich vollendet, hat dieser Zeit ihr Gepräge gegeben. Auch alle andern bedeutendern Bewegungen derselben hängen mit jener geistigen als Ursachen oder Folgen, oder doch als aus gemeinsamem Grunde hervorgegangen, zusammen. Dieses allgemeine Gepräge der Zeit trägt nun begreiflich auch die Dichtkunst derselben, welche sich allen jenen Bewegungen auf das engste angeschlossen hat; die Poesie des 15ten und 16ten Jahrhunderts ist in That und Wesen die Poesie der Reformationsperiode.

Damit ist nicht gemeint, als ob aller dichterische Betrieb sich auf das Reformationswerk selbst, freundlich oder feindlich, bezogen hätte, wenn gleich die Erzeugnisse, welchen diese bestimmte Beziehung zukommt, einen bedeutenden Theil jenes Betriebes ausmachen. Das Bezeichnende liegt vielmehr darin, daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten und eben damit den Charakter nnd die Geltung der letztern, gegen die vorhergegangene Zeit, wesentlich änderten.

In die Reihe der Stände, welche die Dichtkunst pflegten, war der Bürgerstand der mächtig herangewachsenen deutschen Städte eingetreten, in dessen tüchtig verständigem Sinne die Lehren der Reformatoren Anhang und thätigen Beistand fanden. Dieselbe Gesinnung, welche den Bürgerstand nach dieser Seite zog, drückte sich in seinen dichterischen Arbeiten aus. Aber auch im Priesterstande, sofern aus ihm die Reformatoren selbst sich erhoben, und in den Männern des Ritterstandes, sofern solche, geistig und leiblich gewaffnet, der Reformation sich anschlossen, war eine innere Umwandlung vorgegangen. Ein neuer Geist, der Geist des Forschens und Prüfens, war nach allen Seiten erwacht. Die Herrschaft des Verstandes, das Reich des Gedankens

ſtieg herauf, in ihm konnte die Dichtkunſt, deren belebende Kraft die Phantaſie iſt, nur eine untergeordnete Stelle einnehmen.

Vergleichen wir rückwärts den Zeitraum, der uns beſchäftigt, mit dem vorhergegangenen, mit den Jahrhunderten des Mittelalters, ſo kann dieſe Vergleichung, vom Geſichtspuncte der Poeſie aus, nur zum Nachtheil des unſrigen ausfallen. Die Phantaſie, die im Mittelalter ſelbſt in den politiſchen und kirchlichen Bildungen, in den einflußreichſten Zeitbewegungen (namentlich den Kreuzzügen), ſich wirkſam erwies, muſte natürlich auf ihrem eigenſten Gebiete, dem der Dichtung, ſich in der reichſten, ſchöpferiſchen Fülle entfalten. Der Verſtand, der in unſrem Zeitraum das geſammte Leben beherrſchte und bewegte, trug ebenſo natürlich ſeine Nüchternheit auch auf die ihm pflichtige Dichtkunſt über. War dort ſelbſt die Wirklichkeit von ahnungsvollem Duft umwoben, ſo ſpielte hier, wie in den theatraliſchen Vorſtellungen dieſer Zeit, auch die Poeſie überall am hellen Mittage. Das 11te und das 12te Jahrhundert hatten den poetiſchen Ertrag, der von älteſter Zeit her in der eigenen und bei fremden Nationen ſich angeſammelt, in zahl- und umfangreichen Dichtwerken aufgefaßt und noch beſonders den eigenen unerſchöpflichen Vorrath lyriſcher Ergießungen hinzugefügt; das 14te Jahrhundert hatte wenigſtens nachahmend noch von dieſem großen Erbe gezehrt; aber mit dem 15ten wandte ſich die Zeit entſchieden jenen neuen Richtungen zu, welche gegen das Frühere nicht nur gleichgültig, ſondern ſelbſt abſtoßend ſtimmen muſten. Der volkskräftige Bildungstrieb, welcher die großen Sagenkreiſe der germaniſchen Heldenwelt mit ihren manigfachen, mächtigen Charakteren geſtaltet hatte, war erloſchen; der Sinn für die romantiſchen Abenteuer, für die Darſtellungen des höhern geſelligen Lebens, welche den Inhalt der Rittergedichte ausgemacht hatten, war bei dem verwilderten Adel ſelbſt entweder ganz verloren gegangen oder doch nicht mehr fähig, Neues von Belang hervorzubringen, den Bürgern aber lag dieſes Gebiet noch ferner; gleiche Ungunſt der Zeitumſtände hatte den ritterlichen Minneſang betroffen, ſelbſt die freie und doch nicht regelloſe Manigfaltigkeit der mittelhochdeutſchen Metrik war zur handwerksmäßigen Silbenabzählung herabgeſunken; die chriſtliche Mythenwelt, die wunderreiche Heiligenſage, konnte den Reinigern des Glaubens und denen, die ihre Überzeugung theilten, nur in gehäſſigem Licht erſcheinen; gegen die Legende von Jeſu Kindheit, die im

Mittelalter auch von deutſchen Dichtern mehrfach behandelt worden und noch ſpäter als Volksbuch verbreitet war, ereifert ſich Luther ſo ſehr, daß er den Urheber ſolcher Lügen und Ärgerniſſe für werth hält, mit einem Mühlſtein am Hals im tiefen Meer erſäuft zu werden.[1] So hat von dem ganzen poetiſchen Reichthum des Mittelalters, wenn auch Einzelnes aus den eben aufgezählten Claſſen ein kümmerliches Daſein ſich friſtete, doch nichts wahrhaft lebendig und fruchtbar in unſrem Zeitraum fortgedauert, als die lehrhafte und ſatiriſche Dichtung, alſo gerade diejenige, der man in der poetiſchen Himmelsſtadt nur das Pfahlbürgerrecht einzuräumen pflegt. Das Bindemittel zwiſchen dieſen beiden Perioden deutſcher Dichtkunſt liegt hiernach in dem am wenigſten poetiſchen Beſtandtheile der frühern Periode. Überhaupt aber zeigt ſich der durchgreifende Unterſchied: im Mittelalter iſt die Poeſie um ihrer ſelbſt willen da, ſie iſt die Gebieterin, und ſelbſt anderartige Zwecke, der Belehrung, der geſchichtlichen Darſtellung, müſſen ſich mittelſt der poetiſchen Form geltend machen; im 15ten und 16ten Jahrhundert dagegen iſt ſie Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiöſen und politiſchen Polemik, und wie dort eine herrſchende, ſo iſt ſie hier eine dienende.

So erſcheint die Dichtkunſt unſres Zeitraums gegen das Mittelalter hin allerdings in ſcharfer und innerlich begründeter Abgrenzung. Fragen wir nun auch um die Grenze vorwärts, gegen das 17te Jahrhundert hin! Betrachtet man die Reformationsperiode als den Beginn der neuern Zeit, ſofern dieſe als ein Ganzes dem Mittelalter gegenüber geſtellt wird, ſo möchte die Poeſie der Reformationsperiode eben auch nur als der erſte Theil der neuern deutſchen Poeſie angeſehen werden. Dieſelbe gehört auch unſtreitig dem Geiſtesleben der neueren Zeit an, ſoweit von den Begriffen und Geſinnungen die Rede iſt, denen ſie zum Ausdrucke dient. Sehen wir aber auf die Beſchaffenheit der Poeſie als ſolcher, beachten wir den Beruf, der ihr angewieſen iſt, das Verhältnis, in dem ſie zum Geſammtleben des Volkes ſteht, ſo finden wir die deutſche Dichtkunſt des 15ten und 16ten Jahrhunderts von der des 17ten, wie dieſe vorzüglich in der ſchleſiſchen Dichterſchule zur Erſcheinung kommt, nicht weniger ſcharf abgeſchieden, als von dem ritterlichen Geſange des Mittelalters. Auch nach jener Seite, gegen das 17te

1 [Vgl. oben S. 40. H.]

Jahrhundert, ſteht ſie in ſich abgeſchloſſen und zwar in der Art, daß eine Vergleichung nach eben dieſer Seite hin ihr mehr zum Vortheile gereicht. War gleich die Dichtkunſt unſres Zeitraums nur das Werkzeug andrer Zwecke, ſo war doch dieſes Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenſchlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen ſie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampfe begriffen, und ſo erſcheint auch ſie kampfrüſtig und ſchlagfertig. Sie iſt oft mehr eine Fechtkunſt, als eine Redekunſt; oder ſie iſt die Rede eines Predigers im Lager, der Geſang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmuth, iſt ſie oft derb bis zur Rohheit, ungeſchliffen, wenn ſie nicht Schärfe hätte; wo ſie kunſtreich ſein will, wird ſie ſteif und trocken; will ſie ſich zierlich geberden, ſo wird ſie ungelenk; hat ſie Frieden, ſo wird ſie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne friſcher Volksluſt offenbart ſie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernſt und im Scherze, tüchtigen Witz, geſunden Welt- und Hausverſtand. Man muß ſich zu den Streitgedichten jener Zeit immer den Mann und ſeine Kampfſtellung hinzudenken, dann wird das ſtarre Rüſtzeug ſich klirrend bewegen.

Von ſolcher, auf feſtem heimiſchem Boden in reger Handlung begriffener Dichtkunſt iſt nun die des nächſtfolgenden, 17ten Jahrhunderts das entſchiedene Gegentheil. Im Allgemeinen ohne thätigen Antheil an den Bewegungen der Zeit, nur daß ſie manchmal über die Greuel des 30jährigen Krieges in machtloſem Klageruf die Hände zuſammenſchlägt, iſt ſie in der Nachahmung römiſcher Dichter und mehr noch der ausgearteten italiäniſchen, der ſpaniſchen, franzöſiſchen, holländiſchen Kunſtpoeſie begriffen und führt auf hohlem Grund ihr gelehrtes Gebäude auf. Was jene zu maſſiv, das iſt dieſe zu locker. Gleichwohl läßt ſich, wenn wir auch das Verdienſt mancher einzelner Dichter nicht in Anſchlag nehmen wollen, doch ſelbſt in der ſcheinbaren Unnatur des Ganzen ein natürlicher Gang der Entwicklung erkennen. Die Sammlung der noch ungeſchiedenen Geiſteskräfte im vollen Leben der Poeſie, wie ſolche das Mittelalter hindurch unbewuſt oder vielmehr im Geſammtbewuſtſein des ungetrennten Geiſtes gewirkt und geſchaffen hatte, war aufgelöſt. Der Verſtand hatte ſich die übrigen, weſentlich zur Poeſie wirkenden Kräfte untergeordnet und ihnen ihre beſtimmte, praktiſche Richtung angewieſen, offenbar aber brauchten ſie in dieſer Dienſtleiſtung ihr

eigenthümliches Leben auf, und das Beiſpiel der deutſchen Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche hinter den Leiſtungen andrer Nationen des neuern Europas ſo auffallend zurückblieb, beweiſt, daß, wenn auch die Poeſie aus der Zeitgeſchichte ihre Nahrung zieht und von großen Weltbewegungen neuen Schwung erlangt, ſie doch, wenn ſie ſich unbedingt den jezeitig herrſchenden Intereſſen hingiebt, in ihrem eigenſten Berufe verkümmert werde. In den genannten Jahrhunderten war ſie bei uns an die Scholle gebannt, im 17ten wurde ſie heimatlos. Die noch nicht zum tiefern Verſtändnis durchgedrungene Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum, der Einfluß der ſchon bis zur Verbildung entwickelten ſchönen Litteratur mancher neuern Völker zogen die deutſche Dichtkunſt in ein bodenloſes Kunſtgebiet, und ſie, die kaum noch an der Erde geklebt hatte, wehte jetzt wie ein fliegender Sommer in der Luft. Auf gelehrtem Wege zugebildet, ſuchte ſie weiterhin ihren Anhalt in der Theorie. War ſie nun aber auch allzu ſehr ins Schweben gerathen, ſo war ſie doch der allzu materiellen Gebundenheit erledigt; war ſie allzu gelehrt und theoretiſch geworden, ſo gewann ſie doch zugleich auch ihren Antheil an den Früchten der vorgeſchrittenen wiſſenſchaftlichen Bildung. Die erkältende Iſolierung ſelbſt muſte mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar machen, der Idealität unbeſchadet, natürliche und nationale Bande wieder anzuknüpfen; und da man, nachdem einmal vom Baume der Erkenntnis gekoſtet war, nicht zu der unbefangenen Unſchuld der älteren Zeit zurückkehren konnte, und da die entbundene Denkkraft viel zu ſelbſtändig ihre Bahnen verfolgt hat, um wieder lediglich in der Poeſie aufzugehen, ſo ſcheint die Aufgabe der neueren Dichtkunſt die zu ſein, daß ſie ihrerſeits auch die bewuſte Idee zur Schönheit läutere und ihr nur dann die Herrſchaft einräume, wenn die Idee erſt ſelbſt zur poetiſchen geworden iſt.

Kehren wir zu unſrem beſondern Gegenſtande zurück, ſo dürfte durch das bisherige dargethan ſein, daß die deutſche Dichtkunſt des 15ten und 16ten Jahrhunderts ein in beſtimmter Eigenthümlichkeit abgeſchloſſenes Ganzes bilde, wenn gleich auch hier, wie in aller Geſchichte, Übergänge und Vermittlungen vor- und rückwärts ſtattfinden; ſodann daß dieſelbe, wenn ſie auch als eine dienende bezeichnet werden muſte, doch merkwürdig und erheblich genug ſei, um eine beſondre geſchichtliche Darſtellung zu erfordern. Ein nordiſches Heldenlied erzählt, wie

der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entſproſſen, einſt, um ſich vor ſeinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber ſcharf leuchteten ſeine Augen, die Steine brachen, die Mühle zerſprang. So werden wir das Götterkind, die Poeſie, auch noch in ihrer Dienſtbarkeit, am leuchtenden Auge und der angeſtammten Kraft erkennen und jezuweilen wird ſie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns ſtehen.

2.

Die Anordnung jeder geſchichtlichen Darſtellung muß ſich in gewiſſem Maße nach der Zeitfolge richten, da ja die Geſchichte überhaupt die Entwicklung der ſpäteren Zuſtände aus den frühern, das Werden und Wachſen, das Abnehmen und Vergehen der Dinge vor Augen bringen ſoll. Aber eben weil Vorhergehendes und Nachfolgendes, als Urſache und Wirkung, Keim und Entfaltung, oft genauer unter ſich zuſammenhängen, als das Gleichzeitige mit dem Gleichzeitigen, ſo nimmt man hieraus den Anlaß einerſeits zu einer Zeitabtheilung nach größern Perioden, wie ſie auch wirklich einer bedeutendern Entwicklung Raum geben, anderſeits zu einer Sacheintheilung nach den Hauptgegenſtänden, die in jeder ſolchen Periode zu einer gewiſſen Stufe der Entwicklung gelangen. Für die Geſchichte der Dichtkunſt insbeſondre pflegt man hiernach mit der chronologiſch-ſynchroniſtiſchen Behandlung die ſyſtematiſche, das heißt die Abtheilung nach den Dichtarten, ſoweit ſie in jeder Periode betrieben worden, zu verbinden. Für unſre Aufgabe nun ließe ſich eine periodiſche Abgrenzung gerade nach den beiden Jahrhunderten darauf gründen, daß das 15te Jahrhundert vorbereitet, was das 16te zur Ausführung bringt. Da jedoch der Zeitraum an ſich nicht von zu großem Umfang iſt und es für einzelne Gegenſtände zuträglicher ſchien, die Grenze nicht ſo ſcharf abzuſtecken, ſo habe ich jenen Durchſchnitt in der Mitte der beiden Jahrhunderte unterlaſſen. Aber auch die Eintheilung nach den Dichtarten hielt ich bei der angegebenen Beſchaffenheit der deutſchen Dichtkunſt in dieſem Zeitraume nicht für angemeſſen. Eben weil die Poeſie hier eine dienſtpflichtige iſt, kommen weniger ihre eigenen Grundformen in Betracht, als die Zwecke, für welche ſie verwendet wird, und die Art dieſer Verwendung. Hiernach bilden und ordnen ſich denn auch die verſchiedenen Abſchnitte unſrer

Darſtellung. Es ſtellen ſich uns als ſolche heraus: die letzten Anſtrengungen ritterlicher Dichtung; der Meiſtergeſang; die hiſtoriſchen Lieder, welche ich, da ſie nach Jahr und Tag beſtimmte Ereigniſſe betreffen, nach den beiden Jahrhunderten abtheilen werde; das Kirchenlied; die Reformationspolemik; die größern und allgemeinern Straf-, Spott- und Lehrgedichte; Schwänke und andre erzählende Dichtungen; Feſtſpiele; die nichthiſtoriſchen Volkslieder. Die ſpeciellere Rechtfertigung dieſer Abſchnitte kann ſich nur aus der Darſtellung ſelbſt ergeben. Im Allgemeinen aber reihen ſich dieſelben in der Art an einander, daß man weder die chronologiſche Rückſicht überhaupt, noch den Unterſchied der beiden Jahrhunderte, des vorbereitenden und des ausführenden, verkennen wird.

Schriftſtellercharaktere treten in unſrem Zeitraum allerdings ſehr entſchiedene und bedeutende hervor. Dennoch habe ich vorgezogen, die Anordnung nach den Gegenſtänden, nicht nach den Verfaſſern, zu machen. Geiſter wie Luther, Ulrich von Hutten und Andere bewegen ſich nur mit einem ſehr mäßigen Theil ihres Wirkens auf dem Felde der deutſchen Dichtkunſt. Ihre volle Würdigung kann nicht von hier ausgehen, unſer Abſehen kann nur das ſein, den Gebrauch, den ſie von der Dichtkunſt gemacht, und den Einfluß, den ſie auf dieſelbe ausgeübt, zu ermitteln. Je vielfacher überhaupt das poetiſche Treiben der Reformationsperiode mit der Zeitgeſchichte ſelbſt, deren Bewegungen es folgt, verflochten iſt, um ſo beſtimmter müſſen wir uns auf die Aufgabe einer Geſchichte der Dichtkunſt beſchränken, ſonſt würden wir am Ende die Obliegenheit übernehmen, die Reformationsgeſchichte ſelbſt zu geben. Die allgemeine Bekanntſchaft mit den damaligen politiſchen und kirchlichen Geſtaltungen und Kämpfen müſſen wir vorausſetzen und unſre Betrachtung dabei feſthalten, wie ſich das Geſicht der Zeit in der Dichtkunſt abgedrückt habe.

3.

Über die Quellen und Hülfsmittel für die geſchichtliche Kenntnis der Dichtkunſt unſres Zeitraums habe ich in dieſer allgemeinen Einleitung nur weniges zu ſagen.

Da es nicht etwa größere Sammlungen der Schriftſteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts giebt, ſo werde ich die Angabe der Quellen

bei jedem beſondern Abſchnitt oder bei den einzelnen Dichtern und Dichtwerken beibringen. Hier muß ich nur, zur Entſchuldigung mancher Lücken der nachfolgenden Darſtellung, die Bemerkung voranſchicken, wie ſchwierig es auch für dieſen Zeitraum noch ſei, ſich die unmittelbare Einſicht der Quellen auch nur in annähernder Vollſtändigkeit zu verſchaffen. Nicht nur iſt auch hier manches nicht Unerhebliche bloß handſchriftlich vorhanden, ſondern es ſind auch die alten Drucke, an die man gewieſen iſt, zum Theil nicht minder ſelten, als die Handſchriften der Gedichte des Mittelalters. Durch neue Herausgabe iſt verhältnismäßig nur weniges in den Buchhandel gebracht. Wenn aber auch die größern Werke von Sebaſtian Brand, Hans Sachs, Fiſchart und Andern wenigſtens theilweiſe auf den öffentlichen Bibliotheken gefunden werden, ſo bleibt noch immer ein ſehr einflußreicher und darum höchſt beachtenswerther Theil jener älteren Litteratur übrig, die Flugſchriften und Flugblätter, die in zahlloſer Menge verbreitet waren. Die Werkſtätte der neuerfundenen Buchdruckerkunſt war eine Waffenſchmiede, aus der jene befiederten Pfeile zum Behuf des Reformationsſtreites unabläßig ausflogen. Darunter befindet ſich beſonders vieles, was der ſatiriſchen Dichtung angehört. Die Kenntnis der damals gangbaren Volkslieder muß großentheils aus ſolchen einzelnen Blättern geſammelt werden. Nur ein lange fortgeſetzter, vom Glücke begünſtigter Sammeleifer kann hier zu bedeutenderem Erwerbe führen. Je mehr in neuerer Zeit die Aufmerkſamkeit der Kenner und Liebhaber auf dieſe alten Stücke gerichtet iſt, um ſo ſchwerer gelingt es, ſie jetzt noch in größerer Zahl einzufangen. Nur der Klang des Silbers bringt noch hin und wieder einen ſolchen Bienenſchwarm zum Sitzen. [1]

Was die Hülfsmittel anbelangt, ſo beſitzen wir noch keine beſondre Bearbeitung dieſes Theils der Geſchichte deutſcher Dichtkunſt, auch nicht eines einzelnen der beiden Jahrhunderte. Wohl aber iſt auch dieſe Periode in den bekannten Werken über deutſche Poeſie und Nationallitteratur überhaupt von Bouterwek, Horn, Wachler, Koberſtein [Gervinus, Kurz, Vilmar, Wackernagel. H.] und Andern behandelt. Die Arbeit Bouterweks (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des

[1] [Statt alles weiteren verweiſe ich auf Uhlands eigene Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder in fünf Büchern. Erſte Abtheilung. Stuttgart und Tübingen 1844. 8. Zweite Abtheilung. Ebend. 1845. 8. H.]

13ten Jahrhunderts. Band IX. Göttingen 1822) iſt, wie ich ſchon berührt, gerade für dieſen Zeitraum von beſondrem Verdienſte. A. Koberſteins Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur, zum Gebrauch auf gelehrten Schulen u. ſ. w. Leipzig 1827 (nicht zu verwechſeln mit desſelben Verfaſſers Leitfaden beim Vortrage der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur u. ſ. w. 1828, einem bloß ſummariſchen, für Schüler berechneten Auszuge des erſtern Buches), iſt als geſchichtliches Handbuch für die verſchiedenen Perioden der vaterländiſchen ſchönen Litteratur, bis auf die neueſte Zeit, ſehr empfehlungswerth. [Vierte Ausgabe 1847—1865. H.]

Für das eigentlich Litterariſche, die Bücherkunde, ſind noch anzuführen:

Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur. B. III und IV. Liegnitz und Leipzig 1786. 1787.

Koch, Compendium der deutſchen Litteraturgeſchichte u. ſ. w. 2 Bde. Berlin 1790—98. [1]

Auf das 15te Jahrhundert erſtreckt ſich auch noch:

F. H. v. d. Hagens und Büſchings Litterariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie von der älteſten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. Berlin 1812.

So viel endlich die Kenntnis der deutſchen Sprache im 15ten und 16ten Jahrhundert betrifft, ſo bildet dieſer Zeitraum den Übergang vom Mittelhochdeutſchen zum jetzt gebräuchlichen Hochdeutſch. (Vergleich Eſchenburg, Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen 1799. 8. S. 417: In meiſſen teutſche ſprach' gar gut.) Auch ſträuben ſich die Mundarten noch mächtig gegen die Auflöſung in einer gemeinſamen Bücherſprache. Darum iſt auch keine für beide Jahrhunderte oder je für die gleichzeitigen Schriftſteller gültige Grammatik denkbar, ſondern nur eine geſchichtliche Nachweiſung jener Übergänge, worauf auch in Jacob Grimms Sprachwerke (Deutſche Grammatik, 1 Auflage, Göttingen 1819. 8. S. LXXI, VIII) beſondrer Bedacht genommen iſt. [2]

In lexikographiſcher Hinſicht iſt, wenn gleich von provinciellem Standpunct ausgehend, Schmellers bayeriſches Wörterbuch, bis jetzt

[1] [K. Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. Hannover 1857. 8. H.]

[2] [Man vergl. nun: J. Kehrein, Grammatik der deutſchen Sprache des 15ten bis 17ten Jahrhunderts. I—III. Leipzig 1854—56. 8. H.]

2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1827—28 [3 und 4 Theil 1836—37. H.] für dieſe Periode mit vielem Nutzen zu gebrauchen.

So viel zur Einleitung. Ich habe mich auf allgemeinere Erörterungen nicht weiter eingelaſſen, als ſchon jetzt zur Verſtändigung nöthig ſchien. Die Betrachtung kann wenig Überzeugendes haben, wenn ſie den noch nicht erkannten Thatſachen vorgreift, aus deren Darlegung ſie vielmehr als Ergebnis hervorgehen ſoll.

Erſter Abſchnitt.

Poeſie des Ritterſtandes.

Die Reife der Zeit zu neuen Entwicklungen verkündigt ſich in dem Verfalle des bisher Beſtandenen. Wenn die Herbſtblumen aufgehen, ſo verwelken die des Sommers. Die deutſche Dichtkunſt war bis daher zumeiſt vom Ritterſtande gepflegt worden, jetzt verkümmerte ſie unter ſeinen Händen, wie die Pflanzungen eines Kranken. Dieſes Zeichen der neuen Zeit wird uns im gegenwärtigen erſten Abſchnitte beſchäftigen.

Es iſt nöthig, einen Blick auf die Blüthe deſſen zurückzuwerfen, was wir hier im Zuſtande des Hinwelkens darzuſtellen haben. Der Adel, der den Lehenſtaat bildende Wehrſtand, machte im Mittelalter einen ſehr zahlreichen Beſtandtheil des deutſchen Geſammtvolkes aus, da auch der Stand der Freien, die Grundlage des Adels, mehr und mehr in ihm aufgegangen war. Dieſe ausgebreitete, in ſich wieder, vom Fürſten abwärts, mehrfach abgeſtufte Claſſe befand ſich vorzugsweiſe wie im Beſitze der ritterlichen Wehrhaftigkeit, ſo in dem der geſelligen Bildung. Aus demſelben Stande erblühte denn auch ſeit dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts eine eigenthümliche, durchaus das Gepräge dieſes Urſprungs tragende Poeſie von unendlich üppigem Wachsthum. Sie geſtaltete ſich in zweierlei Hauptformen: lyriſch im Minneſange, epiſch in den Rittergedichten. Der Minneſang war der poetiſche Ausdruck des Frauendienſtes, ein mehr ton- als ideenreiches Werben um die Gunſt der Frauen, deren hohe Stellung in der

Geſellſchaft eben dadurch ſich bewährt. Von Minne wohl zu ſingen, galt für eine der Eigenſchaften eines vollkommenen, in keiner edeln Hofſitte vernachläßigten Ritters. In der Reihe der Minneſänger, wie die Sammlung ihrer Lieder ſie aufführt, finden wir Kaiſer Heinrich VI, den unglücklichen Konradin, den König Wenzel von Böhmen, die Herzoge von Breslau, Brabant, Anhalt, die Markgrafen von Brandenburg, von Meißen, von Hohenburg, nebſt einer langen Folge von Grafen und Herren. Unter dieſer großen Zahl ritterlicher Liederdichter erſcheinen verhältnismäßig nur wenige geiſtlichen und bürgerlichen Standes, die letztern überhaupt erſt gegen die Neige des 13ten Jahrhunderts. Es iſt kein Grund, anzunehmen, daß jene Könige und Fürſten nicht ſelbſt geſungen, ſondern die Lieder etwa nur in ihrem Namen von Andern gefertigt worden. Denn wie Jene an der Spitze der Ritterſchaft und des Hofes ſtanden, ſo durften ſie auch in der ritterlichen und hofmäßigen Kunſt des Minneſanges nicht zurückbleiben. Ihre Sängerſchaft iſt in der Sitte der Zeit begründet, der Geſang ſteigt von Stufe zu Stufe, vom Dienſtmann bis zum Kaiſer auf, und in der provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Dichtkunſt, deren Einfluß hier gewirkt hat, zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung. Die Rittergedichte ſind der Erzählung romantiſcher Abenteuer und der Schilderung ritterlicher Hoffeſte gewidmet und gröſtentheils nach nordfranzöſiſchen Dichtungen aus dem Sagenkreiſe von König Artus und ſeiner Tafelrunde, gleichfalls von deutſchen Rittern, bearbeitet. Die Fürſten und höhern Herren ließen ſich zwar auf ſolche größere Arbeiten, welche mehr Anſtrengung erforderten, als ein leichtes Minnelied, nicht ſelbſt ein, munterten aber dazu auf und ließen ſich die Überreichung dieſer Gedichte wohlgefallen. So bearbeitete Wolfram von Eſchenbach auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen den Wilhelm von Oranſe; derſelbe Fürſt hatte ſchon früher Heinrichen von Veldeke in den Stand geſetzt, ſeine Äneide, des antiken Stoffes ungeachtet ein romantiſches Rittergedicht, zu Ende zu führen.

Daß die beſtimmten Weiſen dieſer ritterlichen Dichtkunſt erſchöpft waren, nachdem ſie über ein Jahrhundert betrieben worden, liegt in der Natur der Sache. Daß ſie aber durch nichts Anderes erſetzt oder wiederbelebt wurden, daß die dichteriſche Stimmung und Fähigkeit überhaupt ſich verlor, hat ſeinen Grund in der zerfallenden Bildung des Standes ſelbſt. Überläſtig der neuerſtehenden Zeit, in verzweifeltem

Kampfe mit ihr begriffen, verwilderte das Ritterthum und ein andres Geſchlecht ergriff das Heft der geiſtigen Bildung.

Die Sänger des Ritterſtandes ſelbſt bezeugen es ausdrücklich, wie mit der edleren Sitte auch der ritterliche Geſang in Abnahme kam. Früherer Andeutungen nicht zu gedenken, ſagt ſchon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt, in ſeinem Frauendienſt (Frauendienſt oder: Geſchichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein, von ihm ſelbſt beſchrieben. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811), Cap. 30, S. 271:

„Damals lebten alle in Steier und Öſterreich traurig. Die Reichen (d. h. Mächtigen) thaten einander Leid, ſie pflegten nur des Raubes, der Frauendienſt lag darnieder, die Jungen waren ungemuth. Was aber alle auch thaten, ich war froh und ſang meiner Frauen dieſe Lied.“

Doch beginnt gleich das nächſte Lied: [1]

(Minneſ. II, 41b) Waz dar umbe, iſt verſwunden
Uns der ſumer? des mac werden rât.
Sin zit wirt wol wider funden.
Ich klag, daz diu werlt ſô übel ſtât,
Daz nu trûret maneges lip,
Der vrô ſolde ſin durch guotiu wip.

Vreude und zuht hât vil nâch ende,
Junge und alde ſint niht wol gemuot.
Got den grôzen kumber wende,
Sô daz noch die richen werden guot!
Die ſiht man ungüetlich leben,
Trûren hât in ir grôz übel geben u. ſ. w.

Noch nachdrücklicher ſpricht er in einem andern Liede [2] (Minneſ. II, 45b, nicht im Frauendienſt):

Ritterſchaft, wie ſtêt din orden?
Sage an! wem iſt din wirde worden? u. ſ. w.

[1] [Statt des von Uhland nach der Sammlung von Minneſingern. Zweiter Theil. Zürich 1759. 4. S. 41b mitgetheilten Textes habe ich die obigen Stellen aufgenommen nach: Ulrich von Lichtenſtein mit Anmerkungen von Theodor von Karajan, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. S. 555. 556. H.].

[2] [Minneſinger. Von F. H. v. d. Hagen. I. Leipzig 1838. 4. S. 62b. H.]

Um dieſelbe Zeit klagt Reinmar von Zweter, daß Frauen nicht mehr die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bändigen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen.[1] Derſelbe Dichter rügt bitter einen beſondern Fall gebrochenen Landfriedens (Minneſ. II, 152b, 3te Strophe).[2]

Im weitern Verlaufe des 13ten Jahrhunderts ſchildert Konrad von Würzburg die Wildheit der Zeit in einem Tanzliede:

Venus iſt entſchlafen, die weiland hoher Minne waltete; manche Frau ſchreit wehe darob. Schürf und ſchind Schaf und Rind! das iſt die Minne, nach der ſie jetzt trachten. Herr Mars reichſet im Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brande. Der Herr und der Bauer üben jetzt Raub und Brand viel gerner, denn die ſüße Minne. Der Frauentanz iſt hingelegt, die Schoppen ſind werth geworden; lieber als einen Kranz trägt man eine Beckelhaube (Blechhaube, vgl. Schmeller I, 149) oder ein Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fängt. Gewalt iſt mächtig auf der Straße, Recht ſteht krummer, denn eine Sichel (Minneſinger II, 198a).[3]

Meiſter Friedrich von Suonenburg verſichert, gerne ſäng' er Minnelieder, aber er laſſ' es, weil Zucht und Ehre den jungen Edeln wehe thun und Weiber beim Weine zu ſchelten, ihnen beſſer behage. (Minneſ. II, 213a.)[4]

Auch Ulrich von Türheim, in der Fortſetzung des Eſchenbachiſchen Wilhelm von Oranſe, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger minnen, denn ein ſchönes Weib, ja daß er Weiber kenne, die ſelbſt ſich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaſte weidlich zutrinken (Pfälzer Handſchrift 494, Bl. 129a. 212b).

Wie es im 14ten Jahrhundert mit dem Minneſange ſtand, davon hat die Chronik von Limburg an der Lahn, die in eben dieſem Jahrhundert geſchrieben iſt, einen charakteriſtiſchen Zug aufbewahrt (Die Limburger Chronik u. ſ. w., herausgegeben von C. D. Vogel, zweite unveränderte Auflage, Marburg 1828, mit etwas erneuter Schreibweiſe, S. 89):

[1] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 217. 218: E heten vrouwen den gewalt u. ſ. ſ. H.]

[2] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 218. H.]

[3] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 312. 313. H.]

[4] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 355. Nr. 13. H.]

„Anno 1347 da wurden die von Coblenz jämmerlich erſchlagen und niedergeworfen bei Grenſau und blieben ihrer todt 172 Mann und wurden ihrer dazu ſieben gefangen. Das thäte Reinhard, Herr zu Weſterburg. Derſelbig was gar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Geſtalt und ritt dem Kaiſer Ludewig nach und machte dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zubrechen,
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hette ich niemand, der mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uf Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laß ich Sie verſtahn u. ſ. w.

Da der Kaiſer Ludewig das Lied hörte, ſtrafte er den Herrn von Weſterburg und ſagte, er ſollte es der Frauen gebeſſert haben. Da nahm der von Weſterburg eine kurze Zeit und ſagte, er wollte es der Frauen beſſern, und ſung dieß Lied:

In Jammersnöten ich gar verbrinn
Durch ein Weib ſo minnigliche u. ſ. w.

Da ſprach Kaiſer Ludewig: „Weſterburg hat es uns nun wohl gebeſſert.“

(Vergl. Koch, II, 69 f. Außer dem, was die Limburger Chronik von dieſem Reinhard von Weſterburg weiter beſagt, iſt auch über ihn und ſeine Fehden Urkundliches beigebracht in Mones Badiſchem Archiv, B. I. Karlsruhe 1826. 8. in der Abhandlung des Herausgebers „die vaterländiſchen deutſchen Dichter des Mittelalters“ S. 101—4. Vergl. auch über den Dichter Gerlach von Limburg die Limburger Chronik S. 5; ob wohl der Gerlach in der Urkunde bei Mone a. a. O.?)

Der Minneſang, ſonſt die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterſtande verleidet und verlernt, fiel mehr und mehr der Gemeinheit anheim. Bettelhafte Hände ſchlugen das abgegriffene Saitenſpiel, das einſt Kaiſer und Könige gerührt hatten.

Dennoch blieb die Poeſie des Ritterſtandes auch noch in dem Zeitraume, den wir geſchichtlich behandeln, nicht gänzlich ohne Nachwirkung. Ich ſpreche in dieſem Abſchnitte nicht von den Nachklängen jener älteren Lyrik, die auch noch im bürgerlichen Geſange ſich hörbar machten, noch von den Bemühungen, welche auch jetzt noch darauf gerichtet waren, die Rittermähren der frühern Jahrhunderte zu erhalten oder in veränderter Form zu verbreiten, ſondern von derjenigen poetiſchen Thätigkeit,

welche noch im Ritterſtande ſelbſt, in fortwährender, an die frühere Ritterdichtung ſich anreihender Production, ſich offenbarte.

Nach letzterer Hinſicht nehmen uns für dieſen erſten Abſchnitt vorzugsweiſe folgende vier Männer und ihre Werke in Anſpruch, die in den Zeitraum vom Anfange des 15ten Jahrhunderts bis zu dem des 16ten fallen: Hugo, Graf von Montfort, Oswald von Wolkenſtein, Hermann von Sachſenheim und Kaiſer Maximilian I. Von dieſer Vierzahl haben die beiden Erſtern die Pflege des Minneſanges, die beiden Letztern die des Rittergedichtes fortgeführt, wenn gleich, wie die Darſtellung zeigen wird, auch ſie den Einfluß ihrer Zeit ſehr bemerkbar erfahren haben.

1. Hugo, Graf von Montfort.[1]

Seine Gedichte befinden ſich in einer Pergamenthandſchrift der Heidelberger Bibliothek (Nr. 329 der deutſchen Handſchriften). Dieſe Handſchrift iſt mit Singnoten ausgeſtattet, mit ausgemalten Anfangsbuchſtaben und dem goldglänzenden Wappen des Montfortiſchen Grafenhauſes am Schluſſe geziert. Auf dem vorletzten Blatte ſteht mit goldenen Buchſtaben: Comes Hugo de Monteſorti, dominus de Brigantia. Es iſt nicht zu zweifeln, daß er ſelbſt dieſe ſchriftliche Sammlung ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe veranſtaltete und mit Vorliebe ausſchmückte. Gedruckt ſind daraus einige Lieder, ſämmtliche Liederanfänge, obgleich nicht mit ganz richtiger Abtheilung, und eine Anzahl einzelner Strophen in F. Adelungs Altdeutſchen Gedichten in Rom. Königsberg 1799. 8. Fortſetzung S. 215—239. Auch Görres hat in ſeinen Altdeutſchen Volks- und Meiſterliedern aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt a. M. 1817. 8. (Einleitung S. XVII f.) von dieſer Sammlung Notiz gegeben.

Über ſeine Lebenszeit läßt uns der Dichter ſelbſt nicht ungewiſs. Mehrere ſeiner Gedichte, beſonders die Liebesbriefe, beſagen am Schluſſe, noch im Zug der Reime, Ort, Jahr und Tag der Abfaſſung, z. B. zu Enſisheim in einem kleinen Stüblein, 1396 (Bl. 22a), zu Wien in

[1] [Man vergleiche: K. Weinhold, Über den Dichter Graf Hugo VIII von Montfort, Herren zu Bregenz und Pfannberg. Aus den „Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Steiermark," Heft 7. Grätz 1857. 8. H.]

den Faſten, 1402 (Bl. 45a). Auch erfahren wir, daß er im Jahr 1414 ſiebenundfünfzig Jahre auf dem Rücken hatte (Bl. 48a). Einmal gedenkt er ſeiner verſtorbenen [zweiten] Gemahlin (Bl. 31b):

Grefin Ment[1] was ſiu geheizen.

Von dem Gedichte, das ſeine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe betrifft, ſowie von den Beziehungen auf ſeine Zeit wird nachher beſonders die Rede ſein.

Da mir keine Specialgeſchichte des Hauſes Montfort bekannt iſt,[2] ſo weiß ich ſonſt über ſeine perſönlichen Verhältniſſe nur Weniges anzuführen. Nach den Notizen, welche Joſeph v. Laßberg dem erſten Bande ſeines Liederſaals (Lieder-Saal d. i. Sammelung altteutſcher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. B. I. 1820. S. VI) über die alten Sänger der Bodenſeegegend vorangeſchickt, hat dieſer Graf Hugo von Montfort ſich einen Herrn von Bregenz (dominus de Brigantia in der Liederhandſchrift) und Pfannenberg geſchrieben und hatte ſeinen Sitz auf der nun gebrochenen Burg Hohenbregenz, auf deren Stelle nur noch das bekannte Sanct Gebhards Kirchlein ſteht, mit der ausgebreiteten Ausſicht auf See und Gebirg. Die Güter des urſprünglich ſchwäbiſchen Geſchlechts von Pfannenberg, deſſen Erbe nach dem Ausſterben des Mannsſtamms zum Theil auf die Grafen von Montfort zu Bregenz übergegangen waren, lagen in Öſtreich (Suchenwirt 234). Auch Wien und Enſisheim (im Elſaß), wo einige der Lieder geſchrieben ſind, deuten auf ein näheres Verhältnis zum öſtreichiſchen Hauſe. In M. Crusii Annalium Suevicorum dodecas tertia, Frankfurt 1596, Fol. S. 338 wird beim Jahr 1414 unter den Herren, welche zum Conſtanzer Concilium kamen, angeführt: Comes Hugo Monteſortius, was ganz auf den Unſrigen paßt, der auch ſelbſt der dort verhandelten Angelegenheiten erwähnt. Wenn dagegen Görres a. a. O. bemerkt, unſer Dichter komme im Gefolge Friedrichs III bei der Krönung desſelben in Rom im Jahr 1451 in einem Manuſcripte der Heidelberger Bibliothek vor, das eigens dieſen Römerzug beſchreibe, ſo iſt dieß ohne Zweifel ein Andrer; denn da der Sänger nach ſeiner eigenen Angabe

[1] [Gräfin Clementia von Toggenburg, geſtorben Mitte oder Ende 1401. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 10. 11. H.]

[2] [Banotti, Geſchichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. Vergl. Weinhold S. 2. H.]

im Jahr 1414 ſiebenundfünfzig Jahre zählte, ſo müſte er den Römerzug noch im vierundneunzigſten Jahre ſeines Alters mitgemacht haben.[1]

Unſer Dichter ſteht auf der Schwelle der Zeit, mit der wir zu ſchaffen haben, ſeine Gedichte ſind, wie ſchon geſagt worden, theils noch aus dem 14ten, theils aus den erſten Jahrzehenden des 15ten Jahrhunderts datiert. Es ſind Reden, Briefe und Lieder, wie er ſelbſt ſie nennt und abzählt, im ganzen vierzig Stücke (Bl. 39b). Der Minnedichtung gehören vorzüglich die beiden letztern Claſſen an, denn auch die Briefe ſind verliebten Inhalts und ſtrophiſchen Baues. Von dieſen Minneliedern möge hier eines zur Probe folgen:[2]

Nr. 16 Mir bekam ein gſell am meien tac
Und bracht mir luſt von orient
Mit botſchaft liep, daz ich uch ſag,
Diu red diu iſt mit luſt benent u. ſ. w.

In einer gedoppelten Verlegenheit finden wir dieſen Sänger befangen. So gern er „ain Minneliedli" dichtet (Bl. 3b), ſo viel er von werthen Frauen und „zarten, lieben Töchterlein" ſingt (Bl. 6a, 12b, 17a), ſo verfolgen ihn doch ſtets Gewiſſenszweifel, ob er nicht damit, als durch Abgötterei, ſich verſündige. Wir hören ihn ſagen:

Ez möcht licht ſin, ich red ze vil,
Miner ſel tet baz ein ſwigen.

In einem andern Liede ruft er deshalb ſeinen Schutzengel an:

O lieber engel, nu hüt der ſel,
Du biſt mir doch ze hüter geben,
Und beſchirm mich vor der ſünden quel,[3]
Damit mir werd das ewig leben!

Auch eine Traumesſtimme mahnt ihn ab (Nr. 31):

Mir kam ain prieſter für im tron
Mit weishait und mit ſitten,
Mit züchten ſprach er zuo mir ſchon:
Du hettiſt wol vermitten u. ſ. w.

[1] [Graf Hugo VIII von Montfort ſtarb am 4 April 1423. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 16. H.]

[2] [Ausgabe von Weinhold a. a. O. S. 46—48. H.]

[3] Qual, Strafe. Suchenwirt. [Peter Suchenwirts Werke ... von A. Primiſſer. Wien 1827. 8. S. 87. 33. H.]

Aus demſelben Lied erſehen wir aber, daß ihn nicht bloß ſolche Himmelsſtimmen im Traume, ſondern ſelbſt ſeine irdiſchen Räthe vor dem Dichten gewarnt:

Mein rät die tuont mich ſtrafen,
Ich bekümber mich ze verr mit tichten u. ſ. w.
Alſo wil ich von tichten lan,
Hert löff ſind in den landen u. ſ. w.

In einem frühern Liede verſprach er nur ſo viel, keine Lieder mehr zu ſingen, die zum Tanzen beſtimmt ſeien (Bl. 12a. Vgl. noch Bl. 18a. 17b). Unter den harten Läufen, die ihn zu ſolcher Strenge gegen ſich ſelbſt beſtimmen, erkennt man wohl die Zeit der Kirchenſpaltung und des Conſtanzer Concils.

Ein zweiter Einwurf, den ſich dieſer Sänger macht, iſt das Mistrauen in ſeine Kunſt. Die Zeit iſt vorüber, wo die Übung des Geſanges beim Adel allgemein war. Hugo geſteht, daß er der Silbenzahl nicht gewaltig ſei und ſich leicht in den Reimen vergeſſen haben möge (Bl. 3a. 39b). Er verſucht das Versmaß des ſpätern Titurel, den er die Blume aller deutſchen Bücher nennt, aber es will nicht gelingen und er vergleicht ſich ſelbſt dem Kuckuck, der mit der Nachtigall im Maien ſingt (Bl. 16a). Auch an unvollkommenen Reimen fehlt es nicht. Leicht verſöhnt uns aber ſeine Entſchuldigung: habe doch oft ein Zimmermann die Schnur zerhauen; ſo hab' er viel gedichtet, in Wäldern und in Auen reitend; wohl den ſechſten Theil des Buchs hab' er zu Roſſe gemacht, darum ſolle niemand lachen, wenn es nicht ſo gänzlich beſchloſſen ſei, als hätt' er es, auf einem Bette (Polſterſitze) ſitzend, ausgemeſſen; große Sachen zu ſchaffen haben und dazu Reime meſſen, das möge wohl Einen irre machen (Bl. 39b). Dabei erklärt er, denn er will uns nicht betrügen, daß nicht er ſelbſt die Weiſen zu den Liedern gemacht, ſondern Burk Mangolt, ſein getreuer Knecht, zu Bregenz geſeſſen. [1]

Wenn es auch eine große innere Luſt zum Geſange vorausſetzt, trotz Gewiſſensangſt und Kunſtbangigkeit die alte Minneweiſe fortzuſingen, ſo iſt doch die friſche Unbefangenheit zuſammt dem Kunſtgeſchicke des

[1] [Man ſehe die Stellen bei Weinhold a. a. O. S. 30, Anmerkung 1, und in: Germania, herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. VII. Berlin 1846. 8. S. 342—344. H.]

Minneſanges der beſſern Zeit verloren. Selbſt in die Liebeslieder und Liebesbriefe miſchen ſich ernſte Betrachtungen. Die üppigſte Gattung des ältern Minneſanges, das Tagelied, der Morgenruf des Burgwächters, womit er Alle warnt, die bei verſtohlener Liebe weilen, wird hier meiſt auf Sittenlehre und geiſtliche Ermahnung angewandt; eine Anwendung, von der man übrigens ſchon gegen den Schluß des 13ten Jahrhunderts Spuren findet, wenn z. B. in einem ſolchen Liede die Minner der Welt aufgerufen werden, ſich dieſer falſchen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenſter hereinblicke (Pfälzer Handſchrift 350, S. 235). In einem dieſer geiſtlichen Tagelieder redet unſer Dichter den Wächter an (Nr. 12):

Sag an, wachter! wie was es tag,
Do himel und erd nit emphlag,
Planeten zwar und auch die elementen? u. ſ. w.

Wenn auch in der Ausführung nicht befriedigend eingehalten, ſo iſt doch die Idee, von der dieſes Lied ausgeht, der Tag in Gott, bevor noch Mond und Sonne leuchteten, gewiſs eine erhabene.

Ernſter und frommer Betrachtung zugekehrt ſind namentlich auch diejenigen Stücke, welche der Dichter ſelbſt Reden nennt, in nichtſtrophiſchen Reimpaaren. Eine derſelben, die längſte (Nr. 5), iſt noch beſonders dadurch beachtenswerth, daß ſie über Sitten und Ereigniſſe der Zeit ſich ſtrafend ausläßt und damit ganz dem Geiſte unſres Zeitraums angehört. Der Dichter beginnt damit, wie er in ſeiner Jugend die ſchönen Frauen gerne geſchaut und nach beſtem Vermögen gelobt habe. Erſt als er dreißig und vierthalb Jahre alt geweſen, hat er an Gott gedacht und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen erkannt. Da begiebt er ſich in einen Wald, um von der trügeriſchen Welt abgeſchieden zu leben. In der Wildnis kommt zu ihm der Held Parcival, deſſen Länge und kräftige Geſtalt ihn anfänglich erſchreckt. Parcival aber grüßt ihn freundlich und will von ihm hören, wie man jetzt in der Welt lebe. Hiernach hebt der Dichter ſeinen Bericht an:

Die welt iſt ſo gar verirret,
Mit maniger ſach bewirret,
Doch ſag ichs, ſo ich beſt kan u. ſ. w.

Der Höchſte iſt der Pabſt. Aber wie ſteht es mit dieſem?

Zwen pebſt ſind gewellet,
Der tiefel hat geſellet
Warlich ſich zu dem ainen.
Die böſen und die unrainen
Die hand erdacht die valſchen wal u. ſ. w.

Dieſe ſchwere Verantwortung hat niemand
Dann groſſe heptprelaten u. ſ. w.

Wen ſein Sinn nicht anders weiſt, als daß Derjenige, dem er beitritt, der rechte Pabſt ſei, der mag wohl dabei bleiben;

Tet er es aber umb gab oder umb guet,
Zwar der hat ain böſen muet,
Der verkauft die gerechtikait,
Das wirt ſinr ſel ain ewigs laid u. ſ. w.

Weiter klagt er, daß manche Fürſten und Herren den Biedermännern die Schälke vorziehn, welche jene verlügen, und daß dabei geiſtlich und weltlich Gericht nicht beſtehen könne. Sofort kommt er auf die Prieſter:

So phlegent prieſter ſimoni,
Darzu ſint ſi nit wuechers fri
Und ſüntlichs fürkaufen. [1]

Parcival findet dieſe Zeitläufe allzu hart, fragt jedoch weiter:

Sag an! wie hat gevert
Ritterſchaft und frowen?
Wie land ſi ſich ſchowen?
Ich ſprach: Der lauf iſt mengerlei.
Etlich minner hand geſchrei
Mit ſchrien, waien,
Als eſel in dem maien,
Und hand doch weder zucht noch ſcham u. ſ. w.

Aber auch noch andern Vorwurf hat der Dichter dem Adel, wie den übrigen Ständen, ſeiner Zeit zu machen:

Ritterſchaft phligt wuechers nam,
Daz wer etwenn geweſen ſcham u. ſ. w.

Dennoch ſind nicht alle ohne Unterſchied in das Böſe verſunken:

[1] Auskaufen, überbieten, bei Vergebung von Kirchenſtellen. Vgl. Schmeller II, 284.

Noch vint man mangen biderman,
Prieſter und auch laien wolgetan,
Der durch keiner ſlacht miet
Von ſel noch eren nit ſchiet.
So vint man noch meng wiplich wib,
Die in eren haltet iren lip,
Der tut ſi nit vergeſſen
Und kan wol trewe meſſen u. ſ. w.

Beſonders aber ſucht er in der Prieſterſchaft, nach ihrem beſſern Theile, das Heil der Zeit:

Ich glob und wer nit prieſterſchaft,
Der tiefel wurd ſighaft
Me das mertail an der criſtenhait u. ſ. w.

Allzu nüchtern iſt der Schluß des Gedichts, wodurch die Fiction völlig aufgehoben wird:

Nu wil ich euch die warhait ſagen,
Barcifal iſt tod vor mengen tagen;
Ich han in nun ze piſpel[1] gezelt,
Daz er iſt geweſen ain ritter us erwelt.

Es iſt in dieſem Strafgedichte noch nichts enthalten, was beſtimmter auf die Ideen hinwieſe, die ein Jahrhundert ſpäter in der Reformation zur Reife kamen. Aber das erſehen wir doch, wie die Zerrüttung der Kirche durch den Streit der Gegenpäbſte und die Habſucht eines Theils der höhern und niedern Geiſtlichkeit einen Mann zu bittrer Rüge aufregt, der ſonſt von hoher Achtung für das Prieſteramt durchdrungen und dem kirchlichen Glauben ſeiner Zeit treulich ergeben iſt, wie dieß auch ſeine geiſtlichen Lieder, darunter eines zum Lobe der heiligen Jungfrau, beweiſen. Sanct Peters Schiff erklärt er einmal (Nr. 12) für das einzige, das auf dem ſtürmiſchen Sündenmeere helfen könne. Im Ganzen erzeigt er ſich als einen echten Ritter, der noch im Zerfalle der Adelsſitte, worüber er auch in jenem Strafgedichte klagt, den edeln Minneſang nach Kräften zu friſten ſucht, und wie er einſt im Dienſt einer ſchönen Frau ein prächtiges Ritterſpiel mitmachte (Bl. 2b, f.), ſo nachmals auch nach altem Gebrauch eine Fahrt nach dem heiligen Grabe unternimmt. Von dieſer meldet uns das letzte in der Reihe ſeiner Lieder und ich gebe zum Schluſſe noch einen Auszug

[1] Biſpel, Gleichnisrede.

desſelben, als Beitrag zu den ſonſt nur dürftig bekannten Lebensumſtänden des Dichters.

Das Lied beginnt mit einem Hülferuf im Seeſturme: [1]

Des himels vogt und hochſter keiſer,
Laz gen uns ab dinem zorn! u. ſ. w.

Es werden nun aus der heiligen Schrift Beiſpiele wunderbarer, göttlicher Rettung aufgezählt: Daniel bei den Löwen, die Jünglinge, die im Feuerofen Gott mit Geſange lobten, Jonas im Bauche des Fiſches u. ſ. w.

Mit dem Anruf Gottes, Marias und des heiligen Jakob ſcheint das Lied urſprünglich geſchloſſen zu haben und was noch weiter von dieſem Sturm und der Wallfahrt überhaupt erzählt wird, erſt in der Folge von dem Dichter hinzugefügt worden zu ſein. Er fährt nemlich fort:

Diz getiht wart gemacht
In vil grozem ungemach u. ſ. w.

Das Gedicht ſchließt mit einem dreiſtrophigen Bußgebete.

2. Oswald von Wolkenſtein. [2]

Er ſteht mit Hugo von Montfort an der Pforte des 15ten Jahrhunderts. Sein Stammſitz iſt die Felſenburg Wolkenſtein, im Thale Gröden, in Tirol. Die Liederſammlung, die er hinterlaſſen hat, iſt viel zahlreicher, als die des Grafen von Montfort, aber auch ſie iſt noch ungedruckt. [3] Ich vermag daher nur den Platz, den er einzunehmen hätte, zu bezeichnen, nicht aber ſein Bild ſelbſt aufzuſtellen. Nur einzelne Lieder und Liederſtrophen ſind da und dort mitgetheilt. Mit ſeinen Lebensumſtänden hat ſich vorzüglich Joſ. v. Hormayr beſchäftigt.

Sieh Joſ. v. Hormayrs Aufſatz über dieſen Sänger, mit deſſen Bildnis, im Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1824. S. 334 ff. Ebend. Archiv

[1] [Das ganze Gedicht, von welchem hier Bruchſtücke mitgetheilt werden, findet ſich in berichtigtem Texte bei Weinhold, a. a. O. S. 49—54. Ich habe die ausgehobenen Stellen nach der Herſtellung dieſes Gelehrten geändert. H.]

[2] [Man vergleiche nun: Oswald von Wolkenſtein und Friedrich mit der leeren Taſche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck 1850. 8. H.]

[3] [Es kann jetzt verwieſen werden auf: Die Gedichte Oswalds von Wolkenſtein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. 8. H.]

für Geſchichte u. ſ. w. Januar 1823. Nr. 1. 2. Tiroler Almanache. Wien 1803—5 und Recenſionen derſelben von Joh. Müller in der Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1805. Nr. 297. Wiener Jahrbücher der Litteratur 1821. B. XVI, S. 71—73 (Daher die nachfolgenden Liederfragmente). Vgl. auch 1818. B. III, S. 42.

Sonſt noch über ihn: Bragur, herausgegeben von F. D. Gräter. B. VII. Abtheilung II. Leipzig 1802. 8. S. 266—69. J. N. Forkels Allgemeine Geſchichte der Muſik. Leipzig 1801. 4. II, S. 763—7. Graff, Diutisca III. Stuttgart und Tübingen 1829. 8. S. 189.

Oswald von Wolkenſtein war das Haupt der tiroliſchen Adelsbündniſſe wider Friedrich mit der leeren Taſche. Im Sturme der Felsburg Greifenſtein ward er durch einen Pfeilſchuß eines Auges beraubt.[1] Er kämpfte wider die Polen[2] unter der Fahne des deutſchen Ordens, war Gefährte Herzogs Albrecht IV von Öſterreich ins heilige Land[3], dann des Königs Sigmund auf deſſen Reiſe nach Frankreich und Spanien (1415) zum Behuf der Kirchenvereinigung und des Conſtanzer Conciliums. Die Länder, die er bereiſt, die zehen Sprachen, die er geſprochen, die Inſtrumente, die er geſpielt, zählt er folgendermaßen auf:

[1] [Beda Weber berichtet in dem erſtgenannten Werke S. 105: „Oswald von Wolkenſtein, der Dichter, wurde im Jahre 1367 im Schloſſe Troſtburg geboren. Friedrichs und Katharinens zweitgeborner Sohn, hatte er ſchon als Knabe das Unglück, daß ihm bei einer Faſtnachtsfeierlichkeit mit einem Bolze das rechte Auge ausgeſchoſſen wurde. Deshalb nannte man ihn von Jugend auf Oswald mit einem Auge, um ihn von ſeinen übrigen Namensvettern zu unterſcheiden. Wenn Hormayr erzählt, daß dieſe Verletzung des Auges bei der Belagerung von Greifenſtein im Jahre 1417 geſchehen ſei, ſo folgt er hierin der Angabe Burglechners, der in der Sache ſchlecht unterrichtet iſt, wie faſt immer, wo er ſich nicht auf Urkunden ſtützt. Eine uralte Aufſchreibung im Archive zu Troſtburg ſtimmt mit unſerer Erzählung überein. Oswalds Marmorbild auf dem ſchönen Steine, den er ſich ſelbſt im Jahre 1408 am Dome zu Brixen geſetzt, zeigt ihn als Kreuzfahrer mit einem Auge.“ H.]

[2] [gegen die heidniſchen Preußen. H.]

[3] [Nach Beda Weber a. a. O. S. 125 machte Oswald die Pilgerfahrt allein. „Hormayr vermuthet,“ ſagt Weber, „er habe ſich an Herzog Albrecht von Öſterreich angeſchloſſen, welcher zwei Jahre früher ebenfalls über Venedig dahin reiſte. Aber Oswalds eigene Worte und beſtimmte Zeitangabe in ſeiner Aufſchreibung ſind dagegen. Wohlbekannte Geſellſchaft wäre ihm ſogar läſtig geweſen.“ H.]

Gen Preuſſen, Littaun, Tartarei, Türkei, über mer,
Gen Frankreich, Lampart, Jſpanien, mit zwaien kiniges ber,
Trib mich die minn, auf meines aigen geldes wer,
Rupprecht, Sigmund, baid mit des adlers ſtreifen —
Franzoſiſch, moriſch, kataloniſch und kaſtilian,
Teutſch, latein, windiſch, lampertiſch, reuſchiſch und roman,
Die zehen ſprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran
Das geld. Auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen.[1]

Ein wahrer Tauſendkünſtler! Ein Theil ſeiner Lieder ſingt die Minne der ſchönen Königin von Arragon: vor ihr knieend, reicht' er ihr den Bart, mit weißen Händlein band ſie einen Ring darein; von ihren Handen ward er mit einer Meſſingnadel durch die Ohren geſtochen, darein ſie ihm zween Ringe ſchloß.[2]

Nachdem er 38 Jahre in unſtätem Leben hingebracht, kommen ihm Gedanken an häusliches Glück:

Ich han gelebt wol vierzig jar, leicht minner zwai,
Mit toben, wüten, tichten, ſingen mangerlai;
Es wer wol zeit, das ich meins aigen kindes geſchrai
Elichen hört in einer wiege gellen.[3]

Aber zweierlei irrt ihn: die Erinnerung früherer Minne und dann:

Auch furcht ich ſer elicher weibe bellen.

Dennoch verehlichte er ſich, in ſchon vorgerücktem Alter, zweimal und ward Ahnherr eines anſehnlichen Geſchlechts. Er ſtarb 1445, faſt achtzigjährig. Viele ſeiner Lieder hat er ſelbſt in Muſik geſetzt und ſie ſind mit den Noten verſehen.

Nach den wenigen, bis jetzt mitgetheilten Proben möchte eine vollſtändigere Bekanntmachung dieſer Gedichte, wenn nicht wegen ihres poetiſchen Gehaltes, doch jedenfalls für die Sittengeſchichte wünſchenswerth ſein.

3. Hermann von Sachſenheim.

Die erzählende Poeſie hatte ſich ſchon im Laufe des 14ten Jahrhunderts entſchieden der Allegorie zugewandt. Die Anlage ſolcher Gedichte beſteht gewöhnlich darin, daß der Dichter auf einem Gange zur

[1] [Man ſehe dieſe Stelle in der Ausgabe von Weber S. 22. H.]
[2] [Bei Weber S. 23. H.]
[3] [Bei Weber S. 26. H.]

Frühlingszeit ſich in einer ſchönen Wildnis verliert, wo er allerlei allegoriſchen Weſen begegnet und dann, mit nützlicher Erkenntnis und Lehre bereichert, nach Hauſe kehrt. In unſrem Zeitraum werden unter ſolchem Rahmen auch die Geſtalten der ältern Ritterdichtung und Sagenwelt zu allegoriſchen. So fanden wir in einer der Reden Hugos von Montfort den romantiſchen Helden Parcival zum bloßen „Beiſpiel“ eines auserwählten Ritters allegoriſiert. Ausgedehnt auf eine Erzählung von größerem Umfang erſcheint dieſes Verfahren in der Mörin Hermanns von Sachſenheim. Handſchriften und Drucke dieſes Gedichts ſind verzeichnet in F. H. von der Hagens litterariſchem Grundriß S. 427 f. Ich habe mich folgender auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Ausgabe bedient:

Mörin. Eyn ſchöne kurtzweilige vnd liebliche Hiſtori, welch durch weiland Herr Herman von Sachſenheym Ritter (eyns abentheurlichen handels halben, ſo jm inn ſeiner jugent begegnet) beſchriben, vnd hernach die Mörin genant iſt. Allen denen, ſo ſich der Ritterſchafft gebrauchen: Auch zarter frawlin diener gern ſein wolten: Nit alleyn zu leſen luſtig, vnd kurtzweilig, ſonder auch zu getrewer warnung nützlich vnd erſchießlich u. ſ. w. ann tag geben. Zu Wormbs truckts Sebaſtianus Wagner. Am Schluſſe: Ann der Keyſerlichen Frei vnd Reichſtatt Wormbs truckts Sebaſtianus Wagner im Jar nach der geburt Chriſti vnſers Herren M. D. XXXIX. 4. mit Holzſchnitten.

Es iſt ohne Zweifel ein Abdruck der 1512 zu Straßburg veranſtalteten Ausgabe des Johannes Adelphus, deſſen Vorrede, Straßburg 1 November 1512, mit abgedruckt iſt. Eine im Grundriß nicht bemerkte Ausgabe, Frankfurt s. a. kl. 8. [am Schluſſe: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Weygandt Han, inn der Schnurgaſſen zum Krugl, befindet ſich gleichfalls auf der Stuttgarter Bibliothek. Ein brauchbarer Auszug ſteht in Reichards Bibliothek der Romane. B. VII. Berlin 1781. S. 41—70.

Ein ſolcher ſoll uns nun auch mit dem ſonderbaren Gedichte näher bekannt machen. Es beginnt folgendermaßen:

1a Jr weiſen, merket mein gedicht
Und laſſet euch verdrießen nicht,
1b Ob ich ein weil von thorheit ſag!
Es iſt nit lang, an einem tag
In einer liechten ſommerzeit,
Als ſich die vögel widerſtreit

Erbrach(t)en[1] nach geſanges weis
Und mancher aſt ſein blüend reis
Nach allem wunſch erzeiget hat,
Do ward ich mit mir ſelbs zu rat
Und gieng ſpaciern in einen wald,
Darinn die vögel manigfalt
Mit freuden ſungen ir geſang.
Do fand ich einen ſuoßpfat lang,
Der truog mich in ein klingen[2] dief,
Do mancher vogel ſang und rief
Mit heller ſtimm, als in gezam.
Gar bald ich an ein waſſer kam,
Das gieng ich ſchawen hin zu thal,
Do mancher brunn auß ſelſen qual[3]
Von hohen bergen hie und dort.
Sonder bei eines brunnen ort[4]
Sah ich do gleſten gen mir her
Von mancher reicher koſt[5] ſo ſchwer
Ein ſchön gezelt von ſammet blau.
Davor ſtuond ein man, der war grau,
Mit einem ſchönen langen bart,
Als ob es wer der treu Eckhart,
Von dem man ſagt in Venus berg.
Bei dem do ſtuond ein kleines zwerg,
Das truog ein ſeil an ſeiner hand
Von blawer ſeiden und palmand,[6]
Die manchem kaufman iſt bekant.
Sie truogen beid das beſt gewant,
Das menſchen augen je erſchein,
Von berlin, gold und edlem gſtein

1 c

[1] Der bracht, Schall, Lärm; brechten, ahd. prahtan, lärmen, laut reden, ſchreien (Schmeller I, 250. Stalder, Idiotikon I, 212. Hoffmann, Fundgruben I, 361b).

[2] Die klinge, enge Schlucht, ahd. chlinga, torrens (Schmeller II, 359. Fundgruben I, 379a).

[3] qual, Prät. von quillen.

[4] Ort, Ende, Endſpitze, hier wohl Urſprung.

[5] Die koſt, Koſtenaufwand oder was ſolchen erfordert hat.

[6] Palmat ſide, Triſtan, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Breslau 1823. 8. Gloſſar 400b.

Und mancher hand gezierdes vil.
Fürwar das iſt ein frembdes ſpil,
Gedacht ich mir in meinem muot.
Ich gieng zu in und ruckt den huot
Und neigt mich vaſt, als billich was.
Sie theten weder wirſch noch baß,
Dann daß ſie mich erwüſten beid.
Von herzen gſchah mir nie ſo leid,
Daß ich zu weer nit kommen mocht.
Mein treu[1] noch ſtehen nit mer docht,[2]
Ich muoſt mich do gefangen gebn.

Lange ſchon haben ſie in dieſem Walde auf ihn gewartet, er wird nun an Händen und Füßen gebunden. Das Zwerglein iſt ſo bös auf ihn, daß es ihn aufhängen will.

2a Nein, ſprach der alt, daz wöln wir lon
Durch willen ſeiner gelben ſporn.

Hierauf wird er in eine Truhe geſperrt, worein Löcher gebohrt ſind, und erfährt, daß ſie ihn in das Land ihrer Königin, Frau Venus, bringen wollen. Auf die Frage des Alten, wie ſie zu Venus Berge kommen mögen, nimmt das Zwerglein eine Beſchwörung vor:

2b Domit es das gezelt beſchwuor,
Daß es hoch in die lüft auf fuor
Durch alle wolken, firmament
Und fuort uns hin gen orient u. ſ. w.

Biß daß wir kamen über meer u. ſ. w.
In ein das aller ſchönſte land,
Darumb das wallend meer mit ſand
Begriffen war in inſeln weis;
Ich meint, es wer das paradeis.

Hier wird der Gefangene aufgeweckt und aus der Truhe gelaſſen. Man führt ihn auf einen Plan, wo Alles ergetzlich iſt für Aug' und Ohr: koſtbare Gezelte, Vogelſang, Blumen und Früchte, Poſaunen, Pfeifen, Saitenſpiel und die Stimme von Frauen und zarten Jungfraun. Der Ankömmling aber wird von einer Schaar „Scherganten“[3]

[1] Treu, dröu, dröuwe, Drohung.

[2] docht, tugen, Prät. tohte, gut ſein, nützen, taugen.

[3] Sarjande (wahrſcheinlich von servientes), Fußknechte. Wig. S. 695. [Blatt 8b „von den ſcherganten oder ſtattknechten.“ H.]

in Empfang genommen und in einen Stock geſchmiedet. Jetzt erſcheint auch die Perſon, von der das Gedicht den Namen hat:

4a Do trat her in eim weißen kleid
Der aller ſchwärzſten frawen ein,
Als mir in Moren land erſchein u. ſ. w.

Unſer Ritter erweiſt ihr die Ehre, ſie für die Königin von Saba zu halten, die einſt zu Salomon gekommen, oder gar für die Königin Venus ſelbſt. Die Antwort iſt aber nicht ſehr verbindlich:

4b Wo kompſtu her mit dem latein?
Do heim magſt wol ein biſchof ſein.
Ich bin ir arme dienerin;
Mich dunkt, du pflegſt gar krauker ſin,
4c Daß du mich für ein köngin nenſt
Und nit ſpeck under erbeiß kenſt.
Nuon trag ich doch kein könglich kron.

Sie iſt gekommen, ihn vor Gericht zu laden:

4c Sie klopft mich mit dem ſtäblin an
Und ſprach: Du ungetrewer man,
Ich lad und heiſch dich für gericht u. ſ. w.

Nach einem ſcharfen Wortwechſel entfernt ſich die Mörin. Der Ritter wird die Nacht über bewacht, am Morgen aber zieht eine neue Schaar Gewappneter heran, vor der man, zum Zeichen des Blutgerichts, eine rothe Fahne trägt; auch wird dreimal eine Glocke geläutet. Den Zug führt ein überaus großer Mann in einem welſchen „küriſch“ und mit einer Mordaxt in der Hand. Dieſem folgen vier Pfeifer, je zween auf einem Kameel. Hierauf drei Trompeter, auf Panthern reitend. In dieſem Aufzuge wird er, nachdem man ihn auf ein hinkendes Maulthier hinterfür geſetzt, zu Frau Venus, der Königin, geführt, während der Zug das Lied ſingt:

6b In Venus namen faren wir.[1]

Ein guter Ritter kommt eben daher:

[1] Vgl. Maßmanns Denkmäler deutſcher Sprache und Litteratur I. München 1828. 8. S. 125. 14: Sie ſüngen in gottes namen alle. [Das genannte Lied iſt eine parodiſtiſche Änderung des alten Leichs oder Wallfahrtsliedes: „In gotes namen vare wir.“ Man ſehe das letztere bei Hoffmann von Fallersleben, Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Zweite Ausgabe. Hannover 1854. 8. Nr. 12. 97—99. H.]

6b Er ſprach: Was ſol euer geſang,
Was zeihet ir den guoten man?
Mein frau die nimpt ſich vil dings an,
Des ſie ein theil wol mießig gieng.
Der alle die ertödt und hieng,
Die frawen untreu hon gethon,
So müſt man gar vil galgen hon.

Sie gelangen auf ein Feld, wo ein großes Gezelt aufgeſchlagen iſt, vor welchem der Zwerg und der alte Mann ſtehen, die ihn hieher gebracht. Nun kommt auch die Königin mit ihrem Zuge heran:

7a Frau Venus auf eim helfant ſaß,
Darauf ein palaſt war geziert,
Darinn ſaß die köngin ſelbviert,
Drei fürſtin reich und hochgeborn
Und mancher ritter außerkorn
Mit ir zu roſs warn kommen dar u. ſ. w.

Sie wandt ſich umb und deut auf mich
Und ſprach: Iſt das der ſchnöde man,
Der mir meinn hof verſchmehen kan
Und mir hat gebrochen meinn eid?
Fürwar es muoß im werden leid,
Eh man das bad wirt gießen auß.
Nuon ſchaut! er ſicht gleich wie der ſtrauß,
Der ſeine eier hat verlorn.

Sie wird in das Zelt geführt, worauf auch der König, mit Krone und Scepter und in Begleitung von zwölf Rittern mit grauen Bärten, heranſchreitet. Drei Pfaffen tragen ihnen den Alkoran vor. Dieſer König iſt ein Ritter aus Frankenland, der Danhäuſer genannt, den Frau Venus ſich zum Gemahl erkoren. Auch die Mörin kommt auf einem gezähmten Einhorn herbeigeritten. Der Ritter wird, nachdem man ihm ſeine Bande aufgeſchnitten, ſehr unſanft vom Maulthier herabgeworfen. Man fordert ihn auf, den werthen Gott Machmet anzurufen, was er aber verweigert und ſein chriſtliches Glaubensbekenntnis laut ausſpricht. Nachdem die Frauen vergeblich für ihn bei Frau Venus Fürbitte eingelegt, wird er, mit ſieben Seilen gebunden, vor die Schranken des Gerichtes geſtellt, zu welchem der König und ſeine zwölf Ritter auf prächtigem Geſtühle ſich niedergeſetzt haben. Die Königin

ruft das Gericht an und erbittet ſich zur Fürſprecherin die Mörin Brinhilt. Die Fürſprache des Angeklagten übernimmt der alte, treue Eckart. Eine vorläufige Verhandlung über die Art der Gefangennehmung hat den Spruch zur Folge, daß der Ritter ungebunden vor Gericht ſtehen ſoll. Hierauf verlieſt die Mörin ihre Klage, welche darin beſteht: der Ritter habe in ſeinem zwanzigſten Jahre ihrer Frau den Eid der Treue geſchworen, als er aber kaum dreißig Jahre alt geworden, hab' er ſich falſcher Tücken befliſſen. Venus hab' ihm eine ſchöne „Amei" unterthan gemacht, gegen dieſe hab' er ſich mit falſchen Blicken erzeigt, als ob ſie ihm die liebſte wäre, dennoch aber ſich mit der Einen nicht begnügt. Eckart und die andern Beiſtände des Angeklagten treten mit ihm ab, um ſich über die Antwort zu bereden. Der Ritter widerſpricht, der Königin einen förmlichen Eid geſchworen zu haben, entſchuldigt ſich im Übrigen damit, daß er es ſeiner Freundin nicht anders gemacht, als ſie ihm (14 c).

Eckart richtet nun die etwas bedenkliche Fürſprache dahin, daß er alle Schuld auf die Untreue der Frauen zu werfen ſucht:

14 b Geb untreu warm, es würd ſo heiß
In manchen landen, on die ſonn,
Es möchts nit löſchen weiers bronn.

Auch nimmt er für ſeinen Schützling die beſondern Vorrechte eines freien Schwaben in Anſpruch, ſeinen Eid zu bieten, da er Alters halber nicht mehr Kampf bieten könne. Allein die Mörin hat noch andre Stücke auf ihrem Zeddel. Er habe, während er zwei oder drei Frauen gedient, die Farbe einer jeden getragen und ſich dabei folgender Liſt bedient:

18 b So er dann kam zu einem tanz,
Do frawen und geſellen warn,
So kunt er meiſterlich gebarn
Und fuort mit im die kleider ſein
In einem watſack, der war fein
Verſchloſſen und gebriſſen[1] zuo.
Fand er dann eine und nit zwuo,
So ſprach er bald zu ſeinem knecht:
Bring her die farb! die kompt mir recht,

[1] Briſen, preiſen, ſchnüren. Schmeller I, 345. Vgl. Fundgruben I, 361 b.

Der aff iſt hie, dem ſie gehört.
Domit ſo ward die ein bethört.
Fand er dann mer, das war im leid,
Bald legt er an ein ſchwarzes kleid,
Als ob im wer geſtorben todt
Ein guoter freund in waſſers not.
18c Alſo beſchalkt er diß und die.

Selbſt die Klöſter hab' er nicht mit ſeinen Bewerbungen verſchont (18c). Und in den Städten hab' er ſich noch weniger geſcheut (18d). Bei der Beſprechung mit den Beiſtänden, denen bei ſo ſchweren Beſchuldigungen nicht wohl zu Muth iſt, wendet der Ritter ein, Frau Venus henke die kleinen Diebe und laſſe die großen laufen. Auch beruft er ſich auf ein hohes Beiſpiel:

19d Köng David het wol hundert ſchaf
Und ſtal doch eim ein lämblin guot.

Nöthigen Falls will er von dieſem Gerichtshof an die Kaiſerin „fraw Abentheur" appellieren, von der die Königin Venus ſelbſt ihre Krone habe. Es wird nun von den Parteien zum Spruche hinterſetzt, dem König aber iſt die Zeit bereits zu lang geworden.

21a Er ſprach: Jr herrn, nuon ratent zuo,
Was ich zu diſen ſachen thuo!
Ich mein, es wer wol eſſens zeit u. ſ. w.

Die Entſcheidung wird dieſem gemäß auf den nächſten Morgen verſchoben und die Zwiſchenzeit dem Mahl und der Ruhe gewidmet (23a). Am andern Tage zeigt ſich, daß das Urtheil der zwölf Ritter gezweit iſt: die eine Hälfte will ihn freiſprechen, weil er nicht vor ſeinen rechten Richter geſtellt worden, die andre erkennt der Königin das Recht zu, ihn zu tödten, empfiehlt ihn jedoch ihrer Gnade. Der König, deſſen Ausſpruch zwiſchen beiden Meinungen entſcheiden ſoll, iſt in unverkennbarer Verlegenheit.

27d Der könig thet manch ſcharpf geſicht
Und rampf das maul vaſt hin und her;
Als ob es alls verworren wer,
Alſo hett er ein frembd geberd.

Nach weiterer Berathung tritt er auf die dem Angeklagten ungünſtige Seite. Dieſer appelliert aber, wie er ſich vorgenommen, an die Kaiſerin Abentheur. Die Königin befiehlt auch ſogleich, Schiffe

bereit zu halten, auf denen ſie mit 200 Frauen und 1000 Rittern in das Reich der Kaiſerin überfahren will. Auf die Frage des Königs, wer „fraw Abentheur“ ſei, antwortet der Ritter:

30c All ſach durch abentheur geſchicht,
Es ſeien frawen oder man u. ſ. w.

Hierauf wird der Ritter im Zelte Eckarts wohl bewirtet. Auch der Schreiber, der die Appellation aufgeſetzt, ißt mit ihnen (30b).

Auch der Marſchalk und der „groß hofmeiſter“ ſetzen ſich zu ihnen und der Narr Utzmann, der den Wein ſpürt, tanzt hin und her. Es wird von einem großen Geſtech die Rede, das der König halten will, und der Ritter wünſcht, demſelben anwohnen zu dürfen. Eckart räth ab und meint, er ſollte ſich ſolcher Dinge entſchlagen. Der Ritter antwortet mit einer Anekdote, die in unſrem Lande ſpielt:

32b Ich ſprach: Eckart, ich bin kein baur
Dort her bei Urach auf der Alb.
Do ſprang ein alt weib mit eim kalb
Gar über ein wunderdieſes thal,
Bei Leiningen gſchah diſer fal;
Der knecht, der ab dem kalb do fiel,
Der mocht wol ſein ein thorecht giel.[1] u. ſ. w.
33a Hin auf das ſchloß gieng er zu hand
Und bracht ſein bottſchaft glaublich dar.
Des nam der herr gar eben[2] war
Und muoſt im ſagen diſe mer,
Wie er ſo ſchnell wer kommen her.
Das thet der bott und war gar geil.
Der herr der ſprach: Gott geb uns heil!
Was dörfen wir nuon großer roſs?
Die kälber ſpringen überd moß
Und darzuo über dieſe thal
Und das beſchicht on allen fal.

(Der Zuſammenhang dieſer Anekdote mit dem vorhergehenden Geſpräche mag dieſer ſein: wenn auch der Gaſt nicht mehr recht zum Ritterſpiele zu taugen ſcheint, ſo iſt ja auch ſchon ein Kalb ſo gut geſprungen, wie ein Roſs. Übrigens iſt durch das ganze Gedicht die

[1] Der Giel, der Rachen, gefräßiger Menſch.
[2] Eben, genau, ſcharf. Schmeller I, 11, eben 3.

Anknüpfung oft äußerſt willkürlich und manchmal giebt nur der Reim den Anlaß, zu den fremdartigſten Dingen überzuſpringen.)

Der Großhofmeiſter verlangt von dem Ritter weitern Bericht über die jetzige Sitte in deutſchen Landen und dieſer wird ihm mit vieler Freimüthigkeit erſtattet, auf ähnliche Weiſe, wie wir den Grafen von Montfort dem Helden Parcival vom Zuſtande ſeiner Zeit erzählen hörten. Wir werden auf dieſe Sittenſchilderung beſonders zurückkommen.

Der Ritter erhält die Erlaubnis, das Geſtech mit anzuſehen, das auf einer mit Blüthen beſtreuten Bahn gehalten wird. Doch muß er, zum Geſpött der Leute, auf ſeinem lahmen Maulthier dahin reiten. Der König ſelbſt nimmt Theil an dem prunkvollen Ritterſpiel, wird aber vom erſten Stich aus dem Sattel gehoben und verdient ſich den Kranz der „fraw Schand". Dem Turnier folgt ein Tanz und der Zorn der Königin gegen den Ritter legt ſich allmählich. In einem Augenblicke, wo die Mörin, ſeine beſondre Feindin, nicht um die Königin iſt, führt der Marſchalk ihn und den getreuen Eckart heimlich zu dieſer. Frau Venus ſchenkt ihm, auf Fürbitten Aller, die Freiheit, doch unter dem Beding, daß er ſchwöre, ſich auf ihre Mahnung in einer der vier Städte zu ſtellen, die ihr in deutſchem Lande angehören: Cöln, Straßburg, Baſel und Coſtenz. Nachdem er ſeinen Eid abgelegt, wird ihm von einer Göttin ein Laſurſtein in die Hand gegeben und, während ihm die Augen mit einem ſeidenen Tuch verbunden werden, ein Zauberſpruch über ihn geſprochen:

45 b Ich weert mich nit, was ſie mir thet,
Doch ſprach ich heimlich das gebet,
Das man das Vatter unſer nent.
Hoch in der wolken firmament
Ward ich verzuckt do ſchnel und bald.
Mit großen engſten manigfalt
46 a Fuor ich do hin, ich weiß nit wie.

Er kommt an derſelben Stelle nieder, von der er ausgefahren (46 a f.). Dem frommen Schluß iſt noch eine Zueignung angehängt: [1]

[1] In der Wiener Handſchrift, woraus die Stelle im Muſeum für altdeutſche Litteratur I. Berlin 1810. 8. S. 579 f. gegeben iſt, läuft beides mehr in einander über.

46c Dem edlen fürſten hochgeborn,
Welchen ich mir hab außerkorn,
Und darzu einer fürſtin guot,
Sie ſeind auch beid von einem bluot:
Auß Beierland, pfalzgraf bei Rein,
Zu Oſterreich ein herzogein,
Hab ich diß red zu dienſt gemacht u. ſ. w.

Hierauf noch die Zeitbeſtimmung:

46c Diß ward gemacht im dritten jar,
Als man nach jubileus zalt,
Do bapſt Nicolaus mit gwalt
Den ſündern all ir ſünd vergab.

Das Jubeljahr, unter dem Pabſte Nicolaus V gefeiert, war 1450 (Cruſius, Ann. II, 393). Im dritten Jahre nach dieſem, alſo 1453, iſt das Gedicht verfaßt. Mittelſt dieſer Zeitbeſtimmung ergiebt ſich denn auch, wer die beiden fürſtlichen Perſonen ſeien, denen zu Dienſt es gemacht iſt: nemlich der Pfalzgraf Friedrich I und ſeine Schweſter Mechtild, früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach deſſen 1450 erfolgtem Tod aber und zur Zeit der Abfaſſung des Gedichts mit dem Herzog Albrecht VI, Erzherzog von Öſterreich (geſtorben 1463), vermählt (Cruſius, Ann. II, 395).

Der Sagengrund, worauf dieſer wunderliche Bau aufgeführt worden, iſt ein einheimiſcher: die Volksſagen vom Venusberge, vom Tanhäuſer und vom treuen Eckart. Das Innere des Venusberges fanden wir in unſrem Gedichte nur kurz und geheimnisvoll angedeutet: ein ewiger Mai blüht in ihm, er iſt voll Goldes und edeln Geſteins, Frauen, Ritter, Zwerge ergetzen ſich darin mit Singen, Tanz und Saitenſpiel; alle Meiſter der Philoſophie möchten die Wunder dieſes Berges nicht ermeſſen. Wie der Tanhäuſer, den das Gedicht aus Frankenland ſtammen und im Reiche der Venus, als Gemahl dieſer Königin, die Krone tragen läßt, in den Venusberg gekommen, davon giebt es eine alte Ballade, die im 16ten Jahrhundert auf fliegenden Blättern vielverbreitet war und auch ſonſt mehrfach abgedruckt iſt, z. B. nach einem Nürnberger Flugblatte in Gräters Bragur B. VIII, Breslau 1812. S. 186 ff.; nach Kornmanns Venusberg ꝛc. in: Des Knaben Wunderhorn von L. A. v. Arnim und C. Brentano I. Heidelberg 1806. 8. S. 86—90, Büſchings Volksſagen 374 und andern

Sammlungen; [1] niederdeutſch, fliegendes Blatt, vermuthlich von 1581, Schellers Bücherkunde S. 479, XVI.

Aventin (Johann Thurnmaier [Turmair] aus Abensberg, geſtorben 1534) in der bairiſchen Chronik (Frankfurt 1580. Fol. Bl. 33 b) macht, nach ſeiner Weiſe, die Fabelhelden geſchichtlich einzureihen, den Danhäuſer zu einem von den Griechen Thanauſes genannten König der Gothen, der vor der Zerſtörung Trojas große Dinge ausgeführt habe, und ſetzt dann bei:

Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Danhäuſer, und ſeiner Reis ſingen und ſagen noch viel unſere Teutſchen, man heißt noch die alten Meiſtergeſäng von ihm ſprichwortsweis der alt Danhäuſer. Etliche alte Römer (Reimer), vorauß Wolfram von Eſchenbach, der Cluſer und Schaber (ſonſt als Meiſterſänger genannt, ſ. Muſeum I, 145) und etliche dergleichen mehr, ſo bei dem Frauwenzimmer verwandt geweſen, haben den Frauwen wol dienen und Kurzweil wöllen machen, haben der alten Teutſchen Herrn und Fürſten Thaten, Reis und Chronica in Bulerei verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie ſolchs Blutvergießen, Mühe und Arbeit nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht faſt luſtig zu hören iſt, ſonder auß lieb umb der Frauwen und Jungfrauwen willen geſchehen ſei; dergleichen thut Vergilius mit der frommen Frauwen Dido und Äneas u. ſ. w. Alſo iſt auch dem Danhäuſer geſchehen, der ein großer Held und Krieger geweſen, iſt mit den Teutſchen Kriegsfrauwen biß an Egypten durch Aſien und Syrien gereiſt, und wie ich oben angezeigt hab, iſt er von den alten Griechen, unſern Vorfahren, für einen Gott hernach, dem die Schlüſſel des Himmels befohlen geweſen, und beſondern Nothelfer geehrt und angeruft worden.

Was er darunter verſtehe, daß man „ſprichwortsweis" von den alten Meiſtergeſängen ſage: „der alt Danhäuſer," erklärt Aventin in ſeiner Grammatik von 1517, wo er überſetzt: „eandem canis cantilenam, ſingſt gleich den alten Danhauſer." Schmeller I, 446.

Der treue Eckart iſt eine Geſtalt der deutſchen Heldenſage und zwar des gothiſchen Beſtandtheils derſelben, des Amelungenkreiſes. Er iſt dort der getreue Meiſter der jungen Harlunge, der Vaterbruderſöhne Dietrichs von Bern. Wir vermiſſen das lebendige Lied, das ohne Zweifel über ihn vorhanden war und die That zum Gegenſtande hatte, die ihm den beſondern Ruhm der Treue verſchaffte. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer ſeiner Pfleg-

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 761—765. 1032. H.]

befohlenen gerühmt. Erſteres jedoch, die Warnung, hat ihm in der Volksſage ſeine Stelle angewieſen. Darüber hat die nordiſche Vilkinaſaga, die jedoch auf deutſchen Liedern und Sagen beruht, folgenden Zug aufbewahrt (Cap. 255. 256. Nordiſche Heldenromane, überſetzt durch F. H. von der Hagen, 2tes Bändchen, Breslau 1814. 8. S. 276—280): Eckehart (er trägt übrigens hier durch Verwechslung den Namen eines ſeiner Pflegſöhne Fritila) erfährt, daß den Harlungen ein Überfall von ihrem verrätheriſchen Oheim, König Ermenrich, drohe. Er wirft ſich auf ſein Roſs und reitet mit ſeinem Sohne Tag und Nacht, um, dem feindlichen Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Dieſe wohnen auf ihrer Burg am Rheine (Breiſach in deutſcher Sage). Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckehart die Fähre nicht erwarten, ſie ſchwimmen, die Roſſe nachziehend, durch den Rhein und an dieſer Eile ſchon erkennen die Harlunge, daß große Gefahr nahe ſei. [1]

Dieſer Eckehart nun iſt als Warner ſprichwörtlich geworden. In Johann Agricolas deutſchen Sprichwörtern (die erſte vollſtändige Ausgabe erſchien zu Zwickau [2] im Jahr 1529) findet ſich, Blatt 191, dieſes:

„Du biſt der treu Eckhart, du warneſt iederman."

Und zur Erklärung desſelben wird, nach der Hinweiſung auf die Heldenſage, Folgendes geſagt [Bl. 193 a]:

„Nun haben die Deutſchen ... ihres trewen Eckharts nicht vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venus berge und warne alle leute, ſie ſollen nicht in den berg gehen u. ſ. w.

Der proſaiſche Anhang des gedruckten Heldenbuchs (Hagenau 1509, Batt 212 b) ſpricht gleichfalls von ihm. [3]

[1] [Man vergleiche die hierher gehörigen Stellen nun auch bei: A. Raßmann, Die deutſche Heldenſage und ihre Heimat II. Hannover 1858. 8. S. 576. 577. H.]

[2] [Nach den neueren Unterſuchungen von J. Zacher, Die deutſchen Sprichwörterſammlungen. Leipzig 1852. 8. S. 10. 11 iſt die älteſte echte Ausgabe zu Hagenau erſchienen. Nach einem auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Exemplare dieſes erſten Druckes habe ich denn auch die oben mitgetheilte Stelle gegeben, welche Uhland nach einer anderen Ausgabe aufgenommen hat. H.]

[3] Vergl. Aventins Chronik Bl. 38 a f.; Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber, zweite Section. Elfter Theil. Leipzig 1834. 4. S. 63 unter: Hörſelberg. C. P. de Waldenfels, Selectæ

Wie ſehr die Sage vom Venusberg im 15ten und 16ten Jahrhundert volksmäßig verbreitet war, mögen noch einige weitere Anführungen darthun. Unſer Landsmann H. Bebel, einſt Lehrer der Beredſamkeit und Poeſie in Tübingen, deſſen Lebenszeit zum größern Theil noch in das 15te Jahrhundert fällt (er ſtarb wahrſcheinlich 1516), erwähnt ein paarmal, wie die fahrenden Schüler,[1] unter dem Vorgeben, aus dem Venusberge zu kommen, einfältige Landleute prellen. Im Triumphus Veneris[2] heißt es [B. II, Bl. 44 b]:

Multo plnra tamen mnlier, sed rustica, simplex,
Porrigit ocenlte, simnl ignorante marito,
Quæ longum de caseolis lucrata per annum est.
Dnm vagus ornate secretam gannit in anrem,
Nescio qnem fingens Veneris de monte profectnm
Sese hinc esse magum, possit qui dæmones atros
Imperio regere et compellere cuncta fateri
Abdita, quoqne loco nummorum grata supellex
Thesaurusque ingens qua sit tellure sepultus.

Sodann in ſeinen Facetiis[3] (dieſe bald nach 1506, vgl. Narrenbuch 433 f.) B. I, 6:

Sunt quidam scholastici, qui cum nullius bonæ frugis sint neque operis, nec stndeant nec laborare velint, vagantur hinc inde mendicando,

antiquitatis libri XII u. ſ. w. Norimbergæ 1677. 4. L. XI. cap. XIV. Extraordinarinm. De Fideli Eckardo sive Treu Eckard. S. 377: „Hodierno qnoque die superstitiosi nonnulli, vocem improvisam quasi susurrantem audientes, imaginantur, Treu Eckardi spiritum eos revocare.“ [W. Grimm, Die deutſche Heldenſage. Göttingen 1829. 8. S. 289; oben Bd. I, S. 245. 246. H.]

[1] Vergl. Simpliciſſimus V, Cap. 17; vergl. auch IV, Cap. 4. [Die erſtere Stelle lautet in der Ausgabe von Keller II. Stuttgart 1854. 8. S. 773: „ſagte derowegen, ich ſeie ein fahrender Schüler, der jetzo erſt auß dem Venus-Berg komme und ein ganzen Haufen wunderliche Künſt gelernet hätte.“ H.] Dagegen weiß das Mähre von einem fahrenden Schüler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts in den Altdeutſchen Wäldern II, 49 noch nichts vom Venusberge.

[2] [Der genaue Titel iſt: Trinmphus Veneris Henrici Bebelij poetæ laureati, cum commentario Ioannis Altenstaig Mindelheimensis. 4. Am Schluſſe: Finis. Argentinæ. IX, Calen. Septem. Anno a Christo nato. M. D. XV. H.]

[3] [Argentorat. Ex Aedibus Matthiæ Schurerij. Mense Nouēbri. Anno M. D. XII. 4. H.]

variisque artibus et illusionibus atque præstigiis simplices rusticos circumveniunt, dicentes se fuisse in monte Veneris (nescio quem mentientes), ubi omnem magiam didicerint, pollicentnrque mirabilia, de quibus multa in triumpho Veneris scripsi. Ex illorum numero unus olim ad planstrarium Justingensem (Bebel ſelbſt war von Juſtingen) venerat, qui ab illis plus quam semel erat delusus et deceptus, petens ab eo eleemosynam nomine magistri septem artium liberalium et illius, qui in monte Veneris aliquando fuisset, quos vulgus vagantes scholasticos appellat.

Cruſius berichtet in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik zum Jahr 1544 (II, 653. 654):

Quidam alii fuerunt, scholastici rudes perditæque spei, qui in humeris parvum reticulum flavum gestabant, tanquam cappam. Hi se appellabant volaticos vel erraticos scholasticos. Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire, quæ essent, quæ fuissent, quæ ventura essent etc. Se potestatem habere in Furias, vel exercitum furiosum, in quo essent omnes infantes non baptizati, omnes in pugnis cæsi, omnes ecstatici, in quorum corpora animæ, quæ evolassent, non rediissent etc.

In einem Schwanke[1] des Hans Sachs, vom Jahre 1556, der von einem aberglaubiſchen Bauer Claus Ott, zu Langenau in Schwabenland, handelt, kommt folgende Stelle vor (Bragur I, Leipzig 1791. 8. S. 342):

Eins tags an einem pfinztag[2] ſpat
Ein fahrend ſchüler zu im eintrat,
Wie ſie denn umbgiengen vor jarn
Und lauter baurenbſcheißer warn.
Der ſagt her große wunderwerk,
Wie er kem aus dem Venusberg,
Wer ein meiſter der ſchwarzen kunſt,
Macht den bauren ein plaben dunſt.

Der ſagenhafte Name hat ſich auch örtlich angeknüpft. Der Venusberg[3] heißt ein zum Marktflecken Lorch gehöriger Bauerhof, auf einem grünen Hügel gelegen. (Man nennt die Bewohner deſſelben Venus-

[1] [Das unhulden bannen. H.]

[2] Der Donnerſtag, als der fünfte Tag in der Woche, feria quinta, πέμπτη. Schmeller I, 321.

[3] [Im Königreich Württemberg finden ſich außer Venusberg auch noch die Namen Venushalden, Venusmühle. Man ſehe: Königlich Württembergiſches Hof- und Staats-Handbuch. Stuttgart 1862. 8. S. 517. 439. H.]

örg, Venusgrete u. ſ. w.) Ebenſo ein hochgelegener Hof unweit Waldſee. Da in demſelben Bezirke auch ein Dorf Thannhauſen liegt, ſo hielt ich für möglich, daß die Mähre vom Tanhäuſer etwa auf ein dortiges Rittergeſchlecht ſich beziehen könnte. Die Mühe, welche ſich Eingeſeſſene jener Gegend für mich gegeben, einer örtlichen Sage auf die Spur zu kommen, iſt gleichwohl vergeblich geweſen.

Wenn gleich der Name Venus fremder Mythologie entnommen iſt, ſo beruht doch die Sage ſelbſt auf alteinheimiſchen Vorſtellungen. Das Reich der elfiſchen Zwerge in hohlen Bergen voll unterirdiſcher Schätze, voll Tanzes und Geſanges, finden wir in der deutſchen Heldenfabel, wie überall im Volksglauben der germaniſchen und galiſchen Stämme (Brüder Grimm, über die Elfen, Einleitung zu den iriſchen Elfenmährchen, Leipzig 1826. 8.). Ebenſo die Verlockung der Helden in ſolche Berge durch feenhafte Frauen. Im Wolfdietrichsliede wird der Held Otnit von einem zauberhaften Weibe in einen hohlen Berg geführt, wo ihn die Zwerge wohl empfangen und er ein ganzes Jahr bleiben muß. Solche Verzauberungen machen auch den Inhalt ſchwediſcher und däniſcher Volkslieder aus und eben dahin gehört urſprünglich das Lied vom Tanhäuſer. Davon bin ich neuerlich durch eine Aufzeichnung desſelben überzeugt worden, wie es noch jetzt im Entlebuch, im Canton Luzern, vom Volke geſungen wird.[1] Es dürfte ſich wohl auch noch weiter hinauf zeigen laſſen, daß der Venusberg identiſch iſt mit der Wohnung der germaniſchen Liebesgöttin Freia, dem Fólkvangr der Edda, wie der Tag der Venus mit dem der Freia (Freitag, dies Veneris, auch im Deutſchen, bei Bruder Berchtold „venretag"). Vgl. Schmeller I, 321 f. 610.

Dieſe Unterſuchungen laſſen wir aber auf der Seite, es kam hier nur darauf an, den Stand der Sage in dem Zeitraume, der uns beſchäftigt, darzulegen; in dieſem waren jene ältern mythiſchen Beziehungen längſt verdunkelt. Das Gedicht Hermanns von Sachſenheim, in Handſchriften und Drucken vielverbreitet, hat ohne Zweifel zur Verbreitung

[1] [Man ſehe dieſes Stück in Uhlands Volksliedern II, S. 770—772. Man vergleiche nun auch: Der Tannhäuſer und ewige Jude. Zwei deutſche Sagen in ihrer Entſtehung und Entwickelung hiſtoriſch, mythologiſch und bibliographiſch verfolgt und erklärt von Dr J. G. Th. Gräße. Zweite . . . Auflage. Dresden 1861. 8. H.]

der Sage in der Geſtalt beigetragen, wie wir ſolche aus Schriften des 16ten Jahrhunderts nachgewieſen. Das Gedicht ſelbſt ſetzt zwar eine gangbare Volksſage voraus, aber der eigentliche Sagenbeſtand iſt vor der allegoriſchen Auffaſſung in den Hintergrund getreten. Darin hat es auch dem Dichter nicht an Vorgängen gefehlt. Frau Venus gehört zu den wenigen mythologiſchen Namen, welche den Dichtern des Mittelalters aus der Poeſie der alten Welt zugekommen ſind. Den deutſchen Rittern war ſie vorzüglich durch die Äneis des Heinrich von Veldeke gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts bekannt geworden. Den Minneſängern des 13ten Jahrhunderts iſt ſie eine Perſonification, wie in der eigenen Sprache Frau Minne. Doch fühlen ſie auch wohl das Fremdartige. Graf Konrad von Kilchberg meint, daß er ſeine Schöne ſo herzlich minne, daran ſei weder Venus noch Amors heiße Fackel ſchuld (Maneſſe I, 13 a. 2 [Minneſinger von F. H. von der Hagen I, S. 24 a. H.]); und Wolfram von Eſchenbach behauptet von der ſeinigen (Maneſſe I, 148 b. 5 [Wolfram von Eſchenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833. 8. S. 10. H.]):

Vênus, diu gotinne,
lebt ſi noch,
ſi müeſt bi ir verblichen ſîn.

Man vergleiche auch L. Tieck, Frauendienſt S. 85 ff., Ulrichs Fahrt als Königin Venus.

Die Heidelberger Papierhandſchrift 313 (aus dem 15ten Jahrhundert, vgl. Wilken, Geſchichte der Bildung ... der alten Heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg 1817. 8. S. 401 ff.), eine Sammlung meiſt allegoriſcher Erzählungen von der Minne, aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert, enthält ein Gedicht dieſer Art: der (Tugenden) Schatz (auch in Handſchrift 355, Nr. 10, Wilken 436, und Handſchrift 358, Nr. 3, ebend. 440), welches offenbar noch dem 14ten Jahrhundert angehört und unſrem Dichter (dem ich ſelbſt ein Stück dieſer Sammlung zuſchreiben zu dürfen glaube) zum Vorbilde gedient haben mag. Eine Anzeige des Inhalts wird dieſes glaublich machen.[1]

[1] [Den Text der von Uhland ausgehobenen Stellen gebe ich nach der ſeitdem von A. v. Keller und mir veranſtalteten Ausgabe des Gedichtes in: Meiſter Altſwert u. ſ. w. Stuttgart 1850. 8. (Bibliothek des litterariſchen Vereins XXI) S. 70—116. H.]

Eines Morgens in des ſüßen Maien Thau geht der Dichter, den mitten in ſeiner Minneklage die ſchöne Zeit erfreut, über eine blühende Aue in den Wald, worin er verirrt. Er findet ein Kraut, das wie Balſam riecht und deſſen Wurzel wie Himmelbrot ſchmeckt; ſie giebt ihm Kraft und Muth und erhält ihn acht Tage lang bis zu ſeiner Wiederkehr. Wie er ſo umherirrt,

Do kam ein martinsvogelin.[1]
„Nun laz mich dir bevolhen ſin,
Trut vogel guot! ich bin din fro,
Ich wolt nit ſin anders wo.
Got hat dich her zuo mir geſant;
Nun tuo mir reht ſtraz bekant!“
Es ſloug über ein ruche hurſt;[2]
Mich irret weder hunger noch durſt,
Ich volgt dem vogel als noch
Gein eim gebirg, daz was hoch.
Es flog hin uf einen ſtein,
Da vor ſtuond ein zwerg, was clein,
Es was geweltig berg und tal.
Des bergs gedoz gap widerhal,
Wan er was inwendig hol.
Daz zwerg kund ſin gehüeten wol.
Wann daz zwerg den berg beſchloz,
Er wer clein oder groz,
Oder wie wis er möcht geſin,
Er kund nie kumen darin.
Die port was mit kunſt vermacht;
Daz ſin kein man moht nemen acht,
Ez liez ein vels fallen für
Hundert fuoder ſwer für die tür.

Auf die Frage des Zwerges, wer ihn in dieſe Wildnis gewieſen habe, deutet der Fremde auf das Vöglein, das auf dem Felſen ſitzt und verſichert, daß er ſich dieſem mit vollem Glauben anvertraut, indem ihn noch nie ein Martinsvogel betrogen habe.

[1] Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834. 8. S. CXXVI: avis sancti Martini. Pluquet, Contes populaires u. ſ. w. de Bayeux. Rouen 1834. 8. S. 86: (Patois et noms triviaux) „Oiseau Saint Martin, le martin-pêcheur.“ (Eisvogel.)

[2] Die Hurſt, Hecke, rubus. Schmeller II, 240.

Daz zwerg ſprach: „Du ſolt willomen ſin.
Der ſelb vogel der iſt min,
Min herſchaft hat in uzgeſant.
Sag mir! wie biſtu genant?“
Ich ſprach: „Ich heiz Nieman (wie Odyſſeus beim Cyclopen),
Anders ich dir nit geſagen kan.“
Er ſprach: „Ich han ez wol vernomen.
Tuſent ſtunt ſolt du ſin willomen
Von zwölf werden, hohen frouwen.
Die ſoltu in eren ſchouwen,
Sie hant din begert lang zit.
Wizz, daz uf der welt wit
Nit edeler frouwen ſint geborn!
Got hat ſie ſelber uzerkorn,
All wirdikeit uz ze tragen;
Daz wil ich dir für war ſagen.“

Der Dichter fragt, wer und wo dieſe Frauen ſeien, da hier nicht Haus noch Hof zu ſehen. Hierauf bietet ihm der Zwerg ein Kleid an, halb grün, halb roth, und führt ihn in den Berg.

Rubin und Karfunkel erleuchten den hohlen Berg, ſtatt des Glanzes der Sonne. Das Gewölb iſt feines Gold. Zweihundert Kammern ſtehen neben einander für das Hofgeſinde. Der Zwerg führt den Gaſt in ſeine Kammer, um ihn zu kleiden und ihn aller Dinge zu beſcheiden, damit er wiſſe, wie er ſich verhalten ſoll. Der Berg hat erſt der Frau Venus allein gehört, nun iſt er ihr mit Frau Ehre gemein; ſie haben zuſammen geſchworen, was in der weiten Welt geſchieht, müſſen ſie austragen. Auf dieſe Vereinigung deuten auch die beiden Farben. Dieſen zwei hohen Kaiſerinnen dienen zehen gekrönte Jungfrauen, alle Königskinder. Man erkennt ſie an Buchſtaben von Edelſteinen, die ſie vor der Bruſt, auf dem Arme u. ſ. w. tragen. Die erſte mit dem L iſt Liebe, die zweite Stäte, die dritte Treue, die vierte Zuverſicht, die fünfte Troſt; dann noch die fünf Jungfraun der Frau Ehre: Würde, Maß, Scham, Forcht, Zucht. Nun will ihm der Zwerg auch das Hofgeſinde zeigen und führt ihn durch den Saal, der von Gold und Edelgeſtein erbaut iſt. Die Leute ſind aber draußen auf dem Plan, der von Baum und Blüthe wonniglich iſt:

Ach got, durch all din güete
Wie was ſo herlich tanzen do!

Dann gehen ſie in die zwei Paläſte der Kaiſerinnen, wo jede mit ihren fünf Jungfrauen weilt.

Darauf ſehen ſie einen Tanz in einem paradiesgleichen Garten, voll von Maienblüthe und Obs zugleich:

Do ſach ich manig mündliu rot
Frölichen an eim tanze
Mit manigem roſenkranze.

Auf den Tanz folgen mancherlei Spiele der grün und roth gekleideten Paare:

Zwei begunden koſen,
Zwei die brachen roſen,
Zwein was mit einander wol,
Zwei die ſuochten viol,
Zwei begunden ſingen,
Zwei die wolten ſpringen u. ſ. w.

Das lange Verzeichnis dieſer Spiele, welchen meiſt eine verliebte Beziehung gegeben iſt, würde eine ausführliche Erklärung erfordern. Es iſt beſonders gedruckt in W. Wackernagels Altdeutſchen Curioſitäten (einem einzelnen Bogen), Berlin 1827. 8.

Der Dichter ſchließt dieſe Aufzählung damit:

Ich wen, man var durch al lant,
Man vint den ſchimpf uf erden niht.

Er allein hat keinen Liebestroſt.

Bei einem Brunnen iſt ein köſtlich Gezelt, worin die allegoriſchen Frauen „zuo ring" ſitzen. Ihr Geſpräch beſteht in Klagen über die Sitten der Zeit, jede vermißt, was ihrem Weſen entſpräche. Sie gewahren den Fremden und fragen den Pförtner, wer er ſei. Niemand, ſagt dieſer. Doch ſie erkennen ihn als ihrer aller Diener und heißen ihn herbringen.

Hierauf fragen ſie ihn, ob jemand in deutſchem Lande ſei, der ohne Schande und Gebrechen lebe. Der Dichter bezeichnet ſeine Geliebte:

Sie lebt von ſchanden guſt,[1]
Als der adler im luſt
Swebet hoch mit gewalt.

[1] Der Guſt, lautes Schreien.

Sie habe alle zwölf Tugenden, wenn ſie gleich gegen ihn hart ſei.

Frow Venus ſprach aber do:
„Der rede ſin wir alle fro,
Wir haben ſie von kinde uf gezogen.“

Sie wollen auch ihr Thron und Krone geben. Die Krone, die ſie ihr beſtimmen, ſei von zwölf Zinken, wovon jede der Frauen eine gemacht, das Gold ſei allen gemeinſam; jede Zinke ſei mit zwölferlei Geſtein durchlegt.

Jede Frau geb' auf ihre Zinke acht; werd' ihr Orden gebrochen, ſo falle jene herab. Der Dichter verſpricht, ſeiner Frau dieſe Botſchaft zu verkündigen. Da kommt eine Jungfrau und bringt den Schatz ſelbſt. Venus erſchließt den Schrein und zeigt dem Dichter die Krone. Er erſchrickt freudig über dem Glanze. Der Schatz wird ihm überantwortet, worauf er ſich beurlaubt und von dem Zwerge vor den Berg hinaus geführt wird.

Der cleine ſprach: „Gang durch den tan!
Da vindeſtu ein criuze ſtan,
Und richt dich zuo der rechten hant!
So wirt dir die ſtraz bekant.
Darnach macht du verirren nicht
Und kumſt uf die recht geſchicht.
Die ſtraze treit dich heim zuo hus,
Davon du biſt geſcheiden uz.
Nun ſe ſant Johans zuo pfant,
Daz du wol heim kumſt zuo lant!

Der Dichter folgt dieſer Weiſung und bringt den Schatz ſeiner Schönen, die ihn in Ehren zu tragen verſpricht.

Dieſes Gedicht, wie die Mörin Hermanns von Sachſenheim, führt uns an den feeenhaften Hof der Königin Venus und ſtellt auf dem Grunde des Volksglaubens allegoriſche Figuren auf. Die Ähnlichkeit in der Anlage iſt auch ſonſt nicht zu miskennen. Aber das ältere Gedicht führt eine an ſich preiswerthe Idee aus, die das Ganze zur Einheit verbindet: die Krönung der Geliebten durch die vereinigten Eigenſchaften der Liebe und der Ehre. Und wenn gleich ſolchen Allegorieen immer etwas Erkältendes beiwohnt, ſo iſt doch hier das Allegoriſche mit dem Fabelhaften leicht und anmuthig verwoben. Eben dieſe Vorzüge der älteren Dichtung zeigen um ſo deutlicher, woran es der jüngeren fehle. Man bemüht ſich vergeblich, in der Mörin einen Grundgedanken aufzufinden,

was doch gerade bei allegoriſchen Darſtellungen oft nur allzu wenig Schwierigkeit hat. Denn daß „diſer ſtreng edel Ritter," wie der Johannes Adelphus in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Gedichts behauptet, „mit diſem ſeinem Büchlin underſteht, uns abzuwenden von der böſen liebe und die zu verwandlen und zu keren in ein ehrliche löbliche liebe" u. ſ. w., iſt mehr als zweifelhaft, da ja der nicht mit Unrecht Angeklagte frei ausgeht. War es aber nur um eine launige Rückerinnerung an jugendliche Thorheiten zu thun, wie es im Eingange heißt:

Bl. 1a.b Und laſſet euch verdrießen nicht,
Ob ich ein weil von thorheit ſag u. ſ. w.,

ſo iſt das gebrauchte Maſchinenwerk viel zu ſchwerfällig. Die mythiſch allegoriſchen Geſtalten halten auch im Einzelnen nicht die Prüfung aus: wenn Venus den Dichter anklagt, daß er mehr als Einer Schönen den Hof gemacht, ſo liegt dieß nicht im Charakter der Göttin, die nachher ſelbſt ſich als die Patronin der üppigen deutſchen Städte verkündet, und umgekehrt ſteht es auch dem alten, treuen Eckart nicht beſonders an, den Fürſprecher der Unbeſtändigkeit zu machen. Man kann auch nicht etwa behaupten, daß in dieſen Widerſprüchen eine abſichtliche Ironie verborgen ſei. Der markloſe, unter Frauenherrſchaft weit herabgekommene Danhäuſer erſcheint noch als die am ſicherſten gezeichnete Geſtalt. Den Figuren, denen eine allegoriſche Bedeutſamkeit zukommen ſoll, ſind aber andre hart zur Seite geſtellt, bei denen nichts dieſer Art zu ergründen iſt. So die Mörin, die als Sachwalterin dem getreuen Eckart die Wage hält. Der Dichter zeigt an vielen Stellen, daß er in den Rittergedichten des 13ten Jahrhunderts wohl bewandert iſt. So konnte ihm auch aus dem öfters angeführten Parcival Wolframs von Eſchenbach die Mohrenkönigin Belacane nicht unbekannt ſein, von der es dort heißt, wohl gleiche ſie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Roſe, dennoch thu' es den Augen ihres Ritters wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erſcheine; ihre Schwärze hab' er lieber geſehen, als das Licht der Sonne (Parcival 694 ff. 2697 ff. [S. 23a. 53b Lachmann]). Davon iſt die Mörin (vergleiche Parcival 2794 [S. 55a Lachmann]: die mörinne) eine Nachbildung, in der aber aller romantiſche Duft verwiſcht iſt. Weder die Ritterpoeſie, noch die Volksſage behaupten ihr altes Recht; der meiſte Fleiß iſt auf

die weitläufigen Formalien des Anklageproceſſes und auf die orientaliſch aufgeſtutzten Prunkzüge gewendet, in welchen die Leute auf Elephanten, Kameelen, Panthern und Einhornen daherreiten, nach Art der Faſchingsproceſſionen, wozu auch, wie wir ſpäter ſehen werden, dieſe Fabel in der Folge benutzt worden iſt.

Was auf der andern Seite dem Gedicht zum Lobe gereicht, iſt hauptſächlich der gute Humor, der darin herrſcht, wenn auch ſeine Äußerungen nicht die feinſten ſind. Die Rede iſt, wie ſchon berührt worden, häufig unzuſammenhängend und ſpringt auf die fremdartigſten Dinge über, dagegen drängt ſie ſich manchmal auch in körnige Sprüche zuſammen, z. B.:

21 b Der nie kam auß, der kam nie heim;

der Marſchalk zum Danhäuſer:

41 b In welchem haus nit kregt der han
Und kregt die henn, das iſt nit guot.

Vom poetiſchen Werthe abgeſehen, iſt überhaupt dieſes Buch in mancher Beziehung merkwürdig. Eben jenes Überſpringen auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände verſchafft uns allerlei Beiträge zur Kenntnis der damaligen poetiſchen Litteratur, der gangbaren Anekdoten, Sprichwörter, Volkswitze. Für die Rechtsalterthümer iſt das umſtändlich geſchilderte gerichtliche Verfahren nicht unmerkwürdig. Beſonders aber gefällt auch dieſer Dichter ſich darin, die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen, von den oberſten Stufen an, ſtrafend und ſpottend durchzuziehen.

Geiſtliche und Laien klagt er der Gleichgültigkeit gegen die drohende Macht des türkiſchen Kaiſers an (42 a).

Die Ungebühr der Geiſtlichkeit wird mehrfach gerügt. Eine der Göttinnen ſpricht:

45 b Die pfaffen hon ein groß geſchrei,
Biß daß in wirt der ſeckel vol.

Einer von den chriſtlichen Knechten des treuen Eckart äußert:

36 b Darzuo bin ich auch wol gelert
Zuom pfarrhof, der iſt guot und fein.
Do wil man mich nit laſſen ein;
Das iſt nit wunder, dunket mich.
Ich hab ein ſchweſter minniglich,
Die laßt man ein, als oft ſie kompt.

An einer andern Stelle läßt ſich einer der Heiden noch ſtärker gegen die Sittenloſigkeit der chriſtlichen Prieſter aus (34 d). Der Dichter entgegnet:

34 d Es iſt noch mancher prieſter guot.
Sie ſeind als wol fleiſch und auch bluot
Von Adam her, als ander leut.

Und noch auffallender, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, läßt er den Heiden darauf ſagen:

Calixtus hat nit wol gethon,
Daß er in nit ir ehweib ließ.
35 a Ein weiſer meiſter Cato hieß,
Der kunt und wißt die cirkelmaß
Und wiß ſeinn ſuon die rechte ſtraß,
Den rechten weg zuom himmelreich.
Er thet auch ſelber des geleich.
Das ſolten auch die pfaffen thuon.
Sie ſagen vil von frid und ſuon
Und ſtellen ſelber klein do hin;
Jr maucher hat ein concubin,
Die im viel lieber iſt, dann gott.

Den Laien ergeht es nicht beſſer, und zwar zuoberſt den Fürſten. Er ſtraft beſonders ihre Treuloſigkeit gegen einander, ſelbſt unter Verwandten (33 c f.). Von den Fürſten kommt er auf die Edelleute:

34 b Es wirt vergoſſen Chriſten bluot
Von manchem böſen ſchentlich man u. ſ. w.
Von Adams zeit und manchem jar
Ward nie gehört ſo groß unrecht.

Aber die Fürſten ſelbſt wollen nicht daran, die Frevler zu beſtrafen. Auch den Frauen wird daran Schuld gegeben:

Doch manche frau die hat die art:
Si ſeh einn ſchalk vil lieber gern,
34 c Dann einen, der zuom finſtern ſtern [1]
Von Granat für gen Barbarei u. ſ. w.

Die Thaten- und Sittenloſigkeit, das geckenhafte Weſen ſolcher jungen Ritter geiſelt er auch ſonſt. Von einem Diener am Hofe der Venus ſagt er:

[1] Finisterre.

23 c Der bott hett an ein köſtlich kleid,
Ein kurſit, nach dem alten ſitt.
Er dacht nit auf den newen ſchnit,
Als jetzt die jungen narren thuond u. ſ. w.

Bei Anlaß des Turniers, das in jenem Fabelreiche gehalten wird, wirft der Dichter abermals einen Seitenblick auf den Adel ſeiner Zeit (39 b).

An den Turnieren ſelbſt rügt er einen neuen unritterlichen Gebrauch (33 b). Schön iſt das Beiſpiel, das er den feigen Prahlern entgegenhält, von einem alten Ritter, dem der Fuß zitterte, aber das Herz am rechten Flecke war:

26 c Als dann geſchah eim ritter guot,
Der hett geſochten manigfalt,
Biß er ward grau und darzuo alt.
Eins mals do er bei eim gſtech was,
Als ſich ſein herr eins ſtreits vermaß
Gegen eim andern herren da,
Der ſelbig ritter alt und gra
Die ſeind gar mannlichen an ſah.
Ich weiß nit wol, wie im geſchah,
Im zittert der fuoß im ſtegreif,
Das dort ein junger bald ergreif
Und macht auß im einn großen ſpott.
Der ritter ſprach: „Das reche got!
Ich bleib, ſo wiltu fliehen hin.“

Im Übrigen haben wir gehört, daß, während Hermann die Sitte des jüngeren Adels meiſtert, er von ſich ſelbſt nicht die rühmlichſten Geſtändniſſe zu machen hat.

Auch an die Städte kommt die Reihe. Ihr Aufblühen, ihre Bündniſſe betrachtet er, als der Ritterſchaft gefährlich, mit eiferſüchtigem Auge (33 b).

Was er von den Sitten der größern Städte halte, beweiſt ſchon der Umſtand, daß er die Königin Venus vier derſelben, Cöln, Straßburg, Baſel, Coſtenz, als von ihr beſonders gefreite und geſchirmte bezeichnen läßt. Etwas beſſer ſteht es mit andern Orten. Frau Venus fährt ſo fort:

44 b Zu Appenzel und zu ſanct Galln
Die wöllen ſolcher kluogheit nit.
Augſpurg nnd Ulm hond auch einn ſitt,

44 c Daß ſie ir weiber hütent vaſt,
Darumb hab ich ſie für einn gaſt.
Doch iſt ir vil mein hofgeſind
Gar heimlich mit weib und mit kind,
Der ich doch hie nit melden wil.

Den Bauern endlich legt er zur Laſt, daß ſie den weiſen Meiſter Hans von Dinkelsbühl um ſeiner Lehre willen anfeinden:

34 b Jedoch ſeind im die bauern gram
Darumb, daß er die warheit ſagt.
Jr ſprechen vil, er ſei verzagt,
Er mach in ferr das himmelreich.

Die Mörin iſt nicht das einzige Gedicht Hermanns von Sachſenheim, das auf uns gekommen. Eine Handſchrift der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien [1] enthält, zugleich mit der Mörin, eine andre ſeiner Dichtungen, „der guldin tempel". Kurze Notizen darüber, mit Eingang und Ende des Gedichts, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt I. Berlin 1810. S. 612—614 und im Grundriß S. 451—453. Der Gegenſtand desſelben iſt das Lob der Mutter Gottes, ihr will er den goldenen Tempel erbauen. Sein Vorbild war ohne Zweifel ein älteres, bilderreiches Lobgedicht auf Maria, die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, vom Ende des 13ten Jahrhunderts, welchem er auch ſelbſt den Preis zuerkennt. Am Schluſſe giebt er wieder die Jahrzahl an (1455). Er ſpricht darin von ſeinem Alter und Geſchlecht.

Hierauf giebt er noch den Schild von Sachſenheim heraldiſch an, ſo wie auch Abſtammung und dreifaches Wappen von mütterlicher Seite.

Nach dieſen Angaben wäre der goldne Tempel nur drei Jahre nach der Mörin gedichtet, alſo bei Abfaſſung der letztern, im Jahre 1452, der Dichter ſchon gegen 87 Jahre alt geweſen, wenn man nicht annehmen will, daß etwa bloß die Zueignung der Mörin ſo ſpät erſt hinzugeſetzt worden. Doch bezeichnet er im Gedichte ſelbſt ſich öfters als alt und grau; er gedenkt auch im Innern desſelben (42 b unten) der hohen Fürſtin zu Öſterreich (was man als abſichtliche Interpolation anſehen müſte); und auch einzelne Anſpielungen auf Zeitereigniſſe deuten auf jenes ſpäte Datum hin (34 b unten). Bei einem ſo hohen Alter

[1] [Vergl. Hoffmann von Fallersleben, Verzeichnis der altdeutſchen Handſchriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8. S. 196. H.]

werden auch manche Gebrechen entſchuldbarer und man muß ſich eher über die noch rege Kraft und friſche Laune wundern.

Die Stelle am Schluſſe der Mörin:

46 c Der thorheit noch vil mancher lacht
Und wirt es haben für einn ſpott.
Hett ich darfür gedienet gott,
Ich mein, es möcht mir beſſer ſein.
Doch hab ich mer in meinem ſchrein
Beſchloſſen dief, nit offenbar.

macht es wahrſcheinlich, daß der Dichter dabei das fromme Gedicht im Sinne hatte, das er drei Jahre nachher zur Vollendung brachte und das gewiſſermaßen zur Sühne jenes allzu weltlichen dienen ſollte.

Außer dieſen, in der Litterargeſchichte ſchon bekannten Gedichten Hermanns von Sachſenheim habe ich noch zwei weitere namhaft zu machen:

1. Ein Manuſcript der Berliner Bibliothek (Ms. Germ. Fol. 451, in dorso: Clara Hätzlerin deutſches Liederbuch, ſie iſt unter dem Datum Augspurg 1471 als Beſitzerin eingeſchrieben), neuere Abſchrift einer, wie es ſcheint, zu Prag befindlichen handſchriftlichen Sammlung von Gedichten, meiſt des 15ten Jahrhunderts, enthält (S. 419) eine gereimte Erzählung mit der Überſchrift:

Von der grasmetzen Herman von Sachſenhaim.

Auch in einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet ſich dieſes Gedicht, doch ohne Namen des Verfaſſers (Graff, Diutisca II Band, 1 Heft. Stuttgart 1827. S. 77 f.). Der Inhalt iſt, wie ein Alter mit ſeinen Liebesbewerbungen bei einer jungen Dirne übel ankommt.[1] Hermann bekennt ſich offenbar ſelbſt als Verfaſſer, wenn er ſich in der Mörin von dem Alten, der ihn in die Truhe ſperrt, ſpottweiſe zurufen läßt:

2 a Wie nuon, frau Metzen knecht?

2. Dieſelbe Heidelberger Handſchrift (313), der ich den Auszug des Gedichts „der Tugenden Schatz" entnommen habe, giebt eine

[1] [Das Gedicht iſt gedruckt in: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Aus der Handſchrift des böhmiſchen Muſeums zu Prag herausgegeben .... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1840. 8. S. 279—283. Man vergleiche auch Meiſter Altſwert, herausgegeben von W. Holland und A. Keller, S. XXI. H.]

romantiſche Erzählung, „das ſleigertüechlin.“[1] Darin wird bei einer Fahrt zum heiligen Grabe, die der Erzähler macht, berichtet, daß dahin vier alte Frauen, Unholden, von „Montpilier“ (Montpellier) gekommen, um Arzenei zu holen, und dann auf einem Kalbe wieder heim gerannt, welches auch alsbald wieder in den Stall des Wirthes zurückgekehrt ſei. Es iſt dies dieſelbe Luftreiterei, die wir aus der Mörin kennen. Ebenſo wird in beiden Gedichten einer künftigen Fahrt Kaiſer Friedrichs in das heilige Land faſt mit gleichem Ausdruck gedacht. (Friedrich III, 1440—1493, oder ein fabelhafter Kaiſer Friedrich.[2])

Von der Perſon und den Lebensumſtänden Hermanns von Sachſenheim iſt wenig zu ſagen. Dieſes wenige muß hauptſächlich ſeinen eigenen Äußerungen entnommen werden. In der Mörin giebt er nicht ſelbſt ſeinen Namen an, wohl aber bezeichnet er ſich als einen ſchwäbiſchen Ritter und die Handſchriften dieſes Gedichts nennen ihn ſchon im 15ten Jahrhundert als Verfaſſer desſelben. Der Herausgeber desſelben, Joh. Adelphus, etlich und fünfzig Jahre nach ſeinem Tode, nennt gleichfalls ohne alles Bedenken den „edeln, ſtrengen Ritter, Herrn Herman von Sachſenheim.“ Daß die Mörin und die Erzählung von der Grasmetzen den gleichen Verfaſſer haben, iſt bereits gezeigt worden, als Verfaſſer der letztern aber wird in der angeführten Handſchrift des 15ten Jahrhunderts wieder Hermann von Sachſenheim benannt. Der goldne Tempel, in dem er ſich auch, wie in der Mörin, ſeiner gelben Sporen (Muſeum I, 613) rühmt, iſt mit dieſer in einer der Wiener Handſchriften zuſammengeſchrieben und in jenem Gedichte wird „der ſchilt von Sachſenhein“ als der des Dichters heraldiſch angegeben. Dieſes Wappen, zwei Hörner, iſt das eines begüterten ſchwäbiſchen Adelsgeſchlechtes, welches ſeinen Namen von dem nunmehrigen Städtchen

[1] Seitdem vom litterariſchen Vereine gedruckt (Meiſter Altſwert u. ſ. w. Stuttgart 1850, S. 203—255) und kann jetzt näher verglichen werden. Man muß dann aber die Wiener Handſchrift der Mörin von 1455 (Hoffmann, Nr. XCIX. Muſeum für altdeutſche Litteratur I, 612—614), nicht die Drucke, zur Vergleichung nehmen. [Eine Randbemerkung von Uhland ſagt: „Ob aus dieſem Gedicht das Fragment im Liederbuch der Hätzlerin S. 350, Haltaus S. 252?“ Dieſe Vermuthung iſt richtig. Man vergleiche Meiſter Altſwert S. 212, 18 bis S. 214, 13. H.]

[2] Mythiſch, ſieh das Lied in J. Ch. v. Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur IX. München 1807. 8. S. 1134.

Groß-Sachſenheim, bei Vaihingen an der Enz, hatte. In dieſem Geſchlechte war auch der Vorname Hermann herkömmlich. Die Sachſenheim waren früher Lehensleute der Grafen von Vaihingen und kamen mit dieſer Grafſchaft im 14ten Jahrhundert an die Grafen von Wirtemberg, als ihre Lehensherren (Ch. F. Sattler, Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg. Stuttgart und Eßlingen 1752. 4. II, 231—233. I, 207 f.). Sein Verhältnis zu dem Hofe dieſer Grafen, die wir in der Mörin geprieſen fanden, gab wohl auch den Anlaß zu ſeiner Bekanntſchaft mit den fürſtlichen Perſonen, denen dieſes Gedicht zugeeignet iſt: der öſtreichiſchen Herzogin Mechthild, welche früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg (bis zu deſſen Tode im Jahre 1450) vermählt war, und ihrem Bruder, dem Pfalzgrafen. Unter dem Jahre 1442 werden in einer Urkunde bei Cruſius (Annal. Suev. II, 376) „Herman von Sachſenhaim, Ritter, und Anna von Straubenhart, ſein ehliche Hausfrau" u. ſ. w. als Mitverkäufer der von dem Bruder der letztern, Joh. von Straubenhart, ererbten Beſitzungen an den Grafen Ludwig von Wirtemberg genannt; in einer Urkunde (ebendaſ.) vom gleichen Jahre Hermann von Sachſenheim als Zeuge. Wir ſahen, wie der Dichter der Mörin von ſeiner abenteuerlichen Fahrt zu Frau und Kindern zurückkehrt und von der erſtern ein wenig geſchmält wird. In der Stelle des goldnen Tempels, wo er ſeine weiblichen Ahnen aufzählt, gedenkt er ſeiner eignen Ehefrau nicht. Daß er bei Vollendung dieſes frommen Gedichts, im Jahre 1455, gegen 90 Jahre alt und halb blind war, iſt ſchon angeführt worden. Drei Jahre nachher ſtarb er. Cruſius (II, 405) meldet zum Jahr 1458:

Obiit die lunæ ante s. Bonifacii Hermannus de Sachsenhaim eques. Stutgardiæ in parochiali humatus.

O welt, du haſt gelaſſen mich,
Mein ſchilt und helm hangt unter ſich,
Mein wapenrock iſt ſtaub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert u. ſ. w.

Dieſe Anfangszeilen der vielleicht von Hermann ſelbſt verfertigten Grabſchrift können aus dem vorangeführten Berliner Manuſcript [1]

[1] [Man ſehe die Stelle nun bei Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 278; man vergleiche ebendaſelbſt S. LVII. H.]

ergänzt werden, wo (S. 419, unmittelbar vor der Erzählung von der Grasmetzen) zu leſen iſt:

Herman von Sachſenhain.
O welt, du haſt gelaſſen mich,
Mein ſchilt und helm hangt under ſich,
Mein wappenrock iſt ſtaub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert,
Das hat ſich nun vercheret gar.
O herr, nimm meiner ſele war
Und auch dein keüſche muoter zart!
Jung man, geporen von meiner art,
Laß dir ze ſünden nit weſen gach!
Jr müßent ſicher all hernach.

Daß er zu Stuttgart begraben liegt, deutet wieder auf ſein näheres Verhältnis zum wirtembergiſchen Hofe. Sonſt möchten ſich auch noch manche Anſpielungen in ſeinen Gedichten auf Örtlichkeiten und Perſonen zu weitern Vermuthungen über ſeine Lebensumſtände, Reiſen [1] u. ſ. w. benützen laſſen. Ich hebe hier nur noch eine im Grundriß S. 452 mitgetheilte Stelle aus dem goldenen Tempel aus, worin er ſich an den böhmiſchen König Ladislav wendet, [2] und welche ihn, obgleich wir ihn die ſittenloſe Geiſtlichkeit bitter tadeln hörten, doch zugleich als einen erklärten Gegner der Huſſiten darſtellt:

Ein orgel was zu Prag,
Nach allem wunſch geziert,
Die iez vaſt diſſoniert
Mit mangem valſchen ton.
Kung Laßlaw, halt din kron,
Das ſie der welt behag,
An got ouch nit verzag!
Das iſt min rat der beſt.
Du ſolt beliben feſt

[1] Vergl. Bibliothek der Romane VII, S. 61, Anmerkung. [Es heißt hier: „Es kommen ... Stellen im Buch vor, die beweiſen, daß der Verfaſſer einmal eine Waſſerreiſe gethan habe und in andern Welttheilen geweſen ſei.“ H.]

[2] Er gedenkt desſelben als noch ungekrönt in der Mörin 34 b: „Das kem gar wol dem großen heer, So man köng Laßlen krönen würd.“ Die Krönung erfogte erſt 1454. Rühs 804.

An got, dem ſchöpfer din.
Kein Huß[1] ſoltu nit ſin,
Das ſtet dim adel wol,
Und hüt dich vor dem hol,
Der argen helle pful!
Blib ſtet am römſchen ſtul!
Nit ker dich an den man,
Den man nent Rockentſchan![2]
Er iſt ein ſchalkhaft wicht.

So viel über Hermann von Sachſenheim. Eine beſondre Beleuchtung aber erheiſcht noch die Fürſtin, der er ſein abenteuerliches Gedicht „zu dienſt gemacht." Sie war, wie ſchon erwähnt worden, Mechthild, Tochter des Pfalzgrafen und Kurfürſten von Baiern Ludwig, in erſter Ehe mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach deſſen Tode mit dem Herzog Albrecht von Öſtreich vermählt. Nachdem auch letzterer im Jahre 1463 (Gerardus de Roo, Annales. Oeniponti 1592. S. 280) geſtorben war, hatte ſie ihren Witwenſitz zu Rotenburg am Neckar, dem Hauptorte der öſtreichiſchen Grafſchaft Hohenberg. Dieſe Frau iſt in der Geſchichte der Wiſſenſchaften dadurch merkwürdig, daß auf ihren Antrieb ihr zweiter Gemahl im Jahre 1457 die Univerſität Freiburg im Breisgau und ihr Sohn aus erſter Ehe, der erſte wirtembergiſche Herzog, Eberhard im Bart, 1477 die Univerſität Tübingen ſtiftete (matris etiam illustrissimæ Mechtildis hortatu. Cruſius II, 395. 449). Ihre Überreſte wurden, nachdem ſie zuerſt in Güterſtein beigeſetzt worden, im Jahre 1555 in die Tübinger Kirche übergebracht.

In den handſchriftlichen Aufzeichnungen von Lutz von Lutzenhart, Weitenauer, Gärt erſcheint Mechthild während ihres Aufenthalts in Rotenburg vielfach als Gründerin frommer und wohlthätiger Anſtalten, auch der bewunderte Stadtbrunnen iſt ihre Stiftung; ihr traulich volksmäßiger Name war: das Fräulein von Öſterreich. Sie wird es

[1] Vergl. Mörin 17 a: Marſchalk, Beliß und Publicus Die warn fürnemer dann der Huß, Der dort zu Böheim macht den lauf.

[2] Joh. Rokyczana, ein geiſtlicher Vorſteher der Huſſiten. Rühs 804. [Man vergleiche Meiſter Altſwert S. 245, 2. 3: Er hieß nit Rockenzan Als dort der Behem falſch. Sleigertüechlin. H.]

auch ſein, die, mit dieſem Namen bezeichnet, für Hammen von Reiſtett[1] (Reinſtetten) auf dem Rathhaus zu Ulm vergeblich gebeten hat (Volkslieder Nr. 137, S. 352 ff.); in der Anrede: Frau von Oſterreich!

Höchſt anſtößig erſcheint dagegen ihr Lebenswandel zu Rotenburg in der handſchriftlichen Chronik der Herrn von Zimmern.

Auch der deutſchen ritterlichen Dichtkunſt war dieſe Fürſtin gewogen. Was die Zueignung der Mörin erſt andeutet, zeigt, elf Jahre nachher, ein andres Schriftdenkmal in vollem Maße. Es iſt dieſes der poetiſche Ehrenbrief, den der bairiſche Ritter Püterich von Reicherzhauſen im Jahre 1462 an die fürſtliche Witwe nach Rotenburg erlaſſen hat, gedruckt, doch ſehr fehlerhaft, in Duellii Excerpta historico-genealogica, Leipzig 1725. Folio. S. 265 ff. Auszugsweiſe hat J. Ch. Adelung, Leipzig 1788. 4., die für die Litteraturgeſchichte wichtigen Stellen mit Anmerkungen herausgegeben.[2]

Püterichs Ehrenbrief iſt nicht ſowohl um ſeines poetiſchen Werthes willen, als vielmehr der Aufſchlüſſe wegen ſchätzbar, die er uns über die ſorgfältige Pflege giebt, welche um die Mitte des 15ten Jahrhunderts da und dort noch von Perſonen des Fürſten- und Ritterſtandes den ritterlichen Dichtwerken gewidmet wurde. Er beſteht in 148 ſiebenzeiligen Strophen „in des von Laber gemainen Ton," das heißt in der Versweiſe, die aus der von Wolfram von Eſchenbach für ſeinen Titurel gebrauchten Strophe, im neuern Titurel, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, durch Spaltung der Langzeilen in kürzere Reimzeilen, umgebildet und dann auch von Hadamar von Laber in ſeinem allegoriſchen Gedichte „die Jagd"[3] gebraucht worden war.

Von ſeiner Dichtergabe ſpricht Püterich ſelbſt ſehr beſcheiden (Str. 74). Der Inhalt des Sendſchreibens erſcheint als ein ſehr ungleichartiger. Mit dem Lobe der Fürſtin anhebend, geht es auf eine Aufzählung der turnierfähigen bairiſchen Adelsgeſchlechter über und giebt nachher ein Verzeichnis der im Beſitze des Verfaſſers befindlichen Ritterbücher, ſowie derjenigen, welche ſich in der Bücherſammlung der Herzogin befinden und dem Schreiber des Briefes noch neu ſind.

[1] [Hamann von Reiſchach. Vergl. Ch. F. v. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte III. Stuttgart 1856. 8. S. 561.]

[2] Jetzt in Haupts Zeitſchrift VI, S. 31 ff.

[3] [Herausgegeben von Schmeller, Stuttgart 1850. 8. H.]

Von dem Bemerkenswerthern dieſes Inhalts hebe ich zuerſt aus, was die Fürſtin, ſodann was den Dichter des Briefes angeht.

Püterich hat die Herzogin nie ſelbſt geſehen, aber er iſt über ſie und ihren Hof genau unterrichtet durch Grete von Parsberg, die einſt mit ihr im Bade zu Kalb (Teinach?) geweſen. Er rühmt unter anderem, wie drei ihrer Jungfrauen beim Gottesdienſte ſo herrlich mitſingen,

Daß es zu himel den engeln gleich ſei klingend (Str. 8).

Er hat auch von ihrem ſchönen Garten gehört, aus dem ſie oft den Kindern Blumenkränze ſpende. Möchte doch ihm, dem Dichter, aus dieſem Garten ein Kranz der Ehre werden (Strophe 80—82)! Was ihre Bücher betrifft, ſo hat er von ihr einen Zettel, ein Verzeichnis derſelben, empfangen. Der Sinn der durch verdorbene Schreibung dunkeln Stelle ſcheint der zu ſein, daß es 94 Numern ſeien, wovon er 23 noch nicht kenne. Dieſe, meiſt ſonſt bekannte Ritterbücher, zählt er auf und darunter die Mörin (die Morein) (Str. 96—99). Leicht erklärlich, daß ihm dieſe noch neu war, weil die Fürſtin ſelbſt ſie erſt vor elf Jahren vom Dichter erhalten hatte.

Zugleich erſehen wir, daß die Liebe zu dieſen Dichtungen, vielleicht ein Theil der Bücher ſelbſt, der Herzogin von ihrem Vater anererbt war. Indem ihr Püterich ſeine Ritterbücher zur unbeſchränkten Auswahl anbietet, bedingt er ſich dabei ein Verzeichnis der ihr zu Gebot ſtehenden, wie es ſcheint, ein vollſtändigeres, als das er bereits erhalten hatte:

95 Doch auf ein wechſl wider,
Das mir ain zedl werde
Eur gnaden puecher ſider,
Der habt ir woll den wunſch auf diſer erde,
Ob ir der puecher eures vatters habt gewalte,
Die ich zu Haidelberge
In ſeiner liberei ſach ſo gar ungezalde.

Dieſe Bücher des Pfalzgrafen Ludwig III bilden ohne Zweifel noch jetzt einen Beſtandtheil der reichen Sammlung altdeutſcher poetiſcher Handſchriften in der Bibliothek zu Heidelberg. (Vgl. Wilken, Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen S. 95. 103 f.)

Auch der Herzog Otto von Baiern, Mechthilds Vetter, erſcheint in dieſem Briefe als ein Liebhaber ſolcher Bücher und er war es auch,

der für die Herzogin von Püterich das Verzeichnis jener Ritterbücher verlangt hatte (Str. 91 f. 126). Von ihr mag ſich dann weiter auf ihren Sohn, den Herzog Eberhard, noch einige Neigung für die Rittergedichte verpflanzt haben. Es ſind Anzeigen vorhanden, daß er die Erſtlingsdrucke des ſpätern Titurel und des Parcival von 1477 veranſtaltet habe.

Daß Hermann von Sachſenheim einer ſo bewährten Freundin der Ritterpoeſie ſein Gedicht zu Dienſte machte, wird uns jetzt ſehr natürlich erſcheinen. Vielleicht verdankte er auch ihrer Liberei die Kenntnis der vielen Rittergedichte, auf die er ſo häufig anſpielt.

Der Verfaſſer des Ehrenbriefes ſelbſt, Jacob Püterich von Reicherzhauſen,[1] wie er ſelbſt am Schluſſe ſeinen vollen Namen angiebt (Str. 147), ſtammte, gleichfalls nach ſeiner Angabe, aus einem turniermäßigen bairiſchen Geſchlechte und iſt dem Turnei viel nachgeritten (Str. 70). Der Brief iſt in ſeinem Hauſe zu Reicherzhauſen an St. Katharinenabend 1462 gegeben. Obgleich nun der Dichter anfänglich ganz im Tone ritterlicher Galanterie der Fürſtin huldigt und ihr erklärt, daß er ſie lieber ſehen würde, als alle Blumenauen, daß ihn der Wind freuen müſte, der von dem Lande wehe, worin ſie wohne (Str. 4. 23), ſo iſt doch das alles ganz unverfänglich. Einestheils iſt er ſo überaus demüthig, daß er ſich nicht für würdig hält, ihr die Schuhriemen zu löſen und daß er nicht die Krone des römiſchen Reiches dafür nähme, wenn ſie ihn zu ihrem Stubenheizer erwählte (Str. 22. 27); andertheils giebt er ſelbſt ſein Alter auf 62 Jahre an (Str. 137) und bemerkt:

24 Ein man von ſechzig jaren
Soll Amorſchaft vermeiden.

Er habe ſchon Enkel und finde, daß Cupido ſelten mehr mit ſeinem feurigen Pfeile auf ihn ziele, auch ſpreche ſeine Ehefrau, Anna von Seckendorf: „Lapp, dich ſoll nun benügen, laß einen Jungen werben!“ (Str. 25. 26. 91.) Auch Hermann von Sachſenheim muſte ſich auf ähnliche Weiſe von ſeiner Hauswirtin zurechtweiſen laſſen und es iſt ein ſonderbarer Zufall, daß die Herzogin von Öſterreich von zwei ſolchen wohlbetagten Liebesdichtern umſchwärmt wird.

[1] Vergl. Wilken, Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen S. 518.

Püterich überſendet ihr mit ſeinem Briefe noch weitere Gedichte, die wir jedoch nicht mehr beſitzen, und darunter, wie es ſcheint, verliebte, aber freilich ſolche, die ſchon etwas alt ſind (Str. 85. 86). Noch ein ſonderbares Geſchenk legt er den Liedern bei. Grete von Parsberg hat ihm von den kleinen, wohlgeſtalten Füßen der Herzogin erzählt:

Des was ich denk zu Rom in wälſchen reichen
Und kauft den wunſches[1] ſüeßen
Zwai zockln[2] ſein, ich main, die in geleichen.
Die tragt durch euren knechte,
Ob ich ſein mueten tar! u. ſ. w.

Wenn dieſe Liebſchaft des 62jährigen Briefdichters eine ergetzliche iſt, ſo hat er dagegen eine andre, faſt rührende: die leidenſchaftliche Liebhaberei für die alten Ritterbücher. Er beſitzt in Summa 164 Bücher, geiſtliche und weltliche (Str. 120). Eine lange Reihe derſelben, gröſtentheils Rittergedichte und Legenden, macht er namhaft (Str. 100—116) und dieſes Verzeichnis iſt von Belang für die poetiſche Litteratur des deutſchen Mittelalters. Am Schluſſe desſelben entſchuldigt er ſich, daß er aus Verſehen die weltlichen Bücher vor den geiſtlichen genannt habe, da doch ſeinem Alter beſſer gezieme, dieſe zu leſen, als die ritterlichen. Die Schuld liege daran, daß er gerne zurückſchaue auf die vergangenen Tage (Str. 117—119).

Wie er zu den vielen Büchern gekommen ſei, darüber legt er, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „ſeine Beichte" ab. Vierzig Jahre und leicht darüber ſeien es, daß er zu ſammeln begonnen. In Brabant und Ungarn und den Landen, die dazwiſchen liegen, hab' er ſie mit Fragen aufgeſucht:

Zu ſamb ſind ſi geraſelt
Mit ſtelen, rauben, auch darzue mit lehen,
Geſchenkt, geſchriben, gekauft und darzue funden,
Doch mer die alten puecher;
Der neuen acht ich nit zu kainer ſtunden.

Er muß aber ſelbſt auch um manches gekommen ſein. Denn man hat auf ihn die Rede ausgebracht, der Bücher wollt' er gerne vergeſſen, gäbe man ihm nur die Säcke wieder, darin er ſie in guten Treuen

[1] wunſches, „der wunſch," das Höchſte, Vollkommenſte, was man ſich wünſchen kann.

[2] [Vergl. Schmeller IV, S. 225. H.]

ausgeliehen. Auch ſchicken ihn die Schälke bei Hofe manchmal nach einem alten Buche aus, worüber er dann ſehr erfreut iſt; wenn er aber dann keines findet, ſo bemerkt er erſt, daß ſie ihren Scherz mit ihm gehabt:

125 Das leit ich alles durch die puech der alten
Und wär ſein billich erlaßen
Durch manig jar, die mir da ſind gezalten.

Und wie er den alten Büchern nachläuft, ſo ſucht er auch die Gräber der Verfaſſer auf. In manchen Kirchen hat er dem Grabe Wolframs von Eſchenbach nachgeforſcht, bis er es endlich im Markte Eſchenbach in unſer Frauen Münſter, mit Wappenſchild und Inſchrift, aufgefunden. Zwanzig Meilen weit iſt er dorthin geritten, um die Begräbnisſtätte des theuern Dichters zu ſehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu ſein. [1]

So wunderlich zuſammengemengt auf den erſten Anblick die Beſtandtheile dieſes Ehrenbriefes erſcheinen, ſo hinterläßt derſelbe doch einen Geſammteindruck, der ſie zur Einheit verbindet und für unſre geſchichtliche Betrachtung feſtzuhalten iſt. Der alte Püterich erſcheint als ein irrender Geiſt aus der untergegangenen Ritterwelt. Er zählt den bairiſchen Turnieradel auf und findet ſiebenzehn Geſchlechter, die mit Schild und Helm begraben ſind und zu ſeiner Zeit alle noch lebten:

47 Nun iſt irs namens leider nit mer auf erden,
So helf in gott der vatter,
Daß ſie zu himel erhöhet müeßen werden! (Vgl. 64.)

Er ſucht ängſtlich und raſtlos nach den alten Liederbüchern, wie nach vergrabenen Schätzen, und er wandelt um die Gräber der Dichter, deren Stätte die neue Zeit vergeſſen hat. Selbſt jene altväteriſchen Liebeserklärungen haben etwas Geiſterhaftes und kein blühender Kranz aus dem ſchönen Garten iſt ihm mehr beſchieden:

23 Sollt mich das alter alſo thun nit krenken,
So müſt der wind mich freuen herzelichen,
Der von dem land thuet wäen,
Dar innen wont die here löbelichen.

Ulrich Fürtrer, der um 1487 den Inhalt mehrerer älterer Dichtungen aus den Sagenkreiſen von Artus und dem heiligen Gral, ſowie die Geſchichten vom Argonautenzuge und dem trojaniſchen Kriege,

[1] [Vergl. oben S. 175. 176. H.]

auch in der Strophe des ſpätern Titurel, zu einem weitläufigen cykliſchen Gedichte verarbeitete, klagt, daß er den wackern Püterich von Reicherzhauſen nicht, wie Medea durch ihre Zauberbäder, habe verjüngen können (Muſeum I, 193). Aber ſo wenig, als dieſer getreue Freund der alten Zeit, war die morſche Ritterzeit ſelbſt wieder jung zu baden.

4. Kaiſer Maximilian I.

Man hat dieſen Kaiſer in neuerer Zeit häufig den letzten Ritter genannt, wir führen ihn als den Letzten in der Reihe derjenigen auf, mittelſt welcher die ritterliche Dichtung noch weit in den Zeitraum, den wir behandeln, hereingegriffen hat. Das Werk, welches ihm hier zunächſt einen Platz anweiſt, iſt der Teurdank, ein großes, allegoriſch-ritterliches Gedicht, für deſſen Verfaſſer er von manchen gehalten wurde und an dem jedenfalls ſein Antheil auszumitteln iſt.

Die älteſte zu Nürnberg gedruckte Ausgabe, deren Vorrede von 1517 datiert iſt, ein Folioband mit ſchönen Holzſchnitten, gehört zu den litterariſchen Seltenheiten und typographiſchen Merkwürdigkeiten. Sie hat den Titel: „Die geuerlicheiten vnd einsteils der geſchichten des loblichen ſtreytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs.“ Dieſe Ausgabe befindet ſich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Ihr folgten bis 1537 noch vier[1] andre und dann auch zweierlei Umarbeitungen, die eine von Burkard Waldis, Frankfurt 1553 und dann noch dreimal, die andre Ulm 1679. Auf der Tübinger Univerſitätsbibliothek iſt nur dieſe letztere Überarbeitung.

Kœler, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdank. Ed. nov. Altdorf 1732.

Bevor über Anlaß und Verfaſſer des Werkes geſprochen wird, iſt es nöthig, einen Begriff von demſelben zu geben. Die Anlage iſt dieſe:

Im Jahr der Welt 6444 war gegen den Niedergang der Sonne ein mächtiger König, mit Namen Romreich. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin und bei zunehmendem Alter wird er von ſeinen Räthen angeſprochen, ſeine einzige, ſchöne und treffliche Tochter Ernreich, die

[1] [Statt vier iſt zu ſetzen zwei. Man vergleiche: Theuerdank, herausgegeben ... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8. S. 35 bis 47; Gödeke, Grundriß S. 146. H.]

das ſechzehnte Jahr erreicht hat, zu verheiraten. Er will in ſeinem Teſtamente beſtimmen, welchen von den zwölf Bewerbern um ſie er zu ſeinem Eidam gewählt habe. Bald darauf ſtirbt er in einem Garten, wohin er ſich begeben, um ſeinen Tod zu erwarten. Das Teſtament wird in Anweſenheit der jungen Königin von Räthen und Landſchaft verleſen. Der hohe, tadelloſe Fürſt Teurdank iſt es, den ihr der Vater zum Gemahl beſtimmt; der vermöge ſie ſammt Leuten und Landen mit ſeiner ſtreitbaren Hand zu beſchützen. Sogleich wird ein Bote abgeſchickt, der nicht raſten ſoll, bis er den edeln Helden aufgefunden. Indeſſen verdrießt es mehrere im Lande, daß der neue Gemahl der Königin ihnen all ihr Regiment abnehmen werde. Sie ſuchen daher Mittel und Wege, wie ſie ihn niederlegen, eh' er in das Land komme, um alsdann ihre Fürſtin für Geld zu verheiraten.

Drei Hauptleute, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden erwählt, die drei Päſſe oder Zugänge des Landes zu beſetzen und den Helden, wenn er ſich nicht abweiſen laſſen wolle, in Gefahr und Tod zu bringen. Der böſe Geiſt ſelbſt iſt mit ſeinem Einblaſen im Rathe gegenwärtig. Jeder von den dreien beſetzt hierauf ſeinen Paſs. Dem Boten iſt es gelungen, gegen Sonnenaufgang ſtromabwärts reitend, den jungen Helden Teurdank aufzufinden. Dieſer läßt auf die empfangene Einladung zurückſagen, er werde die Königin nicht eher ſehen, bis er ſolche Dinge gethan habe, daß ſie ihn mit Ehren zur Ehe haben möge. Er bittet nun ſeinen Vater um Erlaubnis zur Reiſe und wird von demſelben ermahnt, ſtets Gott vor Augen zu haben. Aber auch der böſe Geiſt tritt, im Kleid eines Doctors, zu ihm und will ihm drei böſe und verderbliche Lehren mitgeben, welche jedoch der Jüngling ſtandhaft von ſich weiſt. Der Geiſt nimmt ſich vor, nur um ſo eifriger durch ſeine Dienſtmannen, die drei Hauptleute, zu wirken. Teurdank zieht mit einem einzigen treuen Diener, dem Ernhold, aus, welcher künftig über ihn wahrhafte Kundſchaft geben ſoll.

Sie reiten den erſten Tag durch hohes Gebirg und dicke Wälder. Am andern Morgen kommen ſie zum erſten Paſſe, den der Hauptmann Fürwittig inne hat. Dieſer empfängt den Helden höflich, führt ihn in die Stadt und hält ihn unter dem Vorwande feſt, daß erſt die Befehle der Königin eingeholt werden müſten. Den Aufenthalt Teurdanks benützt er, denſelben in elf gefährliche Abenteuer zu führen; beſonders

auf der Jagd, wozu der Held große Neigung hat. Fürwittig läßt ihm einen großen Hirsch in einem Hohlweg entgegenhetzen, so daß er ihn mit dem Schwert erlegen muß; läßt dann einer Bärin die Jungen stehlen und bewegt ihn dann, die ergrimmte zu jagen; viermal bringt er ihn auf der Gemsenjagd in große Gefahr; beredet ihn, einem Löwen, der an der Kette liegt, in den Schlund zu greifen, ein Schwein erst mit dem Pfeile zu verwunden und sich ihm dann zu Fuß mit dem Schwert entgegenzustellen; bringt ihn dazu, die Schuhspitze an das Rad einer Palliermühle zu stoßen; läßt ihn auf unsichres Eis führen, das mit ihm bricht. Teurdank geht jedoch aus allen diesen Fährlichkeiten siegreich hervor. Der Hauptmann hat ihn durch die Lüge, daß von all den kühnen Stücken der Königin Nachricht gegeben werde, stets zu neuen Wagstücken verführt. Auch weiß er sich selbst jedesmal auszureden, daß er keine Schuld daran gehabt. Endlich erfährt Teurdank durch den Knecht, der ihn auf das Eis führen mußte und den er selbst vom Untersinken gerettet, daß jenes auf Geheiß des Hauptmanns geschehen. Die Augen gehen ihm auf, er jagt zornig den Fürwittig fort und zieht weiter zum zweiten Pass, wo der Hauptmann Unfallo Wache hält. Dieser ist schon durch einen Boten Fürwittigs benachrichtigt und hält auf gleiche Weise den Gast bei sich zurück, denn sein Herz sagt ihm, wenn die Königin den Helden einmal zu sehen bekäme, würde sie ihn nicht mehr von sich lassen. Nun folgen 47 Fährlichkeiten, worein Teurdank durch Unfallos Schuld geräth. Er wird auf die morsche Stiege eines Turms geführt, von dem er das Land der Königin überschauen soll; ebenso auf einen faulen Balken bei einem Bauwesen; weiter gefahrvolle Bären-, Gemsen- und Schweinsjagden; Unfallo giebt ihm Gewehr, wodurch er sich selbst verletzen soll; bringt ihn in Wassersgefahr, an Abhänge, wo sein Pferd stürzen soll, auf das Eis u. s. w., läßt Schnee und Steine auf ihn herabrollen; zeigt ihm grobes Kriegsgeschütz und heißt ihn, um es recht zu sehen, mit dem Windlicht in eines leuchten, das vorher mit Pulver gefüllt ist; führt ihn in ein Haus, wo zwei angeblich zahme Löwen sich befinden, die aber den Helden anfallen, so daß er sie kaum mit einer Schaufel abtreibt; läßt ihn eine Feldschlange doppelt laden, daß sie zerspringt; giebt ihm auf einem gefährlichen Pfad ein leicht scheuendes Roß; bringt ihn in Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden; giebt ihm zu einem Stechen ein

Roſs, das, ſobald man es dazu gebrauchen will, ausreißt und ſo auch hier einem tiefen Graben zurennt, von dem es der Reiter kaum noch zurückhält; läßt ihn auf der Gemſenjagd an einen ſtürmiſchen Ort führen, wo ihn der Wind am Schaft emporhebt; will auf dem Schiff, worauf Teurdank fährt, um Seevögel zu ſchießen, Pulverfäſſer anzünden laſſen; einem Narren, der ſich einbildet, den Befehl über das Geſchütz eines Schloſſes zu haben, ſchwatzt Unfallo vor, Teurdank woll' ihm ins Handwerk greifen, und ſtiftet ihn auf, mit brennendem Lichte dem Ritter nachzulaufen, um die offnen Pulvertonnen anzuzünden, der Held aber treibt den Narren noch zu rechter Zeit mit einem Maulſtreich ab; weiter führt ihn Unfallo an ein verdecktes Brunnenloch, während er, nach einem Schloſſe hinweiſend, ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken ſucht; als Teurdank in eine Krankheit fällt, veranlaßt Unfallo durch falſche Berichte den Arzt zu verkehrten Verordnungen; zuletzt zündet er eine hölzerne Kammer an, worin der Held ſchläft, muß nun aber, da ſeine Tücke nicht länger verborgen bleibt, ſich durch die Flucht retten. Am dritten und letzten Paſſe, den der Hauptmann Neidelhart beſetzt hält, hat Teurdank noch 21 Gefahren, meiſt kriegeriſcher Art, zu beſtehen. Neidelhart fordert ihn auf, wider die Feinde der Königin zu ſtreiten, bringt ihn aber durch Einverſtändniſſe mit dieſen in ſchlimme Lagen. Er führt ihn auf mancherlei Art unter feindliches Geſchütz, veranlaßt Zweikämpfe, läßt ihn den Angriff machen und zieht ihm nicht nach; beſtellt Leute, die ihn bei Nacht ermorden ſollen; läßt dem Feinde ſagen, daß Teurdank ſich in einem Schloſſe mit weniger Mannſchaft befinde, worauf ſie in großer Schaar heranziehen, aber doch durch das Geſchoß abgetrieben werden. Die glücklichſte Kriegsthat Teurdanks iſt, daß er mit nur 13 Mann 180 Feinde gefangen nimmt, denen ihn Neidelhart trügeriſch entgegengeſchickt, die er aber auch durch eine Kriegsliſt in Schrecken ſetzt, indem er an verſchiedenen Enden die Trompeten blaſen läßt. Dieſe 180 müſſen ihm ſchwören, ſich der Königin ſelbſt zu ſtellen, wie er es auch ſchon früher andern von ihm Beſiegten auferlegt hat. Ernreich läßt hierauf die drei Hauptleute zu ſich entbieten, um von ihnen zu hören, wer der Held ſei, der innerhalb Jahresfriſt ſo manchen Gefangenen geſchickt habe und von dem ſie ihr zu ihrem großen Misfallen nichts kund gethan; auch befiehlt ſie ihnen, den Helden ſelbſt mitzubringen.

Die drei berathen ſich, wie ſie ſich aus der Schlinge ziehen mögen, und Neidelhart macht noch einen Verſuch, den Helden beim Frühmahl zu vergiften, wird aber durch einen Thürſteher, dem Teurdank Gutes gethan, verrathen und muß vor deſſen Schwert entweichen.

Teurdank zieht nun ohne weiteres Hindernis an den Hof der Königin und wird von ihr wohl aufgenommen. Aber die drei Hauptleute halten einen neuen Rath und es wird beſchloſſen, daß ſechs Ritter von Neidelharts Geſchlecht den fremden Helden bei aller Frauen Ehre zu mancherlei Ritterſpielen auffordern und dabei trachten ſollen, ihn vom Leben zu bringen. Teurdank nimmt die Ausforderung an und die ſechs Kämpfe in verſchiedenen deutſchen und welſchen Arten des Rennens, Stechens und Fechtens finden vor den Augen der Königin ſtatt. Er bleibt in allen Sieger, und Ernreich, deren Neigung und Achtung für ihn während dieſer neuen Proben ſeiner Tapferkeit ſtets gewachſen, ſetzt ihm beim Tanze einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Der Ernhold erhebt nun bei der Königin eine förmliche Klage gegen die drei Hauptleute um ihrer Bosheiten willen, die er alle in ein Buch gebracht und mit Zeugniſſen verſehen laſſen. Die Angeklagten werden vor das Hofgericht geſtellt und das Urtheil fällt dahin aus, daß der erſte enthauptet, der zweite gehängt und der dritte von einem hohen Turme geſtürzt werden ſoll. Ehe ſie ihre Strafe erleiden, geben ſie noch, jeder ſeinem Namen gemäß, eine gute Lehre, indem ſie vor Fürwitz, Unfall und Neid warnen. Wenn nun gleich die Königin dem Helden nach ſo vieler Mühſal Ruhe gönnen möchte, ſo bedenkt ſie doch, daß er ſich alle ſolche Noth nur um weltlicher Ehre willen gemacht habe; zu einem Ritter aber, der mit Recht die gelben Sporen führe, gehöre noch weiter, daß er den Chriſtenglauben beſchütze. Darum läßt ſie ihn, mit Beiſtimmung ihrer Räthe, auffordern, daß er ihr Heer gegen die Unglaubigen führe, welche jetzt ihr Land verwüſten. Bei dieſem Rath und dem entſprechenden Entſchluſſe des Helden iſt ein Engel Gottes durch ſeine Gegenwart und Ermahnung wirkſam. Teurdank wird durch den Prieſter mit der Königin zuſammen gegeben, die Vollziehung der Ehe aber auf ſeine Rückkehr vom Feldzuge ausgeſetzt. Damit ſchließt die Erzählung.

Daß die Anlage des Werkes, wie ſie hier dargelegt worden, keine poetiſch-organiſche ſei, ſondern in einer mechaniſch abgemeſſenen Alle-

gorie beruhe, ergiebt ſich auf den erſten Anblick und die Namen der handelnden Perſonen ſprechen ſich nur allzu handgreiflich als allegoriſche aus. Es iſt aber auch noch beſonders dafür geſorgt, daß wir über die allegoriſche ſowohl, als die etwas verſteckter liegende hiſtoriſche Bedeutung des Gedichtes ſattſam unterrichtet werden.

Melchior Pfinzing, der ſich als Verfaſſer desſelben unterſchreibt, hat eine „lautere anzaigung und warhafte beſtettung“ aller darin begriffenen Geſchichten hinten angefügt, wodurch alle einzelne Perſonen und Abenteuer allegoriſch oder hiſtoriſch erklärt werden. Doch iſt dabei noch immer die Vorſicht gebraucht, die geſchichtlichen Namen nur mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen. Dieſe Clavis iſt nachher von Sebaſtian Frank in ſeiner deutſchen Chronik (Augsburg 1538, Wachler I, 192) und von Matthäus Schultes bei der von ihm herausgegebenen Umarbeitung (Ulm 1679) in den hiſtoriſchen Hinweiſungen erweitert worden. Über die Hauptperſonen äußert ſich Pfinzing folgendergeſtalt:[1]

Diſen perſonen ſein allen diſe namen erdacht und ire rechte namen verſchwigen aus der urſach, dieweil der ſelben verwandten in leben ſein, damit nit geacht werd, es beſchehe diſe beſchreibung ſo vil erlicher getaten inen aus liebkoſendem gmüt, daß auch mit ſolhem puoch, denen ſo vor zeiten die alten heldenpücher geſchriben haben, nachgevolgt wurde, dann mich bedunkt, daß dem gemain man nit not ſei den grund zuo verſteen.

Aber in der rechten warhait ſo wirdet durch den edlen künig Romreich verſtanden der löblich adenlich und mechtig herr H. C. V. B. (Herzog Carl von Burgund.)

Die künigin Ernreich bedeut deſſelben künig Romreichs tochter E. M. H. Z. B. (Marie, Herzogin zu Burgund) und iſt darum Ernreich genant, daß ſi neben andern hochgeborenen frawen ain eerliebhabend herz und gmüt zuo haben geübt geweſt iſt und irem höchſtverwandten zuo ſolhen eerlichen und durſtigen[2] ſachen geholfen und gefürdert, dardurch er rum, ſig und er erlangt, die er dann bis an ſein end getriben und gebraucht hat.

Teurdank bedeut den loblichen fürſten K. M. E. Z. O. V. B. (Kaiſer Maximilian, Erzherzog zu Öſtreich und Burgund) und iſt darumb Teurdank genant, das er von jugent auf all ſein gedanken[3] nach tewerlichen

[1] [Man ſehe die Stelle in der Ausgabe von Haltaus S. 184. 185. H.]

[2] turſtig, geturſtig, kühn, vom alten türren, Prät. torſte, wagen (vergl. Schmeller I, 458).

[3] der dank, der Gedanke, Wille u. ſ. w., daher auch der Freidank, vrigedank. Fig. 3: In ſolhen danken u. ſ. w.

ſachen gericht, die er auch vilfeltiglich über menig andere fürſten und ritter, von den man geſchriben findt, mit eignem leib volbracht hat, wie man in diſem, auch ſunſt noch in andern zwaien püchern klerlichen vernemen wirdet.

Der Ernhold u. ſ. w. bedeut das gerucht und gezeügnus der warhait, ſo einem ieden menſchen bis in ſein gruoben nachvolgt, ſi ſein guot oder pös, darumb wirdet er bemeltem jungen fürſten Teurdank für und für zuogeſtellt, ſein leben, weſen und getaten zuo offenwaren und zu bezeügen mit der warhait.

Die drei haubtleut bedeuten die drei alter, nemblichen die jugent, das mittel und das alter, und ſein darumb erdacht, als weren die drei, Fürwittig, Unfalo und Neidlhart, drei menſchen geweſt, damit die drei tail des alters deſt klerer mügen beſchriben werden und der hiſtori ain lieblichait zuo leſen geben.

Und erſtlichen Fürwittig bedeut die erſt plüend jugend des edlen fürſten Teurdank, welhe in als einen jungen menſchen, der anders von freiem teurn gepluot kumbt, raizt und begirig macht, durch fürwitz, on bedacht des endes, allerlai zuo verſuchen; durch den ſelben haubtman Fürwittig verſtanden und begriffen wirdet, in was geferlichait ine ſolhe ſein freie jugent, auch fürwitz gefürt hat; darumb nennet man diſe ganze handlung Fürwittig.

Der ander haubtman haißt Unfalo und iſt darum alſo genant, daß einem ieden teurlichen man in beſtendigem alter am maiſten unfal in ſeinem fürnemen begegnen, darumb daß er im in ſolhem alter mer zuo thun und zuo verſuchen dann in der jugent vertraut und auflegt; und werden darunder begriffen all teurlich und geverlich ſachen, in ſchimpf und ernſt, ſo der Teurdank, eer zuo erlangen, gethan hat, bei denen ime unfal unverſehner ding zuogeſtanden ſein, den er durch ſchicklichait und ſein beherzenhait entgangen iſt.

Neidelhart, der dritt haubtman, wirdet darumb alſo genent, dann gewondlich einem ieden in ſeinem alter, dem glück und ander gaben des glück zuoſteen, vil menſchen neidig und heſſig werden; und bedeut die ſorgfeltigkait und geferlichait, ſo dem fürſten zuo ſeinen zeiten durch neid und haß in kriegsleufen und ſunſt begegnet, denen er aber allen on ſchaden mit hilf gottes und durch ſein unerſchrocken fraidig gmüt und ritterliche hand glücklichen entgangen und entrunnen iſt. Und ſein allein die drei namen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart in lebentiger menſchen pild verkert darumb, daß die hiſtori, wie obſteet, deſt verſtendiger ſei zuo leſen.

Es werden dann die einzelnen Fährlichkeiten der Reihe nach örtlich beſtimmt und geſchichtlich beſtätigt. Die kühnen Gemſenjagden, die Schnee- und Steinfälle gehören den Gebirgen von Tirol, Oberöſtreich und Steiermark an, die Schweinsjagden und Waſſergefahren den Nieder-

landen und ſo auch die Kriegsthaten und Unfälle hauptſächlich den niederländiſchen Kriegen. Öfters wird bemerkt, daß ein einzelnes Ereignis für alle ähnlicher Art geſetzt ſei. So iſt bei den ſechs ritterlichen Kämpfen, welche Teurdank zuletzt noch am Hofe der Königin zu beſtehen hat, angeführt, daß darunter verſtanden werden

alle ritterſpil in ſchimpf und ernſt, ſo der teurlich held Teurdank vor hübſchen frawen und junkfrawen in Öſterreich, Braband und der fürſtlichen Grafſchaft Tirol volbracht hat.[1]

Ebenſo wird bezeichnet und erklärt, was von der Handlung der Allegorie anheimfällt; z. B. wenn Teurdank nach und nach die drei Hauptleute von ſich jagt, ſo heißt es, das ſei poetiſch geſtellt und bedeute, daß er nun den Fürwitz der Jugend hingelegt, daß er bei vorgerücktem Alter ſich der harten Arbeit, darin ihm die meiſten Unfälle begegnet, entſchlagen und daß er endlich auch den Ränken des Neides feſtiglich zu widerſtehen gelernt habe. Von dem letzten Entſchluſſe des Helden, gegen die Feinde des Chriſtenglaubens auszuziehen, wird geſagt:

Iſt ein poeterei, bedeut, daß die erliebhabenden gemüth durch ir tewerlichait ſo vil eeren nicht erlangen mögen, ſi begern noch mer zuo erlangen; darumb wirdet geſetzt, daß die künigin der eeren Teurdank als iren verwandten anſtreng, noch weiter götlich eerlich getaten von irent wegen zuo volbringen, dann die vbrigen getaten weltlich geweſen ſein. Und weiterhin: — dieweil im got vor ſo oft erledigt und geholfen het, zoge das criſtenlich gemüt für, beſchloß forter die götlich er auch zuo erlangen.[2]

Wenn wir in der Anlage des Gedichtes die lebendige Poeſie vermiſst haben, ſo ließe ſich noch immer eine ſchöne Fülle der Ausführung denken und zwar in doppelter Hinſicht: einerſeits konnten die vielen Fährlichkeiten, welche der Held zu Feld und zu Walde, im Gebirg und auf dem Waſſer, im Kampfe mit allen Elementen beſteht, die Schlachten und Jagden, die Turniere und Tänze, das ritterliche Werben um die ſchöne Königstochter, zu manigfaltigen und glänzenden Darſtellungen in der Weiſe der älteren Rittergedichte Gelegenheit geben, anderſeits bot ſich in der allegoriſchen Haltung des Ganzen der Anlaß dar, dasſelbe, im Geiſte der neuen Zeit, mit Betrachtung und Lehre reichlich auszuſtatten.

[1] [In der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

[2] [Man ſehe die beiden Stellen in der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

Was in beiderlei Hinſichten der Teurdank geleiſtet habe, ſoll nun näher erörtert und vorzüglich durch Proben aus dem Gedichte ſelbſt zur Anſchauung gebracht werden.

Die Kargheit und Farbloſigkeit im erzählenden und beſchreibenden Theile, bei einer ſolchen Maſſe des für buntausgebreitete Schilderung ſich eignenden Stoffes, iſt auffallend. Lieber werden (der Angabe in Pfinzings Clavis unerachtet) dieſelben Abenteuer mit geringen Verſchiedenheiten wiederholt, als daß ein einzelnes zu vollerer Geſtaltung ausgebildet würde. Es iſt oft, als würde der Poeſie abſichtlich aus dem Wege gegangen, die Geſchichte iſt offenbar poetiſcher, als das Gedicht, und die kurzen hiſtoriſchen Erläuterungen, beſonders in Sebaſtian Franks kräftiger Sprache, geben meiſt der Phantaſie ein viel ergreifenderes Bild, als die gereimte Erzählung, der ſie zum Commentar dienen.

Wenn am Anfange des Gedichts der alte König Romreich lieber im Garten, als im Bette ſterben will, ſo läßt ſich dieſes ziemlich poetiſch an. Hören wir, wie es erzählt wird!

Fig. 3 Eins mals der kung an ſeim pet lag,
Gedacht: „Nun iſt komen der tag,
Daß ich ſol ordenen mein ſach,
Dann ich bin worden alt und ſchwach,
Das empfind ich an mir ganz wol;
Doch hoff ich, nicht erſterben ſol
Auf federen in einem pet,
Dann wenig wird als dann geredt
Von meinem tod in künftig zeit.
Ich wais ein ſchön garten nit weit
Von hinn, der iſt luſtig umbfangen
Mit eim graben; dainn verlangen
Hab ich zuo ſchließen mein letzt teg."
In ſolhen danken reit er weg.
Als er nun in den garten kam,
Empfand er,[1] daß er ſeer ab nam
An ſeinem leib und auch am leben;
Darumb wolt er zuo verſteen geben

[1] [Der Druck hat: Empfand vnd. H.]

Zuvor ſein räten, wen er wolt,
Den ſein kind zuo man haben ſolt,
Macht ordenlich ſein teſtament,
Berueſet etlich rät behend,
Sprach: „In dem teſtament ir werdt
Finden, welchen ich auf der erd
Hab meim kind zuo man auserkorn.
Darumb ſagt ir, wöl ſi gotes zorn
Empfliehen, daß ſi halt mein gebot!
So wirdt ſi behüet vor allem ſpot.
Denſelben ſol ſi allein han
Vor andern für iren eeman."
Das hörten alle ſeine rät.
Damit der künig kein wort mer redt,
Sonder gab alſo auf ſein geiſt,
Darob ſich alls volk traurig beweiſt.[1]

Hiezu bemerkt Pfinzings Clavis:[2]

Bedeut, wie der loblich künig Romreich bei einem friſchen pach (Beziehung auf den Holzſchnitt) als ein berüembter fürſt und herr erſchlagen ward wunderparlich.

Deutlicher bei Schultes:[3]

„— zeiget an, wie Herzog Carl von Burgund, Anno 1477 den 5 Januarii an der Moſel, nit weit von Nancy, der Haupt-Statt in Lothringen, von den Lothringern und Schweizern in einer Schlacht überwunden und von des Verräthers, Grafens von Campobachii, Leuten, mit 3 tödlichen Wunden erſchlagen worden."

Der gewaltſame Tod des kühnen Karl iſt hiernach (vermuthlich aus ſchuldiger Rückſicht für ſeine hohe Perſon, als Schwäher des noch lebenden Kaiſers Maximilian) in ein ſanftes Verſcheiden im Garten umgewandelt und auch dieſes noch mit einer höchſt proſaiſchen Teſtamentsübergabe verbunden worden.

Unter den zahlreichen Jagdabenteuern Teurdanks kommt vorzüglich die nachbeſchriebene Gemsjagd in Betracht:

[1] [Vergl. die Stelle bei Haltaus S. 4. 5. H.]
[2] [Haltaus S. 185. H.]
[3] [Haltaus S. 128. H.]

Fig. 20 Ain neu ſchalkhait dem Fürwittig
Kam in ſein ſin, dardurch er ſich
Meint zuo rechen an dem held wert.
Auf ein zeit er ſprach: „Herr, begert
Jr noch mer gembſen zuo jagen,
Von einem jaid will ich euch ſagen,
Der gleich ir nit habt gſehen mer.“ u. ſ. w. [1]

Wir ſehen, dieſes Abenteuer iſt nicht mit den Farben einer poetiſchen Schilderung, wohl aber mit der Genauigkeit beſchrieben, die ein der Gemsjagd Kundiger erwarten kann. Pfinzings Erläuterung beſagt, daß dem Helden dieſe Fährlichkeit „am gembſenjeid bei Innsbruck begegnet.“ [2] Sebaſtian Frank deutet ſchon auf die berühmte Geſchichte von der Martinswand:

Zum achten entgieng im (Maximilian) zu Innsbruck auf einem gembſengejägd auf einer hochen platten ſchaft und all zinken an ſein fueßeiſen, daß man ſich ſein verwegt und im das ſacrament zeigt; noch half im gott durch ſein freidig gemüt und geſchicklicheit herab. [3]

Die Clavis bei Schultes [4] aber hat die ganze legendenhafte Erzählung:

„Drei (2) Stund von Insbruck hatte ſich Maximilian auf einer Gemſen-Jagd, in dem Gebürg und an dem Ort, den man jetzt Martins Wand nennet, dann die Felſen wie eine Wand darliegen, alſo hoch verſtigen, daß er keinen Fuß mehr weder für, noch hinder ſich ſetzen konte, ohne Gefahr eines unfehlbaren gewiſſen tödlichen Sturzes. Allda der unglückſelige Fürſt gleichſam erſtaunet und erſtarret geſtanden, ſeine große Vermeſſenheit ſelbſten beklagt, indeme er nichts anders vor ihme geſehen, als einen gewaltſamen Tod. Dann unmöglich geweſen, ihme weder von oben, unten, noch auf den Seiten einige Hilfleiſtung zu thun. Seine Gefährten und Bedienten wuſten weder Hülf noch Rath und ſahen ihren Herrn, dem ſie doch nicht zu helfen vermochten, mit weinenden Augen an. Der junge Fürſt aber, als er allbereit 2 ganzer Tag und Nacht in ſolchem erbärmlichen Zuſtand ſich befunden und keine Hoffnung zu einiger Erlöſung übrig ſahe, hat das zeitliche Leben in Wind geſchlagen und getrachtet, wie er auß ſolchem in ein ſeeliges und himmliſches Leben eingehen möchte; hat deswegen den Seinigen mit erhabneſter Stimme zugerufen

[1] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 28—30. H.]
[2] [Haltaus S. 187. H.]
[3] [Haltaus S. 112. H.]
[4] [Haltaus S. 130. 131. H.]

und befohlen, daß durch die Prieſterſchaft das hochheilige Sacrament des Leibs Chriſti herzugetragen und ihme an dem nächſten Ort, ſo immer möglich, möchte vorgewiſen werden, damit, wann der ſterbliche Leib mit leiblicher Speis nit mehr konte erlabet, doch gleichwohl ſein Herz und Seel mit dem geiſtlichen Zehr-Pfennig durch die Augen könte verwahret werden. Welches man dann dem frommen Fürſten mit allem Fleiß verrichtet hatte; unterdeſſen war jederman ſeinetwegen zum höchſten betrübt und war von allem Volk in Stätten und Dörfern für ſeine Erlöſung das allgemeine Gebet angeſtellet. Welches dann nicht fruchtlos abgangen: dann als ſich Maximilian in dieſem ungeheuren Gebürg von aller menſchlichen Hülf verlaſſen ſahe und allbereit nichts anders bei ſich ſelbſten betrachtete, als die Unſterblichkeit Gottes ſeines Erlöſers, hat er nicht weit von ihme ein Geräuſch vernommen und im Umbſchauen geſehen, daß ein in Bauren-Kleidern unbekanter Jüngling, mit Hinwegwerfung der gröſten Klippen einen Weg bahnend, zu ihm nahete, welcher, als er zu ihme kommen, hat er mit dargebottener Hand zu ihm geſprochen: „Dank hab dir, mein lieber Fürſt, deiner Gottes-Forcht und Tugend! Gott ſtärke und vermehre ſie in dir! dann der dich erlöſen kan, der lebt und iſt auch bei dir. Lege alle Forcht ab und folge mir nach! dann ich dich in ſichere Gewahrſam bringen will.“ Darüber auch der Fürſt wieder in etwas zu ihme ſelber kommen und ſeinem Gefährten getreulich gefolget. Als er nun glücklich herunder kommen, haben ihne die Seinigen mit größeſten Freuden empfangen, alſo, daß das Trauren in eine allgemeine Freude verkehret worden. Unter welchem frolockendem Gedräng aber ſein Erretter ſich verloren und unſichtbar worden. Man hat zwar auß Kayſerl. hohem Befelch fleißig und allenthalben nach ſolchem forſchen und fragen laſſen, umb ſolchen mit gebührender Verehrung zu bedenken, er hat ſich aber nirgends mehr finden laſſen, dahero geglaubt worden, daß es ein von Gott geſandter Schutz-Engel geweſen ſeie, der dieſen jungen Fürſten von ſolchem allzu frühzeitigen Tod erlöſen und zu der ganzen Chriſtenheit noch größerm Nutz und des Hauſes Öſterreich hohem Aufnehmen erhalten ſolte. Zu ſtäts währender Gedächtnus deſſen hat dieſer Fürſt hernach ein Crucifix von 40 Schuh hoch hinſetzen laſſen, welches herunden kaum für 2 Schuh hoch angeſehen wird.“

Der Martinswand gegenüber, nur durch die Straße davon getrennt, ſtehen auf einem Hügel, der Martinsbühel genannt, ein Kirchlein und ein Jagdhaus, welches Kaiſer Maximilian erbaut hat und aus deſſen Fenſtern er die Gemſen der nahen Wand geſchoſſen haben ſoll (Beyrer, Wegweiſer in Innsbruck S. 196 f.).

Daß Maximilian am Oſtermontag 1490 ſich auf der Gemſenjagd an der Martinswand verſtiegen und durch einen Bergmann oder Jäger,

über deſſen Perſon und Namen verſchiedene Sagen giengen, auf eine an das Wunderbare grenzende Weiſe gerettet worden, iſt durch unverwerfliche Zeugniſſe beſtätigt. Aber in den nähern Umſtänden, beſonders auch in der Art der Rettung, ſtimmt dieſes Abenteuer nicht mit dem im Teurdank erzählten. Hormayr, der ſich viel mit dieſer Geſchichte beſchäftigt hat, bemerkt deshalb in ſeinem und Mednyanskys Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1 Jahrgang 1820 (ſieh A. Grün, der letzte Ritter 204. Köler, l. c. 27 fgg.), die Vergleichung aller Umſtände laſſe keinen Zweifel übrig, im Teurdank ſei das Abenteuer an der Martinswand ganz hinweggelaſſen und offenbar nur von einer andern, auch ganz anders geſtalteten Gefahr im Zirlergebirge die Rede. Dieſe Weglaſſung aus einem Buche, worin alle Fährlichkeiten Maximilians aufgezählt ſind, wird aber damit erklärt: das Abenteuer an der Martinswand habe ihn wie mit einer höhern Hand ergriffen und ihm eine religiöſe Scheu eingeflößt vor aller Erwähnung desſelben zu weltlicher Freudigkeit und Luſt; am lauteſten beſtätige dieſe Meinung der Umſtand, daß Maximilian jeden Jahrestag ſeiner Verſteigung (beſonders in der Einſiedelei ſeines Geburtsortes Wiener-Neuſtadt) mit gänzlicher Abſonderung von der menſchlichen Geſellſchaft und mit frommen Übungen zugebracht habe.

Jedenfalls erhellt, daß, was Geſchichte und fromme Sage vom Gemſenjäger Maximilian melden, poetiſcher iſt, als was unſer Gedicht vom löblichen Helden Teurdank erzählt.

Auch von der Darſtellung ritterlicher Kämpfe geben wir ein Beiſpiel, das zugleich die Gebräuche bei ſolchen Ausforderungen zeigt [1]:

Fig. 77 Darnach über ein kleine zeit
Kam her aus ferren landen weit
Ein kürriſer,[2] gar hoch berümbt u. ſ. w.

Die Claves bemerken hiezu bloß, daß dieſer Kampf mit einem Ritter am Rheinſtrom gehalten worden.

Wie die Hofſitte im Umgang mit den Frauen dargeſtellt ſei, davon mag die Schilderung eines Tanzes, der nach einem ſolchen Ritterkampfe gehalten wird, zeugen: [3]

Fig. 102 Darauf kamen her getretten u. ſ. w.

[1] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 111—113. H.]
[2] Der Kürriſſer, der Geharniſchte, loricatus. Schmeller II. 326.
[3] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 159. H.]

Auch bei einem Tanze wird der Held von der Königin mit dem Lorbeerkranze gekrönt: [1]

Fig. 107 Als nun der tanz was angefangen u. ſ. w.

So viel von der Beſchaffenheit des erzählenden und beſchreibenden Beſtandtheils dieſer Dichtung. Fragen wir nun auch nach der Betrachtung und Lehre, wozu die allegoriſche Bedeutung des Werkes vollen Anlaß gab, ſo entbehrt dasſelbe durchaus der humoriſtiſchen oder ſatiriſchen Auffaſſung des Lebens und der Sitte der Zeit, wovon wir aus den bisher betrachteten ritterlichen Dichtungen manche Züge hervorheben konnten. Die Allegorie, in der ſelbſt die hiſtoriſchen Perſonen aufgiengen, das abſichtliche Verſtecken des Geſchichtlichen, führte zu einer trockenen Allgemeinheit, ferne von der ausdrucksvollen Geſtaltung des individuellen Lebens. Die Ernſthaftigkeit der ganzen Behandlung mochte der hohen Würde des fürſtlichen Helden angemeſſen erſcheinen. Dennoch iſt nicht zu miskennen, daß auch ein innerer, ſittlicher Ernſt der Geſinnung in dem Gedichte liegt und des farbloſen Ausdrucks unerachtet wohlthuend anſpricht. Auch dafür mögen einige Belege ausgehoben werden. Zuerſt, wie der junge Held Teurdank vor ſeiner Ausfahrt vom böſen Geiſte verſucht wird: [2]

Fig 10 Als ſich nun rüſtet der Teurdank u. ſ. w.

Den drei verderblichen Lehren des böſen Geiſtes am Anfang des Buchs ſind die drei heilſamen des Engels am Schluſſe desſelben entgegengeſetzt: [3]

Fig 115 Als nun der held in ſeim gemach
Gegen got ſeiner andacht pflag u. ſ. w.

Der Engel unterſtützt ſchließlich noch das Begehren der Königin Ernreich, daß Teurdank einen Zug gegen die Unglaubigen unternehme. In dieſen entgegengeſetzten Anweiſungen des böſen und des guten Geiſtes liegt die Sittenlehre des Buchs.

Wir haben im Bisherigen Anlage, Bedeutung und Ausführung des Werkes aus dieſem ſelbſt und mittelſt der ihm beigegebenen Erläuterungen erkannt und beurtheilt. Es iſt nun von deſſen Verfaſſer und Anlaß zu ſprechen, wodurch ſich zugleich ein weiterer Geſichtspunct für die Würdigung desſelben ergeben wird.

[1] [Haltaus S. 165. H.]
[2] [Haltaus S. 13—15. H.]
[3] [Haltaus S. 176—178. H.]

In den proſaiſchen Zueignungen des Gedichtes ſelbſt ſowohl, als den Erläuterungen (beide aus Nürnberg vom 1 Merz 1517) an den damals 18jährigen König Karl von Spanien, Enkel Kaiſer Maximilians I, bezeichnet und unterſchreibt ſich als Verfaſſer Melchior Pfinzing, Probſt zu Sanct Alban bei Mainz und zu Sanct Sebald zu Nürnberg. Er hat dem jungen Fürſten zu Ergetzlichkeit, Nutzen und Lehre die Geſchichten und Thaten des Helden Teurdank, die er meiſtentheils geſehen oder von glaubwürdigen Perſonen, welche dabei gegenwärtig waren, gehört hat, in Form, Maß und Weiſe der Heldenbücher, in verborgener Geſtalt zu beſchreiben ſich vorgenommen. Er nennt dieſe Beſchreibung ſeine Arbeit, ſein Buch. Wenn dieſe Angabe an ſich nicht unglaubwürdig erſcheint, ſo liegt noch eine beſondre Beglaubigung darin, daß ſie in den noch bei Lebzeiten des Helden (Maximilian I ſtarb erſt zwei Jahre nachher, 12 Januar 1519) an deſſen Enkel gerichteten Zueignungen ſteht. Dieſer Fürſt hat auch als nachmaliger Kaiſer Karl V in einem Diplom, das er 1555 dem nürnbergiſchen Patriciergeſchlechte Pfinzing ausgeſtellt, jene Autorſchaft ausdrücklich anerkannt. Unter den Verdienſten Melchior Pfinzings wird darin namentlich folgendes angerühmt: [1]

Inter quæ etiam et hoc quidem præcipue æstimandum occurrit, quod idem Melchior Pfinzing præfati serenissimi quondam avi nostri vitæ cursum et præclara ejus gesta, heroicas virtutes variaque vitæ discrimina, inter quæ frequenter versabatur, corporis item labores et fortunæ procellas et fluctus, quos rara infracti animi magnitudine et heroica constantia semper et ubique sustinuit, elegantissimo germanico carmine, mira industria et eloquentia ac juennda quadam verborum suavitate artificiosaqne fictorum nominum inventione in maximum volumen magno sudore et fideli diligentique vigilantia congestos nobisque dedicatos, posteris memoriæ tradidit. (Köler, l. c. S. 5. 13.)

Melchior Pfinzing war im Jahr 1481 zu Nürnberg geboren, alſo zur Zeit der Vollendung des Werkes 36 Jahre alt. Er hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, war Geheimſchreiber Maximilians I und wurde auf deſſen Empfehlung 1512 vom Rathe der Stadt Nürnberg zum Probſte der dortigen Hauptkirche zu Sanct Sebald beſtellt. Er wohnte nur abwechſelnd zu Nürnberg, indem er ſich auch ferner an der

[1] [Haltaus S. 13. H.]

Seite des Kaiſers [1] befand, zu deſſen Rath er erhoben wurde und auf deſſen Verwendung er noch weitere Kirchenämter, namentlich die Probſtei Sanct Alban zu Mainz erhielt. An letzteren Ort zog er ſich auch im Jahre 1521 zurück, als zu Nürnberg die Reformation um ſich griff. Ebendaſelbſt ſtarb er 1535. Das ſchon erwähnte Diplom gedenkt auch noch beſonders rühmlich der Dienſte, welche Melchior Pfinzing und ſein Bruder Ulrich, gleichfalls geiſtlichen Standes, als Geſchäftsmänner dem vorigen Kaiſer geleiſtet haben: [2]

Fidelia item servitia, quæ etc. divo Maximiliano etc. avo et prædecessori nostro observantissimo, dum in vivis esset, uterque uti consiliarius et familiaris aulicus, ille (Udalricus) quæsturam (Pfennigmeiſter, Köler S. 11) gerens, hic (Melchior) vero a secretis, summa industria, solertia, sagacitate, studio, diligentia et fide, arduis et variis negotiis, non tantum in politica administratione, magnis utpote consultationibus et difficillimis gravissimisque et honorificentissimis legationibus, sed etiam periculosissimis quibusque temporibus et bellicis expeditionibus (den Fährlichkeiten, welche Neidelhart herbeigeführt), promptissimo animo, indefesse, strenue et intrepide, magna quidem etc. avi nostri etc. satisfactione ... semper ad vitæ usque extremum spiritum non sine labore et impendio illos præstitisse constat. (Köler, l. c. S. 8.)

Ein ſolches Verhältnis, das Melchiorn, wie er auch in der Zueignung ſagt, zum Augenzeugen ſo mancher Begegniſſe des Kaiſers machte, gab ihm den ſpeciellen Beruf, dieſelben auf ſeine Weiſe darzuſtellen.

Der vorangeführten Beurkundungen unerachtet, iſt jedoch häufig nicht Pfinzing, ſondern der Kaiſer Maximilian ſelbſt für den wahren Verfaſſer des Teurdank ausgegeben worden. Dieß beſonders auf das Anſehen Cuſpinians, der, als ein Zeitgenoſſe und Vertrauter des Kaiſers, in ſeinem Buche de Cæsaribus S. 486, ſagt: [3]

Animum dehinc ad scribendum, sed patria lingua adjecit, et licet palam, quia male in pueritia institutus, poeticam aspernaretur, ad poeticam tamen natus, poetice opus de diversis suis periculis edidit, cui gentili lingua nomen Teurdank indidit etc. (Köler S. 16.)

[1] Über ſeine Kunſtliebe ſ. Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmſten Künſtlern und Werkleuten, ſo innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1546, nebſt der Fortſetzung von Andreas Gulden 1660. Nürnberg 1828. S. 32.

[2] [Haltaus S. 6. H.]

[3] [Haltaus S. 15. H.]

Allein es ſteht hier Behauptung gegen Behauptung, die beſtimmte Angabe Pfinzings gegen die, doch wohl auch aus Misverſtändnis erklärbare Cuſpinians. Für die Autorſchaft Maximilians wird aber noch weiter geltend gemacht, daß in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ein papierner Codex (von 48 Blättern in Folio) aufbewahrt ſei, welcher die erſten 74 Capitel des Teurdank von des Kaiſers eigener Hand mit vielen Durchſtrichen und Einſchaltungen enthalte [1]; ferner daß daſelbſt noch ein andrer Codex anzutreffen ſei, in welchem die Figuren, die zum Teurdank kommen ſollten, von dem Kaiſer ſelbſt beſchrieben worden [2] (Khautz, Verſuch einer Geſchichte der öſtreichiſchen Gelehrten S. 96. Panzers Annalen der ältern deutſchen Litteratur, Nürnberg 1788. S. 408). Man kann ſich jedoch hiebei des Zweifels nicht erwehren, ob nicht die Hand des Kaiſers mit der ſeines Geheimſchreibers, von dem allerdings manche andre im Namen des Kaiſers geſchriebene Concepte vorhanden ſein mögen, verwechſelt ſei. Eine Verſchiedenheit des Stils der erſten 74 Capitel von dem der 44 nachfolgenden iſt nicht zu bemerken. Zu den angeführten Gründen für Pfinzing kommt aber auch noch der im Werke ſelbſt liegende gegen den Kaiſer, daß dieſer nicht auf die Weiſe von ſeiner eigenen Perſon geſprochen haben würde, wie es in jenem geſchieht. Denn wenn gleich das Gedicht nicht im Tone der Schmeichelei geſchrieben iſt (deren Vorwurf erklärtermaßen durch die in der Clavis gegebenen geſchichtlichen Thatſachen abgewendet werden ſoll), und wenn man auch annehmen wollte, daß Maximilian Beweggründe gehabt haben könnte, ſein Werk unter fremdem Namen in die Welt zu ſchicken, ſo dürfen wir ihm doch nicht zutrauen, daß er ſich ſelbſt Lobſprüche geſpendet haben würde, wie der Verfaſſer des Gedichts ſie, wenn auch nicht mit Unrecht, im Epilog zu „dieſer ſeiner Schrift“ „ſeinem Herrn“ zutheilt. Gilt uns nun gleich Melchior Pfinzing für den eigentlichen Verfaſſer, ſo hindert uns dieß keineswegs, dem Kaiſer thätigen Antheil an der Entſtehung und Erſcheinung des Buches, und ſelbſt die erſte Idee

[1] [Über die fünf in Wien befindlichen Handſchriften vergleiche Haltaus S. 21—35. H.]

[2] Über dieſe Frage auch: Heller, Skizze einer Geſchichte der verſchiedenen Ausgaben des Theuerdank, in den Beiträgen zur Kunſt- und Litteraturgeſchichte. Heft 1. 2. Nürnberg 1822. 8. Böhm, in der nachher anzuführenden Diſſertation § 6.

dazu, beizumeſſen. Dafür ſpricht, außer den ſchon berührten Umſtänden, Maximilians perſönlicher Charakter, die Art ſeines übrigen Wirkens im Gebiete deutſcher Litteratur und Kunſt, ſein beſondres Verhältnis zu Pfinzing und was ſonſt von ſeinem Intereſſe für das Buch bekannt iſt. [1]

Maximilian I ſtellte in ſeiner Perſon das Muſter eines vollkommenen Ritters dar. In allen Leibesübungen und ritterlichen Fertigkeiten war er geſchult und gekräftigt. Die Jagdabenteuer, die Kämpfe in Spiel und Ernſt, die im Teurdank erzählt werden, hat er wirklich beſtanden und was die Erläuterungen darüber beibringen, iſt manchmal noch viel kühner und erſtaunlicher, als was im Gedichte vorgeht. Die ritterliche Moral des Teurdank, gegebene Treue ſtät, feſt und unzerbrochen zu halten, hat er wirklich geübt und es iſt ihm ſogar vorgeworfen worden, er ſei nicht ſo verſchlagen geweſen, als die Feinde, die ihn beſiegt und die Freunde, die ihn im Stiche gelaſſen (Menzel, Geſchichte der Deutſchen III, 41). Das alte Ritterthum, das er in ſeiner eigenen Erſcheinung erneute, hat er auch zu Buche gebracht. Ihm verdankt man nach allen Anzeigen die letzte der bedeutendern handſchriftlichen Sammlungen altdeutſcher Helden- und Rittergedichte, die reichſte und koſtbarſte von allen. Dieſe zu Wien in der Ambraſer Sammlung (der Sammlung von Waffenrüſtungen, Büchern, Kunſtſachen ꝛc., welche der Erzherzog Ferdinand, Maximilians Urenkel, in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts auf dem Schloſſe Ambras bei Innsbruck angelegt) befindliche Handſchrift, ein Pergamentband in Folio, enthält 23 Gedichte, meiſtentheils größere Dichtwerke des 13ten Jahrhunderts aus der einheimiſchen Heldenſage und dem Fabelkreiſe von der Tafelrunde, deren einige nur hier noch vorhanden ſind. Primiſſer (die k. k. Ambraſer Sammlung, beſchrieben von A. Primiſſer, Wien 1819. S. 276) bemerkt von ihr:

„Dieſem reichen Inhalte entſpricht das Äußere der Handſchrift. Sie iſt durchaus von Einer Hand ſchön und zierlich geſchrieben und mit goldenen Anfangsbuchſtaben, am Rande mit niedlichen nach der Natur gemalten Schmetterlingen, Vögeln und andern Thieren, mit Früchten und Blumen ausgeſchmückt. Die auf dem 215 Blatte auf einem Bilde erſcheinende Jahrzahl 1517 bezeichnet wahrſcheinlich das Jahr der Vollendung, und die dabeiſtehenden Buchſtaben

[1] [Mit Uhlands Urtheile über die Entſtehung des Teurdank ſtimmt im Weſentlichen auch das Ergebnis überein, das Haltaus durch die ſorgfältigſten Unterſuchungen gewonnen hat. Man vergl. a. a. O. S. 34. H.]

V. F. möchten dem Maler angehören. Auf dem Titelbilde ſieht man die in tiroliſchen Volksſagen noch heute lebenden Rieſen Haimo und Thyrſus und über ihnen den rothen Adler, das landesfürſtliche Wappen von Tirol. Dieſe prächtige Ausſtattung einer Handſchrift im 16ten Jahrhundert, der umfaſſende, vaterländiſche Inhalt, ſo wie die Jahrzahl und das Titelbild laſſen nicht zweifeln, daß das Buch auf des Kaiſers Maximilian Befehl, in Tirol, für ſeine Hausbibliothek, aus älteren, wahrſcheinlich verloren gegangenen Handſchriften zuſammengetragen worden ſei. In der Folge kam es in des Erzherzogs Ferdinand Beſitz, unter deſſen Handſchriften das alte Inventar von 1596 eine als „das helden puech“ anführt.“

(Folgt ein Verzeichnis des Inhalts.)

Aber nicht bloß die Feſte und Kämpfe der Helden und Ritter aus der Fabelzeit hat Kaiſer Maximilian niederſchreiben laſſen, auch das Gedächtnis ſeiner eigenen hat er bewahrt.

Dahin gehört, wieder nach Primiſſers Beſchreibung a. a. O. S. 283 f.:

„Freidals Turnierbuch“ (gleichfalls in der Ambraſer Sammlung). „In dieſem Werke (Papier, klein Folio) beſitzen wir die Abbildungen aller Kämpfe und Mummereien des Kaiſers Maximilian I, der hier unter dem beſcheidenen Rifternamen Freidal erſcheint. Das alte Inventar von 1569 führt das Werk ſo an: „Ain Puech in rot Leder gepunden, darinnen Kaiſer Maximilian Rennen, Stechen, Turnieren und Kempfen.“ Höchſt ſchätzbar für Genealogie und Kenntnis der Adelsgeſchlechter ſind die gleichzeitigen, den Bildern vorgeſetzten Verzeichniſſe, wovon das erſte die Namen der „ſchönſten Kunigin(en), Fürſtin, Greſin, Freiin und edler Junkfrawen und Frawen in Germanien, vor denen Feeidal gerent, geſtochen, gekempft und gemumbt hat,“ die folgenden Blätter aber die Namen der Ritter enthalten, mit welchen Freidal geſtochen, gerennt und gekämpft hat. Hier ſind auch die meiſten Turniergattungen, welche ſich in die beiden Hauptarten, Rennen und Stechen, trennten, mit ihren Kunſtwörtern angeführt: deutſches Geſtech, Rennen feſt angezogen, Rennen unter dem Bund, Geſchifftrennen, Geſchweiftrennen, Feld- und Kampfrennen, welſches Geſtech, Kampf (Kampf zu Fuß). Aus der Vergleichung dieſer Verzeichniſſe mit den Bildern gewinnt das Turnierweſen manche erfreuliche Aufklärung. Den vierten Theil aller Bilder (das Werk enthält deren 255) nehmen die Mummereien ein, wobei unter Begleitung muſikaliſcher Inſtrumente von den verkleideten Rittern verſchiedene Tänze aufgeführt und ſodann gewöhnlich die Turnierpreiſe vertheilt wurden. — Aus mehreren Gründen, deren Anführung hier zu weitläufig wäre, iſt gewiſs, daß das Werk unter der unmittelbaren Aufſicht des

Kaiſers Maximilian in den letzten Jahren ſeiner Regierung angefertigt worden. S. 116 kommt auch die Jahrzahl 1515 und ein Monogramm (wahrſcheinlich des Malers) vor."

Eine ausführlichere Nachricht von dieſem Buche, ebenfalls von Primiſſer, in Hormayrs hiſtoriſchem Taſchenbuch für 1820.

Aber auch die ernſten Beziehungen und Ereigniſſe ſeines Lebens, ſeine Abſtammung und Erziehung, ſeine Heirath und ſeinen Ländererwerb, ſeine Kriege, Unterhandlungen und Friedensſchlüſſe hat Maximilian aufzeichnen laſſen. Der Aufzeichner war ſein Geheimſchreiber Marx (Marcus) Treizſaurwein von Ehrentreiz und das Buch, welches erſt in neuerer Zeit zum Drucke gekommen iſt, hat den Titel: der weiß Kunig.[1]

Der Weiß Kunig, eine Erzehlung von den Thaten Kaiſer Maximilian des Erſten. Von Marx Treitzſaurwein auf deſſen Angeben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Herausgegeben aus dem Manuſcripte der k. k. Hofbibliothek. Wien 1775. Fol.

Das Verhältnis des Kaiſers zu dieſem Werke iſt durch ein in der Handſchrift (die ſich vormals auch zu Ambras befand, Vorrede) hinter der Vorrede eingemaltes Bild anſchaulich gemacht: der Kaiſer auf dem Thron, im Harniſch, dictiert; der Geheimſchreiber kniet unten und ſchreibt auf dem rechten Knie. Dabei ſtehen die Verſe:

Merk! viel wird von mir geſchriben,
Was ſachen und krieg ich hab getriben.
Darumb ſchreib, wie ich dir jetzo ſag!
So kumbt die recht wahrheit an tag.

Die Anrede an den Kaiſer, am Schluſſe des Werks, erklärt darüber noch beſonders:

Nach Ewr kaiſerlich Majeſtät ernſtlich bevelch, muntlich anzaigen und ſchriftlich underricht, mir Marxen Treizſaurwein von Erntreiz gethan, hab ich diz puch, genannt der weiß kunig, mit ſchrift und gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kaiſerliche Majeſtät mir darinnen geoffenbart hat und mir wiſſend geweſt iſt, und ſolich arbeit iſt durch mich volpracht worden in der zeit zwiſchn ſand Johanns taufers tag und den weinechten im 1514ten jar u. ſ. w.

Der Vorbericht giebt zu verſtehen, daß das Werk nur ſo weit ausgeführt ſei, als der Kaiſer ſolches im Jahr 1514 vorbereitet hatte, und

[1] [Man vergl. L. Ranke, Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber. Leipzig und Berlin 1824. 8. S. 141—145. H.]

daher noch nicht als ein vollendetes angeſehen werden dürfe. Die vorangeſtellte Verehrung (Zueignung) des Buches an den König Karl von Spanien, dem auch der Teurdank zugeeignet iſt, beſtimmt dasſelbe ihm und ſeinem Bruder Ferdinand zum Spiegel und zur Unterweiſung. Es zerfällt in 3 Theile und 222 Capitel und umfaßt die Zeit von der Brautwerbung Friedrichs III, des Vaters Maximilians, im Jahr 1450 an bis in das Jahr 1513, alſo bis in das ſechſte vor ſeinem Tode. Dem Inhalt nach geſchichtlich, hat es nur dadurch das Ausſehen des Romans, daß die Namen großentheils emblematiſche ſind: der deutſche Kaiſer iſt „der weiß kunig," alſo Friedrich III, von dem der ganze erſte Theil handelt, „der alt weiß kunig," Maximilian ſelbſt „der jung weiß kunig" (wobei ſowohl an die Weisheit, als an die Farbe gedacht iſt), der König von Frankreich „der plab (blaue) kunig," Herzog Karl von Burgund „der kunig vom feureiſen" (eine Beziehung auf die Inſignien des Ordens vom goldnen Fließe, S. 102), der König von Schottland „der kunig der wilden leut," der Doge von Venedig „der kunig vom viſch" ꝛc. (heraldiſch). Die Überſchrift eines Capitels (des 125ſten) lautet z. B.: „Wie der plab kunig und die ſchwarzweiß geſelſchaft weiter mit ainander kriegten und der plab kunig darnach in das land Swarz und Weiß zoch und das erobert," d. h. wie der König Karl VIII von Frankreich mit dem Herzog von Bretagne und deſſen Anhang Krieg führte und das Land desſelben eroberte. Sonderbar iſt, daß dazwiſchen auch wieder unverſteckte Namen der Perſonen, Länder und Städte gebraucht werden. Der Stil iſt chronikmäßig, ohne beſondre Lebhaftigkeit der Darſtellung. An bemerkenswerthen Zügen zur Charakteriſtik Maximilians und zur Kenntnis der Sitten ſeiner Zeit fehlt es nicht und der Verfaſſer des Teurdank, der in den Erläuterungen ſich mehrmals auf den „Blank künig" bezieht, hätte vielleicht, wenn ſeine Haltung überhaupt nicht allzu ernſthaft wäre, ſolche Züge mit Vortheil benützen können. Artig iſt es z. B., wie Maximilian und ſeine Neuvermählte, Marie von Burgund (die Königin Ernreich im Teurdank), erſt gegenſeitig ihre Sprachen von einander erlernen müſſen (Cap. 64, S. 117). Die geheimnisvolle Einkleidung des Weißkunig ſcheint ſchon bei Lebzeiten Maximilians Dunkelheit und Verwirrung verurſacht und die bezweckte Anordnung zum Drucke mit verhindert zu haben. Die dazu beſtimmten Figuren waren ſchon von Hans Burgmair und andern Meiſtern in Holz

geſchnitten und dieſe wieder aufgefundenen Holzſchnitte ſind erſt mit der nunmehrigen Ausgabe abgedruckt.

Eines, wie es ſcheint, auch auf Anregung des Kaiſers zu Stande gekommenen lateiniſchen Werks, der porta honoris von Johann Stab (ſ. Neudörfer 46), gedenke ich hier nur beiläufig. Vgl. Köler, l. c. S. 18, und über die Verdienſte dieſes Fürſten um die Poeſie in lateiniſcher Sprache überhaupt (doch dabei auch vom Teurdank gegen Köler):

J. G. Böhm, Dissertat. de insigni favore Maximiliani I imp. in poesin. Leipzig 1756.

Wohl möglich, daß die Vollendung und Herausgabe des Weißkunigs bei Lebzeiten Maximilians namentlich auch durch ſein Intereſſe für die Ausführung einer neuen Arbeit rückſtellig wurde. Beim Jahre 1513 gerieth der Weißkunig in Stocken, im Jahre 1517 erſchien der Teurdank.

Vergleichen wir dieſes letzte Werk mit den bisher aufgezählten, ſo zeigt ſich nicht nur eine verwandtſchaftliche Beziehung desſelben zu den vorhergegangenen, ſondern es ſcheint auch, als ſollte der Teurdank die verſchiedenen Richtungen der andern in eine ſammeln und ſo von allen die Krone ſein. Die Sammlung der Helden- und Rittergedichte konnte den Gedanken anregen, des Kaiſers eignes thatenreiches Leben zu einem ſolchen zu verarbeiten und dieſe Thaten, wie die Vorrede des Teurdank ſich ausdrückt, „in form, maß und weis der heldenpücher“ zu beſchreiben. Wie im Freidal, ſo auch im Teurdank, tritt er unter erdichtetem Namen auf, aber ſtatt der bloßen Verzeichniſſe, welche das Turnierbuch den Abbildungen der Ritterſpiele und Mummereien beigiebt, iſt im Teurdank zu den Bildern ein Text geliefert, mittelſt deſſen die Kampfſpiele und Tänze allgemeiner und zu einer ernſteren Bedeutung aufgefaßt werden. Der Weißkunig trägt ebenfalls die geheimnisvolle Einkleidung und gleich ihm iſt der Teurdank von einem Manne der näheren Umgebung des Kaiſers, einem ſeiner Geheimſchreiber, in Schrift gebracht, aber wenn dort das Hiſtoriſche der Augenmerk iſt, ſo ſind hier die geſchichtlichen Ereigniſſe unter einem moraliſchen und religiöſen Geſichtspuncte wiedergegeben. Beſteht der Freidal aus Handſchriftbildern, waren für den Weißkunig ſchon die Holzſchnitttafeln gefertigt, ſo ſollte auch der Teurdank nicht ohne künſtleriſche Ausſtattung zu Tage treten. Hans Schäufelin ſchmückte das Buch mit trefflichen

Holzſchnitten. Daß aber auch Hans Burgmair, derſelbe, der die Tafeln zum Weißkunig geſchnitten, dabei thätig war, beweiſt das Stuttgarter Exemplar des Teurdank. Es iſt dasjenige, welches Maximilian dieſem Künſtler zum Geſchenke gemacht. Demſelben iſt Burgmairs Wappen und die Notiz einverleibt, daß auf Befehl des genannten Kaiſers ihm,

„Hannſen Burgkmair, maler mitbürger zu Augſpurg, diß gegenwürttig Tewrdannck buch, vmb das er auch ſein hanndtarbait daran gelegt vnd Jrer Kay.ⁿ Mt. in ander mer arbaitten vnnderthenigklich gedient, auß gnaden verert vnnd vberantwort worden," am 6. Jul. 1518.

Auch in typographiſcher Hinſicht hat dieſes letzte Werk, das wirklich zum Drucke gelangte, beſondere Gunſt erfahren. Der Teurdank von 1517 iſt durch Hans Schönſperger den Ältern, Bürger zu Augsburg, prachtvoll mit einer ſonſt im Drucke ungewöhnlichen, mit Schreiberzügen verzierten Schrift gedruckt und man hat viel darüber geſtritten, ob dieſe Schrift auf ganze Tafeln geſchnitten oder mit einzelnen, beweglichen Buchſtaben gedruckt worden ſei.[1] Auch darüber finden ſich verſchiedene Angaben, ob der Augsburger Drucker vom Kaiſer Maximilian für dieſes Lieblingswerk nach Nürnberg berufen oder der Druckort Nürnberg nur zu Ehren Pfinzings beigeſetzt, der Druck ſelbſt aber zu Augsburg ausgeführt worden ſei.[2]

Maximilian verkehrte gern mit den kunſtreichen und gelehrten Männern in den blühenden Städten Augsburg und Nürnberg. Am letztern Orte gefiel er ſich im Umgange Albrecht Dürers, Wilibald Pirkheimers und Anderer. Der Sebalduskirche gegenüber, an dem von Melchior Pfinzing neuerbauten und bewohnten Probſteihauſe iſt ein großer, mit reichem Bildwerk und mit Pfinzings Wappen gezierter Erker angebracht, in welchem, wie man in den Beſchreibungen der Stadt Nürnberg lieſt, jener den Teurdank gedichtet haben ſoll.[3] Iſt

[1] Sieh jedoch Neudörfer VII u. 47.

[2] [Vergl. Haltaus S. 66—95. H.]

[3] Köler, l. c. S. 7: Postea ipse Pfinzingius Norimbergam venit et per aliquod tempus ibi alternis vicibus habitavit, restaurato sua cura domicilio præpositi, quod ex ligneo lapideum fecit, uti ex suspensis ejus insignibus in podio prominente patet. Nürnberg u. ſ. w. von Wilder. Nürnberg 1827. S. 32: „der große Chor oder Erker, in welchem Melchior Pfinzing, der das Gebäude, wie es jetzt iſt, aufführen ließ, ſeinen Theuerdank dichtete."

dieſe Sage wahr, ſo müſſen wir dem Probſte, bevor er die Feder eintaucht, ſeinen betagten Herrn, den Kaiſer, gegenüberſetzen, auf ähnliche Weiſe, wie er in dem Bilde zum Weißkunig dargeſtellt iſt. Denn nach allen bisher angeführten Umſtänden wird es kaum mehr zweifelhaft ſein, daß die Idee zum Teurdank, wie die der übrigen Werke, in Maximilians Haupt erzeugt war. Hat er aber auch ſelbſt die ſchriftliche Ausführung derſelben begonnen, ſo kam er doch damit nicht zu Stande und wir dürfen der Verſicherung Pfinzings glauben, daß das Gedicht, wie es ausgearbeitet vorliegt, ſeine Arbeit ſei. In dieſer Anſicht des Verhältniſſes wird man endlich noch durch ein Schreiben des Kaiſers an den Rath zu Nürnberg vom 22 Januar 1518 (von Dorfen) beſtärkt, des Inhalts: [1]

„Er begehre mit Fleiß und Ernſt, daß ſie ſeinen lieben andächtigen Melchior Pfinzing, Probſt zu S. Sebald in Nürnberg, ſeinen Rath, dem er befohlen, ſich zu ihm zu erheben mit allen Büchern und andern, das er ihme verfertiget und gemacht hat, mit etlichen der Stadt Söldnern und Dienern biß Weißenburg ſolten beglaiten, damit er mit den berührten dero Büchern und Schriften ſicher fortkommen möge“ u. ſ. w.

Erwägt man, daß der Teurdank 1517 vollendet wurde und dieſer Befehl vom Anfange des Jahrs 1518 datiert iſt, ſo hat es die gröſte Wahrſcheinlichkeit, daß unter den Büchern, welche unter ſolche beſondre Obhut geſtellt werden, vorzüglich die fertigen Exemplare des von Pfinzing für den Kaiſer gemachten Teurdank gemeint ſeien. [2]

Maximilian hatte zwei Mittel, ſeine Idee zur Erſcheinung zu bringen: die Bilder und das Gedicht. Mit jenen beauftragte er den Hans Schäufelin und andre Künſtler, mit dieſem ſeinen gelehrten Geheimſchreiber und Rath Pfinzing. Auf welches von beiden Mitteln er ſelbſt das meiſte Gewicht gelegt, iſt unentſchieden. Uns mögen leicht die Holzſchnitte lebendiger anſprechen, als die Reime, und Pfinzing drückt ſich in der Clavis ein paarmal ſo aus, als wäre das Gedicht nur Commentar zu den Bildern. [3] Ihm gehört das erſtere gerade ſo

[1] [Haltaus S. 13. 14. H.]

[2] Sieh noch Neudörfer, Nachrichten S. 47: und wiewohl Kaiſerl. Maj. vorhero durch den Schönſperger auch ein Fractur machen und den Teuerdank damit trucken ließ u. ſ. w. Überhaupt was S. 46 f. von Maximilians Verkehr mit den Nürnberger Künſtlern geſagt wird. [Haltaus S. 75. H.].

[3] Fig. 99 folg.: Durch diſe acht figurn werden verſtanden alle ritterſpil in

an, wie dem Hans Schäufelin die Holzſchnitte; beide haben der Idee ihres Herrn, des Kaiſers, gedient.

Der Mann, den ſich Maximilian zum Dichter gewählt, hat allerdings nicht verſtanden, das Geſchichtliche und Lehrhafte ſeines Gegenſtandes zu einer wahrhaft poetiſchen Darſtellung zu läutern und zu verſchmelzen. Dieſes war aber auch nicht die Aufgabe. Die Dichtung unſres Zeitraums iſt immer nur ein Anhang der That und hat nur mit dieſer zuſammengenommen ihre rechte Bedeutung. Daß Maximilian wahrhaft und wirklich aus einer ſolchen Reihe von Fährlichkeiten durch Kraft und Geſchick und unter göttlicher Obhut unverletzt hervorgegangen war, dieſe wunderbare Wirklichkeit ſollte auch im Gedichte nicht aufgegeben werden. Wenn er bei vorgerücktem Alter (er war bei Vollendung des Teurdank 58 Jahre alt) auf jene manigfachen, gefahrvollen Erlebniſſe zurückblickte, ſo muſte er ſich als von höherer Hand gerettet und für wichtigere Zwecke aufbewahrt erſcheinen. Dieſe Poeſie der Wirklichkeit und das Bewuſtſein derſelben iſt nicht etwas, was wir dem Gedicht unterlegen, der Verfaſſer desſelben hat ſich im Epilog klar darüber ausgeſprochen:

Fig. 118 Manicher über got den herrn klagt,
Wie er hab die menſcheit geplagt,
Daß er ſi habe beſchaffen
Nacket, ploß, on alle waffen,
Damit ſi möchten weren ſich,
Und doch allen tiern mildiglich
Hab geben, iedem nach ſeiner art,
Dem ochſen große hörner hart,
Dem löben ſterk in ſein clawen,
Wie das ein ieder mag ſchawen,
Damit ſi werden geborn
Und widerſteen eins andern zorn,
Auch friſten damit ir leben:
Und denken nit, was er hat gebn
Uns dagegen für ein genad,
Daß ein ieder menſch an im hat
Vernunſt und ſinnlichen verſtand,
Daraus er mag machen zuohand

ſchimpf und ernſt u. ſ. w. Fig. 109: Diſe vier nacheinander volgende figurn bedeuten u. ſ. w.

Gar leichtlichen litz[1] und auch weer,
Mit denen er eim ieden tier
Sein leben heimlich nemen mag.
Darumb dieſelbig ier klag
Mag bei in billich nit ſtat han,
Si ſolten ſich benügen lan.
Aber bei mir iſts ein klein ſach,
Daß ein menſch in groß ungemach
Ein unvernünftigs tier bringt.
Allein das mein gemüt bezwingt
Zuo verwunderen nit ein klein,
Daß ein einiges menſch allein
So vil böſer menſchen anſchleg
Iſt entgangen, ſo in vil weg
Wider den edln tewern held
Sein gebraucht, wie ich hab erzelt
Hievor in diſer meiner ſchrift u. ſ. w.

Der Holzſchnitt zu dieſem Epilog ſtellt den Helden dar, wie er, geharniſcht, einen Haufen bloßer Schwerter und Dolche (Sinnbilder der überſtandenen Fährlichkeiten) unter die Füße tritt und ſich dem Licht aus den Wolken zuwendet, während der Herold, der weltliche Ruhm, ihm im Rücken ſteht.

Man kann ſich leicht veranlaßt finden, unter den Dingen, für welche Gott den Helden der Chriſtenheit zugut beim Leben erhalten, und unter dem Zuge gegen die Unglaubigen, wozu er ſich am Schluſſe ſeiner weltlichen Abenteuer, auf Anmahnung des Engels, gegen die Königin Ernreich anheiſchig macht, eine Heerfahrt gegen die Türken zu verſtehen, die auch der Kaiſer wirklich im nächſtfolgenden Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, obwohl vergeblich, betrieb und ſich dabei perſönlich an die Spitze ſtellen wollte. Darauf hat auch die ſpätere Clavis in der Ausgabe von Schultes die Sache gedeutet. Allein Pfinzing ſelbſt nimmt es rein allegoriſch und die Stellen ſeiner Erläuterungen ſind zuvor ſchon angeführt worden, aus welchen ſich ergiebt, daß jener Zug viel allgemeiner das Streben nach der Ehre vor Gott, im Gegenſatze der bisher verfolgten weltlichen, bezeichne.

[1] Der litz, litzen, das Gelüſte, die Laune, Tücke u. ſ. w. Schmeller II, 531.

Bei dieſer religiöſen Schlußwendung und überhaupt in einem Gedichte, das von einem Geiſtlichen noch unmittelbar vor der Reformation verfaßt iſt (die Zueignung des Teurdank iſt vom Merz 1517, im October desſelben Jahrs ſchlug Luther ſeine Theſes an), müſſen wir es als ein Zeichen der Zeit betrachten, ſo gar nichts mehr von dem Gepräge des chriſtlichen Glaubens im Mittelalter vorzufinden. Denn ſo wenig wir hier ſatiriſchen Ausfällen auf den Zuſtand der Kirche und die Sitten der Geiſtlichkeit begegnen, dergleichen ſich die früher aufgeführten Dichter aus dem 15ten Jahrhundert geſtatteten, eben ſo wenig vernehmen wir die bei letztern gleichwohl vorkommenden poetiſchen Anrufungen und Lobpreiſungen der heiligen Jungfrau. Höchſtens wird einmal von dem jungen Teurdank geſagt:

Fig. 9 Dann er fleißig ſein gepet
All tag ſprach mit innigkeit,
Lobt got, Maria die meid,
Darumb im got hat gefriſt
Sein leben wider all liſt
Und betrug auf diſer erd.

Selbſt der Engel, der ihm zuletzt erſcheint, wird in den Erläuterungen gänzlich allegoriſiert:

Fig. 115. Iſt ein poetrei, der engliſch geiſt bedeut des teurlichen helds Teurdanks criſtenlich vernünſtig und guot gewiſſen u. ſ. w. dieweil im got vor ſo oft erledigt und geholfen het, zoge das criſtenlich gemüt für, beſchloß forter die götlich er auch zuo erlangen.

Bei ſolcher Bewandtnis dürfen wir uns auch nicht wundern, das Abenteuer von der Martinswand nicht mit dem legendenhaften Anſtrich der Volksſage in den Teurdank aufgenommen zu ſehen. Nehmen wir aber an, daß dasſelbe überhaupt nicht unter irgend einer darin erzählten gefahrvollen Gemſenjagd verſtanden ſei, ſo iſt es nur im Einzelnen weggelaſſen, um im Ganzen des Gedichtes zur Erſcheinung zu kommen. Wie der kühne Jäger Maximilian von der ſchroffen Felswand an der Hand eines unbekannten Retters, den die Sage einen Engel nennt, gleichſam in höherer Weihe herniederſteigt und darüber ein frommer Ernſt in ſeine Seele kommt, ſo geht der Held des Gedichtes aus jener langen Reihe von Fährlichkeiten gerettet hervor, der Engel, das chriſtliche Gemüth, iſt ihm zu Tage getreten und ergriffen von den

Wundern der göttlichen Hülfe, erkennt er ſich als zu einem heiligern Leben berufen. Der ganze Teurdank iſt eine Martinswand, voll gefährlicher Leiſe, gelliger[1] Steine und ſchlüpfrigen Raſens, auf den Felsſpitzen zeigen ſich die verlockenden Gemſen, aber hoch in der Steinwand iſt das fromme Denkmal der himmliſchen Rettung eingehauen.

Um dieſelbe Zeit, zu welcher Melchior Pfinzing im ſchmucken Erker des Probſteihofes an ſeinem Teurdank ſchreiben mochte, ließ ſich in einem Seitengäßchen der Stadt Nürnberg der Schuſter und Meiſterſänger Hans Sachs bürgerlich nieder,[2] deſſen Leiſtungen uns weiterhin mehrfach beſchäftigen werden. Hier iſt ſeiner nur in ſo ferne vorgreifend zu gedenken, als er auf ſeinen Wanderſchaften den Hof des Kaiſers Maximilian geſtreift[3] und dort von einer mit den Geſchichten des Teurdank in Beziehung ſtehenden Begebenheit Kunde erhalten hat. Er hat dieſelbe viele Jahre nachher in ein Gedicht gebracht, das auch ſonſt für die Charakteriſtik des Kaiſers Beachtung verdient:

Hiſtoria. Ein wunderbarlich geſicht keiſer Maximiliani löblicher gedechtnus, von einem nigromanten. (Göz II, 69 ff.)

Es iſt nicht zu miskennen, daß, wenn der junge Schuſter Hans Sachs dem Kaiſer damals bekannt geworden wäre, dieſer leicht an ihm einen lebendigern Bearbeiter der Idee zum Teurdank gefunden hätte, als an dem Probſte Pfinzing. Marie von Burgund, die geliebte Gemahlin Maximilians, die ihm nach fünfjähriger Verbindung (1482) durch einen unglücklichen Sturz auf der Reiherbeize entriſſen wurde, iſt in beiden Gedichten, dem Hansſachſiſchen und dem Teurdank, von den Todten zurückbeſchworen. Aber dort erſcheint ſie der ſehnſuchtsvollen Liebe in voller, leibhafter Geſtalt, hier thront ſie, der ganzen, kalten und ſtrengen Haltung des Teurdank gemäß, als halballegoriſche Königin Ernreich. Aber ein würdigernſtes Gedächtnis iſt ihr doch geſtiftet, indem ſie zur Königin der Ehren erhoben wird, die ihren Helden zu jedem vor der Welt und vor Gott ehrenhaften Beginnen anfeuert.

[1] Fig. 20. Gellig, dicht, hart, von Felſen. Schmeller II, 31.
[2] Vergl. Raniſch, Hans Sachs 39 f.
[3] Vergl. Raniſch, Hans Sachs 31 u. 35. Göz II, 1 f.

Ein Rückblick auf die bisher aufgeführte Reihe von Dichtern des Ritterstandes bestätigt uns folgende Ergebnisse:

Es sind nur noch wenige Einzelne, die sich mit den Gegenständen der älteren, ritterlichen Dichtung fortarbeitend abgeben und charakteristisch erscheinen diese Einzelnen meist schon als Greise, als Überbleibsel einer hingegangenen Zeit. In ihren Erzeugnissen ist der frische Quell der Sagenpoesie versandet, die Farbe romantischer Schilderung erblaßt, der Duft lyrischer Gemüthsstimmung verhaucht, alle Anmuth und Gewandtheit ritterlicher Bildung verloren, von der Rose überall nur die Hagebutte. Auch der Sinn für den rhythmischen Wohllaut, das technische Geschick, ist nicht mehr vorhanden; die ausgehobenen Proben werden davon hinreichend überzeugt haben. Der Graf von Montfort arbeitet sich vergeblich in lyrischen Formen ab, die altherkömmliche Weise der Erzählung in Reimpaaren hat ihre bewegte Manigfaltigkeit eingebüßt; statt des lebendigen Pulsschlags der Tonhebungen ist eine mechanische Silbenzählung eingetreten. Die Regungen der neuen Zeit haben noch keinen bedeutenden Schwung gewonnen, doch sind sie fühlbar. Die Dichter gehören insgesammt noch der alten Kirche; sie feiern das Lob der heiligen Jungfrau oder geloben Wallfahrten zum heiligen Grabe und nach St. Jacob; der Eine kämpft gegen die Hussiten, der Andre ruft zum Kampfe gegen sie auf. Aber ein lebhaftes Gefühl der Gebrechen und Verderbnisse des Kirchenwesens macht sich in mancher bittern Rüge Luft. Das letzte der beleuchteten Werke hält sich in einer ganz allgemein christlichen Gesinnung. Bewuste Zwecke der Betrachtung und der Lehre ersetzen die Stelle der freischaffenden Poesie, und die vorwiegende Macht des Gedankens giebt, statt der poetischen Symbolik des Mittelalters, eine bestimmter Deutung fähige Allegorie. In demselben Jahr, in welchem der Teurdank zu Stande kam, setzt der betagte Maximilian mit eigener Hand den Dichterlorbeer auf das Haupt des 29jährigen Ulrich von Hutten, vielleicht nicht ohne Ahnung eines neuanbrechenden geistigen Ritterthums.

Zweiter Abſchnitt.

Der Meiſtergeſang.

Wir verſtehen unter dem Meiſtergeſang den Betrieb der zur Ausübung der Singkunſt und der Dichtkunſt zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genoſſenſchaften. Solche Vereine hießen Singſchulen und ihre vollberechtigten Mitglieder Meiſterſänger.

Im erſten Abſchnitte haben wir den Zerfall der ritterlichen Bildung und damit auch der Poeſie des Ritterſtandes dargelegt; wenn wir uns jetzt dem, der Ritterſchaft gegenüber und im Kampfe mit ihr, kräftig herangewachſenen Bürgerſtande und dem eigenthümlichen dichteriſchen Treiben des letztern zuwenden, ſo dürfen wir darum doch nicht die Erwartung anregen, als hätte ſich in den aufblühenden Städten nun wirklich auch der Poeſie ein neues, fruchtbares Gebiet eröffnet. Warum aber alles Eifers und Fleißes unerachtet, mit welchem der Meiſtergeſang Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde, ſich dennoch in ihm kein wahrhaft poetiſches Leben entfaltet habe und in welchen andern Richtungen die wahre Poeſie des Bürgerſtandes zu ſuchen ſei, werden wir beſſer zur Sprache bringen, wenn wir uns erſt mit dem Meiſterſängerweſen ſelbſt hinreichend bekannt gemacht haben.

Der Meiſtergeſang gehört nicht ausſchließlich den beiden Jahrhunderten an, deren poetiſche Bildungsgeſchichte wir abhandeln. Er iſt früher entſtanden und hat noch lange Zeit nachher ſein Daſein gefriſtet. Seine ſchärffte, handwerkmäßige Geſtalt hat er aber allerdings in unſrem Zeitraum erlangt und behauptet.

Mit möglicher Beſchränkung auf unſre beſondre Aufgabe handeln wir: 1. von der Entſtehung, Ausbreitung und dem Zwecke der Singſchulen; 2. von der Einrichtung und den Satzungen derſelben; 3. von ihren Leiſtungen im 15ten und 16ten Jahrhundert; 4. von der Poeſie der Handwerke.

Die Litteratur, ſoweit ſie die Geſchichte und Einrichtung der Singſchulen überhaupt betrifft, ſtellen wir voran:

Ad. Puſchmanns (eines ſchleſiſchen Meiſterſängers) Gründlicher Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs, Görlitz 1574; vermehrt Breslau 1584 (iſt vorzüglich benützt in der nachfolgenden Abhandlung von Büſching).

Enoch Hanmanns Anmerkungen in die teutſche Proſodie u. ſ. w. (Anhang zu Martin Opitzs Prosodia germanica) Frankfurt 1658.

Tenzel, Monatliche Unterredungen 1691. November S. 930 ff.

Kurtze Entwerffung deß Teutſchen Meiſter-Geſangs, Allen deſſen Liebhabern zu gutem, wolmeinend hervor geben, und zum Truck verfertigt. Durch eine geſampte Geſellſchafft der Meiſterſinger in Memmingen. Getruckt zu Stuttgart, bey Johann Weyrich Rößlin. Anno M. DC. LX. 4.

J. Ch. Wagenſeils Buch von der Meiſter-Singer holdſeliger Kunſt Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrſätzen u. ſ. w. Als Anhang zu deſſen: De civitate Noribergensi commentatio u. ſ. w. Altdorf 1697. 4.

Schilter, Thesaurus antiquitatum teutonicarum Bd. III. Ulm 1728. Glossar. s. voc. Bardus, S. 88 ff.

Abhandlung von den Meiſter-Sängern, ein Verſuch von J. H. Häßlein, in Gräters Bragur Bd. III. Leipzig 1794. S. 17 ff.

Blankenburg, Litterariſche Zuſätze zu Sulzers Allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte I. Leipzig 1796. 8. Artikel Dichtkunſt S. 367.

Beiſchlags Beiträge zur Geſchichte der Meiſterſänger. Augsburg 1807.

Über den Unterſchied und die gegenſeitigen Verhältniſſe der Minne- und Meiſterſänger u. ſ. w. von B. J. Docen, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt Bd. I. Berlin 1810. S. 73 ff. 445 ff.

Auch von Docen: Kritiſche Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts, dem einzigen in der königl. Bibliothek zu München befindlichen Manuſcript der Art (in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur Bd. IX. München 1807, obgleich Docens Aufſatz von 1811, S. 1128 ff.). Die Lieder ſollen gröſtentheils der Mitte oder zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts angehören, S. 1134.

Über den altdeutſchen Meiſtergeſang von J. Grimm. Göttingen 1811.

Die colmariſche Sammlung von Minne- und Meiſterliedern, von F. H. von der Hagen, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt Bd. II, 1811. S. 146 ff.

Der Meiſterſänger holdſelige Kunſt, von J. G. Büſching, in der Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt, herausgegeben von F. H. von der Hagen, Büſching und Andern, Bd. I, Stück 1. Breslau 1812. S. 164 ff. (Weitere Ausführung eines früheren Aufſatzes von demſelben Verfaſſer im Neuen litterariſchen Anzeiger vom Jahr 1809, aber unvollendet.)

Urkunden der Meiſterſinger zu Freiburg im Breisgau, aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilt von Dr Heinrich Schreiber, in Mones badiſchem Archiv Bd. II. Karlsruhe 1827. S. 195 ff.

1. Entſtehung, Ausbreitung und Zweck der Singſchulen.

Die Meiſterſänger hatten einen eigenen Mythus über den Urſprung ihrer Kunſt und Kunſtgenoſſenſchaft. Zur Zeit Kaiſer Ottos I und des Pabſtes Leo VIII im Jahre 962 habe Gottes Gnade zwölf Männer erweckt, welche, Keiner vom Andern wiſſend, in deutſcher Sprache zu dichten und zu ſingen angefangen und ſo den Meiſterſang in Deutſchland geſtiftet haben. Dieſe zwölf Meiſter ſeien von dem Anhang des Pabſtes vor dem Kaiſer der Ketzerei angeklagt worden. Der Kaiſer habe anfangs wirklich gemeint, es ſei eine neue, unreine Secte, weil der Haufe ſich gemehrt. Es ſei ihnen hierauf ein Tag anberaumt worden, an dem ſie ſich auf der hohen Schule zu Pavia ſtellen ſollten. Der Kaiſer ſelbſt habe ſich dahin (irrig „gen Paris") begeben und es ſeien nun vor ſeinem verſammelten Rathe und in Gegenwart vieler Doctoren und Magiſter, auch der päbſtlichen Legaten, die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört worden. Man habe ihnen mit Wohlgefallen aufgemerkt und der Kaiſer und ſeine Herren haben ſich überzeugt, daß es keine Rottengeiſter ſeien. Als nun auch der Pabſt Leo vernommen, wie dieſe Meiſterlieder Gott nicht zuwider ſeien, hab' er den Meiſtergeſang Jedermann erlaubt und ſonderlich die Deutſchen ermahnt, weil Gott die Kunſt ihnen bekannt gemacht, ſollen ſie dieſelbe ausbreiten und ihm Lob, Preis und Ehre ſingen. Und ſo habe Gott den Meiſtergeſang über 600 Jahre bei gutem Klange forterhalten.

Dieſes iſt der Inhalt eines Meiſterliedes (bei Wagenſeil S. 504 ff.; vergl. auch ebendaſ. S. 550 f.), das zwar erſt am Ende des 16ten Jahrhunderts verfaßt zu ſein ſcheint, aber ohne Zweifel auf älteren Überlieferungen beruht. Anachronismen fehlen freilich dieſer Sage nicht. Der geringſte darunter iſt, daß Leo VIII im Jahr 962 noch nicht den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Aber auch von den ſämmtlichen Dichtern, deren Namen in die Zwölfzahl geſammelt ſind, fällt keiner in die Zeit Ottos I und Leos VIII und ebenſowenig ſind ſie großentheils unter ſich gleichzeitig. Es ſind, wenn wir die verdorbenen Namen herſtellen, folgende zwölf: Frauenlob, Mügling (ſonſt Heinrich von Müglin), Klingsor, der ſtarke Poppe, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, Marner, Regenbogen der Schmied, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, der Canzler, der alte Stolle.

Der älteſte, Walther von der Vogelweide, gehört dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, Frauenlob mit mehrern Andern dem Schluſſe desſelben und Heinrich von Müglin dem weit vorgerückten 14ten Jahrhundert an.

Als den erſten Sammelplatz ihrer Genoſſenſchaft betrachteten die Meiſterſänger die Stadt Mainz. Wagenſeil berichtet a. a. O. S. 492:

„Insgemein rühmen ſich die Meiſter-Singer, daß Kaiſer Otto der große ihre Genoßſchaft mit abſonderlichen Freiheiten begnadet, auch ſolche hernach auf einem Reichstag zu Mainz vermehret und beſtättiget und ihnen dazu eine königliche güldne Kron geſchenket habe, denſelben öffentlich damit zu zieren, ſo in den Singen den Preis erlangen würde, und ſoll dieſe Kron annoch in der Stadt Mainz verwahrlich aufbehalten werden. Von der Meiſter-Singer überaus herrlichem Wappen, deſſen Mitte dieſe Kron in einem kleinen Schildlein einverleibet, wird hernach folgen."

Der Wappenbrief, welcher ſich nebſt den Privilegien der Genoſſenſchaft gleichfalls zu Mainz befinde, zeigt, nach Wagenſeils weiterer Meldung S. 515, als Wappen derſelben einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in den beiden andern den böhmiſchen Löwen, in der Mitte aber die erwähnte Königskrone enthält. Dieſes Wappen habe Kaiſer Karl IV der Meiſterſängergeſellſchaft wo nicht ertheilt, doch alſo verbeſſert.

Die Namen der jezeitig berühmteſten Sänger in der Zwölfzahl, der auch für andre Genoſſenſchaften beliebten, anzunehmen, war altherkömmlich. Im Heldengedichte Gudrun, aus dem 13ten Jahrhundert, entführt Horand für ſeinen König die Tochter des Königs von Irland, indem er ſie durch ſeinen wundervollen Geſang bezaubert und ihr am Hofe ſeines Herrn noch viel herrlichern verheißt: [1]

406 Er ſprach zer ſchönen Hilden: „Vil edelez magedîn,
Min herre tegeliche hât in dem hove ſîn
Zwelve, die ze priſe für mich ſingent verre.
Swie ſüeze ſi ir wîſe, doch ſinget aller beſte min herre."

Rumelant von Schwaben, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſchließt ein Lied zum Lobe eines freigebigen Herren ſo:

[1] [Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipzig 1845. 8. S. 42. Kudrun, herausgegeben von K. Bartſch. Leipzig 1865. 8. S. 87. H.]

Zwelf meiſterſinger möhten niht vol ſingen
Die tugent, die man in eine ſiht vol bringen.

(Müller B. II, Meiſtergeſangbuch S. 19; vgl. Muſeum II, S. 147. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger III, S. 69. H.])

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts verfaßte Lupolt Hornburg von Rotenburg a. d. T. ein meiſterſängeriſches Lied zum Lobe der beſten Sänger. Es ſind ihrer auch zwölfe, dem 13ten Jahrhundert angehörend, und zum Theil dieſelben, welche in dem Meiſterliede bei Wagenſeil genannt ſind (Muſeum II, 22 ff.).

Die im letztern aufgezählten zwölf Meiſter ſcheinen diejenigen zu ſein, welche in der alten Mainzer Schule für die Stifter galten. Die Singſchulen zu Nürnberg und Augsburg aber bildeten für ſich neue Zwölfzahlen, ohne darum jenen ältern Meiſtern die Ehre zu verſagen (Wagenſeil S. 515. Büſching, Sammlung S. 202).

Dem ſagenhaften Urſprunge dieſer Zwölfmeiſterſchaft war es ganz angemeſſen, daß die Meiſterſänger ſelbſt ſolche poetiſch oder ſinnbildlich auffaßten. Ein Meiſterlied von den alten Sängern (worin jedoch die Zwölfzahl etwas überſchritten wird) ſtellt dieſelben als Hüter eines blüthenreichen Roſengartens dar:

Die ſtöck die ſtunden roſen voll,
Das was ir kluegs gedichte u. ſ. w.

Die noch Ungelehrten werden gewarnt, die Blumen nicht zu zertreten und aufgefordert, ſich durch eigene Meiſterſchaft einen Ehrenkranz zu verdienen (Görres, Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt 1817. S. 222 ff.). Eine Erinnerung an die zwölf Helden der deutſchen Sage, die im Roſengarten zu Worms um Roſenkränze bekämpft werden müſſen, mag hiebei wohl zu Grunde liegen. Wie in den Roſengartenliedern der kühne Spielmann Volker, ſo ſpielt hier Konrad von Würzburg die Geige und wie dort die gewaltigen Recken, ſo watet hier der liederreiche Walther von der Vogelweide durch die Roſen.

Auf einer Anſchlagtafel, die auf dem Markte zu Nürnberg hieng, war, nach Wagenſeil S. 541, ein Garten gemalt, in dem mehrere Perſonen umherwandelten. Darüber ſtand die Inſchrift:

Zwölf alte männer vor viel jahren
Thäten den garten wohl bewahren

Vor wilden thieren, ſchwein und beeren,
Die wolten ihn verwüſten geren;
Die lebten, als man zehlt vorwahr
Neunhundert und 62 jahr (d. h. im J. 962).

Dieſes Sinnbild hat Hans Sachs in einem Meiſtergeſange auf die zwölf beſondern Meiſter von Nürnberg angewandt (Tenzels Monatliche Unterredungen 1697. S. 422 f. 431—33; daraus bei Büſching, Sammlung I, 212 ff.):

2 Der gart bedeutt in Nürnberg die ſingſchul,
Hat lang geblüht durch zwölf erwählte dichter;
Ir kunſt hat ſich weit ausgebreit
In alle land, durch fremde meiſterſänger,
Welche die kunſt für andre gaben preiſen.
Die zwölf ſaßen auf dem meiſterſtuhl u. ſ. w.

Es werden nun dieſe Zwölf, ſämmtlich nürnbergiſche Handwerker aus dem 15ten Jahrhundert, aufgezählt, darunter ein Bäcker, ein Nagler, ein Heftelmacher, ein Schneider, ein Briefmaler, ein Schwertfeger, ein Barbier; der letzte Leonhard Nunnenbeck, Leinweber (der Lehrmeiſter des Hans Sachs).

Noch in einem andern Geſange wird der Kranz ausgeboten, der in jenem Roſengarten geflochten iſt (Görres a. a. O. 226 ff.):

Fröhlich ſo will ichs heben an
Mit meinem geſang auf dieſer bahn u. ſ. w.

Soweit die Fabeln und Bilder von der Stiftung und Fortpflanzung des Meiſtergeſangs. Verſuchen wir nun auch, das Wirkliche und Wahrhafte zu ermitteln!

Zwei Momente jener Überlieferungen ſind hauptſächlich ins Auge zu faſſen: die Anknüpfung der Meiſterſänger an die Liederdichter des 13ten Jahrhunderts und die Angabe, daß die älteſte Singſchule zu Mainz beſtanden habe. Die künſtlichen Formen des ritterlichen Minneſangs, die Beſtimmung der Lieder für den muſikaliſchen Vortrag, die Vereinigung des Dichters und des Tonſetzers in derſelben Perſon machen es nothwendig, anzunehmen, daß dieſer Geſang durch Unterricht ausgebildet und fortgepflanzt wurde. Walther von der Vogelweide, deſſen frühere Lebenszeit noch in das 12te Jahrhundert fällt, ſagt von ſich:

Ze Oſterriche lernte ich ſingen unde ſagen (Maneſſe I, 132 a).

Auch finden ſich bei dieſen ältern Dichtern manche Andeutungen auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch. Die Sitte, Versart und Tonweiſe nach dem Erfinder zu benennen, läßt ſich gleichfalls bis in das 12te Jahrhundert verfolgen (Maneſſe I, 38b: Do hort ich einen ritter vil wol ſingen In Kürnberges wiſe u. ſ. w.).

War nun dieſe Liederkunſt auch im Ganzen weſentlich Eine, ſo müſſen wir doch unter ihren Pflegern zweierlei Claſſen unterſcheiden: Diejenigen, welche die Kunſt zu ihrem Berufe gemacht hatten, und die Übrigen, welche dieſelbe mehr aus freier Luſt oder als ein Wahrzeichen der geſelligen Bildung betrieben. Die erſtern hießen Meiſter, ein Name, der in jenen Zeiten Jedem zukam, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Die Andern, die Liebhaber und Lehrlinge, denen der Geſang nur eine Nebenbeſchäftigung war, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet. „Unſres Sanges Meiſter" wird Walther von der Vogelweide in einem Liede genannt, worin der Truchſeß von Singenberg um die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſeinen Tod beklagt, aber er ſelbſt ſchon ſtellt die Meiſter den Schnarrenzern (ſnarrenzäre [1]) gegenüber (Maneſſe I, 127a).

Faſſen wir nun gerade die Meiſter, die eigentlichen Träger der Kunſt, genauer ins Auge, ſo bemerken wir bei ihnen, ſchon von der blühendſten Periode des Minneſanges an, innerlich eine mehr und mehr vorwiegende Neigung zu Betrachtung und Lehre und, damit im Einklang, eine ſtrengere Gemeſſenheit der äußern Form. Während Walther, der älteſte mit Sicherheit beſtimmbare unter den im Mythus der Meiſterſänger aufgezählten Stiftern der Kunſt, unter denen, die von Minne ſangen, höchſt geſchätzt war, ſo iſt doch ſchon ein großer Theil ſeiner Lieder dem ernſteren Nachdenken, der religiöſen Betrachtung, den politiſchen und kirchlichen Kämpfen gewidmet, und die Strophenarten, deren er ſich dafür hauptſächlich bedient und die er bei verwandten Gegenſtänden gerne wiederholt, ſind von einem gedehntern und weitſchichtigern Bau, als der lyriſchen Beweglichkeit angemeſſen wäre. Von dieſer Seite ſchließt ſich ihm, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, Reinmar von Zweter an, der gleichfalls im Verzeichnis der alten Meiſter genannt iſt. Dieſer hat das eigentliche Minnelied bereits aufgegeben und völlig

[1] ſnarrenzen, garrire? Grammatik II, 341, 3.

dem Lehrhaften und Polemiſchen zugewandt dichtet er nur noch in ganz wenigen langen und ſcharfgemeſſenen Weiſen, deren eine ſchon im Maneſſiſchen Codex „vrou Eren don“ überſchrieben wird. Dieſer Charakter des Inhalts und der Form befeſtigt ſich auch immer mehr im weitern Verlaufe des Jahrhunderts, wie die zahlreichen Lieder aus dieſer Zeit bezeugen, die im zweiten Bande der Bodmeriſchen Ausgabe des Maneſſiſchen Codex und in Müllers Sammlung deutſcher Gedichte ꝛc., dem zweiten Bande, Berlin 1785, aus dem alten Meiſtergeſangbuche zu Jena, abgedruckt ſind. (Vgl. Docen, Misc. II, 275 f.) Die Verfaſſer dieſer Gedichte werden großentheils Meiſter betitelt und gehören, nach allen Anzeigen, ſchon meiſt zum Bürgerſtande. Nun iſt zwar keineswegs zu erweiſen, daß unter den Sangesmeiſtern des 13ten Jahrhunderts ſich zunftmäßige Verbindungen gebildet hatten, wie ſie ſpäter unter den Meiſterſängern beſtanden. Dagegen ſpricht vielmehr das Wanderleben der ältern Sänger, welche an den Höfen der Fürſten und auf den Burgen des Adels, Lohn und Beifall ſuchend, mit ihrer Kunſt umherzogen. Das aber iſt unläugbar, daß, von den äußern Einrichtungen abgeſehen, die Grundzüge des Meiſtergeſanges hinſichtlich der Gegenſtände ſowohl als der ſtrophiſchen Form in den ältern Liedern vorgezeichnet ſind. Der gemeinſamen Hauptregel des Strophenbaus wird nachher beſonders gedacht werden. In den Singſchulen der Meiſterſänger wurden daher auch die Tonweiſen der älteren Meiſter fortgeſungen und auf neue Texte angewandt, oder auch erweitert und umgeändert. Die Liederbücher jener Schulen nahmen zum Theil noch Gedichte der Sänger vom Anfange des 13ten Jahrhunderts in ſich auf, aber vorzugsweiſe nur ſolcher, welche wir zuvor mit dem Namen Meiſter bezeichnet haben. Von dieſen haben alſo die Meiſterſänger nicht mit Unrecht den Urſprung ihrer Kunſt abgeleitet und das Gedächtnis dieſer geſchichtlichen Verbindung iſt in der Tradition von den zwölf Stiftern des Geſanges ſagenhaft aufbewahrt. Dieſen innern Zuſammenhang hebt es auch nicht auf, daß wir, was ſich früher lebendig entwickelte, nun im Zuſtande der Erſtarrung finden. Wenn der Winterfroſt dem Strauche die Blätter abſtreift und wir an den dürren Äſten und Zweigen wenig Gefallen haben, ſo waren doch dieſe nicht weniger vorhanden, als noch das rauſchende Grün ſie verhüllte.

Eine ausdrückliche Hinweiſung auf die Stadt Mainz, als den urſprünglichen Sitz der Kunſt, enthält ein, freilich ſchon ſpäter Meiſter-

geſang des M. Ambroſius Metzger: meiſterliche Freiung (das heißt Meiſter-Erklärung) der Singer, Wagenſeil S. 549 f.:

So viel ich hab bericht darvon
Durch das leſen bekommen,
Hat die kunſt ſchon
In Mainz der ſtatt ſein anfang genommen
Durch ein thumherrn prächtig,
So faſt ſchöne lieder gedicht.
Desgleich wohnt drin ein hufſchmied auch,
So Regenbogen geheißen;
Den rechten brauch
In dem meiſtergſang thät er weiſen u. ſ. w.

Es werden dann noch Marner und Mügling als die Mitgründer der Kunſt genannt, deren alſo hier nur viere ſind. Auch dieſe Angaben ſind freilich nur ſagenhaft, und ebenſo was auf der vorderſten Seite des Geſangbuchs der Meiſterſängergeſellſchaft zu Colmar geſchrieben ſtand: „Dis buoch und dafel iſt der XII meiſter gedicht und iſt ob VII hundert joren zu Menz im dunkeln gelegen und in der liberig“;[1] wobei wir jedoch nur das hohe Alter, nicht das Herkommen des Buches von Mainz anzufechten brauchen.[2]

Unter dem Domherrn zu Mainz iſt Frauenlob verſtanden, der auch in den früher angeführten Liedern von den zwölf alten Meiſtern voranſteht; ſein Name eröffnet auch das Colmarer Liederbuch (Muſeum II, 184), und was in ſeinen und des mit ihm genannten Regenbogen Gedichten vorkommt, iſt wohl die Hauptquelle der meiſterſängeriſchen Überlieferung.

Meiſter Heinrich von Miſen, genannt der Frouwenlop,[3] wie die Würzburger Liederhandſchrift ſeinen Namen vollſtändig giebt (Muſeum I, 160), lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Von Geburt, nach allen Umſtänden, ein Niederdeutſcher, war er, nach der Überlieferung der Meiſterſänger, Doctor der Theologie und Domherr zu Mainz (Muſeum II, 160), für welches letztere ſeine, gleich näher

[1] [Vergl. die genaue Mittheilung dieſer Stelle in: Meiſterlieder der Colmarer Handſchrift, herausgegeben von K. Bartſch. Stuttgart 1862. 8. S. 1. H.]

[2] Vergl. Grimm 118. Büſching, Sammlung I, 169.

[3] Über ihn ein Aufſatz von Docen, in der Aurora 1804. Nr. 92. 93. 100. Muſeum II, 156 ff.

zu erwähnende Beiſetzung im Kreuzgang an der dortigen Domkirche ſpricht. Er ſtarb 1317 und von ſeinem Begräbnis meldet Albertus Argentinenſis (aus dem 16ten Jahrhundert) bei Urſtiſius B. II, S. 108 Folgendes:

„Anno domini 1317, in vigilia sancti Andreæ, sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiæ, juxta scalas, honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturæ, et lamentationes et querelæ maximæ anditæ fuerunt ab eis, propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi fœmineo in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulchrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesiæ. Cantica canticorum dictavit tentonice, quæ vulgariter dicuntur Unſer Frauwen Lied, et multa alia bona.“

Man zeigt noch im Kreuzgang des Domes ſeinen, jedoch erneuerten Grabſtein (Schreiber, Handbuch für Reiſende am Rhein 94; als Titelkupfer in Görres Volks- und Meiſterliedern).

Der Beiname Frauenlob wird bald eben von dem auf das Lob „unſer Frauwen,“ Mariens, in der poetiſchen Bearbeitung dieſes Dichters gedeuteten hohen Liede, bald von einem Wettſtreite, den er mit andern Sängern über den Vorzug des Namens Frau vor dem Namen Weib führte, abgeleitet. (Vergl. Muſeum II, 157 f.) In der Art des ritterlichen Minneſanges hat er zwar das Lob der Frauen nicht geſungen, aber er hat die geprieſen, durch welche, nach mehrfachen Äußerungen in den Liedern jener Zeit, das ganze Geſchlecht verherrlicht iſt. Frauenlobs Gedichte ſind, auch wo ſie ſich auf die Minne beziehen, mehr lehrend und betrachtend und beſonders herrſcht in ihnen die Richtung auf das myſtiſch Religiöſe.[1] (Vergl. Muſeum II, 166.)

Regenbog oder Regenbogen (beides kommt in ſeinen eigenen Gedichten vor, Muſeum II, 186, 3. 190, 1), bei den ſpätern Meiſterſängern Barthel Regenbogen, ſang mit Frauenlob „wider ſtrit“ (in die Wette) über den Werth der älteren Meiſter, über Frau und Weib u. ſ. w., hat jedoch der heftigen Äußerungen unerachtet, welche in dieſen Wettgeſängen vorkommen, Frauenlobs Gedächtnis im Liede (Muſeum I, 194. 160. Hanmann S. 163) gefeiert. In denjenigen ſeiner

[1] [Man vergl. nun: Heinrichs von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder, erläutert und herausgegeben von L. Ettmüller. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8. Frauenlob ſtarb nicht 1317, ſondern 1318. H.]

Lieder vorzüglich, welche aus der Colmarer Handſchrift bekannt gemacht worden ſind, giebt er Nachricht von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen. Er war erſt ein Schmied und gewann auf hartem Ambos kümmerlich ſein Brot, dann griff er zur Kunſt des Geſanges und fuhr weit umher.[1] Er rühmt ſich ſelbſt einen Meiſter, der vor edeln Fürſten und mächtigen Kaiſern zu ſingen wage, doch klagt er auch einmal über die Kargheit der Großen und droht, wenn ſie ihm nicht beſſer lohnen, zu der Eſſe Glut, zu Hammer, Zang' und Ambos, der ihm willig Fleiſch und Brot mittheile, zurückzukehren[2] (Muſeum II, 172, N. 46. Aretin, Beiträge IX, 1169. Vergleiche auch ebendaſelbſt 1137 u. ſ. w.).

Beſonders aber kommt uns ein Lied in Betracht, in welchem er die Sänger am Rheine, namentlich Frauenlob, zum Wettkampf herausfordert (Muſeum II, 186 f. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger III, S. 344. 345]):

Got dank' iu, meiſter! (ir) habet mich enpfangen ſchon, u. ſ. w.

Daß am Rheine, worunter wir in der Verbindung mit Frauenlob beſonders die Stadt Mainz zu verſtehen haben werden, die beſten Sänger ſeien, war alſo am Ende des 13ten Jahrhunderts eine bekannte Sage, wodurch Regenbogen eben dahin gezogen wurde. Davon iſt zwar nichts geſagt, daß dieſe Sänger eine Schule, eine geregelte Genoſſenſchaft bildeten. Dennoch werden ſie von ihm in einer gewiſſen Geſammtheit, der Meiſter Frauenlob an der Spitze, aufgerufen und der nach alter Sitte wandernde Sänger ſtellt ſich ihnen, als Anſäßigen, gegenüber, ſo daß wir die ſchulmäßige Genoſſenſchaft bis zum Abſchluſſe vorbereitet finden. Hiebei verdient auch das Bild Beachtung, welches in der am Anfang des 14ten Jahrhunderts gefertigten Maneſſiſchen Liederhandſchrift den Gedichten Frauenlobs vorgeſetzt iſt. Der Meiſter ſitzt erhaben auf dem Stuhle, mit aufgehobenem Finger und geſenktem Stabe, unter ihm ſteht eine Schaar von neun Männern, die meiſten mit Saiten- und Blasinſtrumenten und beſonders ausgezeichnet ein Geigenſpieler, aber auch zwei, nicht mit Inſtrumenten verſehen, welche ſingend gedacht ſein mögen. Daneben Frauenlobs Wappen, ein Frauenkopf mit Krone, ohne Zweifel die von ihm gefeierte Himmelskönigin und damit auch die Ableitung ſeines Namens von dieſem Lobe

[1] Ettmüller, Frauenlob, Vorrede XXIV: ‚der Regenboge zu Ulm.'

[2] [Vergl. Bartſch a. a. O. S. 400. 401. H.]

derſelben anzeigend. Dieſes Bild iſt ſehr wahrſcheinlich noch zu Lebzeiten des Meiſters gemalt worden; ſpäter würde man wohl eher die auch auf dem Grabſtein dargeſtellte Scene gewählt haben, wie er von den Frauen zu Grabe getragen wird.

Schon damals alſo wurde Frauenlob als Haupt und Leiter einer Kunſtgeſellſchaft betrachtet, und wenn auch dieſer noch nicht die beſtimmte Einrichtung der ſpäteren Singſchulen gegeben war, ſo können doch letztere ſich aus und nach ihr allmählich geſtaltet haben, womit dann auch die in ihnen gehegte Überlieferung ſtimmt. Der Geiſt der Belehrung und frommen Betrachtung und der gelehrte Anſtrich, wovon Frauenlobs und Regenbogens Lieder das Muſter gaben, hat auch in den Singſchulen ſich fortgepflanzt, nur mit ſtets zunehmender Steifheit und Trockenheit.

Die Verbreitung des Meiſtergeſangs giebt Grimm (a. a. O. S. 129) folgendermaßen an: „Im 14ten Jahrhundert blüht er zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Wirzburg, Zwickau, Prag. Im 15ten zu Nürnberg, Augsburg. Im 16ten zu Regensburg, Ulm, München (H. Sachs, Göz I, 5, Frankfurt, ebendaſelbſt), Steiermark, Mähren (Iglau), Breslau, Görlitz bis nach Danzig. Im 17ten zu Memmingen, Baſel, Dinkelsbühl.“ [1]

Dieſes Verzeichnis macht jedoch, wie der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, auf keine Vollſtändigkeit Anſpruch, auch beruht es nicht ſowohl auf noch vorhandenen Stiftungsurkunden, als auf einzelnen Angaben, aus denen oft nur das Vorhandenſein, nicht aber die Entſtehungszeit der Singſchulen an dieſem oder jenem Ort erhellt.

Es mögen daher hier einige weitere Notizen theils zur Vermehrung des Verzeichniſſes, theils für die Zeitbeſtimmung folgen.

Aus einem Meiſterliede, welches 1597 zu Straßburg gedichtet und abgeſungen worden, iſt in den „Hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elſaßes aus den Silbermanniſchen Schriften gezogen,“ Straßburg 1804, S. 120 folgende Stelle mitgetheilt:

Noch ſind vor der zeit
In der welt weit
Herrlich dichter geweſen,

[1] S. auch noch Büſching, Sammlung I, 166 und N. 4.

Findt man ir nam bereit.
Noch leben heut
Zu Leipzig und zu Dresden,
Zu Eßling, Nördling, Wien, Breslau,
Zu Danzig, Basel, Steier,
Zu Colmar, Frankfurt, Hagenau,
Im römiſchen reich zu Speier,
Weißenburg gleich,
Pforzheim iſt reich
An dichter, wie wir leſen.

Eßlingen hat auch Grimm in den Zuſätzen ſeiner Schrift (S. 187) noch namhaft gemacht; dort hat der Meiſterſänger Daniel Holtzmann aus Augsburg zweimal Schule gehalten, das heißt ſich in der Singſchule hören laſſen, wie er in der Zueignungsſchrift ſeines Fabelbuchs „Spiegel der natürlichen Weisheit" u. ſ. w. 1571 an Bürgermeiſter und Rath der Stadt Eßlingen ſagt (Eſchenburg, Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen 1799. S. 378). Auch Worms iſt nach einer Angabe des Joh. Staricius, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, beizufügen (W. Grimm, Heldenſage 320).

Außer der angenommenen Mutteranſtalt zu Mainz waren die berühmteſten Singſchulen die zu Straßburg, Nürnberg und Augsburg. Aber auch über ihre Stiftung fehlt es an gleichzeitigen, urkundlichen Nachrichten.

Über die zu Straßburg,[1] deren Blüthe Grimm ſchon ins 14te Jahrhundert verſetzt (vergleiche jedoch S. 26), finde ich nur, im angeführten Schilteriſchen Gloſſar s. v. Bardus, den Anfang des Briefs, mittelſt deſſen der dortige Magiſtrat im Jahre 1598 die Geſellſchaft der Meiſterſänger renoviert hat, ſo lautend: „Demnach ungevähr vor einhundert und fünf jahren die uralte löbliche kunſt des teutſchen meiſtergeſangs durch etliche kunſtliebende gottesfürchtige perſonen allhier aufgerichtet worden" u. ſ. w. Dieſe Aufrichtung würde hiernach erſt ungefähr in das Jahr 1493 fallen, wenn nicht etwa auch hiebei nur eine ſpätere Beſtätigungsurkunde zu Grunde liegt. Bei Nürnberg weiſen die von Hans Sachs aufgezählten zwölf Hauptmeiſter gleichfalls nicht

[1] Wegen Nürnbergs vergl. Aretin, Beiträge IX, 1151: Ketner. 1134, 66. 1153, 42. 1170, 64. 1172, 68.

über die Mitte des 15ten Jahrhunderts hinauf. Zu Augsburg iſt die Singſchule nicht, wie Beiſchlag behauptet, erſt im Anfang des 16ten Jahrhunderts, ſondern nach Grimms Annahme (S. 129) wirklich im 15ten, und zwar, worüber ich ein glaubwürdiges Zeugnis aufgefunden, etwas vor der Mitte desſelben, gegründet worden. In einer früher ſchon angeführten handſchriftlichen Gedichtſammlung aus dem 15ten Jahrhundert, dem ſogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, ſteht ein gegen die Städte polemiſches Lied, das nach ſeiner ausdrücklichen Meldung zur Zeit der Verkündigung des Jubeljahres, 1450, gedichtet iſt, und darin folgende Strophe:

Augspurg hat ain weiſen rat,
Das prüft man an ir lecken tat
Mit ſingen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain ſingſchuol
Und ſetzen oben auf den ſtuol,
Wer übel redt von pfaffen. [1]

Dieſe Singſchule wird hier, um 1450, offenbar als eine noch neue Einrichtung bezeichnet.

Die einzige, meines Wiſſens, herausgegebene gleichzeitige Stiftungsurkunde iſt der von H. Schreiber a. a. O. nebſt andern Urkunden der Meiſterſänger zu Freiburg im Breisgau aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilte Stiftungsbrief der Geſellſchaft vom Jahre 1513, wodurch wir überhaupt zuerſt von dieſer Geſellſchaft Kunde erhalten haben.

Fortgedauert haben die Meiſterſängerſchulen, wenn auch in einem kümmerlichen Daſein, an mehreren Orten noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Nürnberg bemerkt Häßlein in ſeiner 1794 erſchienenen Abhandlung (Bragur III, 89), es ſei nun über 20 Jahre, daß die letzte öffentliche Schule gehalten worden. [2] Die Geſellſchaft zu Straßburg hat (nach den angeführten Silbermanniſchen Merkwürdigkeiten S. 121), nachdem ſie Vielen zum Geſpött geworden, am 11 September 1781 den Magiſtrat um Aufhebung ihrer Einrichtung und um

[1] [Man ſehe die Stelle in: Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 41, und in: Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder ... herausgegeben von Ludwig Uhland I, S. 430. Vergl. ebendaſelbſt S. 426. H.]

[2] Vergl. Raniſch, Hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens. Altenburg 1765. 8. S. 26—28.

nützliche Verwendung ihrer Einkünfte, welche eben nicht beträchtlich waren und gröſtentheils von den milden Stiftungen herkamen, denen ſie alſo, da dem Begehren willfahrt wurde, auch wieder zufielen. Häßlein bringt a. a. O. S. 107 f. eine Nachricht aus Beckers deutſcher Zeitung 1792, St. 5, S. 80 bei, daß zu Ulm die Meiſterſänger aus der Weberzunft noch jetzt im beſten Flore ſeien; dabei verſichert der Herausgeber, daß ſie auch in andern Städten Oberdeutſchlands noch Lehrlinge in ihrer Kunſt aufnehmen und losſprechen und zunftmäßige Meiſter machen.

Um ſich über den Zweck der Singſchulen zu belehren, wär' es beſonders wünſchenswerth, die alten Stiftungsbriefe zu Rathe ziehen zu können. Es ſteht uns aber hiefür, erwähntermaßen, nur der Freiburgiſche von 1513 zu Gebot. Derſelbe hebt ſo an (Badiſches Archiv II, 195 ff.):

Wir Burgermeiſter und Rat der Stadt Friburg im Brisgau thund kunt menglichem mit dieſem Briefe, daß vor uns in geſeßnem Rate erſchinen ſind die erſamen Michel Punt, der Schumacher Bruderſchaft Meiſter, Jakob Rumel, Rudolf Balduf, Ludwig Würzburger, Heinrich Wißland und etlich ander unſer Burger und Inwoner von der Singer-Bruderſchaft und habend uns fürgetragen: Nachdem ſich wiland der erſam Herr Peter Sprung, unſer Obriſtermeiſter ſeliger, gar uß fründlicher erlicher Neigung und Meinung mit ihnen beſprochen und beredt einer Bruderſchaft der Sengerie und ihnen daran zwen Guldin Gelds, ablöſig mit vierzig Guldin Hauptguets, zugeordnet, die ſie auch ſeiner verlaßnen Witwe mit Recht vor uns anbehalten, wie wir des gut Wiſſen hätten, werend ſi daruf geneigt und willig, ſo vil an ihnen ſtund, ſollich Bruderſchaft und Singen uofzurichten, in Betrachtung, daß dennocht[1] Gott der allmächtig dardurch gelobt, die Selen getroſt und die Menſchen zu Ziten, ſo ſie dem Geſang zuhorten, von Gotsläſterung, auch vom Spil und anderer weltlichen Üppigkeit gezogen wurden. Inmaßen dann das alles obgemelter Peter Sprung ſeliger ordenlich und wohl betrachtet und deshalben diſe Bruderſchaft deſter begiriger angefangen het, mit demütigem und underthänigem Anrufen, wir wolten deſſelben Peter Sprungen ſeligen und ihr aller Gemüt und Willen, ſo hierinne ihrthalben ganz gerecht und guet were, betrachten, auch dabi bedenken die Guettät, ſo den armen Selen dardurch nachgeſchehen mocht, und ihnen ſollich Bruderſchaft und Ordnung des Geſanges gonſtlich bewilligen und zulaſſen; alſo nachdem wir Burgermeiſter und Rat obgenannt

[1] Dennocht, Schmeller I, 375: dennoch, denn doch.

nit anders vermerken können noch mögen, dann daß Peter Sprungen ſeligen und ir aller Meinung uß erbarem Grund und Fürnemen gefloſſen, auch dabi bedacht und ermeſſen, wie vor me viel Perſonen, geiſtlich und weltlich, Gelt an diſe Bruderſchaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen ſolt werden, wie ihnen angezeigt ſig, als wir dann in der Rechtshandlung zwiſchen den Singern und Peter Sprungen ſeligen Witwe gar eigentlich underricht worden ſind: ſo haben wir ſollich Bruderſchaft und Ordnung des Geſangs mit allen Puncten und Artikeln, wie dann die von Stuck zu Stuck harnach volgent, bewilliget und zugelaſſen, dieſelben auch ſovil an uns iſt, confirmirt und beveſtnet, bewilligen laſſen zu confirmiren, und beveſtnen die jetzt wiſſentlich in Kraft dieß Briefs, meinen und wellen, daß derſelben Ordnung und Bruderſchaft des Geſangs in allem Inhalt von allen denen, die es berüren thuet, geſtracks gelebt und nachkommen und darwider deheines Wegs gethan noch gehandelt ſol werden, doch uns und allen unſern Nachkommen hierinne unſer Oberkaiten ußdrücklich vorbehalten, gerürte Ordnung zu meren, zu mindern, zu endern, gar oder zum Teil abzuthun, wie und zu welcher Zit uns und unſern Nachkommen geliebt, eben und gefällig iſt. Und wie und wenn das geſchicht, daran ſollend uns und unſer Nachkommen die obgemelten ietzig und all künftig Singer und Brüder diſer Bruderſchaft, noch Niemands Intrag, Sperrung oder Irrung thun, alles uſrecht, erbarlich und ungeverlich. Und lutet die angezeigt Ordnung, ſo uns von Peter Sprungen ſeligen und nachgehend den Singern, wie obſtat, fürgebracht iſt, von Wort zu Wort alſo: u. ſ. w.

Es folgen nun 18 „Artikel der Singer," wovon ich hier nur dasjenige aushebe, was zur nähern Erklärung des Zweckes dieſer Verbindung dient.

Jedes Jahr ſollen zwei „gemeine Hauptſingen" im Predigerkloſter gehalten werden, das eine am Tage des Evangeliſten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, das andre am Pfingſtdienſtag. Je am Morgen nach einem ſolchen Hauptſingen ſollen aber auch noch „zwei geſungne Empter volbracht werden: ein Selampt, darinne ſol man bitten für die Stifter diſer Brüderſchaft, auch für alle die, ſo in der Brüderſchaft ſind, es ſient Singer oder nit. Desglichen ſol man alle die verkünden, ſo uß diſer Bruderſchaft geſtorben ſind, und dabi aller gläubigen Selen nit vergeſſen." Das zweite geſungene Amt, zu dem man orgeln ſoll, wird nach dem erſten Hauptſingen „von unſer lieben Frowen," nach dem andern „von der heiligen Dreivaltigkeit" gehalten. Am Tage vor jedem Hauptſingen ſoll der Prädicant, der im Kloſter predigt, verkünden, „daß morndes das Hauptſingen gehalten, daß man auch allen Brüdern und Schweſtern, ſo in diſer Brüderſchaft ſind, das Jarzit mit den beiden Emptern, wie

obgemelt iſt, begon werd" u. ſ. w. Ein ſolches Seelamt ſoll auch je auf die beiden Fronfaſten [1] ſtattfinden. (Art. 1—4.)

Weiter beſtimmt Artikel 5:

Item, wann ein Bruder oder Schweſter uß diſer Bruderſchaft abſtirbt, ſo ſoll man ihme das Libfäll [2] mit einem geſungnen Selampt zu den Predigern halten und dortzu allen Brüdern und Schweſtern verkünden und ſöllent deſſelben Abgeſtorbnen Fründ Wachs und Kerzen zu ſolchem Libfäll geben. Wär es aber ein Frömbder, der diſe Bruderſchaft gehalten und doch nit Früntſchaft im Land hett, die ſich ſin beladen wölte, ſo ſin Abſterben fürkompt, ſoll man ihme nicht deſtminder in der Bruderſchaft Koſten das Libfäll halten und begon, wie obſtat.

Artikel 8 beſagt:

Item die Prediger-Herren ſollend auch allweg zu dem Hauptſingen unter ihnen ſelbs, ob ſie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben und darſetzen. Desglichen ſol die Bruderſchaft auch zwen geben u. ſ. w.

Sodann Artikel 12:

Item die geiſtlichen und weltlichen Merker, ſo geſetzt werden, ſollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo ſie dieſelben in ihrem Geſang irrig erfinden, es fig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das ſollend ſie ihnen ſagen und ſollich Irthumb bi ihnen abſtellen, auch die Singer ihrem Entſcheiden und Geheiß gehorſam und gewertig ſein.

Vermöge Artikels 14 ſollen außer den Mitgliedern der Brüderſchaft ſelbſt

Doctores, Prieſter und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen uſzuloſen, und von denſelben allen nichts genommen werden.

Endlich in Beziehung auf die Mahle, welche vermuthlich nach den Hauptſingen ſtattfanden und wozu nach Artikel 7 die Predigerherren ihre Küche hergeben muſten, wird Artikel 15 (S. 201) angeordnet:

Item es ſoll auch beſtellet, daß ob den Malen geſungen, namlich in Anfang, im Mittel und am End des Mals, und Niemants geſtattet werden, torliche Lieder zu ſingen; aber nach dem Mal mag ein ieder ſingen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und zůchtiglich zugang, und ob ſich Jemands

[1] Quatemberfaſten. Schmeller I, 613.

[2] lip bevilhe (bevilde, auch bioilde), lipfil, leibfall, exequiæ, sepultura, corporis commendatio terræ. Schilter, Gloſſarium S. 539 b. Von bevelhen u. ſ. w. im Sinne von begraben. Grammatik II, 721.

im Singen ob den Malen mit Worten oder Werken unſchickenlich hielte, den ſollen die Singer nach der Gebure ſtrafen.

Auch der pergamentene Anſchlag, mittelſt deſſen, nach erhaltener Beſtätigung, die Eröffnung des Singens verkündigt wird, enthält beachtenswerthe Äußerungen. Es wird darin in Beziehung auf die chriſtliche Lehre, welche namentlich auch die hohen Schulen in Behaltnis haben, geſagt:

„Welich troſtlich Lere wir von der wirdigſten Prieſterſchaft predigen oft unfruchtbarlich oder verdrießlich hören. Wird doch die durch der göttlichen Kunſt Doctores, auch frier Künſte Meiſter in den ungelerten Leien verſtentlich bracht mit überſüßiſten Gedichten ze ſingen in den zwölf meiſterlichen Tönen uß den frien Künſten!“ Nach Aufzählung dieſer freien Künſte, der Logik, Grammatik, Arithmetik, Rhetorik und Muſik, wird dann die Abſicht ausgeſprochen, „mit u. ſ. w. obgemelter Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künſten u. ſ. w. wider ze ernüwen die Loblichkeit, ſo lang Jar und Zit bißher vergangen geweſen und nun in Verſpulgung [1] abgeſtigen iſt, ze kurzwilen umb Glori, Lob und Ere der Gottheit und unſer himmelſchen Tröſterin u. ſ. w. uns zu Glück und Heile u. ſ. w. und zu Widerſtand und Mindrung, nemlich an den Firtagen, manigerlei jetzt laufender nüw angenomner Lüderi, üppiger, unnutzer, unerlicher und verdammter Wort und Werk, ſo denn die Jungen geneigter denn zum Guten, leider, jetzt lernen u. ſ. w. in Hoffnung, obgemeldt Kunſt Gott und der Welt geſellig, kurzwilig, loblich und geliebt gehandhabt und alſo gepflanzt werd.“ Am Schluſſe heißt es noch: Diejenigen, welche als Sänger oder Zuhörer Theil nehmen wollen, werden „in ſchuldiger Erberkeit von den Meiſterſengern daſelbs empfangen und zugelaſſen.“

Faſſen wir dieſe einzelnen Artikel der Singerordnung [2] unter ihre Hauptgeſichtspuncte zuſammen, ſo zeigt ſich eine doppelte Beſtimmung

[1] Verſpulgung, Nichtgebrauch, Abgewöhnung; ſpulgen, pflegen, gewohnt ſein. Fundgruben I, 392 a.

[2] Auf der Bibliothek zu Colmar befindet ſich ein Bruchſtück der Satzungen dortiger Singgeſellſchaft von 1549. Sie haben den geiſtlich-katholiſchen Zuſchnitt des Freiburger Statuts, es werden auch Schweſtern aufgenommen, der erſungene Kranz ſoll nicht beim Tanze getragen werden. Angeführt wird „das Buch von Menz,“ der vermiſte Colmarer Codex [jetzt auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in Auswahl herausgegeben von K. Bartſch. Stuttgart 1862. 8. H.]; aus dieſem ſoll hauptſächlich auch geſungen werden. Übrigens wird ausdrücklich auf die Satzungen von Augsburg und Nürnberg als Vorbilder Bezug genommen, dieſe hatten alſo wohl urſprünglich und vor der Reformation das gleiche Gepräge.

der neugeſtifteten Brüderſchaft: einmal die gottesdienſtliche Feier, beſonders zum Seelenheile der abgeſchiedenen Genoſſen („die Guettät, ſo den armen Selen dardurch nachgeſchehen mocht," Freiburger Stiftungsbrief S. 196), ſodann die Ausübung der Sing- und Dichtkunſt. In erſterer Hinſicht trifft dieſer Verein mit ſo vielen andern geiſtlichen Brüderſchaften, Confraternitäten, überein, wie ſie in älterer Zeit zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken, inſonderheit auch zur Theilnahme an Begräbniſſen, beſtanden und an beſtimmten Tagen ihre genoſſenſchaftlichen Mahlzeiten hatten (Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters, Theil IV. Bonn 1829. S. 179. Keyßler, Antiqu. septent. Hannover 1720. S. 359 f. Schmeller I, 254). Noch jetzt beſtehen an katholiſchen Orten ſolche Genoſſenſchaften, gewöhnlich unter dem Patrocinium eines Heiligen, z. B. die Joſephsbrüderſchaften. Für die kirchlichen Zwecke iſt auch in obigem Stiftungsbrief Artikel 7 der neue Altar unſer Frauen in der Kirche der Predigerherrn eingeräumt, „damit die Bruderſchaft daruf gehalten werden möge."

Wenn übrigens gleich dieſe kirchlichen Feierlichkeiten mit Geſang verbunden, „geſungene Ämter" waren, ſo konnte doch dabei der eigentliche Meiſterſang, der in deutſcher Sprache und in nichtliturgiſchen Tonweiſen ſtattfand, nicht eintreten. Dennoch wär' es möglich, wenn es auch nicht nachgewieſen werden kann, daß die ältern Singſchulen überhaupt auf ſolche kirchliche Brüderſchaften, als die herkömmliche Form für Vereine zu frommen und geiſtigen Zwecken, gegründet waren. Auch die ſchon erwähnte Erneurung der Straßburger Singſchule von 1598 gedenkt der bisherigen Theilnahme von „Perſonen beiderlei Geſchlechts," wie im Freiburger Stiftungsbriefe Brüder und Schweſtern, letztere namentlich in Beziehung auf die Seelenämter und die Beſtattung, vorkommen. Für Nürnberg berichtet Wagenſeil S. 555:

„Wann ein Meiſter-Singer mit Tod abgangen, ſind alle Geſellſchafter ſchuldig, ihn zu Grab zu begleiten. Iſt aber ein Merker geſtorben, ſo verfügen ſich, nachdem der Sarch in das Grab verſenket, und ehe er noch mit Erde beſchüttet worden, die geſammte Geſellſchafter dahin und ſingen ein Geſellſchaft-Lied zu letzten Ehren."

So hat ſich hier das Seelamt nach der Reformation geſtaltet. Selbſt was ſchon von Frauenlob gemeldet wird, wie ihn die Frauen zu Grabe getragen, würde den Sitten der Zeit näher gerückt werden,

wenn wir in ihnen Schweſtern einer von dieſem Meiſter begründeten Singbrüderſchaft annehmen dürften, und wie ein Nachhall des brüderſchaftlichen Seelamts klingt es, wenn Meiſter Regenbogen ſein Lied an die Jungfrau Maria zum Gedächtnis Frauenlobs ſo beſchließt [1] (Hanmann S. 163):

Unt hilf nns zuo dir in der himel veſte!
Da vind' ich meiſter Brouwenlop, ouch an der ſtat ſo vil der lieben geſte.

Was nun aber, neben dieſem Kirchlichen, die andre und zwar die Hauptbeſtimmung der neuerrichteten Freiburger Brüderſchaft anbelangt, Ausübung der Sing- und Dichtkunſt, ſo zeigen uns die Urkunden allerdings auch hiebei eine geiſtliche Richtung, die es um ſo eher geſtattete, die Singſchule mit der religiöſen Confraternität zu verbinden. Es iſt im Stiftungsbriefe geſagt, daß dadurch Gott der Allmächtige gelobt, die Seelen getröſtet und die Menſchen, während ſie dem Geſange zuhörten, von Gotteslästerung, vom Spiel und andrer weltlichen Üppigkeit abgezogen würden; es ſind zwei geiſtliche, gelehrte Männer, die ſich der heiligen, göttlichen Schrift verſtehen, zu Merkern beſtellt, den Prieſtern und Doctoren iſt beſonders der freie Zugang eröffnet und das Abſingen „torlicher Lieder" iſt ſelbſt beim Mahle verboten. Auch der Anſchlag ſpricht davon, daß dieſe Kunſtübung zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, ſowie zum Heile der Seelen gereichen ſoll. Noch über hundert Jahre nachher finden wir in derſelben Singſchule die religiöſe Richtung nicht nur forterhalten, ſondern ſogar noch beſtimmter ausgeſprochen. Eine gleichfalls von Schreiber (S. 205 ff.) mitgetheilte Einladung zu einem Meiſterſingen, vom Jahre 1630, fängt ſo an:

Kund und offenbar ſei Jedermeniglichen, daß uf heut den hochheiligen Feſttag ein ehrſame Bruderſchaft der wohlgelerten Meiſterſenger alhie mit göttlicher Gnad, Hülf und Beiſtand fürgenomen, ein chriſtliche geiſtliche Singſchul zu halten, ſolches in aller Zahl und Maß, wie Geſangs Brauch und unſer Tablatur vermag, anzuſchlagen! Derowegen iſt unſer Bitt und Beger, wo etwan Meiſter oder Geſellen vorhanden weren, die Gott mit ſolcher Kunſt begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben, wie dann ein Jeder, der ein rechter Singer iſt, wohl weiſt ſich zu halten, wann er diſer Kunſt will pflegen; iſt derowegen nochmals unſer Bitt, wo etliche, wie obgemelt,

[1] Das ganze Lied bei Görres a. a. O. S. 332 ff. [und bei F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 354. H.]

vorhanden weren, wollen ſich zu uns verfügen, alda mit uns ſingen auß lauter heiliger göttlicher Geſchriften. Was auf einer geiſtlichen Singſchuel verbotten iſt, das weiſt ein jeder wohlgelerter Maiſterſinger vorhin wohl, als nemlich Boſſenlieder, Bremberger, Bergriſch, auch ſoll keine Reizlied (vergl. Wagenſeil S. 543. 555), Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion Sachen geſungen werden. Wie dann Mancher wohl weiſt und ſich mit Fleiß darinnen üben thut; ſondern ſoll alles geiſtlicherweis uf diſer Schuel gehalten werden u. ſ. w.

Hiemit ſtimmt denn auch überein, was ſonſt von dem Geiſte der Singſchulen bekannt iſt. Nicht bloß die Tradition, daß der Pabſt, nachdem er die zwölf Stifter der Kunſt tadellos erfunden, die Deutſchen ermahnt, ſolche zu Gottes Preis und Ehre auszubreiten; oder die Anweiſung des Liedes bei Görres (S. 228), durch Geſang von der heiligen Jungfrau und von der Marter des Herrn um den Kranz zu werben; ſondern auch der großentheils und ſogar in zunehmendem Maße geiſtliche Inhalt der Lieder von Frauenlob an bis zu den ſpäteſten Meiſterſängern.

Auch in der Nürnberger Schule beſtand die Vorſchrift, „ſich in dem Doppelſingen aller Poſſenlieder und Stampeneien" zu enthalten (Bragur III, 97). Das Vorbild der Meiſterſänger war der fromme König David, wie z. B. in der Einladung zum Freiburger Meiſterſingen von 1630:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unſer Schuel ſolt ihr geladen ſein;
Und ſinget her all mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
Und lobet Gott mit ſießem Ton,
Wie auch der König David ſchon!
Der ſang dem Herren ſchön Gedicht,
Alſo ſolt ihr auch ſein verpflicht.

Auf einer Anſchlagtafel der Nürnberger Meiſterſänger war der König David vorgeſtellt, wie er, auf der Harfe ſpielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet (Wagenſeil 542).

Gleichwohl finden wir vom Anfang an die Singübungen, ſowohl das Hauptſingen, als das Singen bei und nach dem Mahle, auch wieder hinreichend von den religiöſen Gebräuchen unterſchieden. Dieſe werden in der Kirche, am Altare, vorgenommen, für die Hauptſingen iſt (Artikel 7) auf den Winter die Conventſtube, auf den Sommer das

Refectorium des Predigerkloſters angewieſen. An andern Orten fanden übrigens die Singſchulen auch in den Kirchen ſtatt. Die „torlichen Lieder“ ſind zwar ſelbſt während des Mahles ausgeſchloſſen, „aber nach dem Mal mag ein ieder ſingen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang“ (Art. 15). Endlich beſagt der öffentliche Anſchlag ausdrücklich, was die Prieſterſchaft oft unfruchtbar predige, werde doch „durch der göttlichen Kunſt Doctores, auch frier Künſte Meiſter in den ungelerten Leien verſtentlich bracht mit überſüßiſten Gedichten ze ſingen in den zwölf meiſterlichen Tönen uß den frien Künſten,“ es ſei „eine Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künſten.“

Unter den Doctoren der göttlichen Kunſt ſind ohne Zweifel Frauenlob und Müglin verſtanden, die in den Verzeichniſſen der Altmeiſter Doctores der heiligen Schrift genannt werden (Wagenſeil 503. 550); Klingsor erſcheint als ein Meiſter der freien Künſte. Selbſt den Schmied Regenbogen hörten wir einen Kranz ausbieten, der aus Philoſophie, Aſtronomie und andern weltlichen Künſten geflochten iſt, und unter ſeinem Namen findet ſich ein beſondres Gedicht zum Lobe der ſieben freien Künſte (Maneſſe II, 197 f.). In dem Kranzliede bei Görres (S. 228) heißt es gleichfalls, nach Anführung der geiſtlichen Gegenſtände des Geſanges:

Singt er von dem Planeten-Heer,
Die Element und die acht Sphär,
So wirbt er um des Kranzes Ehr.[1]

Übrigens war dieſe Gelehrſamkeit, wie ſie in den Liedern erſcheint, eine ziemlich nebelhafte und verworrene. Man ſang mehr von den Wiſſenſchaften, als aus denſelben, man bediente ſich ihrer Namen und Terminologieen nach Art der Zauberformeln, es war nur ein dunkler, ahnungsvoller Drang nach ihren Myſterien. Auch andre völlig weltliche Gegenſtände wurden in den Formen des Meiſtergeſangs behandelt, obwohl, wenigſtens in der ſpätern Zeit, meiſt außerhalb der Schule.

Nach all dieſem ergiebt ſich uns als Zweck der Singſchulen ein geſellſchaftlich geregelter Betrieb der Singkunſt und Dichtkunſt in vorherrſchender Richtung auf Erbauung und Lehre, auf göttliche und

[1] Vergl. noch Wagenſeil 552 f. Aretin, Beiträge IX, 1180.

menſchliche Weisheit; „Gott und der Welt gefällig," wie der Freiburger Anſchlag ſagt. Der äußern Form geiſtlicher Brüderſchaften unerachtet aber war es eine Kunſt und Weisheit der Laien, in ihrer Sprache und ihren eigenen Tonweiſen betrieben und, wie ſich bei den Leiſtungen des Meiſterſanges zeigen wird, mitunter ſelbſt in ſcharfer Oppoſition gegen die Geiſtlichkeit.

2. Einrichtung und Satzungen der Singſchulen.

Unter der Einrichtung der Singſchulen verſtehe ich die ſtatutariſchen oder herkömmlichen Beſtimmungen ihrer geſellſchaftlichen Organiſation, unter den Satzungen die Regeln, welche für die Kunſtübung ſelbſt beſtanden.

Was nun zuerſt die Einrichtung betrifft, ſo betrachte ich hier die Singſchulen als ſolche, als Kunſtgenoſſenſchaften. Über ihre, vielleicht urſprünglich allgemeine, wenn auch nicht weſentliche Eigenſchaft als geiſtliche Confraternitäten iſt bereits das Nöthige beigebracht worden.

Von urkundlichen Quellen ſind hier wieder nur die Freiburger Urkunden durch den Druck zugänglich gemacht. Sonſt gehört hieher vorzüglich das ſechſte Capitel der Wagenſeiliſchen Schrift, das von der Meiſterſinger Sitten und Gebräuchen u. ſ. w. handelt. Der Verfaſſer verſichert (S. 540), ſein Bericht gründe ſich auf die Nürnbergiſche und andre geſchriebene Schulordnungen, wie auch die von den Meiſterſingern ihm mündlich geſchehenen Anzeigungen und das, was er ſelbſt bei ihnen in ihren Singſchulen geſehen und gehört habe.

Die Meiſterſängergeſellſchaften beſtanden, ſoweit wir ſie in ihrer förmlichen Einrichtung verfolgen können, hauptſächlich aus Bürgern und Handwerkern. Sowie ſie unter den Stiftern ihrer Kunſt Gelehrte und Ritter nannten, ſo mochten ſie ſich durch den Beitritt von Männern aus dieſen Ständen fortwährend geehrt finden und die Freiburger Artikel ſchreiben ſogar die Beiziehung von zwei geiſtlichen, der heiligen Schrift kundigen Merkern beſonders vor. An manchen Orten ſcheint der Meiſtergeſang ſpäterhin auf beſtimmten Handwerkszünften gehaftet

zu haben, wie, angeführtermaßen, zu Ulm auf der Weberzunft; in dem Roman „Abenteuerlicher Simpliciſſimus“ u. ſ. w. aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs (Ausgabe Mömpelgard 1669. S. 238) kommt ein heſſiſcher Musketier vor: „derſelbe war ſeines Handwerks ein Kürſchner und dahero nicht allein ein Meiſter-Sänger, ſondern auch ein treffliſcher Fechter“ u. ſ. w. [1]

Zur Aufrichtung ſolcher Vereine wurde die Beſtätigung der ſtädtiſchen Rathsbehörde eingeholt, wie der Freiburger Stiftungsbrief und die Straßburger Erneurung von 1598 zeigen.

Die Mittel zur Beſtreitung des nöthigen Aufwands wurden theils aus dem Stiftungsvermögen, theils aus den Eintrittsgeldern und ſonſtigen Beiträgen der Mitglieder und Zuhörer geſchöpft. Zu Freiburg beſtand die Stiftung aus den von Peter Sprung dafür verordneten „zwen Guldin Gelds, ablöſig mit vierzig Guldin Hauptguets,“ auch hatten ſonſt „viel Perſonen, geiſtlich und weltlich, Gelt an diſe Bruderſchaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen ſolt werden.“ Die übrigen Einkünfte waren folgende: am Tage vor jedem Hauptſingen ſollte dieſes, wie früher erwähnt, bei der Predigt im Kloſter angeſagt werden

und ſoll damit der Prädicant die Bruderſchaft verkünden und auch ein Ermanung thun, ob ſich Jemans inſchriben laſſen wellt, und welcher ſich alſo inſchriben ließ, der ſoll das erſtmal inzuſchriben 6 Pfenning geben und darnach alle Jar 6 Pfenning richten; die mag ein Jeder alle Jar ſamenthaft oder getheilt zu den zweien Houptſingen bezalen (Art. 3).

Was bei den geſungenen Ämtern auf den Altar fiel, wurde, nach Artikel 6, zwiſchen den Predigerherrn und der Singbrüderſchaft getheilt.

Wie viel die Zuhörer zu bezahlen haben, iſt nicht beſtimmt; es heißt Artikel 14 nur allgemein:

Item was uſgehäpt wurd von den Frömbden, die den Singern zuhören wellen, das ſoll in der Brüderſchaft Büchſen gelegt und daruß auch die Merker bezalt [werden]. Doch ſollend alle die, ſo in diſer Bruderſchaft ſind, desgliſchen Doctores, Prieſter und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen uſzuloſen, und von denſelben allen nichts genommen werden.

Zu Nürnberg ſtand vor der offenen Kirchthür ein Meiſterſänger mit einer Büchſe, in welche die, ſo zugegen ſein wollten, etwas Weniges,

[1] [Man ſehe die Stelle in der Ausgabe von A. v. Keller, Th. 1, S. 344. H.]

nach ihrem Belieben, einlegten. Von dieſem Gelde wurden die Unkoſten wegen aufgerichteten Gemerks bezahlt und die Gewinnſte gemacht (Wagenſeil 543). Auch Strafgelder trugen Einiges ein.

Die Freiburger Brüderſchaft beſtand aus Singern und Solchen, Brüdern oder Schweſtern, die nicht ſangen. Letztere hatten für ihre Einlagen freien Zutritt bei den Hauptſingen und bei den Seelämtern muſte für ſie gebeten werden, „es ſient Singer oder nit“ (Artikel 1); ebenſo kam ihnen die feierliche Beſtattung zu (Artikel 5). Ob auch an andern Orten ſolche nichtſingende Mitglieder Theil nahmen, iſt nicht beſonders zu erſehen. In der angeführten Renovationsurkunde von Straßburg werden „Perſonen beiderlei Geſchlechts aus allerhand Ständen“ erwähnt und zwar als ſolche, welche dieſe chriſtliche Kunſt „geliebt und im exercitio gehabt,“ was in dieſer Faſſung auch auf die Schweſtern bezogen werden kann.

Mit dem Vorſtande und den Beamten der Geſellſchaft war es zu Freiburg, laut Artikel 17, ſo beſtellt:

Und ſollent die Singer in dieſer Bruderſchaft gemeinlich oder durch den meren Teil alle Jar einen Hauptman und Bruderſchaftmeiſter unter ihnen erwellen, denſelben ſollend dann die Singer bi Trüwen an Eides Statt globen und verſprechen, die Puncten und Artikel, in diſem Brief begriffen, war und ſtät zu halten, darwider niemer zu thun noch zu handlen; desglichen ein Büchs gemacht und der Bruderſchaft Gelt darin verſchloſſen und verrechnet werden, wie es dann in andern Bruderſchaften gehalten wurdet.

Für jedes Hauptſingen werden ſodann vier Merker geſetzt und belohnt:

Art. 8. Item die Prediger-Herren ſollend auch allweg zu den Hauptſingen unter ihnen ſelbs, ob ſie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben und darſetzen. Desglichen ſol die Bruderſchaft auch zwen geben und die Bruderſchaft denſelben Merkern nach Gebüre umb ir Arbeit lonen.

Vom Geſchäft dieſer Merker wird am beſten bei den Hauptſingen ſelbſt die Rede ſein.

Sonſt wird noch Artikel 4 des Knechts der Brüderſchaft gedacht:

Und allweg zu diſen zweien Emptern (in den Fronfaſten), desglichen zu den obgemelten Emptern, ſo uf die zwei Hauptſingen gehalten, wie obſtat,

ſoll durch der Bruderſchaft Knecht allen Brüdern und Schweſtern, ſo in der Bruderſchaft und anheimiſch [1] ſind, verkünt werden.

Der beſondre Hauptmann oder Bruderſchaftsmeiſter kommt in den Nachrichten über die andern Singſchulen nicht vor. Dort ſcheinen die Merker, der Zahl nach drei oder vier, die Leitung des Ganzen beſorgt zu haben (Wagenſeil 540. 544. Bragur III, 85 f.). Für die Caſſe werden aus den Älteſten nach den Merkern zwei Büchſenmeiſter beſtellt (Bragur III, 87 f.). Die Anſage der Singſchule geſchieht unentgeltlich durch den jüngſten Meiſter (Wagenſeil 540 f.).

Hauptſingen oder Singſchulen hießen die öffentlichen und feierlichen Kunſtübungen der verſammelten Meiſterſänger.

Sie ſollten zu Freiburg jährlich zweimal, am Tage des Evangeliſten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, und am Pfingſtdienſtag, je um Mittagzeit, gehalten werden. Das Local iſt im Predigerkloſter:

Art. 7. Desglichen ſollend ſi (die Predigerherren) den Singern zu den beiden Hauptſingen Platz in irem Kloſter geben, namlich im Winter in ihr Conventſtuben und im Sommer im Reſſental, und die Stuben oder das Reſſental deſſelbenmals zieren mit Tüchern und andern Dingen, wie es dann darzu gehöret.

„In Nürnberg, ſagt Wagenſeil S. 540, iſt denen Meiſter-Singern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertäge Nachmittag, ſo oft es ihnen gefällig, zu halten, welches jedoch der Zeiten [1697] gar ſelten und faſt nur um die hohen Feſt geſchieht. Und iſt hiezu ſonderlich, von Alters, die ſogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil ſelbige heilige Jungfrau und Märtererin [2] für eine Patronin der freien Künſte et omnis elegantioris litteraturæ, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römiſchen Kirche aufgeworfen worden.“

Die Vorrichtungen in dieſer Kirche und den Hergang des Singens beſchreibt derſelbe Schriftſteller ſo (S. 541 ff.):

„Immittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang des Chors, ein niedriges Gerüſt aufgerichtet, darauf ein Tiſch mit einem großen ſchwarzen Pult und um den Tiſch Bänke geſetzt werden, und wird ſolches Gerüſt, welches man das Gemerke nennet, mit Fürhängen ganz umzogen, daß man außen nit ſehen kan, was darinnen geſchiehet. Eine kleine Kathedra, in Form einer

[1] anheimiſch, zu Hauſe befindlich. Schmeller II, 194.

[2] S. hiegegen Raniſch, Leben Hans Sachſens 27.

Canzel, auf welche derjenige, ſo ein Meiſter-Lied abſinget, ſich ſetzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beſtändig unverrückt an ihrem Ort, ohnferne der großen Canzel, davon die Predigten gehalten werden."

„Die Verſammlung der Zuhörer u. ſ. w. geſchiehet nach dem mittägigen Gottesdienſt u. ſ. w., das iſt umb Eins u. ſ. w. Wann eine gute Anzahl Leute beiſammen, geht das Freiſingen an; in dem darf ſich hören laſſen, wer will, ſtehet auch denen Fremden frei, aufzutretten; und werden in dem Freiſingen, außer denen Hiſtorien, ſo in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare weltliche Begebnüſſen ſampt ſchönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu ſingen zugelaſſen. Es wird aber in dem Freiſingen nit gemerkt und kan man alſo, außer den Ruhm, ſonſt nichts gewinnen, man mache es auch ſo gut, als man immer wolle. Wer nun ſingen will, ſetzet ſich fein züchtig auf den Sing-Stul, ziehet ſeinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pauſiret, fähet er an zu ſingen und fähret damit fort biß zum Ende."

„Nach geendigtem Freiſingen ſingen erſtlich die geſampte Meiſter ein Lied, ſo daß einer vorſingt und die andern folglich mit einſtimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrift Altes und Neues Teſtamentes componiret, gedultet wird, und muß der Singer allezeit, bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus ſein Lied getichtet. Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singſtul beſtiegen und eine Weile geruhet, ſchreiet der Förderſte von den Merkern: Fangt an! Alſo macht der Singer den Anfang, und wann ein Geſätz oder Abgeſang vollbracht, hält er innen, bis der Merker wiederum ſchreit: Fahrt fort! Nach geendigtem Geſang begibt ſich der Singer von dem Stul und macht einem andern Platz."

„Merker,[1] fährt Wagenſeil fort, werden diejenigen genennet, welche als die Förderſten und Fürſteher der Zunft in dem verhängten Gemerk an dem Tiſch und vor dem großen Pult ſitzen, deren gemeiniglich 4 an der Zahl ſind. Der eine und älteſte hat die H. Schrift, nach der Überſetzung des Herrn Lutheri, auf dem Pult liegend vor ſich, ſchlägt den von dem Singer angegebenen Ort, woraus ſein Lied genommen, auf und gibt fleißige Achtung, ob das Lied ſowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch des Lutheri reinen Worten überein komme."

Was hier, in Folge der Reformation, ſeine beſondre Geſtaltung erhalten hat, iſt doch der Hauptſache nach ſchon in den 1513 abgefaßten Freiburger Artikeln, und zwar in der angeführten Beſtimmung des Artikel 8, vorhanden, wonach die Predigerherren „zwen gelert

[1] Vergl. Muſeum II, 21. Aretin, Beiträge IX, 1143, 22. 1147 f. 1161, 1.

Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben" ſollen.

„Der andere, dem erſten entgegen ſitzende Merker gibt acht, ob in dem Contexť des Liedes alles denen fürgeſchriebenen Tabulatur-Geſetzen gemäß ſei, und ſo was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und deſſen Straf, das iſt, wie hoch er an Silben angeſchlagen werde, auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte Merker ſchreibt eines jeden Verſes oder Reimens End-Silbe auf und ſiehet, ob alles richtig gereimet worden, die Fehler ebenmäßig notirend. Und der vierte Merker trägt wegen des Tons Sorge, damit man den recht halte und nit verfälſche, auch ob in allen Stollen und Abgeſängen die Gleichheit gehalten werde."

(Auch von dieſer nur umſtändlichern und anſchaulichern Darſtellung des Geſchäfts der Merker iſt doch das Weſentliche ſchon im Artikel 12 des Freiburger Briefes enthalten:

Item die geiſtlichen und weltlichen Merker, ſo geſetzt werden, ſollen getrüw Uſmerken uf die Senger haben, und wo ſie dieſelben in ihrem Geſang irrig erfinden, es ſig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das ſollend ſie ihnen ſagen und ſollich Irthumb bi ihnen abſtellen, auch die Singer ihrem Entſcheiden und Geheiß gehorſam und gewertig ſein.)

„Unter währenden dieſen Singen müſſen ſich die übrige Zunft-Genoſſen des Redens und Geräuſches enthalten, damit der Singer nit irr gemacht werde. Es ſoll auch kein Singer das Gemerk überlaufen, keiner ohne Erfordern in das Gemerk gehen und ſich darein ſetzen und alſo den Merkern in das Ampt fallen und eingreifen. Wann nun alle Singer mit ihrem Geſang fertig ſind, ſo gehen die Merker zu Rath, wie ein jeder beſtanden, und wann ſich findet, daß es einige gleich gut gemacht und keiner mehr Silben verſungen, als der ander, müſſen ſie umb den Preis gleichen und weiter ſich hören laſſen, bis ſo lange einem vor dem andern die Ehre des Gewinns bleibet und einer um wenigere oder gar keine Silben ſtrafbar erfunden wird und alſo glatt ſinget."

„Hierauf werden die Gewinnungen ausgetheilet und rufen die Merker die zween, ſo ſich am tapferſten gehalten, einen nach dem andern für das nunmehro aufgezogene Gemerk und geben ihnen, was ſie durch ihr Singen verdient. Dem Überſieger, ſo es am allerbeſten gemacht, gebühret zu Nürnberg die Zierde des Gehängs. Solches Gehäng iſt eine lange ſilberne Kette, von großen breiten, mit dem Namen derer, die ſolche machen laſſen, bezeichneten Gliedern, an welcher viel, von allerlei Art, der Geſellſchaft geſchenkte ſilberne Pfenninge hangen. Nachdem aber ſelbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar und zum Anhenken ſich nicht allerdings ſchicken will, ſo ward an

deren Statt dem, ſo den Preis davon getragen, eine Schnur, daran drei große ſilberne und vergüldte Schilling gebunden, überreicht, mit welcher man füglicher ſich ſchmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Namen des König Davids; dann auf dem mittlern Schilling, welcher der ſchönſte, iſt der König David auf der Harpfen ſpielend gebildet, und hat ſolchen Hans Sachs der Geſellſchaft hinterlaſſen."

Wagenſeil bemerkt hiebei: weil die Schnur wegen Alters zerreißen wollen, der Schilling auch ſehr abgenutzt geweſen, hab' er der löblichen Geſellſchaft eine ſilberne Kette zu fernerem Gebrauch machen laſſen, an die er eine vergüldte Medaille gehenkt, mit Namen und Jahrzahl, 1696, auch der Inſchrift:

Pollio amat vestram, quamvis sit rustica, Musam.

„Dem Nächſten nach dem Uberſieger wird ein von ſeidenen Blumen gemachter ſchöner Kranz zu Theil, welchen er auffetzet. Je zu Zeiten findet ſich ein Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu verſingen aufwirft, und wann ſolches auf gewiſſe Singer geſchiehet, werden die übrigen davon ausgeſchloſſen. Zu merken, daß der Uberſieger, oder König-David-Gewinner, auch dieſen Vortheil davon trägt, daß er in der nächſten Sing-Schul, ſo darauf gehalten wird, mit in dem Gemerk ſitzen darf. Und ſo etwan die Merker etwas überhören, ſoll er ſie deſſen erinnern, auch wo irgend ein Stritt würde fürfallen und die Merker ihn fragten, iſt er ſchuldig, deſſen, was er gefragt wird, mit Beſcheidenheit Antwort zu geben." u. ſ. w.

(Vergl. Freiburger Art. 13: Item welcher die beſt Gab gewinnet, der ſoll darnach zu dem andern Singen ein Merker ſin. Aber ein Singen mag er vor und nach wol ſingen, doch nit um die Gaben, es werd ihme dann von den Singern zugelaſſen.)

„Ein Kranz-Gewinner ſoll die nächſte Schul an der Thür ſtehen und das Geld einnehmen u. ſ. w. Die Merker ſollen treulich und fleißig nach Inhalt der Kunſt und nit nach Gunſt merken, einem, wie dem andern, nachdem ein jeder ſingt, nicht anderſt, als ob man darzu vereidet worden, ob man zwar darüber nicht ſchweren ſoll, noch kan. Wann auch eines Merkers Vatter, Sohn, Bruder, Vetter, Schwager u. ſ. w. ſingt, ſoll der Merker, weil er parteiiſch, ſein Ampt, biß der Singer ausgeſungen, einſtellen und indeſſen der Büchſen-Meiſter, oder ſonſt ein unparteiiſcher Singer und Geſellſchafter an des Merkers Statt merken. Eines Singers Fehler können ihm, nach Gutachten der Merker, entweder alſobald nach ſeinem Singen und Gleichen, oder erſt nach gehaltener Sing-Schul abſonderlich, damit ihn andere nicht verhöhnen, angezeigt werden. Wann einer im Singen, wie auch Tichten, ſonders gut und daunenhero wenig

oder gar keinen Fehler begienge, ſoll er darum ſeine Gaben nicht misbrauchen, noch andere neben ſich verachten."

Auf das Hauptſingen folgte das Mahl oder die Zeche. Darauf bezieht ſich der ſchon angeführte Artikel 15 des Freiburger Stiftungsbriefs, vom Singen über und nach dem Mahle, ſowie eine Beſtimmung des Artikels 7:

Darzu (ſollen die Predigerherren) in ihrs Gotshus Küchin kochen laſſen und darzu Holz geben; darfür ſol man ihnen, namlich für Holz und Salz bezalen drig Plappart;[1] kocht man aber nit, ſo iſt man ihnen nichts pflichtig, die Singer wellen ihnen dann ſonſt ein Erung thun. Doch daß in diſem allem dem gemeinen Guet hie zu Friburg nichts entzogen, ſonder das Brot am Laden und der Win vom Zapfen gereicht werde, es wäre dann, daß man den Singern ein ſundere Erung thäte, alles ungeverlich.

Wagenſeil meldet, S. 555, von ſolchen Gelagen:

„Des Tages, wann man Schul gehalten, iſt gebräuchlich, daß die Geſellſchaft der Singer eine erbare, ehrliche, friedliche Zech halte. Auf ſolcher Zech ſoll ein jeder ſein Gewehr von ſich legen; auch ſoll alles Spielen, unnütze Geſpräch und überflüßige Trinken verbotten ſein und wird ein Zechkranz zum beſten gegeben, damit, wem es beliebt, darum ſingen möge. Es ſind aber Straſer und Reizer[2] zu ſingen verbotten, als woraus nur Uneinigkeit entſtehet. Es ſoll auch keiner den andern auffordern, umb Geld oder Geldswehrt zu ſingen. Ebenmäßig ſoll niemand zu denen Merkern an ihren Tiſch unerfordert hinſitzen. Der auf der Schul den Kranz gewonnen, ſoll bei der Zech aufwarten und fürtragen. Wann er es aber nicht allein beſtreiten könte, ſoll ihm der, ſo auf vorhergegangener Schul den Kranz gewonnen, aufwarten helfen. Die, ſo auf der Schul das Kleinod oder Kranz gewonnen, oder glatt geſungen, ſollen mit 20 Groſchen begabt werden. Ein Merker bekommt 20 Kreuzer. Die Zech ſoll von dem Geld, ſo auf der Schul aufgehoben worden, bezahlet werden; wann aber die Schul nit ſo viel getragen, ſoll der Abgang von gemeiner Büchſe erſetzt werden."

Die Kunſtfertigkeit, welche bei den öffentlichen Singen zur Schau gelegt wurde, die Kenntnis der Kunſtregeln, welche hiebei beobachtet werden muſten und deren Verſäumnis der Kreide der Merker anheimfiel, ſetzten einen förmlichen Unterricht und eine mittelſt deſſen erlangte

[1] Plappart, ein Groſch, 3 Kreuzer. Schmeller I, 337.

[2] Vergl. S. 543 und Freiburger Einladung von 1630: „auch ſoll keine Reizlied, Schmützung, Schmehung u. ſ. w. geſungen werden."

Meiſterſchaft voraus. Auch von den Einrichtungen, welche zu dieſem Behufe beſtanden, iſt noch zu handeln.

Dieſelben waren dem Lehr- und Meiſterweſen bei den Handwerkszünften analog. Der Unterſchied lag nur darin, daß man den Geſang, wenn auch handwerkmäßig genug, doch nicht als ausſchließlichen Beruf, ſondern als eine aus freier Luſt und Liebe gepflegte Nebenbeſchäftigung behandelte. (Vergl. Bouterwek 275.) Der Freiburger Stiftungsbrief enthält nichts über die Bildung zum Meiſtergeſange, die Einladung von 1630 aber ſpricht ausdrücklich von Meiſtern und Geſellen:

Derowegen iſt unſer Bitt und Beger, wo etwan Meiſter oder Geſellen vorhanden weren, die Gott mit ſolcher Kunſt begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben u. ſ. w. wollen ſich zu uns verfügen, alda mit uns ſingen u. ſ. w.

Nähere Auskunft giebt Wagenſeil S. 546 ff.:

„Wann ſich bei einer Perſon Luſt und Lieb zu der Meiſter-Singer-Kunſt befindet, gibt ſie ſich bei irgend einem Meiſter, zu dem ſie das Vertrauen hat und der wenigſt einmal das Kleinod gewonnen, an und bittet ſelbigen, daß er ihr wolle mit gutem Unterricht an Hand gehen. Ein ſolches thut der, ſo angeſprochen wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche ſonderlich die Belehrung der ſehr ſchweren Töne verurſachet, ganz umſonſt, nur aus Liebe, die Kunſt auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meiſter-Singer ſich ſelbſten um Schuler bewerben und dißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, ſintemalen ſie den Tag zu ihrer Berufs-Arbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müſſen. Wann ein Lehrling ſich wol gehalten, die Lehr-Sätze und eine zimliche Anzahl von Tönen, ſonderlich aber die 4 gekrönte, begriffen, wird er auf der Zech, oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnliche Zuſammenkunften geſchehen, nach abgelegter Jahr-Rechnung, ſo gemeiniglich an dem Thomas-Tag geſchiehet, der Geſellſchaft durch den Lehrmeiſter fürgeſtellet, mit Bitte, ſolchen in dieſelbe aufzunehmen.“

Hierauf ſtellen die Merker eine Prüfung an und erforſchen, ob der Lehrling ehrlicher Geburt, ob er nicht leichtfertig ſei, ſondern ſich eines ſtillen und ehrbaren Wandels befliſſen, ob er die Singſchule ſtets beſucht. Ferner wird er auf die Probe geſetzt, ob er die Kunſt genugſam erlernt und wiſſe, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beſchaffenheit habe u. ſ. w., ob er mit der gehörigen Anzahl von Tönen gefaßt ſei u. ſ. w., ob er im Fall der Noth ein

Lied merken könne. Man giebt ihm dabei im Singen 7 Silben bevor; wenn er darüber verſingt, kann er nicht aufgenommen werden. Nach all dieſem treten der Empfehlende und der Empfohlene ab und der älteſte Merker läßt die Umfrage ergehen, ob letzterer der Geſellſchaft angenehm ſei und für tüchtig erkannt werde. Auf erfolgte Einwilligung geſchieht die Aufnahme, wobei der Aufzunehmende ſich verpflichten muß:

1. „Daß er bei der Kunſt beſtändig bleiben und von dem Geſang nicht weichen, ſondern feſt darob halten wolle.

2. Daß, wann an einem Ort etwan der Kunſt und Geſellſchaft übel und ſpöttlich ſollte nachgeredet werden, er ſolches, ſo er es höret, mit Beſcheidenheit widerſprechen und der Kunſt nichts zu kurz geſchehen laſſen wolle.

3. Daß er mit denen Geſellſchaftern friedlich und ſchiedlich leben, ſie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibes-Nöthen helfen und beiſtehen, ihr Gut und Nahrung beſſern und behüten, alles gutes von ihnen reden, und ſo jemandes ungleich ſollte gedacht werden, ſich ihn zu entſchuldigen und zu vertheidigen äußerſt wolle angelegen ſein laſſen.

4. Daß er kein Meiſterlied oder Ton auf öffentlichen Gaſſen, ſo Tags, ſo Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gaſtereien, oder andern üppigen Zuſammenkunften, wie auch nit, ſo er etwan ſolte bezecht ſein, ſingen und hiedurch der Geſellſchaft einen Schandfleck anhenken wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, ſo Verlangen tragen, ein Meiſter-Lied zu hören, wann man verſichert, daß ſie kein Geſpött daraus treiben werden, ſich hören zu laſſen."

Man hatte in früherer Zeit auch im Brauch, einen ſolchen Neuling mit Waſſer zu begießen, was man die Taufe hieß. Solche geſchah in Gegenwart von drei Merkern, deren einer der Täufer, die beiden andern die Pathen waren (Bragur III, 94).

Durch dieſe Prüfung und Taufe wurde der Lehrling, wie ich glaube, zu dem, was die Freiburger Urkunde Geſellen nennt. Eine weitere Stufe war das Meiſterwerden.

Wenn ſich nemlich ein Sänger eine Zeit lang auf den Schulen zur Zufriedenheit hören laſſen und ſonſt untadelhaft verhalten, konnte er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, d. h. daß er auf offener Singſchule freigeſprochen und für einen Meiſter erklärt werde. Ein etwas ſpäter Meiſterſang (Wagenſeil 548 ff.) ſtellt dieſe Handlung dar, doch ohne Zweifel nach altem Gebrauche. Zuerſt der Gruß,

worin der Bewerber ſein Begehren ſtellt. Ein Meiſter bewillkommt ihn mit Geſang und legt ihm Fragen vor über den Urſprung der Kunſt und ihre Geſetze. Nachdem er hierauf genügend geantwortet, ſingen ihm die Meiſter zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meiſterſchaft und den Kranz zu empfangen. Dieſer wird ihm jedoch erſt aufgeſetzt, nachdem er zum Meiſterſtück die 4 gekrönten Töne abgeſungen.

So viel von der Einrichtung der Singſchulen. Nun von ihren Satzungen oder Kunſtregeln. Dieſe machten den Inhalt der Tabulatur, die den Sängern und Merkern zur Richtſchnur diente und zu gewiſſen Zeiten auf den Zechen abgeleſen wurde (Wagenſeil 533).

Aus geſchriebenen Tabulaturen und aus den gedruckten in Puſchmanns Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs von 1572 und in der von der Meiſterſängergeſellſchaft zu Memmingen herausgegebenen „Kurzen Entwerfung des deutſchen Meiſter-Geſanges, Stuttgart 1660," finden ſich Auszüge in den angeführten Abhandlungen von Wagenſeil, Häßlein, Büſching.

Dieſe Tabulaturen geben nicht eine zuſammenhängende, poſitive Unterweiſung in der Kunſt. Sie verzeichnen vielmehr in einzelnen Sätzen hauptſächlich die Fehler, welche von den Sängern zu vermeiden und von den Merkern zu notieren und zu ſtrafen ſind. Das Sünden- und Strafregiſter bei Wagenſeil 525 hat 32 Artikel. Außer denjenigen Fehlern, durch welche man ſich ganz und auf einmal verſingt und wegen deren man wohl ganz von der Schule ausgeſchloſſen werden kann, wird nach Silben geſtraft. Die Sänger haben nemlich nach ihren verſchiedenen Graden eine Anzahl Silben voraus; wer nun um mehr Silben geſtraft wird, als er voraus hat, der hat ſich verſungen, d. h. er kann weder einen Preis erlangen, noch den höhern Grad, um den er ſich bewarb. Die Zahl der vorausgegebenen Silben richtet ſich zugleich darnach, ob die Geſätze eines Liedes mehr oder weniger Zeilen haben (Bragur III, 83 f.).

Man könnte die einzelnen Artikel der Tabulatur nach den vier Hauptgeſchäften ordnen, welche den vier Merkern für die Beobachtung des Geſanges angewieſen ſind: Schriftmäßigkeit des Inhalts, Vers, Reim, Ton. Da wir jedoch eine ſcharfe Abtheilung nicht durchgeführt finden, ſo mag es genügen, das Bemerkenswerthere aus der Nomen-

clatur dieſer Artikel ohne ſtrengere Folge aufzuzählen und am Schluſſe einige allgemeinere Geſichtspuncte anzugeben.

Bar heißt ein ganzes Meiſterſängerlied.[1] Geſätze heißen die Strophen des Bars; deren ſind entweder drei, oder fünf, oder ſieben und darnach nennt man den Bar ein gedrit, gefünft, geſiebent Lied (Büſching, Sammlung S. 174). Das Geſätz zerfällt in Stollen und Abgeſang. Die Stollen ſind zwei, den vordern Theil des Geſätzes (den Aufgeſang) bildende, nach Versbau, Reimſtellung und Melodie gleichartige Gliederungen. Der Abgeſang, der hintere Theil des Geſätzes, iſt von den Stollen verſchieden und auch in ſich ſelbſt weniger gleichartig gegliedert. Es läßt ſich dieſes an der bekannten Form des Sonetts deutlich machen, die beiden gleichgebauten Quatrains entſprechen den Stollen, die beiden Terzinen dem Abgeſang; in den letztern iſt wenigſtens eine ungleiche Reimſtellung geſtattet, z. B. die Mittelzeile der erſten Terzine reimt mit der Anfangs- und Schlußzeile der zweiten und umgekehrt die Mittelzeile der zweiten Terzine mit der Anfangs- und Schlußzeile der erſten.

Manchmal folgt nach dem Abgeſang noch ein Stollen, d. h. ein den beiden vordern Gliederungen gleichartiger Theil.

Von den verſchiedenen Arten der Reime oder ihrer Gegenſätze kommen vorzüglich folgende in Betracht: Stumpfe Reime, die einſilbigen, männlichen; klingende Reime, die zweiſilbigen, weiblichen. Waiſen, oder bloße Verſe, der Gegenſatz der Reime, ſind einzelne reimloſe Zeilen, welche weder im Geſätze ſelbſt, noch in den folgenden gebunden werden. Körner dagegen ſind diejenigen Reime, welche nicht je im Geſätze ſelbſt, aber in allen nachfolgenden ihren Anklang finden.

Die Zahl der Silben für eine Verszeile iſt bei Wagenſeil 525 auf höchſtens 13 angegeben. Puſchmann läßt nur 11 bis 12 zu. Er ſagt:

„In den längſten Reimen halte ich dafür, daß man darin nicht über zwölf und elf Silben machen ſoll; denn ein zwölfſilbiger Reim, der hinten und vorne oder auch in der Mitte zierliche Blumen und Coloraturen hat, giebt einem zu ſchaffen, wenn man ihn ohne Abſatz in einem Athem ausſingen will.“ (Büſching, Sammlung S. 180.)

[1] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1161, 51: Ein par u. ſ. w.

Aus dem Verzeichnis der Fehler mag Folgendes ausgehoben werden.

Ein Fehler iſt, wenn nicht nach der hochdeutſchen Sprache geſungen wird,

„wie denn dieſelbe Sprache in der Wittenbergiſchen, Frankfurtiſchen und Nürnbergiſchen Bibeln, auch in aller Fürſten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich iſt.“ (Büſching 182 f. Wagenſeil 525.) „Was aber das Ausſprechen der Wörter betrifft, kan ein frembder Singer, wann er durch und durch ſeines Landes übliche Sprach gebraucht (ihr nicht wieder im Einzelnen des Reimes wegen ungetreu wird, Bragur III, 69), auch in den Bundwörtern, aus Freundlichkeit, damit wol gedultet werden, auf daß man nit beſchuldiget werde, daß man jemandes Sprach ſtraſe, oder verwerfe. Doch müſſen die Bundwörter von einerlei Vocalibus regirt werden.“ (Wagenſeil 525. Büſching 185 f.)

Es zeigt ſich hierin ein lobenswerthes Beſtreben, eine gemeinſame Schriftſprache zu begründen, dabei aber doch beſonders für die lebendige Mittheilung die mundartige Färbung nicht völlig auszuſchließen.

Falſche Meinungen ſind alle der reinen chriſtlichen Lehre zuwiderlaufende Menſchenlehren. Auch rechnete man dahin, was ſonſt den guten Sitten und der Ehrbarkeit entgegen war. Sie ſind ein grober Fehler.

„Welcher derowegen dergleichen bringet oder ſinget, der wird nicht begabt, ſondern hat gänzlich verſungen. Ja es kan ihm, nachdem die Materie wichtig, ſcharf unterſagt und hart verwieſen, er auch von der Schul weggeſchafft werden.“ (Wagenſeil 525.)

Eine blinde Meinung iſt, wenn man durch Auslaſſungen unverſtändlich wird, „als: ich, du ſoll kommen, für: ich und du ſollen kommen.“ So viel nun Worte blind ſind, d. h. ausgelaſſen werden, für ſo viele Silben wird man abgeſtraft.

Laſter hießen vorzüglich unreine Vocalreime.

Eine Klebſilbe iſt, wenn man Silben ungehörig zuſammenzieht, z. B. keim für keinem, gſprochen für geſprochen, und ſelbſt im für in dem, vom, zum, zur (Wagenſeil 527. Vgl. Büſching 195).

Milben ſind, wenn des Reimes wegen ein nicht entbehrlicher Buchſtabe abgebrochen wird, als: ich kann nicht ſinge ſtatt ſingen, um auf Dinge zu reimen, Geſetz und letzt (Wagenſeil 529. Büſching 190).

Fehler des Vortrags ſind unter anderem nachſtehende:

Ein Stutz, auch Pauſe, Zucken, iſt, wenn man ſtutzt oder ſtille hält, wo man nicht anhalten ſollte. Dieß wird für eine, zwei oder mehr Silben geſtraft, ſo viele nemlich, als man während der Pauſe bedächtig ausſprechen kann (Büſching 189. Wagenſeil 529).

Falſche Melodei iſt, wenn man einen Ton durch und durch anders ſingt, als ihn ſein Meiſter gedichtet hat. Ein ſolcher Sänger hat ſich gänzlich verſungen (Wagenſeil 531. Vgl. Büſching 192).

Falſche Blumen oder Coloraturen werden angebracht,

„wenn man im Stollen oder Abgeſange die Verſe anders blümet oder colorirt (mit andern Läufen u. dergl. ſingt), als ſie ihr Meiſter geblümet hat, ſo daß durch ſolches übrige oder falſche Blümlein der Ton unkenntlich wird; oder wenn man einen Vers das eine mal mehr oder weniger beblümet, als das andere mal.“ (Büſching 192. Wagenſeil 531.)

Sowie man, nach dieſen letztern Beſtimmungen, darauf achtete, daß die Töne der Meiſter weder in ihrem Grundbeſtande, noch in den Verzierungen gefälſcht würden, worüber der vierte Merker eigens zu wachen hatte, ſo ſuchte man auch zu verhüten, daß nicht die neuen Tondichter ſich zu viel von den Tönen Andrer aneigneten:

„Wer einen Meiſterton machen, oder melodiren will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodei, ſo er tichtet, in einen andern Meiſterton eingreife und denſelben berühre, ſo weit als 4 Silben ſich erſtrecken, ſondern daß er eine ganz neue Melodei und Blumen, ſo andere Töne der Meiſter-Singer nit haben, erſinne.“ (Wagenſeil 532.)

Die Wichtigkeit, welche man auf die Erfindung eines meiſtermäßigen Tones, einer neuen Melodie mit entſprechendem Strophenbau, legte, erweiſt ſich auch in dem feierlichen Verfahren, mittelſt deſſen der neue Ton geprüft, gewürdigt und dem Namen ſeines Erfinders geſichert wurde.

„Billich iſt es und recht, daß man einen Ton von ſeinem Meiſter ſelbſt höre, alſo, daß er den Ton zum erſten mal auf das nidrigſte, als er vermag, für der ganzen Geſellſchaft ſinge, zum andern mal mit vollkommener Stimm, wie man auf der Schul pflegt zu ſingen, zum dritten mal auf das höchſte, als er ihn mit der Stimm erheben kan, es würde dann von wegen Alters, der unvermöglichen Stimm halben, zugelaſſen, daß ein anderer in ſeinem (des Tichters) Namen den Ton fürſänge, und da ſoll er, ſo es

ſein kan, den Ton hören fürſingen, als ſeinen Ton beſtättigen und um das Bedenken darüber gebührend anhalten. Wann dann nun derſelbe Ton bewährt und gut geſprochen wird, alldieweilen ſonderlich dadurch in keines andern Tons Melodei mit 4 Silben eingegriffen wird, alsdann ſoll der Dichter ſeinem Ton, zum Unterſchied anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zween Gevattern dazu bitten, hernach drei Geſätz, aus der ihm von den Merkern fürgegebenen Materie, in bemeldtem Ton machen und in das hierzu verordnete Meiſter-Singer-Buch, ſo ins Polpet [pulpitum] gehörig, zum Gedächtnüs einſchreiben, dabei auch Jahr und Monats-Tag ſampt ſeinem des Dichters Namen ſollen geſetzt werden." (Wagenſeil 532 f.)

Wir beſitzen lange Liſten ſolcher getaufter Töne. Darunter vier gekrönte Töne[1] von ſolchen Meiſtern, die als Stifter des Meiſtergeſanges genannt werden, Frauenlob nemlich, Regenbogen, Marner und Müglin, aber auch mehrere unter den Namen noch älterer Sänger, Walthers von der Vogelweide, Wolframs u. ſ. w. Manche Tönenamen klingen ziemlich poetiſch: der blühende Ton Heinrich Frauenlobs, der friſche Ton Hans Vogels, die Liljenweis ebendesſelben, die Engelweis ebendesſelben, die Lerchenweis Heinrich Enders u. ſ. w. Andere lauten überaus ſeltſam, beſonders von ſpätern Meiſtern, die ſich im Abenteurlichen immer mehr überboten, z. B.: die kurze Affenweis Georg Hagens, die geſtreift Safranblümleinweis Hans Friedeiſens, die warme Winterweis Georg Winters, die traurige Semmelweis Semmelhofers u. ſ. w. Namentlich hat M. Ambroſius Metzger ſich in den ſonderbarſten Namen ſeiner Töne gefallen: die Weberkrätzenweis, die Schwarzdintenweis, die Schreibpapierweis, die verſchloſſene Helmweis, die Cupidinishandbogenweis, die fröhliche Studentenweis, die hochſteigend Adlerweis, die abgeſchiedene Vielfraßweis, die Fettdachsweis u. ſ. w. Dieſes aus dem Verzeichnis bei Wagenſeil 534 ff. Proben einer kritiſchen Tafel der Meiſterſängertöne von Büſching im Neuen Litterariſchen Anzeiger 1808. 22 Merz, 28 Juni. Ein kleineres Verzeichnis von Docen in Aretins Litterariſchen Beiträgen IX, 1177 f.

Wenn wir unter der Menge der einzelnen Beſtimmungen allgemeinere Geſichtspuncte für die poetiſche Technik des Meiſtergeſanges feſtzuhalten ſuchen, ſo zeigt ſich uns, daß die eigentlichen Grundregeln

[1] Vergl. Grimm 114.

des Strophenbaus, des Silbenmaßes und des Reimes, wodurch der Meiſterſang mit der Liederkunſt der ältern Sänger zuſammenhängt oder ſich von dieſer unterſcheidet, mehr vorausgeſetzt, als beſtimmt ausgeſprochen ſind.

Für den Strophenbau ergiebt ſchon der geſammte Minneſang den Grundſatz der Dreitheiligkeit oder, noch allgemeiner gefaßt, der Zuſammenſetzung der Strophe aus gleichartigen und ungleichartigen Gliedern, wodurch dieſelbe einerſeits Feſtigkeit, anderſeits freie Bewegung erlangt. Was die Meiſterſänger Stollen und Abgeſang nennen, läßt ſich in der Form des einfachſten Minneliedes erkennen, z. B. [die Tanzweiſe Ulrichs von Lichtenſtein, in der Ausgabe von Lachmann S. 97]:

In dem walde ſüeze doene
  ſingent cleiniu vogellin.
An der heide bluomen ſchoene
  blüejent gegen des meien ſchin.
Alſô blüet min höher muot
  mit gedanken gegen ir güete,
  diu mir richet min gemüete,
  ſam der troum den armen tuot.

Aber die Strophentheile, welche hier kurz zuſammengeſtellt und leicht verſchlungen ſind, treten in den Geſätzen des Meiſtergeſanges, deren Ausdehnung ſtets im Zunehmen begriffen iſt, in breiten Maſſen auseinander, deren gekünſtelter Zuſammenhang ſich oft nur mühſam verfolgen läßt. Wagenſeil bemerkt S. 533:

„Mit den überlangen Tönen befindet es ſich nicht bei den Alten, daß einer den andern ſo hoch überſtiegen hätte, wie jetzo geſchiehet. Doch iſt übrig lang und hoch hinauf geſtiegen, wann ein Ton 100 Reimen oder Vers hat, und ſollen die Tön, ſo über 100 Reimen enthalten, keinen Vortheil haben für denen, ſo hundert begreifen.“

Über das Silbenmaß beſagen die Tabulaturen:

„Ein jedes Meiſter-Geſangs Bar hat ſein ordentlich Gemäß in Reimen und Silben, durch des Meiſters Mund ordinirt und bewährt; diß ſollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszumeſſen und zu zählen wiſſen.“ (Wagenſeil 521.)

Vergleichen wir dieſe Regel mit ihrer Anwendung in den vorliegenden Meiſterliedern, ſo können wir ſie beſtimmter ſo faſſen: nur für

die Länge der Verſe [1] beſteht ein Maß in der Anzahl der Silben, die Silben ſelbſt aber werden nicht gemeſſen, ſondern gezählt.

Die ältere deutſche Metrik rechnete nicht nach Silben, ſondern nach Hebungen, Tonhebungen, Accenten (bei den Alten arsis, ictus). Die beſtimmte Zahl von Hebungen in jeder Verszeile konnte mehr oder minder von ſchwächer betonten Silben im Vorſchlag (anacrusis) oder in der Senkung (thesis) begleitet ſein. Dieſe ſcheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der urſprünglichen Beſtimmung aller Poeſie zum muſikaliſchen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichſte Bezeichnung der Grundform durch Angabe der nothwendigen Anzahl von Tactſchlägen ob, die Zwiſchenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Schon im Laufe des 13ten Jahrhunderts treten aber die Zwiſchenſilben immer vollſtändiger und regelmäßiger ein, ſo jedoch, daß der Gehalt der Haupttonſilben noch immer den Grundbau des Verſes bildet. Der Periode des Meiſterſanges war es vorbehalten, die geregelte Manigfaltigkeit der ältern Tonmeſſung durch eine ſtarre Silbenzählung, ohne Rückſicht auf Gehalt und Ton der einzelnen Silben, zu erſetzen, z. B.:

Als man zelt vierzenhundert jar
Und vier und neunzig jar fürwar
Nach des herren Chriſti geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurd u. ſ. w.

Dieſe lebloſe, unorganiſche Technik fand allerdings nicht bloß in den eigentlichen Meiſterliedern ſtatt, ſie tritt uns auch in andern, weniger in enge Formen eingezwängten Gedichten entgegen, wie namentlich an den vielen, im erſten Abſchnitt aus erzählenden Dichtungen vorgetragenen Proben zu bemerken war, mag dieſes nun in dem Einfluſſe des Meiſtergeſangs oder in dem allgemein verlorenen Sinne für einen lebendigern Rhythmus ſeinen Grund haben. Während ſich bei Hermann von Sachſenheim noch einiger Sinn für die frühere Beweglichkeit äußert, geht im Teurdank die mechaniſche Silbenzählung noch weiter, als ſelbſt im Meiſtergeſange, indem ſogar der Wechſel von ein- und zweiſilbigen Reimen durch die Reduction der letztern auf eine unveränderliche Silbenzahl großentheils aufgehoben wird, z. B.:

[1] Vergl. Göz II, 10: ſcandiert.

Man(i)chér über got dén herrn klagt,
Wie er hab dié menſchelt geplagt,
Das er ſi habe beſchaffén,
Nackét, ploß, ón allé waffén u. ſ. w.

Der Reim im Meiſtergeſange theilt ſich in den ſtumpfen und den klingenden, was die Tabulatur als gleichbedeutend mit ein- und zweiſilbigem nimmt. Dieſes bedarf keiner beſonderen Erläuterung, da es mit unſrer jetzigen Unterſcheidung von männlichen und weiblichen Reimen zuſammentrifft. Aber auch hierin verſchloß ſich das Ohr allmählich dem proſodiſchen Gefühle der mittelhochdeutſchen Reimkunſt, nach welchem Wörter, die nach Bildung und Schreibung zweiſilbig ſind, doch vermöge des kurzen Selbſtlauters ihrer Tonſilbe im Reime den einſilbigen gleichgezählt werden, z. B. ſägen, trägen, welche einſilbig gelten, während vrâgen, wâgen (audere) wirklich zweiſilbige Reime ſind. Eine andre hauptſächlich für die fortlaufenden Reimpaare, die gewöhnliche Form der erzählenden Gedichte, in der mittelhochdeutſchen Poeſie herkömmliche Regel, wonach drei Hebungen mit klingendem Reime vier Hebungen mit ſtumpfem gleich liefen, was eine angenehme Abwechslung herbeiführte, war gleichfalls in Abgang gekommen. Wenn z. B. eine Erzählung von Hans Sachs anfängt:

Zu Poppenreut ein pfarrherr ſaß,
Der voll der guten ſchwenke was,
Er war mit worten unverdroſſen,
Riß an der predig ſeltzam boſſen u. ſ. w.,

ſo hätte das zweite Reimpaar nach der ältern Weiſe lauten müſſen:

Mit worten unverdroſſen,
Riß an der predig boſſen u. ſ. w.

Die vorerwähnte ſilbenzählende Behandlung der klingenden Reime im Teurdank hat damit nichts mehr gemein, ſo wenig als mit dem noch ältern Reimgebrauche, vermöge deſſen auch die noch kräftigern Flexionsendungen die für den ſtumpfen Reim erforderliche Betonung hatten und darum eigentlich noch gar keine klingende Reime vorhanden waren.

3. Leiſtungen der Singſchulen.

Den umſtändlichen äußern Zurüſtungen für die Übung des Meiſtergeſangs entſprechen die Leiſtungen desſelben allerdings der Maſſe nach, mit welcher jedoch der poetiſche Werth derſelben in keinem Verhältnis ſteht. Von den zahlloſen Liedern, die zum Theil mit den Singnoten in den handſchriftlichen Meiſtergeſangbüchern auf den Bibliotheken zu Augsburg, Heidelberg, Nürnberg, Dresden u. ſ. w. begraben liegen, iſt im Ganzen nur Weniges zum Drucke gegeben. Die Lieder der ältern Meiſter, vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, vor dem erweislichen Beſtande der zunftmäßigen Genoſſenſchaften, ſind zwar aus der Maneſſiſchen und der Jenaer Handſchrift in den früher angeführten Sammlungen abgedruckt. Auch ſonſt iſt manches Einzelne in den Schriften über den Meiſtergeſang, in den Zeitſchriften und Collectaneen für ältere deutſche Litteratur, in Görres Volks- und Meiſterliedern u. ſ. w. bekannt gemacht. Aber der eigentliche Hort des Meiſterſanges liegt doch noch unerhoben in den Handſchriften und es wird auch Niemand das Gelüſte haben, ihn vollſtändig zu erheben. Dennoch wird man ſich etwas tiefer, als bisher geſchehen, in die durch Umfang und Inhalt ziemlich abſchreckenden Liederbücher hineinwagen müſſen, bevor über das in mancher Beziehung gewiſs merkwürdige Inſtitut der Singſchulen und das Verdienſt ihrer Leiſtungen eine ganz befriedigende Rechenſchaft möglich iſt. [1]

Wir finden im Meiſtergeſange kein vorſchreitendes Wachsthum der Poeſie. Er iſt vornherein geiſtig belebter, dem Inhalte nach manigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im Verfolge der Zeit. In poetiſcher Hinſicht iſt er in ſtetiger Abnahme begriffen; er iſt nicht als eine ſelbſtändige Entwicklung, ſondern nur als das Erſtarren und Hinwelken der Liederkunſt des Mittelalters zu betrachten.

Die Gegenſtände der Meiſterlieder ſind, nach dem angegebenen Zwecke der Singſchulen, vorherrſchend religiöſe und moraliſche. So beſonders in unſrem Zeitraum. Doch ließ noch im erſten Viertel des

[1] [Dieß iſt nun neuerdings durch die von Bartſch veranſtaltete Auswahl aus der Colmarer Liederhandſchrift weſentlich erleichtert worden. H.]

15ten Jahrhunderts Muſcatblut, deſſen Weiſen in der Singſchule langehin im Anſehen blieben, in meiſterſängeriſcher Form Anklänge des älteren Minneſanges vernehmen. Ganz waren auch im weitern Verlaufe des 15ten und 16ten Jahrhunderts weltliche und nicht unmittelbar lehrhafte Gegenſtände vom Meiſtergeſange nicht ausgeſchloſſen. Wurden ſie auch in den Hauptſingen nicht zugelaſſen, ſo waren doch in den vorangehenden Freiſingen auch „wahre und ehrbare weltliche Begebniſſe“ (Wagenſeil 543) geſtattet. Noch weniger Strenge dürfen wir hinſichtlich der Lieder vorausſetzen, welche bei den Mahlen abgeſungen wurden, und der Zechkranz (Wagenſeil 555) mochte wohl auch mitunter durch einen muthwilligen Geſang gewonnen werden. Es ſind auch wirklich manche Meiſtergeſänge ſcherzhaften, verliebten, romantiſchen Inhalts vorhanden. (Vgl. Grimm 125 f.) Unter denen der letzten Art verſtehe ich ſolche, worin Gegenſtände behandelt ſind, die ſonſt mehr der Erzählung im Geſchmacke der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören. Stücke dieſer Claſſe ſtehen in der Sammlung von Görres, in Eſchenburgs Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt S. 347 ff. u. ſ. w. Sie waren auch ſchon am Schluſſe des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts auf einzelnen Druckbogen als fliegende Blätter verbreitet. Seltene Exemplare aus gedachter Zeit ſind in einem alten Octavbande der Augsburger Bibliothek[1] (klein Octav N. 1. D. a. D. 22) mit Flugſchriften andern Inhalts zuſammengebunden, darunter ein Meiſtergeſang, der „in des Regenbogen Zugeton“ eine Geſchichte erzählt, welche mit der in Shakſperes Kaufmann von Venedig behandelten gleiche Grundlage hat; ein Auszug davon im Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 280 ff. Ein andres Lied, das auch nach einem fliegenden Blatt im Wunderhorn II, 229 ff. (auch im Neuen Litterariſchen Anzeiger, Muſeum I, 141) gegeben iſt, ſingt vom Ritter Bremberger „in ſeinem Ton,“ wie ihn der eiferſüchtige Gemahl der von ihm beſungenen Frau ermorden ließ und ihr das Herz des Sängers zu ſpeiſen gab. Der Ton dieſes Liedes iſt in der Hauptſache derſelbe, in welchem mehrere Gedichte Reinmars von Brennenberg, in der Minneſängerſammlung I, 184 b ff., verfaßt ſind und der auch

[1] Scheint von Docen benützt worden zu ſein unter der Bezeichnung „Schleich, im Liederbüchlein 1584,“ woraus die Numern 226. 139. 138 angeführt werden. Aretin, Beiträge IX, 1181 f. 1185, 5.

ſonſt unter dem Namen „des Prenbergers Ton“ bei den Meiſterſängern gangbar war (Grimm 135. Vgl. auch 109 und Wunderhorn III, 113). Auch unter den Dichtern des Colmarer Liederbuches erſcheint der Brannenberger (Muſeum II, 184). In bairiſchen Chroniken unter dem Jahr 1324 kommt Reimann von Brennenberg (Prenberg in der Nähe von Regensburg) vor (Muſeum I, 140. Vgl. Duel. Excerpt. S. 258. 269 und ebend. unter den Wappen S. 286 das von Prennberg, Pranberg, ein Berg mit Flammen; das Wappen in der Maneſſiſchen Handſchrift iſt ein ganz andres, mit einem zackigen Querſtrich). Die nemliche Geſchichte wird aber von dem provenzaliſchen Sänger Guillem de Cabeſtaing (Raynouard B. V, S. 187 ff. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 77 ff., hiernach Boccaz, Hans Sachs, in Laßbergs handſchriftlichem Liederbuche der Fenchlerin Bl. 11 b ff. fragm.) und dem nordfranzöſiſchen, dem Caſtellan von Coucy, berichtet. Eine Erzählung Konrads von Würzburg enthält gleichfalls dieſe Sage, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger (Müllers Sammlung I, hinter dem armen Heinrich S. 208: Von der Minnen [1]). Auch als Volksballade wurde ſie geſungen (Plattdeutſches Liederbuch Nr. 44: Brunenberch. Vgl. Koch, Compendium II, S. 87); Anfang:

Idt is nicht lange, dat idt geſchach, Dat Brunenberch u. ſ. w.[2]

Von dieſem beſondern Gegenſtande haben wahrſcheinlich ſolche romanzenartige Lieder überhaupt, im Volkston oder in den Weiſen des Meiſtergeſangs, den Namen Bremberger erhalten. Die Freiburger Einladung 1630 nennt unter den auf einer geiſtlichen Singſchule verbotenen Geſängen: „Boſſenlieder, Bremberger, Bergriſch (?)“ u. ſ. w. (S. 206). Auch Fiſchart, nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts, kennt dieſe Liederart (Gargantua Cap. 26, S. 308: „ein gut Geſetzlein Bergrein, Bremberger“ u. ſ. w.; Podagrammiſch Troſtbüchlein B. V). Die künſtliche und gedehnte Weiſe des Meiſterſanges war übrigens ſolchen romantiſchen Stoffen durchaus ungünſtig, alle freiere Bewegung in Handlung und Rede gieng zu Grunde, und die in ein Meiſterlied umgeſetzte Ballade verlor eben damit ihren beſten Klang. Auch die

[1] [Vergl.: Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg, nach acht Handſchriften herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main 1846. 8. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 75. H.]

einheimiſche Heldenſage war vom Meiſtergeſange nicht ausgeſchloſſen; von der Singſchule zu Worms, wo dieſelbe örtlich haftete, berichtet Johann Staricius, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte, in ſeinem neuvermehrten Heldenſchatz (6te Auflage 1734):

„Wenn auch jemand in der Singſchulen der Meiſtergeſänge öffentlich daſelbſten die Geſchicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf alſo ausſingen kann, daß von den dazu beſtellten Merkern oder Judicirern, wie man ſie zu nennen pfleget, kein Verslein ausgelöſcht oder notirt wird, ſo wird ihm ein gewiß Stück Geld zu ſchuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereichet.“

Aber auch dem Heldenliede wird dieſe Einkleidung nicht ſonderlich gepaßt haben.

Wenn wir nun in poetiſcher Hinſicht die Leiſtungen des Meiſtergeſangs, als ſolches, nicht hoch anſchlagen können und wenn auch der muſikaliſche Werth desſelben, worüber es jedoch an einer gründlichen Unterſuchung fehlt, nicht höher zu ſtellen ſein ſollte, ſo iſt ihm doch eine geiſtige Wirkſamkeit überhaupt nicht abzuſprechen.

Vereinigungen zum Zweck einer geiſtigen Beſchäftigung und Mittheilung, vom Bürgerſtande ſo vieler anſehnlichen deutſchen Städte durch Jahrhunderte fortgeſetzt, können an ſich ſchon nicht unwirkſam gedacht werden. Für die Poeſie ſelbſt dürfen wir das Verdienſt des Meiſtergeſanges nicht lediglich nach dem bemeſſen, was er innerhalb der engern Grenzen der Singſchule geleiſtet hat. Wenn hier die Beſchränkung des Inhalts und die Starrheit der Form von hemmendem Einfluß war, ſo mochte ſich doch ſchon bei dem Singen über und nach dem Mahl oder der Zeche eine lebendigere Regung äußern. War einmal durch die Singſchule der Sinn für die Dichtkunſt geweckt, ſo machte ſich dieſer bei den Fähigern auch in andern, freieren Kunſtgattungen Bahn. Die berühmtern Meiſterſänger haben ſich daher großentheils auch außerhalb des Meiſtergeſanges in verſchiedenen Formen der Poeſie verſucht und eben in dieſen ihr Beſtes geleiſtet. Von den Singbrüderſchaften wurden auch die Faſnachtſpiele und andre poetiſche Feſtlichkeiten veranſtaltet und ausgeführt. Die Meiſterſängerſchulen werden uns darum auch in den folgenden Abſchnitten unſrer Darſtellung noch häufig begegnen.

Allein auch die unmittelbare Wirkung des geiſtlich-lehrhaften

Geſanges der Singſchulen iſt nicht gering zu achten. Ein ſelbſtändiges Nachdenken über Gegenſtände der Religion und der Kirche war dadurch auch bei den Laien angeregt und die Ergebniſſe dieſes Nachdenkens wurden in der Landesſprache vor öffentlichen Verſammlungen vorgetragen. Die heiligen Schriften, die auf dem Pulte der Merker aufgeſchlagen waren, eröffneten auch auf dieſem Wege ihren Inhalt einem allgemeinern Verſtändnis und riefen die Vergleichung dieſes Inhalts mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, wie ſolche ſich durch Gebrauch und Misbrauch geſtaltet hatten, hervor. Schon die älteſten Meiſter, welche von den Singſchulen zu ihren Stiftern gezählt wurden, ſtanden in offenem Kampfe gegen die Anmaßungen der Päbſte und die Verderbnis der Geiſtlichkeit; ſo Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Das Liederbuch der Colmarer Singſchule, welches von Mainz dahin gekommen ſein ſoll, enthält mehrere Gedichte unter dem Namen Klingsors, auch eines der Stifter, und darin folgende Stellen:

Ein brot, das im got ſelber glich gemachet hat,
Das wollen uns die pfaffen hie verkaufen,
Den kriſem,[1] den ſie feile tragen,
Das wird noch manger ſele leit, fürwar ichs ſagen;
Daſſelbe haben ſie auch mit der taufen u. ſ. w.
Der bobeſt nimmet teile,
Man fint es aller ſchriſte fri;
Merk, ob der babſt nit böſer vil, dann Judas, ſi!
Er treit got nu umb einen pfennig feile.
Ich mein der pfaffen gitikeit: u. ſ. w.

In einem andern Liede:[2]

Du biſt geſezzen, geiſtlich orden, hoch uf glückes rat,
Nu hab dich vaſt! unt valſt herab, ez wirt din michel ſchat, u. ſ. w.

Und wieder:[3]

Ez iſt niht wunder, daz der wagen vür din rinder gat,
Sit daz der kriſtenheite houpt in krumber wiſe ſtat; u. ſ. w.

[1] Das Chriſam, chrisma, geweihtes Salböl. Schmeller II, 395.
[2] [F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 330. H.]
[3] [F. H. von der Hagen a. a. O. H.]

Endlich:

Got minnet valſche kutten niht,
Sie ſin wiz oder gra,
Ein reinez herz an valſche pfliht
Daz hat got liep, wär ez joch uzen bla (Muſ. II, 192 ff.).

Lieder dieſer Art, an der Spitze des Meiſtergeſanges, konnten leicht zu der Sage Anlaß geben, daß die zwölf Stifter desſelben als Ketzer angeklagt worden ſeien und ſich darüber vor dem Kaiſer und dem päbſtlichen Legaten haben verantworten müſſen. Es erklärt ſich uns nun auch die früher angeführte Stelle eines Liedes von 1450, worin von der Stiftung der Augsburger Singſchule geſagt wird:

Augspurg hat ain weiſen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
Mit ſingen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain ſingſchuol
Und ſetzen oben auf den ſtuol
Wer übel redt von pfaffen.

Wenn hierauf die Reformation Luthers in den Reichsſtädten, in welchen der Meiſtergeſang vorzüglich gepflegt worden, zu Nürnberg, Straßburg, Augsburg u. ſ. w. ſo bereite Aufnahme fand, wenn der berühmteſte Nürnbergiſche Meiſterſänger, Hans Sachs, dort einer der erſten Anhänger und eifrigſten Verbreiter dieſer Lehre war, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß die Singſchulen das ihrige beigetragen, den Boden aufzulockern, in welchem der neue Samen ſo gutes Gedeihen fand.

An den Leiſtungen des Meiſtergeſanges, welche wir bisher im Ganzen betrachtet, nun auch den Antheil der einzelnen namhaftern Meiſter des 15ten und 16ten Jahrhunderts auszumitteln, ſind wir darum nicht im Stande, weil uns, wie ſchon bemerkt worden, mehr nur die anderartigen poetiſchen Arbeiten derſelben, als ihre eigentlichen Meiſterlieder zugänglich gemacht ſind. Wenn ich dennoch aus jedem der beiden Jahrhunderte [1] Einen aushebe, ſo geſchieht es nicht ſowohl, um je deſſen eigenthümliche Kunſt zu charakteriſieren, als vielmehr, um an lebendigen Geſtalten anſchaulicher zu machen, was von dem Betriebe des Meiſtergeſanges überhaupt geſagt wurde.

[1] Aus dem 15ten Jahrhundert wären Jörg Schilcher, Muſcatblut und Suchenſin (Grundriß 502. Fichards Frankfurtiſches Archiv, Theil III. Berliniſches Liederbuch; vergl. Aufſeß, Anzeiger I, 213) näher zu beſprechen.

Dieſe beiden Meiſter ſind: Michel Beham und Hans Sachs. Der Erſtere giebt uns noch im 15ten Jahrhundert das Bild eines wandernden Sängers, der, wenn auch ganz in den Formen des Meiſtergeſanges befangen, doch keiner beſtimmten Singſchule angehört, auf ähnliche Weiſe, wie wir am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts den Schmied Regenbogen auf den Geſang umherziehen ſahen. Der Letztere, Hans Sachs, zeigt ſich, ſelbſt auf ſeinen Wanderſchaften, überall in den Einrichtungen der Genoſſenſchaft begriffen.

Michel Beham.

Seine zahlreichen Gedichte ſind vorzüglich in Handſchriften der Heidelberger Bibliothek aufbewahrt; auch im Stadtarchive zu Nürnberg liegt: Michel Pehams Geſangbuch. Unter den Heidelberger Handſchriften kommt beſonders Nr. 312 in Betracht, eine Sammlung der Meiſtergeſänge Behams, geiſtlich-lehrhaften und erzählenden Inhalts, von ihm ſelbſt geſchrieben und nach ſeinen verſchiedenen Tönen geordnet, auch mit den Sangweiſen zu dem erſten Gedicht jedes Tones verſehen (Wilken 399 ff.). Er hat darin Jahr und Tag ſeiner Geburt, ſowie die Geburtstage ſeiner drei Söhne und einer Tochter bemerkt, ſo daß dieſes Buch das Handexemplar des Dichters geweſen zu ſein ſcheint. Aus derſelben Handſchrift ſind mehrere Stücke zum Drucke befördert durch Büſching in der Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I, St. 1. Breslau 1812. S. 37 ff. Auf dieſe verhältnismäßig dürftigen Mittheilungen,[1] verbunden mit einigen Notizen im Verzeichnis der deutſchen Handſchriften zu Heidelberg, beſchränkt ſich dasjenige, was ich hier zu geben vermag. Sonſtige litterariſche Nachweiſungen finden ſich in v. d. Hagens Grundriß S. 517 ff. [K. Gödeke, Grundriß S. 91. H.]

Michael Beham[2] iſt, nach ſeiner eigenen Angabe, zu Weinsberg-Sülzbach (Sülzbach bei Weinsberg) im Jahre 1421 geboren (Sammlung I, 45. 74. Wilken 401. 414). Über ſeinen Namen, ſein Her-

[1] Über Michel Behams „Buch von den Wienern" ſ. Büſching, der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter. Breslau 1817. 8. Bd. I, S. 103 f. [Michel Beheims Buch von den Wienern, herausgegeben von T. G. v. Karajan. Wien 1843. H.]

[2] Auch Michel Pehamer nennt er ſich im Reime. Sammlung I, 54.

kommen und ſeine Schickſale giebt er in einem beſondern Liede Auskunft. Seines Vaters Ahn, Cunz Bilsner, war ein wohlhabender Mann in Beham (Böheim, Böhmen), wurde aber durch den Krieg vertrieben und verlor Hab und Gut. Er wohnte forthin in Schwaben, „in einem mark, heiſt Ertmerhauſe“ (Erdmannhauſen bei Marbach? Vgl. Sattler, Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg I, 146), und nährte ſich mit der Wirtſchaft:

Da hieß man in Curz Beham nach dem land.

Der Enkel desſelben hieß Hans Beham:

Der waz mein vater und ein weber, daz iſt war,
Er leret mich auch weben, dis antwerge,
Damit ernert ich mich etwo vil jar,
Unz daz ich hinder diſe kunſt getihtes kam.
Do het ich einen hern, den von Weinsperge,[1]
Der mich zu er von diſem antwerk nam.
Er machet mich ruſtig und braht mich of;
Der himliſch got geb im daz ewig leben!
Da lernet ich ſuchen der furſten hof.
Bei dem herren bleib ich, bis er mir ſtarb,
Darnach begund ich aber höher ſtreben,
Eins edlen fürſten dienſt ich da erwarb.
Daz waz mein herr von Prannenpurg marggraf Albreht.
Darnach wart ich des furſten lobeleiche
Von Tennemark, kung Chriſtiernus[2] kneht;
Darnach mich herzog Albreht von Baiern aufnam,
Darnach herzog Albreht von Oſterreiche,[3]
Zu graf Ulreich von Cel ich darnach kam.
Darnach kam ich zu meim herrn kung Laßlaw,[4]
Der köng zu Ungern und zu Behem waſſe,

[1] Das Geſchlecht der Herren von Weinsberg ſtarb um 1508 aus. (Beſchreibung des Oberamts Weinsberg 116.)

[2] Chriſtian III, 1448—83.

[3] Seit 1452 (Cruſius II, 395) zweiter Gemahl der uns als Gönnerin der Dichtkunſt bekannten Mechthild, Witwe des Grafen Ludwig von Wirtemberg. Er ſtarb 1463. (Aus der Zeit des Aufenthalts bei ihm mag das Lied ſtammen: Ein exempel von den hern von Öſterreich, Sammlung I, 42.)

[4] König Ladislav ſtarb 1458, 23 November, in ſeinem 18ten Jahr, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. (Gerardus de Roo, Annales S. 232.)

Der leider iſt zu Prag verdorben daw,[1]
Alz man dann ſaget, got der weiß wol, wie;
Der ämig got pfleg ſeiner ſel ſurbaſſe!
Umb keinen herrn peſchach mir leider nie.
Darnach kam ich zu meim hern keiſer Fridereich,[2]
Da hon ich auch gewiſſen ſpeis und ſolde,
Darumb wil ich im (danken ewicleich?) u. ſ. w.

Späterhin finden wir ihn im Dienſte des Pfalzgrafen Friedrich I (desſelben, dem, zugleich mit ſeiner Schweſter Mechthild, Hermann von Sachſenheim 1453 die Mörin gewidmet hatte). Auf dem Titel einer Anzahl geiſtlicher Lieder (Wilken 433 f.) nennt er ſich noch „des römiſchen kaiſer teutſcher poet und tichter," vor einem andern Gedicht aber, von der Liebhabung Gottes, betitelt er ſich „unſers allergenedigeſten hern, des römiſchen kaiſer Fridrichs, und meines genedigen hern, her Fridrichs, pfalzgraven pei Rein, teutſcher poet und tichter" ꝛc. (ebd. 455). Die Thaten dieſes ſtreitbaren Fürſten beſchrieb Beham in Form einer Reimchronik, welche gleichfalls zu Heidelberg (Nr. 335) handſchriftlich ſich befindet und laut des Titels im Jahr 1469 gemacht iſt. Er folgte dabei der Unterweiſung von Augenzeugen, des Caplans und Andrer von der Kanzlei des Pfalzgrafen. Um es jedoch mit keinem der Herren zu verderben, die ſich durch die Erzählung der Siege des Pfalzgrafen Friedrich gekränkt finden mochten, ſchließt er ſeine Arbeit vorbeugend ſo:

Nun bitt ich furſten, graven, hern,
Daz ſie mir kein ungnad zukern
Noch unwillen durch diß getícht;
Wan die ſchuld werlich min iſt nicht:
Wer bi den wolfen wonet,
Darf, daz er mit in honet.[3]
Der furſt mich hett in knechtes miet,
Ich aß ſin brot und ſang ſin liet;[4]

[1] töuwen, töun, mittelhochdeutſch, im Sterben ſein, mit dem Tode ringen. (Lachmann, Auswahl 296. Grammatik I, 405. Wig. S. 723.)

[2] Kaiſer Friedrich III, 1440—1493.

[3] hüenen, heulen (vom Hunde), althochdeutſche Gloſſe: honenter, ululans. Schmeller II, 202.

[4] Der Urenheimer (Müller II) CCVI [bei F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 39 a. H.]:
alſo man dem meiſter lonet, alſo wiſchet er daz ſwert.

Ob ich zu einem andern kom,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich ſag lob ſinem namen.
Diß buch ein end hat amen. (Wilken 415.)

Wie er zum König von Dänemark gekommen und wie es ihm bei dieſem ergangen, erzählt er ausführlich in einem Liede von 35 Strophen: „Dis iſt von meiner mervart, die ich uber das weſtermer tet“ (Sammlung I, 54 ff.).

Die von Rotenburg an der Tauber hatten ihn gefangen genommen und übel behandelt, vermuthlich aus Anlaß der Fehde ſeines damaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit der Stadt Nürnberg, 1450. Nachdem er durch dieſen erledigt worden, nahm er Urlaub aus Franken und ſchwur, nicht mehr vor ſeinen Herrn zu kommen, bis deſſen Kriege geſchlichtet wären. Er ritt hinab gen Köln, von da nach Weſtphalen und Sachſen (Niederſachſen). Sein Sinn rieth ihm nach Dänemark; ihm war viel geſagt worden von der Mildigkeit und Tugend des jungen Königs Chriſtiern. Zu Lübeck trat er zu Schiffe und fuhr die Trave hinab in die Oſtſee. In der Hauptſtadt Kopenhagen fand er den König nicht, derſelbe war gen Norwegen gezogen, um ſich von dieſem Reiche krönen zu laſſen, welches ihm ſammt dem zu Schweden zuſtand. Die Königin aber nahm den Fremdling wohl auf, fragte ihn nach ihren Eltern und dem Bruder ihres Vaters, dem Markgrafen Albrecht, Behams Herrn. Sie wies ihm ein Segelſchiff (ein hölch) an, das ihn zum König bringen ſollte, damit er das Reich beſchauen und davon zu Franken Kunde geben möge. Er wurde dem Hauptmann empfohlen und nach drei Tagen ſchieden ſie von Kopenhagen, hin auf das Weſtermeer.

Sie haben einen Sturm zu beſtehen und auch mit Seeräubern treffen ſie zuſammen, aber ihr Schiff war, wie eine Veſte, mit Armbruſt und Büchſen wohl verſehen, auch mit ſechshundert oder mehr Schützen und Wappnern bemannt. Darum ließ man ſie fahren und ſo kamen ſie in das Reich Norwegen:

Ich ſah nie wünderlich
Scheußlicher, wilder land;
Es iſt ganz alles ſant [1]

[1] allzuſammen.

Sust niht wann steingemorre,[1]
Von felsen schroffe schorre,
Hoch berg und tiefe tal. u. s. w.

Es wird von dem Reichthum des Landes an Silber und Gold erzählt, von seiner Armuth an Brot und Wein, von der Nahrung seiner Bewohner; von dem verschiedenen Glauben derselben, Christen und Heiden; von den wilden Lappen, welche die Häute der von ihnen erjagten Thiere vorsichtig am Meeresstrande niederlegen und dafür hinnehmen, was die zur See hergefahrenen Kaufleute dagegen hingelegt haben. Auch ins Fabelhafte spielt er hinüber:

In einer andern wust
Da wont in einem ringe
Ein volk, heißet Schrelinge,[2]
Die sein nit lenger, wann
Gewahsen dreier spann,
Und wunen in den hülen,
Die sie graben und willen
In dem gepirg dapi. u. s. w.

Der Sänger kam bis Drontheim, wo er den König, dem er mehr denn sechshundert Meilen nachgereist, in großer Herrlichkeit fand. Was ihm von demselben Lobenswerthes gesagt war, fand er alles wahr:

Wann seiner zuht und ere
Und tugend ist vil mere,
Wan ich gesingen kan.

Der König empfieng ihn schön, nahm ihn bei der Hand und fragte ihn angelegentlich, wie es zu Franken stände und seinem Herrn gienge. Über die guten Nachrichten, die er erhielt, war er äußerst erfreut, erwies dem Fremdling alle Ehre und hatte ihn stets bei sich in seinem eigenen Schiffe. Nachdem Christiern hier Reich und Krone an sich genommen, fuhren sie mit allen Schiffen nach Bergen, dessen lebhafter Seehandel beschrieben wird. Als auch hier die Geschäfte beendigt waren, trat der König die Heimreise zu Land an, den Sänger aber, der damals nicht gut reiten konnte, ließ er zu Schiffe bringen. Mitten auf dem Meere werden sie wieder von einem furchtbaren Sturm überfallen:

[1] Gebröckel, vergl. Schmeller II, 612: Mur.
[2] [Wohl = Schretelinge, Schretel? P.]

Gros wind worn außer moß,
Uns under augen furn,
Die prahten einen ſturn
Von ſüden und von oſten,
Des ſtarken und des groſten,
Der nie kein menſch gedaht; u. ſ. w.

(Eine ähnliche Scene auf der Wallfahrt des Grafen von Montfort.) Sie waren vom Sturme ſo weit zurückgetrieben, daß ſie nicht mehr wuſten, wo ſie fuhren. Wie fern ſie vom Lande ſeien, erkannten ſie an einem Zeichen:

Pei den waltvogelein,
Die flugen uf dem waſſer
Und mohten nit furbaſſer,
Wann ſie ſo müde warn;
Wu ſie uns ſahen varn,
So vieln ſie zu den ſchiffen,
Daz wir ſie da begriffen
Und namen in die hant.

Drei Tage nach dem Sturme hatten ſie von einer „ſtillung," Windſtille, zu leiden; doch

Maria und ir kint
Peſcherten uns ein wint
Von norden unde weſten.

So kamen ſie ihrem Ziele näher:

Da wir ſo lang gefurn,
Daz wir dem land worn nahen
Und es fun verren ſahen,
Da worn wir alle fro.
Die gſellen ruften do:
„Nu ſtand uf, Michel Pehen!
Wir Tennemarken ſehen." u. ſ. w.

Als er hernach vernommen, daß ſein Herr, der Markgraf Albrecht und die Städte verrichtet ſeien, bat er den König Chriſtiern um die Erlaubnis, wieder heim zu kehren, und wurde mit königlicher Gabe begabt:

Daz ich ſein er fur baz
Wil ummer preiſen ſchon,
Weil ich daz leben hon,

Und ſeinn genoden danken.
Ich wider hein in Franken
Zu meinem herren zoch.

Eine wunderbare Geſchichte erzählt Beham von einem Grafen Eberhart von Wirtenberg. Dieſer war allein auf die Jagd geritten und hörte plötzlich durch den grünen Wald ein Sauſen und Brauſen, wie von einem Jagen. Er beſchwor die unheimliche Geſtalt des Jägers, die ſich ihm zeigte, ihm zu ſagen, ob ſie ihm ſchaden wolle. Der Jäger antwortete, er ſei einſt hier ein Herr geweſen und habe nie des Jagens ſatt werden können; zuletzt hab' er Gott gebeten, ihn bis zum jüngſten Tage jagen zu laſſen; deſſen ſei er gewährt worden und habe nun an einem Hirſche wohl fünfthalb hundert Jahre gejagt. Zum Beweiſe zeigt er dem Grafen ſein Angeſicht:

Er zeiget im ſein antlüt ploß,
Es was kum ainer fauſte groß
Und als ein rub verdorret
Und waz gerunzelt als ain ſwam;
In wundert, alz er da vernam,
Daz angeſiht verſmorret.
Er rait fur ſich und jaget
Seim hirſſen nach pis er verſwand:
Der graf rait wider haim zu land,
Alz uns diz abentür ſaget.

Wir haben unſern Sänger bisher vorzüglich von Seiten ſeines Wanderlebens und Herrendienſtes geſchildert; betrachten wir nun auch, ſoweit die vorliegenden Materialien reichen, ſeine Kunſt!

Eines ſeiner Lieder hat die Überſchrift: „Wie Michel Beham zuerſt ſein kunſt hat funden." Es iſt eine ſinnreiche Allegorie und lautet ſo:

Ich kam uf ein gevilde u. ſ. w. (Sammlung I, 45 ff.)

Die Silbergrube des Geſanges hat Beham, nach allen Anzeigen, zunächſt nicht in einer Singſchule gefunden. Er ſaß am Webſtuhl, auf einem Dorfe, als er hinter die Kunſt Gedichtes kam. Ein Herr von Weinsberg nahm ihn vom Handwerk und bracht' ihn auf. Schon Meiſter Kelin, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſagt uns, er habe zu Weinsberg (in Schwaben) ein Lied

geſungen.[1] Weinsberg war hiernach eine der Burgen, worauf von Alters her der Geſang gepflegt wurde. Man findet auch bei Beham Anklänge an den ältern Minneſang und ſein Herumziehen an den Höfen zeigt noch ganz die Sitte der Meiſter des 13ten Jahrhunderts. In den wenigen gedruckten Liedern iſt auch nirgends einer Singſchule erwähnt, dennoch findet ſich ſowohl in den Formen des Strophenbaus, dem Urſprung des Sängers aus dem Handwerksſtande, als in andern Hinweiſungen eine merkliche Annäherung an die Satzungen und Gebräuche der Schulen. So haben wir von ihm die poetiſchen Formulare zur Einleitung eines Wettkampfs zwiſchen zwei Singern:

1. Wie ein ſinger den andern fordert.
2. Dies iſt ein antwurt, ſo ein ſinger den andern mit ſingen fordert (Sammlung I, 39 ff.).

Schon den Meiſter Regenbogen hörten wir auf ſolche Weiſe die Sänger am Rheine herausfordern[2] und es kann mit Behams Ausforderung ein andrer wandernder Meiſter gemeint ſein, aber das Anſinnen, aus der Schrift und nichts von Geckerei (keine „torliche Lieder", wie der Freiburger Stiftungsbrief Artikel 15 ſagt) zu ſingen, Gott und ſeine Mutter zu loben, erinnert an das ſtrengere Gebot der meiſterſängeriſchen Hauptſingen.

Behams Lieder ſind auch, in ſeiner eigenen Handſchrift, durchaus mit den Namen ihrer Töne verſehen: „Zugweis, kurze Weis, verkerte Weis, Oſterweis, Trommetenweis, gecrönte Weis, flecht güldin Weis, Hofweis (worin das Lied von der Meerfahrt), Slegweis (Wilken 399 f.), Angſtweis" u. ſ. w. Von dieſer wird bei dem Gedichte, das darin verfaßt iſt, bemerkt:

und Michel Peham hot es gemacht und es haißet in ſeiner angſtweis, wann er vieng es an zu Wien in der purg, do er in großen angſten was u. ſ. w. (Wilken 460.)

Daß ſeine Töne wirklich auch in den Singſchulen gangbar waren, zeigt noch Puſchmanns Geſangbuch, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts,

[1] Müller II, hinter Fribergs Triſtan CVII: Wil ieman hin gegen Swaben u. ſ. w. ſit ſang ich ime [Volcmare von Kemenaten] in zwein landen driu lobeliet: zu Wensberk einez, diu zwei dort uf dem ſande. Vergl. F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 24 a und 69 a 3.

[2] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1147 f. 1178—1180.

worin zwei derſelben vorkommen (Sammlung I, 75). Eine der aufgezählten Weiſen heißt die gekrönte, und da ſie ſchon in dem von ſeiner eigenen Hand geſchriebenen Liederbuche ſo genannt iſt, ſo deutet dieß allerdings darauf, daß er ſelbſt in den Singſchulen auftrat; denn gekrönte Töne ſind ſonſt eine in dieſen herkömmliche Auszeichnung.

Auf die Strophenzahl der Meiſterlieder, deren es, wenigſtens aus der Zeit der noch vorhandenen Tabulaturen, nur gedritte, gefünfte und gefiebente gab, beſchränkt ſich Beham nicht; ſeine Erzählung von der Fahrt nach Norwegen hat 35 Geſätze (Sammlung I, 71).

Die künſtlichſte ſeiner Weiſen iſt wohl diejenige, die er prunkhaft genug „hohe güldin Weis“ nennt, zum Unterſchied von der ihr an Künſtlichkeit nahe kommenden, einfachen „gülden Weis“ (S. 50). In jener iſt ein Lied von den ſieben Gaben des heiligen Geiſtes gedichtet, welches ſo anhebt (S. 53):

Küng her der herſten merſten reiche u. ſ. w.

Man ſollte glauben, der Sänger ſpreche hier noch böhmiſch, wie ſeine Väter. Allein ſolche Reimſtrophen, in denen jedes Wort, jede Silbe ein Reim iſt, finden ſich ſchon bei den mittelhochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg (Maneſſe II, 203 a. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger II, S. 326. H.]):

Gar bar lit wit walt; kalt ſne we tuot u. ſ. w.

Bei Beham ſteht dieſe künſtliche Reimverbindung in völligem Contraſt mit der verwilderten Sprache; er ſtutzt nicht nur die Wörter gewaltthätig ab, um ſie in den Reim zu zwingen, ſondern er hat auch kein Ohr mehr für den reinen Laut der Vocale und Diphthonge, ſo daß all das mühſame Reimwerk doch nur einen unvollkommenen Anklang abgiebt.

Von Seiten des muſikaliſchen Verdienſtes iſt auch er noch nicht gewürdigt. Aber gerade als Sänger und Tondichter mag er vorzüglich an den Höfen der Fürſten beliebt geweſen ſein.

Er iſt das letzte bedeutende Beiſpiel eines eigens auf den Geſang wandernden Meiſters. Zwar ſehen wir noch ſpät im 17ten Jahrhundert einen Nürnbergiſchen Meiſterſänger gleichfalls nach Kopenhagen ziehen. Wagenſeil meldet hievon Folgendes (S. 492 f.):

„Es lebt zu Nürnberg ein Meiſter-Singer, Namens Chriſtoph Haſner, ſeines Handwerks ein Zeuch-Weber, welchen ein im Jahr 1666 daſelbſt durchreiſender königlicher Däniſcher Secretarius gegen eine zimliche Belohnung vermöget, einen Amſchelvogel, welchen er erkauft hatte und der 6 verſchiedene Melodien gar artig pfeifen konte, der damals lebenden königl. Majeſtät von Dennemark Friderici III nach Coppenhagen zu überbringen. Nachdem nun der Träger mit ſeiner Amſchel daſelbſten wol angelanget und der König ſchon vorhero durch des Secretarii Schreiben war benachrichtiget worden, daß der ungemein lieblich ſingende Vogel auch durch einen Meiſter-Singer geſchickt werde, haben ſeine Majeſtät, ſo bald dieſer ſich angemeldet, ihn vor ſich zu kommen befohlen und größere Begierde getragen, ſein, als des Vogels, Singen zu vernehmen, derowegen verlanget, daß er ſich alſobald ſolte hören laſſen, und ſind zu ſolcher Muſik die Königin, wie auch Prinzen und Prinzeſſinnen berufen worden. Der Meiſter-Singer, welcher für ſich eines gar luſtigen Humors, hat ſich auch nicht geſchenet, ſondern ſeine Meiſter-Lieder in ſo hoher und auch des ganzen Hofes Gegenwart zu ſingen angefangen. Über welchen dann der König ein ſo gnädiges Wolgefallen gewonnen, daß der Meiſter-Singer hernach die 13 Tage, welche er ſich zu Coppenhagen aufgehalten, allezeit dergleichen Lieder vor der Tafel ſingen müſſen; es hat auch höchſtgedachter König bei ihm anhalten laſſen, er möchte doch in Coppenhagen beſtändig verbleiben, und ſolle er auf das beſte und wie er es nur verlangen könte, gehalten werden. Nachdem er aber an dem geringen Leben, deſſen er gewohnet war, einen größern Gefallen, als an dem Pracht des Hofes getragen, auch lieber zu Nürnberg unter ſeines Gleichen, als unter großen Herren ſein wollen, hat er ſich mit ſeinem Weib und Kindern, die er zu Nürnberg hätte, entſchuldigt. Darauf der König, als er vorhero mit einem ſchönen neuen Kleid, einem anſehnlichen Stuck Gelds und gnädigſten Fürſchrift an einen hochedlen Rath der Stadt Nürnberg war verſehen worden, ihm in Gottes Namen zu ziehen befohlen. Es iſt aber dieſes Manns und ſeines Singens Andenken königlicher Majeſtät nie aus dem Sinn kommen, ſintemalen, ſo oft Sie in Erfahrung gebracht, daß ein Nürnberger in Coppenhagen angelanget, nachzufragen geboten, ob Chriſtoph Haſner, der Meiſter-Singer, noch in Leben ſei und ſein Singen fleißig fortſetze.“

Wagenſeils Verſicherung unerachtet, bleibt es jedoch zweifelhaft, ob die Amſel oder der Meiſterſänger die Hauptperſon geweſen. Das Verlangen, das Letzterer nach ſeinem häuslichen und bürgerlichen Leben zu Nürnberg empfunden, war ein ähnliches Gefühl, wie dasjenige, welches längſt den höfiſch wandernden Meiſtergeſang zu einem häuslich

und bürgerlich anſäßigen gemacht hatte, als deſſen Vertreter ſich uns nun, im 16ten Jahrhundert, der wackre Hans Sachs darſtellen wird.

Hans Sachs.

Wenn er uns gleich in dieſem Abſchnitte nur in der Eigenſchaft als Meiſterſänger in Betracht kommt und gerade ſeine Meiſterlieder am wenigſten bekannt gemacht ſind, ſo ſchicken wir doch hier bei ſeinem erſten bedeutendern Auftreten die allgemeinen Litterarnotizen über ihn voran.

Er ſelbſt veranſtaltete, nachdem viele ſeiner Gedichte einzeln, als fliegende Blätter mit Holzſchnitten, ausgegangen waren (vergl. Göz II, XI), eine Ausgabe derjenigen ſeiner Werke, die er für den Druck geeignet fand. Ein Band in Folio wurde zu Nürnberg 1558 gedruckt und dann, in einer neuen Ausgabe, die nun das erſte Buch hieß, mit dem zweiten und dritten, in 3 Foliobänden, Nürnberg 1560—1561.

Eine vermehrte Ausgabe, in 5 Folianten, erſchien zu Nürnberg 1570—79. Die dritte und letzte zu Kempten in 5 Quartbänden von 1612—16 und zwar darum in dieſer Form, weil Quartbände leichter als Folianten auf Spaziergängen und Reiſen zu gebrauchen ſeien. Man findet die 3 oder 5 Bände dieſer verſchiedenen Ausgaben ſelten vollſtändig beiſammen.

Von neuern Sammlungen, die eine Auswahl ſeiner Gedichte in unveränderter Sprache geben, führe ich an:

Hans Sachſens ſehr herrliche, ſchöne und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszuge aus dem erſten Buche, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Johann Heinrich Häßlein) Nürnberg 1781. 8.

R. Z. Becker ließ einzelne Gedichte, wie ſie urſprünglich als Flugblätter erſchienen, mit Holzſchnitten nach den Originalplatten von Sebald Behaim, Hans Schäufelein und andern Schülern Dürers, abdrucken:

Hans Sachs im Gewande ſeiner Zeit. Mit Abdrücken von den alten Original-Holztafeln. Gotha 1821. Groß Folio.

Vorzüglich brauchbar iſt die neueſte Sammlung:

Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländiſchen Dichtkunſt, von J. A. Göz. Nürnberg 1829—30. Vier Bändchen. Mit biographiſchen und litterariſchen Zugaben.

Eine ältere, fleißige Biographie iſt:

Hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens u. ſ. w. von M. S. Raniſch. Altenburg 1765.

Mehreres litterariſche Detail geben die angeführten Schriften und die bekannten litterarhiſtoriſchen Handbücher.[1]

Über ſein Leben und ſeine langjährige, fruchtbare Übung der Poeſie überhaupt, ſowie des Meiſtergeſangs insbeſondre, hören wir am beſten ihn ſelbſt ſprechen. Er thut dieſes umſtändlich in einem poetiſchen Lebenslaufe, unter der Überſchrift:

Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an, bis in 1567 jar,

in der Kemptener Ausg. B. V, Th. III, S. 154, und bei Göz I, 3 ff.

Als man zelt vierzenhundert jar u. ſ. w.

Nach dieſer Inventierung ſeiner Gedichte lebte Hans Sachs noch neun Jahre. Er ſtarb im Januar 1576, im 82ſten Jahre ſeines Alters (Raniſch 48. Göz II, XV. Neudörfer 63).

Was ſich uns nun aus ſeiner eigenen gereimten Lebensbeſchreibung, zuſammengenommen mit anderwärtigen Notizen, für ſein Verhältnis als Meiſterſänger ergiebt, iſt Folgendes:

Er wuchs auf in der Lehre des zu Nürnberg zuvor ſchon bürgerlich angeſiedelten Meiſtergeſangs. Von Leohard Nunnenbeck erlernte er den Anfang der Kunſt; er zählt auch in dem früher angeführten Meiſterliede zwölf ältere Meiſter auf, ſämmtlich Handwerker, die in der Singſchule zu Nürnberg auf dem Stuhle ſaßen, und der zwölfte darunter iſt

Ein leinweber, hieß Leonhard Nunnenbeck (Sammlung I, 214),

dem er durch dieſen Ehrenplatz ein Denkmal ſeines Dankes ſtiftet. Er ſelbſt war der Sohn eines Schneiders (Raniſch 14) und fieng im fünfzehnten Jahre das Schuhmacherhandwerk zu lernen an. In dieſe zweijährige Lehrzeit muß auch der Unterricht im Geſange durch Nunnenbeck gefallen ſein. Nach Beendigung derſelben wanderte er fünf ganzer Jahre, doch nicht, wie Michel Beham, eigens auf den Geſang und an den Höfen umher, ſondern auf ſein Handwerk und den Städten nach:

Als mein lehrzeit vollendet war,
Thet ich meinem handwerk nach wandern
Von einer ſtatte zu der andern.

[1] [Man vergl. namentlich Gödeke, Grundriß S. 337 ff. H.]

Wohl war er auf dieſer ganzen Wanderſchaft mit herzlicher Lieb' und Gunſt zu der löblichen Kunſt behaftet, deren Anfangsgründe er zu Nürnberg eingeſogen, und wo er im Lande Meiſtergeſang hörte, lernt' er eifrig die Bar und Töne. Aber auch als Wandergeſellen ſehen wir ihn an die geregelten Singſchulen ſich anſchließen. Zu München dichtete er 1514, im zwanzigſten Jahre, ſein „erſt Bar" im „langen Marner," einem der alten Meiſtertöne (Wagenſeil S. 539, 27 Reime. Muſeum II, 20 ff. Aretin, Beiträge IX, 1143), und half daſelbſt die Schule verwalten. Darnach hielt er auch ſelbſt Schule (ohne Zweifel als vorſitzender Merker) in den Städten, wohin er kam, und zwar die erſte zu Frankfurt. Außer den in jenem Gedichte genannten Orten erwähnt er noch gelegenheitlich ſeines Aufenthalts zu Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Erfurt, Wien u. ſ. w. (Raniſch 38). Zu Innsbruck war er des Kaiſers Maximilian Waidmann (Raniſch 31), vielleicht nur bei einem einzelnen Jagen; ſo nahe war er der Martinswand und dem Helden Teurdank, dem wir ihn zum Dichter gewünſcht haben. Aber nirgends erhellt, daß er dem Hofe des Kaiſers als Sänger bekannt geworden. (Was er von ſeinem Dienſt im kaiſerlichen Heer in Welſchland und von einer Wallfahrt nach Rom auf das Jubeljahr anführt, iſt noch zu prüfen, Raniſch 41.) Nach ſeiner Zurückkunft von der Wanderſchaft, im zweiundzwanzigſten Jahre, machte er zu Nürnberg ſein Meiſterſtück und verheirathete ſich dann im fünfundzwanzigſten, 1519, zum erſtenmal. Er führte fortan mit Weib und Kindern ein häusliches Leben, betrieb fleißig ſein Handwerk, wie er ſich denn öfters in ſeinen Gedichten unterſchreibt „Hans Sachs, Schuhmacher" (Raniſch 46 e), zugleich aber in den Feierſtunden den Meiſtergeſang und die Dichtkunſt überhaupt. So haftet ſein poetiſches Treiben überall an der Werkſtätte und wenn es darum weniger phantaſtiſch iſt, als das der wandernden Hofſänger, ſo iſt es um ſo ehrbarer und bürgerlich freier.

Er theilt bei der Inventierung ſeiner Werke die Bücher, worein er dieſelben geſchrieben hatte, in Geſang- und Sprüchbücher ab. Den Inhalt der erſtern machten die für den Geſang beſtimmten Meiſterlieder aus, den der letztern die übrigen ſprüchweiſe, in fortlaufenden Reimpaaren, verfaßten Gedichte verſchiedener Gattungen; jener waren ſechzehn, dieſer achtzehn Bände. In den ſechzehn Geſangbüchern ſtanden 4275 Bar oder Meiſtergeſänge, welche in 275 Meiſtertönen geſetzt waren,

worunter 13 von ſeiner eigenen Erfindung. In allen vierunddreißig Büchern zuſammen waren 6048 Stücke,[1] eh mehr, denn minder. Die 4275 Meiſtergeſänge, die er innerhalb 53 Jahre gedichtet, waren großentheils aus den Schriften alten und neuen Teſtaments genommen, enthielten aber auch weltliche Hiſtorien, Sprüche der Weiſen, poetiſche Fabeln, Alles zum Preiſe der Tugend und zur Schmach des Laſters, endlich noch mancherlei kurzweilige Schwänke, den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Unſitte. Dieſe ganze, große Zahl der Meiſterlieder hat er von der gedruckten Sammlung ſeiner Werke ausgeſchloſſen. In der Vorrede des dritten Bandes, deſſen Druck 1577, dem Jahr nach ſeinem Tode, beendigt wurde, erklärt er hierüber:

darzu ſind hie außgeſchloſſen die bar der teutſchen meiſtergeſang, der auch in der ſumm ſind 4270 bar, welche auch nit in truck zu geben ſind, ſondern die ſingſchul mit zu ziern und zu erhalten;

und von den geiſtlichen derſelben hörten wir ihn im obigen Gedichte verſichern:

Mit gottes hülf nun weit erkant
In teutſchem land, bei jung und alten,
Darmit vil ſingſchul werdn gehalten
Zu gottes lob, rhum, preis und glori.

Die kunſtmäßigen Meiſtergeſänge behielt er alſo den Singſchulen vor und glaubte doch auf dieſe Weiſe ihrer Verbreitung und Erhaltung gewiſs ſein zu dürfen. So iſt es denn auch gekommen, daß ſie beim Abſterben der Singſchulen in den handſchriftlichen Geſangbüchern begraben blieben (vgl. Raniſch 173 f. Bouterwek 390 f.). Einzelne wurden als fliegende Blätter gedruckt, die jetzt auch ſelten geworden; noch geringer iſt die Zahl der in ſpäterer Zeit bekannt gemachten. Einige, erzählenden Inhalts, ſtehen in der Auswahl von Göz I, 180. II, 104—8. III, 15 aus Handſchriften. Der Bar von den zwölf Nürnberger Meiſtern, als Pflanzern und Pflegern des edlen Sängergartens, iſt zuvor beſprochen worden. Sonſt bemerke ich noch folgende, weniger bekannte oder beachtete:

1. Fragment einer Erzählung in Form des Meiſterliedes, in einer kleinen handſchriftlichen Liederſammlung, welche Caſpar Schrepfer im

[1] Puſchmann zählt 6636. Raniſch 325.

Jahr 1592 ſeiner Geliebten, Ottilia Fenchlerin von Straßburg, zu Ehren geſchrieben hat (Nr. XII, Bl. 11 b ff.), im Beſitze des Freiherrn von Laßberg. Ein Fürſt zu Salerno läßt den Buhlen ſeiner Tochter ermorden und ſchickt ihr in einem goldenen Gefäße deſſen Herz; ſie aber vergiftet ſich vor Leid darüber und verlangt noch ſterbend, daß man ſie mit dem Jüngling in Ein Grab lege. Die Nutzanwendung iſt:

Gib deiner tochter einen man zu rechter zeit,
Eh daß ſie ſolche lieb anſihet!
Ain jungfrau iſt ein frucht, die nit lang leit.

Der Schluß lautet:

Zeit bringt roſen, ſpricht zu Nürnberg Hans Sachs.

Nach den frühern Erläuterungen möchte dieſes Gedicht in die Claſſe der Bremberger zu ſetzen ſein.

2. Das Kiſerbeskraut, in des Muſcatblut Hofton zu ſingen; nach einem Drucke von 1559 mitgetheilt von Docen, Miscellaneen zur Geſchichte der deutſchen Litteratur B. I. München 1807. S. 280 ff. „Die Kiſerbeß iſt die Erbſe, die, noch grün, in der Hülſe, Schote (alte Sprache cheva, ſchweizeriſch Keſen) feſtſitzt.“ [1] Das Wort wird hier doppelſinnig in Anſpielung auf Kif, Keif, Hader, Zank, beſonders das Keifen der Ehehälfte, gebraucht. Der Dichter liebt auch ſonſt dieſes Wortſpiel, z. B.:

Daß mancher paur liſerbes aß,
Wiewol es umb weihnachten was.

3. Zweifelhaft: Ein ſchönes Jungfraulob, in der Briefweis des Regenbogen, nach einem alten Drucke, Nürnberg bei Hans Kholer s. a., wieder abgedruckt im Anhang II zu Docens Kritiſcher Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur B. IX, S. 1186 f.

Die beiden letzten Stücke ſind ſcherzhafter Art und mochten für die Zeche der Sänger beſtimmt ſein. Damit wir mit den Meiſtergeſängen des Hans Sachs nicht allzu leer auslaufen, gebe ich das erſtere dieſer beiden ganz, das andere im Auszug und ſende ihnen die drei Schwänke voran (bei Göz II, 104 ff.). Dieſe gehören zwar dem Inhalte nach einem folgenden Abſchnitt an, aber ſie gebrauchen die Form des Meiſterliedes auf eine eigenthümliche und ſinnreiche Weiſe. In einem Liede

[1] Schmeller II, 285.

von drei Strophen, einem gedritten Bar, werden drei Schwänke von drei durſtigen Brüdern drei verſchiedener deutſcher Volksſtämme erzählt, ſo daß je auf ein Geſätz eine ſolche luſtige Geſchichte fällt:

Nun hört artlicher ſchwänke drei! u. ſ. w.

Das kiſerbeskraut.[1]

Kiſerbeskraut, wer hat dich baut?
Dein wurz und frucht die ſei verflucht!
Du thuſt mir viel zu leide u. ſ. w.

Das andre der beiden Lieder, „ein ſchönes jungfraulob," hebt ſo an:

Mit meim geſang wil ich loben den bulen mein,
Dann mein herz ſehnet ſich teglich bei ihr zu ſein,
Recht wie ein fauler hund zu ſchwimmen uber Rein,
Das ſchafft, daß ich erkennet hab ihr ſchöne uber maßen. u. ſ. w.

Ähnliche Parodieen des Minneſanges ſind ſchon dem 13ten Jahrhundert nicht fremd (z. B. Maneſſe II, 116 b, 5). Der beabſichtigte Scherz wurde vielleicht, wie Docen bemerkt, durch die Melodie „Regenbogens Briefweiſe" verſtärkt. Das Lied iſt mit einem andern Gedichte von Hans Sachs, „achzehen ſchönen einer jungfrauen", als parodiſches Seitenſtück zuſammengedruckt. Docen zweifelt nicht, daß es auch von Hans Sachs herrühre, doch iſt es nicht mit dem Namen am Schluſſe bezeichnet und der Scherz auch weit nicht ſo ungezwungen, wie im Kiſerbeskraut.

Dieſes iſt 1559 gedruckt, ein Jahr vor dem Tode der erſten Ehefrau des Meiſters. Daß ihm dieſe nicht wirklich ſo viel ſolchen Krautes zugerichtet hat, als das launige Lied ihr Schuld zu geben ſcheint, ergiebt ſich aus einem andern Gedichte, das er einige Monate nach ihrem Ableben verfaßt:

Der wunderliche traum von meiner abgeſchiednen lieben gemahel, Kunigund Sächſin.

Als man nach Chriſti geburt war u. ſ. w. (Göz II, 16 ff.)

[1] Vergl. Weckherlin, Beiträge S. 64. [Eine abweichende längere Faſſung dieſes Stückes ſteht in der Nürnberger Folioausgabe 5 B. 1579. Thl. 3, Bl. 377 rw. f. Man vergl. den hiernach veranſtalteten Abdruck in: K. Gödeke, Elf Bücher deutſcher Dichtung I. Leipzig 1849. 8. S. 94. 95. H.]

Seine liebe Hausfrau und ſein vorangegangener Lehrmeiſter im Geſange treten hier in Gemeinſchaft vor ſeine Seele, recht als Bilder des innigen Vereines ſeiner Kunſt mit dem häuslichen Sinne. Von dieſem zeugen auch noch ſo manche andre ſeiner ernſt- und ſcherzhaften Sprüche über den Eheſtand.

Wie er zur Kunſt berufen worden, erzählt er in einem eigenen Gedicht:

Ein geſprech, die neun gab Muſe oder kunſtgöttin betreffend (Göz II, 1 ff.).

Zuerſt legt ihm Klio zwei Finger auf das Haupt und weiht ihn mit ihrer Gabe; ſo nach einander ſämmtliche neun Muſen. Dieſe Gaben, nicht eben ſtreng geſondert und geordnet, ſind in der Hauptſache: Luſt und Liebe zur Kunſt, Eifer und beharrlicher Fleiß, ordnendes Nachdenken, Schärfe der Vernunft, klare Erkenntnis jedes Dinges, himmliſche Weisheit, das Gute vom Böſen zu ſcheiden, guter Stil und Vortrag.

Nach dem fieng Klio wieder an,
Sprach: „O jüngling, nun ſolt aufſtahn,
Nun haſt unſer neun eigenſchaft
Empfangen ein vorſchmack und ſaft
Und biſt zum diener aufgenommen.
Wo du dem treulich nach wirſt kommen,
Nemlich daß all deine geticht
Zu gottes ehr werden gericht,
Zu ſtraf der laſter, lob der tugend,
Zu lehre der blüenden jugend,
Zu ergetzung trauriger gmüt:
Jedes nach art durch unſer güt
Wöll wir dich endlichen belönen,
Mit untödlichen ehren krönen,
Als einem tichter thut gebüren.
Doch thu geloben und anrüren
Ein treuen dienſt, als dir gebürt!“

Zu der Zeit, in welche Hans Sachs dieſes allegoriſche Ereignis verlegt, im Jahr 1513, auf ſeiner Wanderſchaft zu Wels, muß wirklich ein poetiſcher Durchbruch bei ihm ſtattgefunden haben, denn im nächſtfolgenden Jahr, 1514, dichtete er zu München ſeinen erſten Bar.

Aber ſelbſt in dieſem Gedichte von ſeiner Weihe zur Kunſt, in welchem ein ſo ernſtes Anſtreben nach höhern Dingen ſich kund giebt,

wagt er doch dieſelbe kaum anders, als für eine ehrbare und nützliche Erholung von ſeinem Handwerksberufe anzuſehen. Die Frage, die er ſich geſtellt, war die:

Auf was kurzweil ich ſolt begeben
Forthin durchauß mein junges leben
Neben meiner handarbeit ſchwer,
Die doch nützlich und ehrlich wer.

In dieſer ehrlichen Kurzweile war Hans Sachs länger als ein halb Jahrhundert die Zierde der Nürnberger Singſchule. Sie hat in ihm neu aufgeblüht und hat auch nach ihm nichts Erhebliches mehr geleiſtet. Zu ſeiner Zeit, im Jahr 1558, waren in Nürnberg über 250 Meiſterſänger (Raniſch 255). Seine ſtets thätige Theilnahme an den Übungen der Sängergeſellſchaft iſt ſchon durch die große Anzahl ſeiner Meiſterlieder bewieſen. Auch ſonſt zeigt ſich dieſelbe in einzelnen kleinern Spuren; ſo war das Schulkleinod, der David genannt, ſeine Stiftung, vielleicht auch die Anſchlagtafel mit dem Gemälde vom Sängergarten, der den Gegenſtand ſeines Liedes ausmacht (Raniſch 259). Ihm iſt wohl auch vorzüglicher Antheil an den Satzungen der Nürnberger Schule und dem ſtreng proteſtantiſchen Geiſte derſelben zuzuſchreiben. (Vergl. Wagenſeil 541. Raniſch 265 f.)

Ein Zeitgenoſſe, Johann Neudörfer, ſagt in ſeinen Nachrichten von den Nürnbergiſchen Künſtlern und Werkleuten über Hans Sachs (S. 62 f.) Folgendes:

„Von Schuhmachen und Rinkenanſetzen will Apelles nicht daß ich davon urtheilen ſoll, ſondern in dem, das ich verſtehe, mag ich mein Gutdünken eröffnen, und wiewohl der Zeit Hans Folz, Barbierer, ſehr hoch in teutſchen Verſen und Faßnachtſpielen zu machen berühmt iſt geweſen, ſo iſt er doch gegen dieſen Sachſen, den ich billig einen teutſchen Poeten nenne, zu vergleichen ganz nichts; er iſt auch mit alldenſelben und allerlei Hiſtorien läufig, wie auch in heiliger göttlicher Schrift beleſen und geübt, wie dann ſeine Bücher und alles, das er nun viel Jahre hero im Truck hat laſſen ausgehen, den lautern Augenſchein geben. Dieſer Sachs hat die Singſchule und köſtliche Meiſter-Lieder wieder herfür gebracht und aufgerichtet."

Von mehrern Künſtlern ſeiner Zeit wurde das Bild des Meiſters aufgenommen und in Holzſchnitten verbreitet. Zuletzt von Andreas Herneiſen. Davon erzählt Hans Sachs ſelbſt in einem, kurz vor

ſeinem Ende verfaßten Gedichte: an dem Tage, da er den Spruch „mein Valete“ beſchloſſen (es muß dieß entweder ein andres Gedicht ſein als der uns bekannte poetiſche Lebenslauf, worin zwar auch geſagt iſt:

Daß der ſpruch von gedichten mein
Gar wol mag mein Valete ſein,

denn dieſes Valete hat er in ſeinem 72ſten Jahr, 1567, gedichtet, oder eine ſpätere Erweiterung desſelben bis gegen das Ende des Dichters, was in den Worten „als ich — mein Valete beſchluß“ angedeutet ſein mag), kam zu ihm der weitberühmte und kunſtreiche Nürnberger Maler Andreas Herneiſen und ſagte, wie er von dem gefürſteten Abte zu Allersbach[1] herkomme, dem er einen Chor zu malen hatte. Da hab' ihn der Abt gefragt,

Ob zu Nürnberg geſtorben wer
Hans Sachs, der dichter, wie dann er
Gehört het vor etlichen jarn,
Het doch gwiſen grund nie erfarn.
Drauf hat er ſeinr gnad antwort gebn,
Hans Sachs, der dichter, thet noch lebn,
Des wollt er ſeinr gnad zeugnis bringen
Seiner handſchrift, und zu den dingen
Bat der künſtler meinr zeugnis eben,
Daß ich noch wahrhaftig thet leben
Dem gfürſten abte, ſeiner gnaden,
Daß er ſeiner ſorg würd entladen.
Nun het ich gleich des tags vollent
Den ſpruch, mein Valete genent,
Der gfiel dem künſtler alſo wol,
Daß er, gleichſam der freuden voll,
Mich bat, im ſolchen ſpruch zu ſchenken.
Drob thet ich mich nit lang bedenken
Und mein Valete feuerneu
Aus gutwilliger lieb und treu
Ich dieſm Herneiſen dedicir,
Welchs er zu dank annahm von mir
Als mein allerleztes gedicht,
Im höchſten alter zugericht.

[1] Ciſterzienſerabtei in Niederbaiern.

Drum ſolt er mein arbeit und weſn
Vorgedachten abt laſſen leſn,
Dar wird mir, Hans Sachs, zeugnis gebn,
Daß ich noch bin gewis im lebn,
Als lang der ewig gott mich wil,
Der allein weiß mein endes zil,
Da er verwechſelt diß irdiſch
Leben und gibt uns ein himmliſch,
Da ewig freud uns blüh und wachs
Durch Jeſum Chriſtum, wünſcht Hans Sachs.

Daran ſchließt ſich eine Dankſagung des Malers für das Valete:

Und ich Endres Herneiſen hab
Mit dankbarn gmüt für ſolche gab
Obgmelten herrn Hans Sachſen alt,
So viel mir müglich, ſein geſtalt
Abconterfeit, da er alt war
Zwei monat, 81 jar,
Bracht ims zum neun jar zum geſchenk.
Weil ich aber war ingedenk,
Daß viel leut auch, in nah und fern,
Verlangt zu ſehen dieſen herrn
Und ſie nit zu im können kommen,
Hab ich zu ehren dieſem frommen
Mein willig dienſt auch darzu than
Und in im truck laſſen ausgan;
Weil er ſelbſt ſagt an ſeim ſiechbett,
Daß ihm das bild gleich ſehen thet. u. ſ. w.
Wer aber wolt ſein gmüt und herz
Abgemalt ſchaun, der ſech an ſchmerz
In mit fleiß in ſein büchern an!
Da wird er recht contrefet han. u. ſ. w.

Hierauf folgt noch, daß das Bild 1576, am neuen Jahrsabend, vollendet wurde. Am 19 oder 20 Januar ſtarb dann Hans Sachs.

Das Dedicationsgedicht mit der Dankſagung des Malers ſteht nach einem einzelnen, zu Nürnberg in demſelben Jahre 1576 erſchienenen Foliobogen abgedruckt bei Raniſch im ſechſten Hauptſtück: von Hans Sachſens Abbildungen u. ſ. w. S. 272 f.

Aus dieſem letzten Gedichte des greiſen Meiſters, von welchem die Dankſagung dem natürlichen Zuſammenhange nach nicht längere Zeit abſteht, als die der Maler brauchte, um das Bild auszuführen, erhellt zugleich, daß Hans Sachs bis an ſein Ende bei guten Sinnen war, und es iſt damit unverträglich, wenn ſeine Biographen (Raniſch 47 f. Göz II, XIII) angeben, er habe in den letzten Jahren an Verſtand und Gehör völlig abgenommen und ſei endlich ganz kindiſch geworden.

Dieſe Angaben beruhen auf folgenden zwei Belegen.

Unter Herneiſens Holzſchnitte ſtehen noch die Reime:

Zwei monat, ein und achtzig jar alt
War ich Hans Sachs in der geſtalt
Von Andreas Herneiſen gmalt.
Ein kind war ich auf d welt geborn,
Zum kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein kräft hab ich verlorn.
Gott beſcher mir ein ſeeligs end
Und nehm mein ſeel in ſeine händ,
Geb mir auch ein frölich urſtend!

Es iſt hier wohl geſagt, daß der 81jährige Greis kraftlos, wie ein Kind, geworden ſei, aber nicht, was man einen kindiſchen Alten nennt; dieſes würde der eigenen, ausführlichern Erzählung Herneiſens widerſtreiten, und ſonderbarer Weiſe vermuthet Raniſch, daß die Verſe unter dem Bilde von Hans Sachs ſelbſt herrühren dürften (S. 276), den er früher für kindiſch erklärt hat.

Der andre Beleg iſt dieſer: Adam Puſchmann von Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, derſelbe, deſſen „Gründlicher Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs“ früher erwähnt worden, hat noch im Todesjahre ſeines Lehrers ein Ehrengedicht auf dieſen in drei Liedern verſchiedener Töne, einen ſogenannten meiſterlichen Hort, verfaßt (abgedruckt als Anhang zu Raniſch, Lebensbeſchreibung S. 317 ff.), wovon die beiden erſtern das Leben des Meiſters und die Zahl ſeiner Gedichte, meiſt nach ſeiner eigenen Beſchreibung, enthalten. Am Schluſſe des zweiten Liedes (S. 325 f. Str. 5) heißt es:

Zulezt bei im abnamen
Kraft, ghör und ſinnreich gmüt,
Und wenn leut zu ihm kamen,
Saß er am tiſch in güt

Sam kindiſch, tett ſtillſchweigen,
Wen man ihn fragen war,
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, ſonderlich die
Bibel anſehen tette,
Auch wer vor ihm ſtunt hie u. ſ. w.

(Irrig wird hierauf das Todesjahr 1566 angegeben.)

Allein was Herneiſen als Augenzeuge meldet und wovon das letzte Gedicht des Meiſters ſelbſt innerliches Zeugnis ablegt, haben wir doch für zuverläſſiger anzunehmen, als die Ausſage des weit entfernten Schülers zu Görlitz.

Das dritte Lied Puſchmanns erzählt einen Traum, den er angeblich um dieſelbe Zeit gehabt, zu welcher Hans Sachs in Nürnberg geſtorben. Die Nachtraben haben ihn aus dem Schlaf geſtört und er denkt nun an ſein vormaliges Wandern und an den gedichtereichen Hans Sachs. Darüber entſchläft er wieder und hat gegen Morgen einen Traum, der ſchöner iſt, als die Reime, worin er erzählt wird.

Wir ſehen in dieſer Traumerſcheinung den greiſen Meiſter mitten im Garten ſeiner Poeſie, die zu allen Fenſtern hereinblickt, allmählich hinſchlummern; ein Bild des mit ihm einſchlummernden Meiſtergeſangs.

So viel hier von Hans Sachs. Er wird uns in den meiſten folgenden Abſchnitten wiederkehren; aber das häuslich bürgerliche Leben, in dem wir ihn hier als Handwerker und Meiſterſänger beobachtet haben, bildet die Grundlage aller ſeiner poetiſchen Beſtrebungen.

4. Poeſie der Handwerke.[1]

Mit dem Meiſtergeſang, den wir bisher abgehandelt, war die Poeſie des Handwerkſtandes nicht erſchöpft. Was die handwerkenden Meiſterſänger außerhalb der Singſchule in der Dichtkunſt geleiſtet, wird uns in andern Abſchnitten beſchäftigen. Die Lieder, welche zum Preiſe

1 [Man vergl. O. Schade, Vom deutſchen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, in: Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Litteratur und Kunſt IV. Hannover 1856. O. Schade, Handwerkslieder. Leipzig 1865. H.]

der einzelnen Handwerke oder zur Verſpottung einiger, der Schneider, Müller, geſungen wurden, werden wir beim Volksliede berühren. Hier ſprechen wir noch von der Poeſie, welche die Handwerke in ihre Zunftgebräuche und in ihre Arbeiten ſelbſt gelegt haben und aus der uns auch für den Meiſtergeſang weitere Erläuterung hervorgehen wird.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ der Conrector Friſius zu Altenburg durch ſeine Schüler in ihren Feierſtunden die Ceremonien der Handwerker erkunden und ſammeln. Das Buch, welches er darüber herausgegeben,[1] iſt ſehr ſelten geworden und ich kann dasſelbe nur nach den Auszügen benützen, welche daraus von Jacob Grimm unter dem Titel „Geſellenleben“ in den Altdeutſchen Wäldern Bd. I. Caſſel 1813. S. 83 ff. gegeben ſind.[2] Sie betreffen die Gebräuche, mit welchen in den Zünften der Schmiede und der Böttiger der Lehrjunge zum Geſellen gemacht wird. Daß dieſe Gebräuche nicht bloß in unſern Zeitraum hinaufreichen, ſondern ihr Urſprung noch viel ferner zu ſuchen ſei, darüber läßt das alterthümlich-mährchenhafte Weſen derſelben keinen Zweifel. Um davon einen Begriff zu geben, iſt es nöthig, Einiges ganz in ſeiner ſonderbaren Weiſe mitzutheilen.

Wenn bei den Schmieden ein Lehrjung zum Geſellen werden ſoll, ſo muß er an dem Tage, da die Geſellen in der Herberge bei ihrer Lade, die ſie vor ſich aufliegen haben, verſammelt ſind, erſcheinen. Alsdann werden gewiſſe Reden und Handlungen vorgenommen. Solche nennen ſie: 1. das Feuer aufblaſen, 2. das Feuer auskühlen, 3. die Vorſage (Altdeutſche Wälder I, S. 88—95).

Die weitern Anweiſungen betreffen das Benehmen des künftigen Geſellen im Hauſe des Herbergvaters, beim Beſuche der Werkſtätten und bei der Weiterreiſe.

Hieher gehört nun auch ein Geſprächslied, „Der Schmiedegeſellen Gruß“, nach einem fliegenden Blatte abgedruckt im Wunderhorn II, 70 ff. Darin begrüßt ein wandernder Geſelle den Handwerksgenoſſen in der Werkſtätte:

Grüß dich Gott, mein Schmidt! u. ſ. w.

[1] F. Friſius, Der vornehmſten Künſtler und Handwerker Ceremonial-Politica m. 1 K. Leipzig 1705. 8. Vergl. auch: Wachler, Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur I. 2 Auflage. Frankfurt 1834. S. 137.

[2] Vergl. Bragur III, 215—225.

(Das nachfolgende Lied S. 74 ff. iſt von gelehrter Hand.)

Vollſtändiger, als die Ceremonie der Schmiede, erſcheint das Geſellenſchleifen bei den Böttigern (Altdeutſche Wälder I, S. 100—112. 120. 121).

Das nun Folgende handelt wieder vom Eintritt in die Stadt, von der Herberge, vom Arbeitſuchen, Einlegen in die Geſellenlade u. ſ. w.

In dieſen Agenden der Zünfte äußert ſich ein innerer Drang, das Leben des Handwerkers in ſeinen poetiſchen Momenten aufzufaſſen. Die Vorſage des Pathen oder Schleifpfaffen enthält die ganze Poeſie des Wanderns, der reiſende Geſelle wird zum Helden eines Mährchens, dieſes Mährchenhafte hat aber volle Wahrheit, weil in ihm eben die in der Wirklichkeit ſelbſt wunderbar anregenden Zuſtände und Erſcheinungen des Wanderlebens ergriffen ſind: das Offenſtehen der ganzen Welt und die Unſchlüſſigkeit, welche daraus entſteht und durch das Zeichen der aufgeblaſenen Federn[1] gehoben werden ſoll; die mancherlei Stimmen, die das Ohr des einſamen Wanderers treffen, als ob ſie ihm ſpottend oder mahnend zuriefen,[2] das Krächzen der Raben, das Quacken der Fröſche, das Geklapper der Mühle; der grauenhafte Eintritt in den großen finſtern Wald, wo die Vögel ſingen und die Bäume im Windeswehen die Winke die Wanke gehen, dann das Hinaustreten aus dem unheimlichen Wald auf die grüne Wieſe mit dem vollen Birnbaum u. ſ. w. Die Lehre verliert in der anſchaulichen und halb ſpöttiſchen Darſtellung alle Trockenheit, und die Wendung, daß dem Lehrling immer zuerſt das Scheinbare und gerade, wenn er darnach greifen will, das Wahre geboten wird, iſt überaus eindringlich. Ich ſetze hiebei allerdings voraus, daß dieſe ſpät erſt aufgezeichnete Überlieferungen früherhin noch gleichmäßiger von dem lebendigen Hauche durchdrungen geweſen ſeien, der jetzt nur noch in den einzelnen Partieen ſich regt, wie denn auch in der Sprache die zerſtreuten Reime und

[1] Grimm, Hausmährchen I, 347. III, 116. Aventin, Bairiſche Chronik 986: „Es iſt auch ſonſt ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, ſo frembde Land bauwen wöllen oder ſöllen, die ſprechen gern: Ich wil ein Feder aufblaſen, wo dieſelbig hinauß fleucht, wil ich nachfahren.“

[2] Vergl. Evans, Old ballads I, 295: Glockenruf. Rigsmal 44 f. (Sämundiniſche Edda 106) Krähenmahnung, zu vergleichen mit dem Rufe der Raben, Altdeutſche Wälder I, 107.

Stabreime ſich als Überbleibſel eines gehaltenern poetiſchen Ausdrucks durchhören laſſen.

Die Gebräuche ſelbſt hatten auch in älterer Zeit ohne Zweifel ihre ernſtere und erkanntere Bedeutung; ſo namentlich die Geſellentaufe, welche jetzt durch das Beſchütten des Täuflings mit Bier oder das Löſchen des Feuerſchreienden mit kaltem Waſſer zu einer Poſſe geworden iſt. Man ſcheute ſich, die religiöſe Ceremonie im Ernſte fortzuführen, und verwandelte ſie in einen Scherz, in dem ihre Bedeutung untergieng.

Für den Meiſtergeſang kommen uns nun von den dargelegten Zunftgebräuchen hauptſächlich zwei in Betracht: eben die Taufe und der Handwerksgruß.

Eine Taufe fand, wie wir geſehen, auch bei den Meiſterſängern ſtatt, und zwar gleichfalls nach beendigter Lehrzeit, wenn der Lehrling Geſelle wird; die Freiburgiſche Einladung zum Meiſterſingen, von 1630, nennt ausdrücklich Meiſter und Geſellen (S. 206). Wagenſeil bemerkt (S. 547):

„Man hat ehemals im Brauch gehabt einen ſolchen Novitium mit Waſſer zu begießen u. ſ. w. Nachdem aber dieſe Ceremonie die Form einer Tauf gehabt, deren Namen ſie auch geführet, alſo wird an den mehrern Orten ſolche jetzo billich unterlaſſen.“

Was ſo bei den ernſthaften Singſchulen ſpäterhin ganz unterblieb, wurde von den Handwerkszünften zu einem Scherze verkehrt. Bei beiden geſchah die Taufe auf der Zeche[1] und war meiſt mit einer Umfrage über die Tauglichkeit des Aufzunehmenden verbunden (Wagenſeil 547. Vgl. Wunderhorn II, 71).

Bei beiden traten Pathen hinzu (Bragur III, 94), der Taufende aber heißt im Formular der Böttiger richtig „der Pfaffe.“ Bei dieſer Übereinſtimmung im Ganzen erklärt ſich uns nun auch ein beſondrer Umſtand.

Die Namen der Sänger geben ſich von den ältern Meiſtern an zum Theil als erſonnene kund, bald als poetiſch-bildliche oder ſonſt bedeutſame, bald auch als ſpöttiſche, z. B. Regenbogen, Muſcatblut,

[1] Auch dem Böttigergeſellen wird am Ende ein Kranz aufgeſetzt (Altdeutſche Wälder I, 122).

Frauenlob, Suchenſin[1] u. ſ. w. Bei den Böttigern nun ſagt der Geſellenpfaffe zum Ziegenſchurz:

„So iſt hier und anderswo mehr Handwerksgebrauch, daß du muſt einen andern Namen haben; ſo will ich dich gefraget haben: Wie wilſtu mit deinem Schleifnamen heißen? Erwehle dir einen feinen, der kurzweilig iſt und der den Jungfrauen wohl gefällt! u. ſ. w. Sage mirs nun! wie wilſtu mit deinem Schleifnamen heißen, 1. Hans Springinsfeld, oder 2. Hans Saufaus, oder 3. Hans Frißumſonſt, oder 4. Hans Seltenfrölich, oder 5. Urban Macheleimwarm, oder 6. Veltin Stemshorn, oder was ſonſt der Namen mehr ſein?“

Ein ſolcher Name iſt auch im Schmiedgeſellengruß (Wunderhorn II, 70 ff.) Ferdinand Silbernagel, wie der Wandergeſelle ſich nennt. Der Andre erwidert:

Ferdinand Silbernagel iſt wohl ein feiner Name u. ſ. w.
Haſt du ihn erſungen, oder haſt du ihn erſprungen,
Oder haſt du ihn bei ſchönen Jungfern bekommen?

Der Geſell antwortet, er habe dieſen ehrlichen Namen um Wochenlohn und Mutterpfenninge erkaufen müſſen, d. h. um das Namengeld, das bei der Geſellentaufe erlegt werden muß (Altdeutſche Wälder I, 105). Aufgefordert, zwei oder drei Zeugen zu benennen, antwortet er: „Es iſt dabei geweſen Gotthelf Springinsfeld (derſelbe Name kommt bei der Böttigertaufe vor), Andreas Silbernagel, Gottlob Triffeiſen. Mit dieſen dreien kann ichs bezeugen und beweiſen;“ d. h. dieſe waren Täufer und Pathen. Auf gleiche Weiſe haben nun, wie ich glaube, auch die Geſellen der Singſchule bei ihrer Geſellentaufe ſonderbare Namen empfangen. Sie haben ſich ſolche, wie es in jenem Liede hieß, recht eigentlich erſungen. Wenn aber andre Meiſterſänger ihre rechten Namen beibehielten, ſo ſcheint dieß Sache ihrer Wahl geweſen zu ſein; denn auch im obigen Formular der Böttiger ſagt am Ende der Schleifpfaffe: „Nun du ſolt bei deinem Taufnamen bleiben.“ Selbſt auf die Töne dehnten die Meiſterſänger dieſes Taufweſen aus, auch ihnen wurde vom Dichter mit Beiziehung von zwei Gevattern ein ehrlicher Name gegeben (Wagenſeil 533). Man taufte die Geſangesweiſen, wie man auch die Glocken taufte.

[1] Gilgenſchein, Frankfurtiſches Archiv II, 65. 69, im Jahr 1462. F. H. v. d. Hagen, Minneſinger IV, 892 b ob. der Lilgenſein, der Meienſchein.

Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die den Singſchulen mit den Handwerkszünften gemeinſame Taufe, mittelſt der geiſtlichen Brüderſchaften, deren Beziehung zu den Singſchulen früher beſprochen worden, von den Gebräuchen der Mönchsorden abgeleitet werden könne. Der Eintritt in dieſe, die Übernahme des Ordensgelübdes galt für eine zu völliger Wiedergeburt verpflichtende zweite Taufe (Raumer, Hohenſtaufen VI, 347 nach Neander, Bernhard von Clairvaux 42) und der neue Bruder erhielt einen beſondern Kloſternamen.

Den Handwerksgruß haben wir bei den Schmieden aus dem mehrangeführten Liede kennen gelernt. Der wandernde Geſelle und der Altgeſell in der Herberge (Wunderhorn II, 71) begrüßen ſich. Dieſer fragt Jenen, wo er herkomme, wie er ſich auf der Herberge nenne, wo die Lade offen ſtehe und Meiſter und Geſellen, Umfrage haltend, um den Tiſch ſitzen, wie und wo er ſeinen ehrlichen Zunftnamen erlangt habe und welche Zeugen er benennen könne. Dieſe Fragen und die Antworten darauf ſind aber durchaus in einem ſcherzhaft neckiſchen Tone gehalten. Ein etwas ernſthafteres Seitenſtück dazu giebt eine noch nicht ausgehobene Stelle im Geſellenſchleifen der Böttiger. Hier wird der Schleifgeſelle über das Einlegen in die Geſellenlade, wenn er in einem Orte neu angekommen, unter Anderm ſo belehrt (S. 118):

„Wenn nun alle Geſellen auf die Herberge gehen, ſo gehe auch mit! u. ſ. w. Denn wird ſich der Altgeſelle hinter den Tiſch ſetzen, dann u. ſ. w. nimm das Geld in deine rechte Hand, leg es fein ehrbar vor den Altgeſellen und ſprich: So mit Gunſt, da liegt für mich u. ſ. w. und bleibe vor dem Tiſche ſtehen! Denn wird der Altgeſelle ſagen: So mit Gunſt, Geſellſchaft! es iſt allhier und anderswo Handwerksgebrauch, wenn einer zum erſtenmal auflegt, daß man ihn fragt, wo er ſein Handwerk gelernt. Ich bin auch gefragt worden um das meine, derowegen frage ich dich um das deine; wo haſt du nun das deine gelernet? ſo ſprich: Zu N. N. Haſtu auch einen ehrlichen Lehrmeiſter gehabt? ſo ſprich: Ja, ich weiß nicht anders. Haſtu deine Jahre ausgeſtanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zuſtehet? ſo ſprich: Ja, ich weiß nicht anders. Wenn er ſpricht: Wer iſt dein Schleifpfaffe geweſen? ſo nenne ihn mit Namen und ſprich: N. N., ein ehrlicher Geſelle von N. N. Was ſind vor Meiſter und Geſellen darbei geweſen? ſo erzehle ſie alle fein ordentlich mit Namen und zwar erſtlich derer Meiſter Namen, hernach der Geſellen! Wenn er fragt: Was ließ dir dein Schleifpfaffe zu guter letzt? ſo ſprich: Seinen und

meinen ehrlichen Namen, ein friſches Glas Bier und eine gute Haarhuſche. Alsdenn wird er ſagen: Geſellſchaft, wenn es dem ſo iſt, ſo werden die Meiſter und Geſellen Glauben geben u. ſ. w."

Dieſe Formel ſollte wohl auch in der Anwendung mit ähnlichen Witzen und Scherzen ausgeſtattet werden, wie die im Schmiedegruß. Der erſte und immer wiederkehrende Gruß: „Gott ehre das Handwerk, Meiſter und Geſellen!" iſt auch hier vorauszuſetzen.

In Zeiten, da es noch keine Päſſe und Wanderbücher gab, muſte der Fremdling ſich durch ſeine Perſönlichkeit ausweiſen. Äußerlich bezeichnete ihn die Tracht, die für jeden Stand und für jede Abſtufung desſelben eine beſtimmte war. Dann gab es aber auch ſchon für die erſte Begrüßung gewiſſe Formeln von Frage und Antwort, an denen ſich die Genoſſen desſelben Standes und Berufes prüften und erkannten. Dieſe Prüfung belebte und erweiterte ſich zu mancherlei Witzſpielen, Räthſelaufgaben, Wettſtreiten. Von der nordiſchen Götterwelt herab hat man eine Menge ſolcher Räthſellieder. Eines, in der Sprache des 13ten Jahrhunderts, iſt das Trougemundslied[1] im dritten Band der Müllerſchen Sammlung und in den Altdeutſchen Wäldern II, 8 ff. mit belehrenden Erläuterungen über dieſen Gegenſtand. Die Wettſtreite der Schmiede erſcheinen gleichfalls in Mythus und Heldenſage. Die Jäger hatten ihre Waidſprüche, wovon wieder Jacob Grimm aus einer Handſchrift von 1589 und aus gedruckten Jagdbüchern eine anſehnliche Reihe geſammelt hat (Waidſprüche und Jägerſchreie, Altdeutſche Wälder III, 97 ff.).[2] Hier ein Beiſpiel (S. 137 f.):

Frage 162: Weidemann, lieber weidemann hübſch und fein,
Was gehet hochwacht (hochaufrecht?) vor dem edlen hirſch
Von den feldern gen holze ein?

Antwort: Das kann ich dir wohl ſagen:
Der helle morgenſtern, der ſchatten und der athem ſein
Gehet vor dem edlen hirſch von feldern gen holze ein.

Viele dieſer Fragen und Antworten betreffen die genaue Bezeichnung der Fährten des Wildes, des Hirſchs, Schweins, Wolfs. Sonderbar iſt, daß die Jäger, gleich den Meiſterſängern, auf die ſieben freien Künſte Anſpruch machen (S. 112):

[1] [Auch in Uhlands Volksliedern I, S. 3—6. H.]

[2] [Vergl. auch die Sammlung von R. Köhler im Weimariſchen Jahrbuch III. Hannover 1855. S. 329—358. H.]

Frage 12: Sag mir an, mein lieber weidmann!
Warum wird ein jäger ein meiſterjäger genannt?
Antwort: Ein gerechter und ein gewiſſer jäger hat von fürſten und herrn die vergunſt,
Er ſolle genennt werden ein meiſter der ſieben freien kunſt.
(Vergl. S. 122.)

Solche Grüße, Frag- und Räthſellieder hat denn auch der Meiſtergeſang aufzuweiſen. Nur werden ſie in ihm, ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, zu kunſtgemäßen Wettſtreiten. Der Freiburger Stiftungsbrief von 1513 ſagt Artikel 16:

„Item die fremden Singer, ſo zu Ziten zu dieſen Hauptſingen harkämen, ſollend von dieſer Bruderſchaft erlich empfangen und gehalten werden, damit ſie ſollichs rümen und loben mögen.“ (Vergl. Art. 5.)

Wie Hans Sachs auf ſeiner Wanderſchaft die Singſchulen beſucht, hörten wir ihn ſelbſt erzählen. Bei Michel Beham fanden wir Formulare, wie ein Sänger den andern fordert und dieſer darauf antwortet. Regenbogen fordert die Sänger am Rheine zum Wettkampf auf. Ein ähnliches Lied mit der Überſchrift „ein Empfahung“ fängt ganz nach Art des Handwerksgrußes ſo an (Aretin, Beiträge IX, 1179):

Seit mir got gewilikumen,
Ir maiſterſinger, auf dieſer fart!
Ich habe gar wol vernumen,
Ir ſingt aus rechter kunſt ein kron u. ſ. w.

Andre ſolcher Anrufe ſind ſehr derb und höhniſch (Ebend. 1147 f. 1178 f.). Ein großer Theil der Wettgeſänge aber, wie namentlich auch der unter dem Namen des Sängerkriegs auf Wartburg bekannten, beſtand in der Aufgabe und Löſung bilderreicher Räthſel (Ebend. 1145, 30. 1164 f.). In dem eben erwähnten Grußliede Regenbogens zeigt ſich beſonders noch eine Beziehung auf die Form der Handwerksgrüße. Es heißt darin (Muſeum II, 186, 3):

Kent ir mich gern? Ich bins, geheißen Regenbogen,
Der ie geſangs ein meiſter was, nach dem tun ich mich nennen.

Ebenſo muß im Schmiedgeſellengruße der Ankömmling ſeinen Zunftnamen angeben, auch wie er ihn bekommen. Er nennt ſich Ferdinand Silbernagel und unter den drei Zeugen, die er aufzählt, offenbar den Pathen, iſt ein Andreas Silbernagel. Es ſcheint alſo, daß

man gerne den Zunftnamen eines Pathen annahm, wie bei der wirklichen Taufe; und ſo erklärt auch Regenbogen, daß er ſich nach einem ältern Meiſter des Geſanges nenne.

Wäre mir das Buch von Friſius vollſtändig zugänglich, ſo möchte ſich die Verwandtſchaft zwiſchen den Gebräuchen der Handwerke und denen des Meiſtergeſangs wohl noch weiter verfolgen laſſen.

Wenn man erwägt, daß die Gewerke nicht nur ihre Zunfteinrichtungen poetiſch zu beleben und auszuſchmücken ſuchten, ſondern auch in ihrer Mitte eine eigene Zunft des Geſanges ſtifteten, wie eine Kirche unter den Gebäuden, in welchen gearbeitet und Hausandacht gepflogen wird, ſo möchte dieſes zuſammen eine höchſt gedeihliche Pflege der Poeſie im Handwerkſtande erwarten laſſen. Allein die nähere Einſicht hat uns gezeigt, daß in den Zünften ſelbſt das Phantaſtiſche der Einrichtungen und Gebräuche doch großentheils nur Formel war und daß in der Singſchule eben das Zunftmäßige auf die freiere Bewegung der Poeſie hemmend einwirkte. Die eigentliche und kräftigſte Poeſie der Gewerke liegt vielmehr in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem dieſe betrieben wurden; ich meine den Kunſtſinn, der auf dem Boden des ſchlichten Handwerks die ſtaunenswertheſten Bildwerke aufſtellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rothſchmied zum Meiſter kunſtreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderiſch bildete und ſchmückte.

Nürnberg ſteht auch hierin unter den deutſchen Städten obenan. Johann Neudörfer, Rechenmeiſter daſelbſt, verfaßte 1547 ein mit vielen lehrreichen und charakteriſtiſchen Nachrichten ausgeſtattetes Verzeichnis der in mancherlei Künſten und Geſchicklichkeiten ausgezeichneten Bürger, die zu ſeinen Zeiten, ſeit 50 Jahren her, in dieſer Stadt gewohnt hatten und noch wohnten:

Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmſten Künſtlern und Werkleuten, ſo innerhalb 100 Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1547, nebſt der Fortſetzung von Andreas Gulden, 1660. Abgedruckt nach einer alten Handſchrift in der Campeſchen Sammlung. Nürnberg 1828. kl. 12.

Man erſtaunt über dieſe Reihe kunſtreicher Männer, die innerhalb derſelben Mauern und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume mit und nach einander in ſchlichtem, bürgerlichzünftigem Weſen ſo Treffliches leiſteten und mit deren Werken dieſe alterthümliche Stadt noch

jetzt geziert ist; unter ihnen der Maler Albrecht Dürer; der Steinmetz Adam Kraft, unter dessen gewaltigem Meißel eine Kunst fruchtbar und lebendig wurde, die man oft als eine ausgestorbene betrachtet; der Rothschmied Peter Vischer, der mit fünf Söhnen das wunderbare Gußwerk, S. Sebalds Grab, in der Sebalduskirche, verfertigt hat, darunter er selbst, mit der Werkschürze, dargestellt ist; dann eine lange Folge kunstsinniger Goldschmiede, Glasmaler, Steinschneider, Schlosser, Plattner (Harnischmacher), Zimmerleute u. s. w. Der Schreiber des Büchleins selbst, Johann Neudörfer, ist ein berühmter Schreibkünstler, dem man die Formen der jetzigen deutschen Bücherschrift verdankt. Auch der Meistersänger Hans Sachs wird, wie schon erwähnt worden, in diesem Verzeichnis aufgeführt.

Dasselbe erzählt, unter Sebastian Lindenast, S. 12 f., Folgendes:

„Dieser Lindenast hat nichts anderst dann von geschlagenen und getriebenen Kupfer gearbeitet, daraus machte er Gefäß allerlei Manier, als wäre es von Gold oder Silber getrieben u. s. w. Anno 1462 hat er an der Capelle am Markt, oben an der Uhr, dem Kaiser Karl IV die sieben umgehenden Churfürsten, den Ehrenhold, die vier Posaunen, die zwei Männlein, da das eine läutet und das andere die Uhr umwendet, von Kupfer gemacht und getrieben, und hab ich ihn desto lieber zu diesen Künstlern gesetzt, daß er und Vischer der ältere, Rothschmied, auch der vorgemeldte Adam Kraft, Steinmetz, gleich mit einander aufgewachsen und wie Brüder gewesen sein, sind auch alle Feiertag in ihrem Alter zusammen gegangen, sich nicht anderst, als wären sie Lehrjungen, mit einander geübet, welche Übung und Aufreißung noch zu weisen ist, sind auch allemal ohn einiges Essen und Trinken freundlich und brüderlich von einander abgeschieden."

Es ist kein Zweifel, daß solche Sonntagsschulen der genannten Meister poetischer waren, als die Singschulen in der Katharinenkirche. Diese Handwerker schufen ihre lebendigste Poesie auch wirklich mit ihren kräftigen und fertigen Händen.

Dritter Abſchnitt.

Die hiſtoriſchen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter hiſtoriſchen Volksliedern verſtehen wir diejenigen Lieder, welche unmittelbar aus geſchichtlichen Ereigniſſen und Zuſtänden hervorgiengen oder ſich auf ſolche beziehen und im Geſange des Volkes zu wirken beſtimmt waren, mögen ſie nun mehr darſtellend oder mehr polemiſierend hervortreten. Wir geſellen ihnen jedoch auch ſolche kürzere Zeitgedichte, die nicht in ſangbarer Form, ſondern unſtrophiſch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt ſind.

Geſchichtliche Lieder ſind die Grundlage größerer epiſcher Darſtellungen, in denen darum auch die aus den früheſten Zeiten untergegangen ſind. Dennoch ſind weit hinauf in der Geſchichte der deutſchen Poeſie beſtimmte Spuren und Überreſte ſolcher geſchichtlicher Volksgeſänge vorhanden. Das 13te Jahrhundert brachte viele Lieder zu Tage, die ſich auf kirchliche oder politiſche Ereigniſſe und Angelegenheiten einließen, doch ſind die auf uns gekommenen namhafter Meiſter mehr kunſtgerecht, als volksmäßig, mehr betrachtend und verhandelnd, als erzählend. Erſt ſeit dem 14ten Jahrhundert erſcheinen die hiſtoriſchen Volkslieder, wie wir ſie im Eingang bezeichnet haben, als etwas für jedes erheblichere, der allgemeinern oder beſondern deutſchen Geſchichte angehörige Zeitereignis herkömmliches, das 15te und 16te Jahrhundert aber geben uns deren die Fülle. Die Poeſie ſchritt in dieſem Zeitraum, wie in der Einleitung bemerkt wurde, hart an der Seite der That. Das Aufſtreben des Bürger- und Bauerſtandes gab dem Volksgeſange neues Feld und neuen Schwung. Die Schrift und der Druck waren bereite Mittel, das Lied, ſo wie es aus dem Ereignis hervorgegangen war, feſtzuhalten, wogegen in Zeiten der bloß mündlichen Überlieferung die Geſchichte, wenn ſie nachwirkend fortdauern

ſollte, ſich völlig in Poeſie auflöſen muſte. Unter ſolchen Verhältniſſen erklärt ſich nicht nur der reiche Vorrath von Liedern dieſer Art, ſondern auch ihr unverarbeitet geſchichtlicher Charakter und der weitere Umſtand, daß wir großentheils mit den Namen der Dichter bekannt ſind, die ſonſt im Volksliede gänzlich verſchwinden. Was über dieſe Lieder im Allgemeinen weiter zu ſagen wäre, wird ſich uns beſſer erſt aus der näheren Kenntnis derſelben ergeben.

Wir vertheilen ſie, nach den beiden Jahrhunderten, in zwei Abſchnitte. Nicht bloß um eine allzu lange Reihe derſelben mit andern Gegenſtänden zu unterbrechen, ſondern weil die Reformation an der Scheide des 15ten und 16ten Jahrhunderts der Zeitgeſchichte überhaupt ein neues Gepräge giebt und es nöthig ſein wird, die innern, geiſtigen Beſtrebungen und Kämpfe der Reformation, ſo weit die Poeſie an ihnen Theil nimmt, darzuſtellen, bevor ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16ten Jahrhunderts geſchildert werden kann.

Für die Litteratur weiß ich vorläufig nur die einzige, allgemeinere Sammlung anzuführen:

Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handſchriften zuſammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830.

So zweckmäßig der Gedanke an ſich war, das an ſo vielen Orten Zerſtreute einmal zuſammenzuſtellen, ſo Vieles läßt die vorliegende Sammlung noch zu wünſchen übrig. Die Vollſtändigkeit kann hier allerdings noch für lange Zeit nur eine beziehungsweiſe ſein. Es iſt auch wirklich manches aus ſeltenern fliegenden Blättern mitgetheilt und wenn die größere Maſſe theils aus früheren Volksliederſammlungen, namentlich dem Wunderhorn und der von Görres, theils aus bekannten Chroniken entnommen iſt, ſo kann dieß dem Sammler nicht zum Vorwurfe gereichen; aber doch hätte in dieſem Fache ohne beſondre Anſtrengung des Neuen oder noch wenig Bekannten weit mehr gegeben werden können. Die kritiſche Behandlung in Hinſicht auf Echtheit, Alter, geſchichtlichen Charakter, Sprache und Vers dieſer Lieder erträgt keine nähere Beleuchtung. Inzwiſchen iſt, bis eine vollſtändigere und untadelhaftere Sammlung zu Stande kommt, auch dieſe mit Nutzen zu gebrauchen.

Über einzelne Lieder oder größere Partieen ſolcher werden die Litterarnotizen je an der beſondern Stelle gegeben werden.

Den Übergang von dem Gegenſtande des vorhergegangenen Abſchnitts zu den hiſtoriſchen Volksliedern des 15ten Jahrhunderts machen uns am beſten zwei namhafte Meiſterſänger aus dem Anfang und der Mitte desſelben, welche, neben den Gedichten, die ihrem Inhalte nach dem Innern der Singſchule angehören, wie ſpäterhin Hans Sachs von ſich ſelbſt meldet, „auch Lieder von Kriegesgeſchrei" gemacht haben, und zwar theils noch in der Form des Meiſterliedes, theils in der einfachern des Volksgeſangs. Ich ſtelle dieſe Lieder um ſo lieber voran, als ſie uns die Zeitverhältniſſe und Zeitkämpfe mehr allgemein und überſichtlich, nach den Hauptparteiungen darlegen.

Die beiden Dichter ſind Muſcatblut[1] und Jörg Schilcher,' beide durch Lieder und Töne in den Singſchulen berühmt. Den erſtern ſetzt man gewöhnlich in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts (Muſeum I, 188). Die geſchichtlichen Anſpielungen des nachfolgenden Liedes zeigen, daß es um 1413 gedichtet iſt.

Muſcatpluot: ain große lug.[2]
(Handſchriftliches Liederbuch der Hätzlerin S. 704.)

Ein ironiſches Lob der Sitten aller Stände: Die Simonie iſt zergangen, die Prieſterſchaft prangt nicht in Hochfahrt, treibt keinen Übermuth mit ihrem Reichthum. Kein Wucherer wird mehr gefunden; wer Wucher hat, giebt ihn um Gottes willen zurück. Nichts wird mehr vom Geize gehört. Die Mönche ſind halb heilig geworden, die Nonnen tragen keine Kinder mehr, Mönche und Nonnen treiben eifrig ihr Gebet; wer ſich in ihren Orden begiebt, fährt mühelos in den Himmel. Fürſten, Grafen und Herren halten ihre Ehre, ihre Diener legen ſich nicht auf Lügen und Schmeicheln; Ritter und Knechte halten ſich ehrſam; es betrübt ſie, daß man arme Leute höhnt und quält; ſie nehmen von ihnen kein unrecht Gut. So ſtehen die Lande in gutem Frieden, Niemand darf bei Strafe des Stranges in ihrem Gerichte böslich ergriffen werden.

Während Muſcatblut, 1413, die Gebrechen aller Stände verſpottet

[1] Über Muſcatblut vgl. Aufſeß, Anzeiger I, 258—60. Wolff, Altholländiſche Volkslieder 214. [Man vergleiche nun: E. v. Groote, Lieder Muſcatbluts. Köln 1852. 8. H.]

[2] [Man ſehe das Lied in: Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausgegeben von C. Haltaus, S. 109. 110. E. v. Groote a. a. O. S. 153—156. H.]

und ſelbſt die Unmacht des Kaiſers nicht verſchont, ſtellt etwas ſpäter, um 1450, Jörg Schilcher (bei Spätern Schiller, über ihn vgl. Grundriß 499) den ſcharfen Gegenſatz heraus, in welchen die Stände, Fürſten und Adel auf der einen, Bürger und Bauern auf der andern Seite, gegen einander getreten waren. Er ſteht uns um ſo paſſender am Eingang der vielen Lieder, welche den Kampf dieſer Stände betreffen, als er noch zur Partei der ältern Zeit, zu Fürſten und Adel hält und wir bei ihm recht deutlich erſehen, welchen Eindruck des Befremdens und der Eiferſucht die mächtig aufſtrebende Kraft, das trotzige Selbſtgefühl der untern Stände bei jenen gemacht.

Das erſtere Lied iſt ein Meiſtergeſang, aber wie der vorangegangene von Muſcatblut in einer leichter ins Ohr fallenden Weiſe:

Der Bauern Übermuth
(In des Jörg Schilchers Maienweis)

bei Görres, Seite 259 ff., daraus mit allen Fehlern bei Wolf Seite 194 ff.:

Wo ich jetzt in der welt umfahr u. ſ. w.

Wie hier gegen den Übermuth der Bauern, ſo wird in dem nächſten, volksmäßiger tönenden Liede gegen den der Städte losgezogen. Es ſteht im handſchriftlichen Liederbuch der Hätzlerin[1] S. 559 ff.:

Jubileus[2] iſt uns verkundt u. ſ. w.

Jörg Schilcher nennt ſich zwar in dieſem Liede ſelbſt nicht, aber ein in der Handſchrift unmittelbar voranſtehendes „maiſterliches lied" (S. 553—8), worin Frau Ehre, die aus dem Lande geflohen iſt, dem Dichter die Verdorbenheit der Zeit klagt, enthält ſeinen Namen:

— — all ditz geticht,
Als es Jörg Schilcher hat gericht;

und das zuerſt vorgetragene, gleichfalls mit ſeinem Namen geſtempelte, von der Bauern Übermuth, iſt ganz im gleichen Sinne gedichtet. (Sollten im erſten Lied unter den hoffärtigen Bauern auch nur die Städter gemeint ſein?)

[1] [Bei Haltaus S. 39—41. Uhland hat dieſes Gedicht in ſeine Volksliederſammlung I, S. 426—431, aufgenommen. H.]

[2] Jubileus, sc. annus, das päbſtliche Jubeljahr 1450.

Das zweite Gedicht Schilchers hat uns bereits mitten in die Fehden des 15ten Jahrhunderts verſetzt. Von den vielen Kriegsliedern dieſer Zeit heben wir nur diejenigen heraus, welche entweder für ſich durch lebendige Darſtellung oder dadurch, daß ſie ſich zu einem größeren geſchichtlichen Ganzen an einander reihen, vorzügliche Beachtung erheiſchen. Die erſtern, mehr vereinzelten, ſchicken wir voran und ſchließen mit denen, die ſich mehr gruppenweiſe zuſammenſchließen, den Schweizerliedern und den dithmarſiſchen.

Einzelne Fehdelieder aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ſind: der Spruch von der Aachener Fehde, 1429, deſſen Verfaſſer ſich Affenſchmalz nennt (wenn nicht unter dieſem Namen der Verfaſſer eines ältern Liedes gemeint iſt), (Wolff 627 ff.); der Zug vor Hettſtädt, 1439 (Ebend. 624 ff.); das Lied von Grubenhagen, 1448 (Ebend. 626); die Eroberung des Schloſſes Haun durch Wilhelm IV von Henneberg, 1442 (Ebend. 621 ff.); die Kölner Unruhen (Ebend. 610 ff.); die Magdeburger Fehde (Wunderhorn II, 107 ff. Wolff 731 ff. Vgl. Koch II, 73—75. 83); Störtebeker, 1402 (Wunderhorn II, 167 ff. Wolff 693 ff. Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium III, 394). Da ſie jedoch weder durch die Wichtigkeit der Ereigniſſe noch durch beſondre Vorzüge der Darſtellung ſich auszeichnen, ſo knüpfen wir gleich bei dem zweiten Liede Jörg Schilchers an, das im Städtekrieg von 1450 den Fürſten und dem Adel, namentlich dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Übrigen, die mit ihm die Stadt Nürnberg hart bedrängten, Aufmunterung und Glückwünſche zuruft. Solchem Hohne gegenüber erhebt ſich, unter den Fahnen Nürnbergs, ein andrer Sänger mit Ernſt und Kraft und verkündet uns, wie noch im nemlichen Jahre jene feindſeligen Wünſche geſcheitert ſind: Hans Roſenblut, der Schnepperer, vom Kriege zu Nürnberg, 1450 (Wolff 48 ff.[1]).

Die Hauptauszüge der Nürnberger werden ſo beſchrieben:

Die von Nürmberg ſchickin auß ein tier,
Das was ſo grauſamlich geſtalt,
Das gieng auß in der wochen zwir,
Das tier het vil ir veind bezalt.

[1] [Vergl. Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geſammelt von A. Keller. Stuttgart 1853. 8. S. 1151. 1152. H.]

Das haben rittr und knecht eingnomen,
Das tier gab auß plei und auch pfeil.
In tag und nacht reist es zwelf meil
Und ist alzeit ganz heimhin komen.
Man het ost scharpf auf es gemart
Mit reitern und mit wagenpürgen,
Das tier stund so vest und so hart,
Daß es kond niemant niderwürgen.
Das tier das hett ein rüssel vorn
Mit tausend büchsen- und armbrustschützen,
Ein kong mocht wol fürchten sein zorn,
Das tier mit seinen messein sprützen.
Zweitausent spieß warn sein zwu seiten
Und auch sein pauch, des ist kein scherz,
Sein zagel warn sechs hundert reiter,
Achthundert Schweizer warn sein herz.
Ein wagenpurg[1] so heißt sein nam;
Das tier het mangem nachgezogen,
Wenn marggravn Albrecht es ankam,
So hat er vor dem tier geflohen.

Der letzte, siegreiche Strauß dieses Thieres fand bei Heimbach statt. Schon war die Sonne zu Rast gegangen und noch immer feuerte der Markgraf Albrecht die Seinigen gegen die Nürnberger an.

Der Verfasser dieses Gedichts, Hans Rosenblut, der Schnepperer, wird uns bei den Schwänken und Fasnachtspielen wieder vorkommen. Von seinen Lebensumständen weiß man nur aus einzelnen Andeutungen, die er selbst giebt. Vorzüglich in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern-Landshut sagt er:

— — ich bin kein ungeheurer
Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürsten, zu heren, zu kunigen und zu keisern
Und bin irer wappen ein nachreiser,
Nach adels ere zu plasonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und such an iren höfen mein narung (Göz III, LXIX).

[1] Unter Wagenburg wird hier der geschlossene Heerzug mit Wagen, Geschütz, Reiterei und Fußvolk verstanden.

Von dieſer Beſchäftigung wird ſpäter in weiterem Verbande die Rede ſein. Daß ſie ihn nicht ganz zum Fürſtendiener machte, zeigt ſein Spruch vom Nürnberger Kriege, den er, vermöge der Erzählung mit „wir," ſelbſt mitgefochten hat. Sonſt möchten noch folgende ſeiner Sprüche in dieſen Abſchnitt zu ziehen ſein (nach dem Verzeichnis bei Göz III, LXX ff.): 11. der ſpruch von Nurmberg; 18. von der huſſen flucht; 19. ein ſpruch von Beheim; 28. von herzog Ludwigen von Beiern; dann 42. ein liet von den Turken.

(Sieh ſonſt über ihn: Muſeum I, 197. Grundriß 364 ff. Göz III, LXVIII ff.[1])

Ereigniſſe aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von denen Lieder geſungen wurden, ſind: der ſächſiſche Prinzenraub, 1455 (Wunderhorn I, 296. Vgl. Koch II, 75. Wolff 655), und der Tod des jungen Königs Ladislav von Böhmen, 1457 (Wunderhorn II, 119 ff. Wolff 726 ff. Züricher Sammlung 507). Der Tod Ladislavs wird hier als das gewaltſame Werk der huſſitiſchen Ketzer dargeſtellt. „In der Weiſe, wie man den König Laßla ſingt," iſt eine häufige Bezeichnung ſpäterer Lieder. Der Strophenbau findet ſich aber ſchon in dem erzählenden Gedichte Morolf, aus dem 13ten Jahrhundert.

Eine weitere, berühmte Fehde war der pfälziſche Krieg, im Jahr 1462. Der Held desſelben iſt Friedrich I, Kurfürſt von der Pfalz, zugenannt der ſiegreiche, welchem Hermann von Sachſenheim die Mörin mit zugeeignet hatte und von dem Michel Beham ſagt, daß er ſein Brot gegeſſen und ſein Lied geſungen habe, indem er nemlich 1469 die Thaten dieſes Fürſten in Form einer Reimchronik niederſchrieb.

Anlaß und Ablauf der Fehde waren dieſe: Diether von Iſenburg und Adolf von Naſſau ſtritten um den Beſitz der höchſten geiſtlichen Würde Deutſchlands, des erzbiſchöflichen Stuhles von Mainz; Pfalzgraf Friedrich erklärte ſich zum Beſchützer des erſtern, dem Pabſt und dem Kaiſer zum Trotze. Die mächtigſten Nachbarn der Pfalz, Baden und Wirtemberg, ergriffen willig den Vorwand des Reichsaufgebots und fielen verwüſtend in Friedrichs Lande ein, um den Gefürchteten zu demüthigen. Er aber griff ſie am 30 Juni 1462 unverſehens bei Seckenheim an, ſchlug ſie aufs Haupt und nahm den Markgrafen Karl

[1] [Die ausführlichſten Unterſuchungen über Roſenblut hat A. Keller, Faſtnachtſpiele S. 1077 ff. mitgetheilt. H.]

von Baden, deſſen Bruder den Biſchof Georg von Metz und den Grafen Ulrich von Wirtemberg, nebſt vielen Edelleuten, gefangen (Fichard, Frankfurtiſches Archiv II, Frankfurt 1812, S. 54. Heinrichs Deutſche Reichsgeſchichte Thl. IV, S. 362—83).

Außer dem, was Behams ungedruckte Reimchronik über dieſen Streit enthalten mochte, handeln von ihm drei Lieder, die in Fichards Frankfurtiſchem Archiv II, S. 56 ff. nach einer Papierhandſchrift, damals im Beſitze des Herausgebers, abgedruckt ſind. Das eine derſelben, welches ich als das dritte aufführen werde, iſt auch bei Görres S. 240 ff. aus einer Heidelberger Handſchrift (vgl. Mone, Badiſches Archiv I, S. 69 f.) mitgetheilt und darnach von Wolff S. 600, der auch nur dieſes einzige gekannt zu haben ſcheint.

Dasjenige, welches chronologiſch vorangehört (bei Fichard Nr. 3), verkündet den nahen Ausbruch des Kampfes und ruft ihn hervor:

Wölt ir hören ein nuws geticht,
Was die thumherren han entricht [1]
Zu Menz wol uf dem ſtift?
Sie han zwen biſchof uß erwelt,
Das in zu ſchaden trifft u. ſ. w.

Der Schluß lautet:

Der uns das liedlin nüwe ſang,
Der hat vil mangen heimlichen gedank,
Er nent ſich Gilgenſchine,
Und der dem fürſten vil gutes gan,
Dem pfalzgrafen bi dem Rine.

Derſelbe ſingt nun auch ein freudiges Lied, nachdem die Schlacht geſchlagen iſt, woraus wir folgende Strophen ausheben (Fichard Nr. 2):

(Anf.) Wo untrüw wurd bezwungen,
Freut ſich das herze min.
Dem fürſten iſt gelungen,
Friedrich, pfalzgraf bi Rin,
Herzog in Beierland;
Es iſt im wol ergangen,
Freud iſt im wol bekant.

[1] entrichten, etwas, es aus der rechten Ordnung, Richtung bringen (Boner 391. Triſtan, Gloſſar 348 a).

Er fürt in hoher ziere
Ein ſchilt von ſarwen rich,
Dar inn von golt ein tiere,
Eim lewen iſt es glich.
Er iſt gewapent ſchon:
Uf finem helm von golte
Fürt er ein riche krou.

Es werden ſodann die drei Fürſten aufgezählt, die dem Pfalzgrafen unterlegen. Vom Biſchof von Metz wird geſagt:

Wer er daheim verbliben
Und het ein meſs geleſen,
Als ander pfaffen driben!

Sich haben wol beſonnen
Die herren alle dri,
Heidelberg han ſie gewonnen,[1]
Mit in manig graf und fri,
Darzu vil ritter und knecht.
Des freu dich, pfalzgraf hochgeborn,
Und alles din geſlecht!

Und laß dich nit betrügen!
Die fogel halt in hut,
Daß ſie dir nit empfliegen!
Din weidwerk das wirt gut.
Kanſtu die fogel ropfen,
So halt ſie bi dem feſſel![2]
Laß ſie nit von dir hopfen!

Der lewe hat erſlichen
Den jeger vor der thür u. ſ. w.

Biſchof, von Metz geſchriben,
Der nam möcht dir beſtan,
Werſtu da heim verbliben
Und drügſt ein korrock an,
Das dir vil beſſer were,
Wann daz du wilt zu Heidelberg
Die blatten laßen ſcheren.

[1] D. h. ſie ſind gefangen dahin geführt worden.
[2] Feſſel, das Band, an dem man die Falken aufſteigen läßt.

Schluß:

Gilgenſchein iſt ers genennet,
Der uns das liedlin dicht.
Sin nam iſt wol erkennet,
Groß gut beſwert in nicht.
Alſo nent er ſich (darmit?),
Sin ſeckel iſt im pfennig ler,
Das iſt ſin alter ſitt.

Dieſer Gilgenſchin (Liljenſchein), auch einer der angenommenen Sängernamen, kommt nirgends anders vor.

Das dritte Lied, das ausführlichſte, ſucht gleichfalls ſeinen poetiſchen Schmuck vorzüglich im heraldiſchen Bildwerke (Fichard Nr. 1. Görres 240 ff.).

Der Dichter nennt ſich dießmal am Schluſſe nicht, aber die Ähnlichkeit der gebrauchten Bilder läßt uns auch hier Gilgenſchein als Verfaſſer vermuthen.

Übrigens hat der Pfalzgraf den Rath dieſer Lieder redlich befolgt. Er hat die eingefangenen Falken wohl gerupft, die Schellen voll erklingen laſſen und dem Biſchof die Platte gut geſchoren. Der Biſchof von Metz muſte für ſeine Befreiung 50000 fl. zahlen, der Markgraf Karl von Baden 100000 fl. und eben ſo viel der Graf Ulrich von Wirtemberg, und da ſie die ganze Summe nicht aufbringen konnten, ſo muſten ſie dem Pfalzgrafen verſchiedene Städte und Schlöſſer verpfänden (Heinrich, Reichsgeſchichte IV, 382). Bis zu dieſer Löſung lagen ſie in harter Gefangenſchaft und die Chronik meldet (Cruſius, Annal. Suev. II, 410), man habe ſie zwar mit guter Speiſe verpflegt, aber ihnen kein Brot dazu gegeben, zur Strafe für die muthwillige Verheerung der Saatfelder. Vgl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 936 f.

Während ſo die Stände des Reichs unter ſich und mit Kaiſer und Pabſt in manigfachen Streit verwickelt waren, hatten ſie kein Ohr für die Stimmen, welche vor einem das Reich und die Chriſtenheit immer furchtbarer bedrohenden Feinde warnten. Die Türken hatten 1453 Conſtantinopel erobert und dem griechiſchen Kaiſerthum ein Ende gemacht, nachdem man ſich ihrer zuvor ſchon in Ungarn und Serbien mit Noth erwehrt hatte. Der Pabſt und auch der träge Kaiſer Friedrich riefen vielfach zum Türkenzug auf. In dieſe Zeit fällt ein Lied,

das Görres (S. 246 ff. Wolff 7 ff.) unter der Aufſchrift „Türkenſchrei“ mitgetheilt hat:

Wol auf in gotes nam und kraft u. ſ. w.

Aber die Fürſten und die Städte, die hier aufgerufen werden, hatten anderwärts zu thun oder waren durch ihre inneren Fehden geſchwächt; man führte dieſes auf dem Reichstage zu Wien, einem der vielen vergeblichen über dieſe Frage, zur Entſchuldigung an:

„indem ſider der zit — groß ſchwere hauptkriege mit großen ſchaden und unrat zwiſchen merglichen kurfürſten und fürſten, graſen, herren und andern des heil. richs in tütſchen landen ergangen ſint, dadurch tütſche lande an ihrer kraft und macht nit ein wenig geheligt ſind und größlich abgenommen haben“ u. ſ. w. (Heinrich IV, 370.)

Der Türkenſchrei verhallte; die Gefahr muſte noch handgreiflicher hereinbrechen.

Von dieſen mehr vereinzelt daſtehenden Liedern kommen wir zu denjenigen, welche ſich in größere geſchichtliche Partien an einander reihen. Die Hauptſtelle nehmen hier die Schweizerlieder ein. Die Freiheitskämpfe des ſchweizeriſchen Volkes und deſſen anderwärtige Schickſale in unſrem Zeitraum und höher hinauf ſind nach dem gröſten Theil ihrer bedeutendern Momente in gleichzeitigen Liedern, häufig von beiden ſtreitenden Theilen, beſungen. Das 15te Jahrhundert, mit welchem wir in dieſem Abſchnitte abſchließen, vollendet, mit dem Schwabenkriege, die Eidgenoſſenſchaft der 13 Orte.

Litteratur der Schweizerlieder:

Viele einzelne dieſer hiſtoriſchen Lieder ſind als fliegende Blätter und in den ſchweizeriſchen Chroniken, beſonders den bekannten von Tſchudi (aus Glarus, geboren 1505, geſtorben 1572) und Diebold Schilling,[1] gedruckt.

Aus letzterer ſind die des Veit Weber beſonders herausgegeben:

[1] Aegid. Tschudii Chronicon helveticum u. ſ. w., herausgegeben von Iſelin, 2 Theile. Baſel 1734—1736. Fol. (Hier nur bis 1470.) Tſchudis Chronik, Fortſetzung von 1472—1516 in: Helvetia, Denkwürdigkeiten für die 22 Freiſtaaten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Neue Folge. Bd. I. Aarau bei Chriſten 1827. Bd. II. 1828. Diebold Schillings Beſchreibung der burgundiſchen Kriegen. Bern 1743. Fol. (Gleichzeitig.)

Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrhundert von Veit Weber aus Freiburg im Breisgau. Herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen verſehen von H. Schreiber. Freiburg 1819.

Aus der handſchriftlichen Chronik Wernher Steiners von Zug ſind in der:

Aletheia durch Ernſt Münch. Zürich 1822. S. 139 ff.

mehrere ſolcher Lieder mitgetheilt. Bei Wolff S. 448 ff. finden ſich die Lieder aus Tſchudi, Schilling und der Aletheia zuſammengedruckt.[1]

Münch bezeichnet die in der eben genannten Schrift gegebenen Stücke als Proben einer vollſtändigen Sammlung von altſchweizeriſchen Volks- und Kriegsliedern von den älteſten Zeiten bis zur Reformation, mit hiſtoriſchen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Der Dichter Rudolf Wyß, in Bern, der dieſelbe Abſicht gehegt, habe ſich mit ihm zur gemeinſchaftlichen Herausgabe verſtanden. Dieſes gemeinſame Unternehmen iſt nicht zu Stande gekommen. Wohl aber hat der ſeitdem verſtorbene Rudolf Wyß eine bedeutende Sammlung ſolcher Lieder, aus handſchriftlichen Quellen und nach alten Flugblättern, in 8 Heften, ungedruckt hinterlaſſen.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, dieſen reichen Vorrath einzuſehen; es iſt ſehr zu wünſchen, daß er in die Hände eines tüchtigen Herausgebers komme. (Vgl. noch F. H. von der Hagens Briefe in die Heimat I, 180. 185. 197.)

Die Lieder, welche von den früheſten ſchweizeriſchen Begebenheiten handeln, ſind nicht auch der Zeit der Abfaſſung nach die älteſten. Eines von der Schweizer Ankunft aus Schweden und ihrer erſten Niederlaſſung im Haslithal ſcheint erſt im 17ten Jahrhundert gedichtet zu ſein. Ein andres von den Thaten Wilhelm Tells:

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmuth und Blut u. ſ. w.

(Wunderhorn II, 129 ff. nach einem fliegenden Blatt. Wolff 719 ff.) ſcheint in ſeiner jetzigen Geſtalt in das 16te Jahrhundert zu fallen. Es iſt beſtimmt, durch Erinnerung an den alten Helden der Schweizer-

[1] [Man vergl. auch: E. L. Rochholz, Eidgenöſſiſche Lieder-Chronik. Sammlung der älteſten und werthvollſten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöſchen der Zäringer bis zur Reformatiou. Bern 1835. 8. H.]

freiheit vor Abwegen einer ſpäteren Zeit zu warnen, wie die Schlußſtrophen beweiſen, worin Tell alſo ſpricht:

Das merkt, fromm Eidgenoſſen! u. ſ. w.

Auch das Lied „von der Laupen Schlacht (Schlacht bei Laupen, 1339) in ihrer alten Melodei" (wie Ecken Ausfahrt, Herzog Ernſts Ton) iſt nicht gleichzeitig. (In Rebmans Geſpräch u. ſ. w. des Nieſens und Stockhorns u. ſ. w. neue Ausgabe, Bern 1620, S. 510 ff. Laßberg bemerkt vor ſeinem Exemplar dieſes Buchs, daß er auch eine Ausgabe des Liedes Bern 1606 beſitze.)

Da überhaupt die Poeſie des 14ten Jahrhunderts nicht unmittelbar zu unſrer Aufgabe gehört, ſo hebe ich von den Liedern, welche wirklich aus demſelben ſtammen (vom Biſchof von Baſel, 1367, Wolff 557 ff., von den Guglern, 1376, Ebd. 451 ff.), nur zwei hervor, die ſchon näher an der Grenze unſres Zeitraums ſtehen, aber noch im Tone des alten Heldenlieds zwei der denkwürdigſten Freiheitsſchlachten beſingen, die Sempacher, 1386, und die bei Näfels, 1388.

Ein lied von dem ſtrit ze Sempach, 9 Juni 1386 (Tſchudi I, 529 ff. Wolff 454 ff.).

Dieſes Lied iſt vielleicht das beſte von allen geſchichtlichen Schweizerliedern und hat auch in den ſpäteren nachgewirkt.[1] Der Text iſt ſehr verdorben und dadurch beſonders der Anfang etwas dunkel. Herzog Leopold von Öſterreich zieht mit ſeinem großen, ritterlichen Heere von Surſee herauf, während von der andern Seite die Eidgenoſſen anrücken:

Gar bald ſi da vernamend Von Sempach uß der burg u. ſ. w.

(Suchenwirt, 67 b f. Vgl. Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt I, 152 ff.)

Das Glarner Lied oder das von der Schlacht bei Näfels, 1388, in doppelter Geſtalt, ausführlicher und kürzer, auf uns gekommen (Tſchudi I, 548. Wolff 464 ff.; dann Aletheia 141. Wolff 564), iſt nicht ſowohl durch poetiſche Darſtellung, als durch die alterthümliche

[1] [Man ſehe das urſprüngliche Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 404 bis 409; dasſelbe mit der Umarbeitung und Erweiterung Halbſuters in Wilhelm Wackernagels Altdeutſchem Leſebuche. Vierte Ausgabe. Baſel 1861. 8. Sp. 1105—1120. Man vergl. auch: O. Lorenz, die Sempacher Schlachtlieder, in F. Pfeiffers Germania VI. Wien 1861. 8. S. 161—186. H.]

epiſche Weiſe bemerkenswerth (die im Sempacher Lied eine Modification erfahren hat). Gleich bei der erſten Zeile des kürzern Textes:

In einer fronfaſten do huob ſich Glarner not u. ſ. w.

wird man an der Nibelunge not erinnert.[1]

Wir ſchreiten nun vor zu den Schweizerliedern des 15ten Jahrhunderts.

Bald nach dem Anfang des 15ten Jahrhunderts fieng der reine Freiheitskampf der Eidgenoſſen ſich zu trüben an. Sie giengen auf Eroberung aus, machten ſich Unterthanen, die nicht mit ihnen ſelbſt gleiche Rechte hatten, entzweiten und bekämpften ſich um neuen Erwerb.[2]

a) Aargauer Fehde.

Im Jahr 1412 ſchloß Herzog Friedrich von Öſtreich mit den 8 Orten, aus denen damals die Eidgenoſſenſchaft beſtand, 50jährigen Frieden und beſtätigte ihnen Alles, was ſie in Folge der bisherigen Kämpfe beſaßen. Sie hinwider beſtätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandſchaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Dieſer Friede dauerte jedoch kaum drei Jahre. Während der Kirchenverſammlung zu Konſtanz gerieth Herzog Friedrich mit dem König in Streit, weil er ſich weigerte, nach Konſtanz zu kommen und vom Könige ſeine Lehen zu empfangen. Da er es zugleich wagte, einen der Päbſte, den man abſetzen wollte, in ſeinen Schutz zu nehmen, ſo wurde er von der Kirchenverſammlung mit dem Banne belegt und vom König aller Würden und Lehen verluſtig erklärt. Sämmtliche Getreue des Reichs wurden gegen ihn aufgeboten, auch die Eidgenoſſen. Dieſe trugen anfangs Bedenken, einen Frieden zu brechen, den ſie kaum erſt mit dem Herzog auf 50 Jahre beſchworen hatten. Als aber der König wiederholt ſeine Boten ſchickte und die Kirchenverſammlung mit dem Banne drohte und als nun zuerſt Bern ſein Kriegsvolk rüſtete, da wollten auch Zürich und die übrigen Eidgenoſſen, Appenzell allein ausgenommen, nicht zurückbleiben. Die alten Beſitzungen Öſtreichs im Aargau wurden ohne großen Widerſtand eingenommen. Am meiſten

[1] [Man ſehe das Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 409—411. H.]

[2] Das Hiſtoriſche hauptſächlich nach der überſichtlichen Darſtellung in Zſchokkes: des Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk.

bereicherten ſich Bern, Luzern und Zürich. Auch nachdem Herzog Friedrich ſich mit dem König verſöhnt hatte, deſſen Krieg doch dieſer geweſen war, wurden die Eroberungen nicht zurückgegeben. Uri allein verſchmähte jeden Antheil an der Beute. Die Übrigen herrſchten nun über dieſe Lande, wie zuvor Öſtreich darüber geherrſcht hatte.

In dieſe Zeit fällt der Spruch eines Aargauers, der ſein Land gegen den Vorwurf verantwortet, als hätt' es ſich ohne Noth aufgegeben (Tſchudi II, 28 f. unter 1415. Wolff 468; auch abgekürzt Ebend. 561 ff.). Darin heißt es unter Anderm:

(Anf.) In minem ſinn es übel hillt,
Wo jemand die von Ergöw ſchilt.
Des adels pris, des adels port,
Hie und dort an mengem ort,
Iſt das Ergöw lang geweſen,
Geſtorben oft und ouch geneſen,
Gefangen und ouch worden wund,
Das was den alten herrn wol kund.
Obs nun ein anders worden iſt,
Das hat nit gtan ir (der Aargauer) arger liſt.
Künig Sigmund und ouch ſin rat
Und von Friburg graf Cunrad
Die wiſſend wol, wie der adler
Für Zovingen zoch und der bär.
Wer mocht ſich ſolcher macht erwern?
Fürſten, grafen, frien und herrn
Hattend herzog Fridrich abgſeit,
Das was im Ergöw mengklich leid.
Aller hilf ſtund das Ergöw bloß,
Der überlaſt was inen zgroß.

Es wird hierauf im Einzelnen dargethan, wie die Städte vergeblich ſich zu halten bemüht geweſen. Beſonders wird die Gegenwehr von Baden gerühmt, dem doch nicht ſo ſchwer beizukommen geweſen wäre:

Man hett wol funden ſtraß und ſteg,
Durch Winterthur gieng offner weg,
Daß man gen Baden kommen wär.
Man fand aber jetz kein bader,

Wiewol es was in meienzit,
Da man ſunſt gern ze Baden lit
Und man des abends wäſcht die füß,
Ze nacht ſchlaft man daruf gar ſüß.

Nicht bloß mit Papier, d. h. ohne thätliches Widerſtreben, ſind die aargauiſchen Städte erobert worden:

Die von Ergöw ducht verdroſſen,
Wann ſi mit papier wärind erſchoſſen.
Hin und her ſchrieb man briefe vil,
Wer umb brief ſtett ufgeben will,
Der iſt ſicher vor büchſenſtein.
Im Ergöw iſt kein ſtatt ſo klein,
Si iſt vorhin worden beſeſſen (belagert) u. ſ. w.

Was ſols, daß menger jetz trowt vaſt,
Der ſich do barg vorm überlaſt?
Das Ergöw dri geliger [1] hat,
Man ſprach mit gwalt zu im ſchachmatt.
Wann jederman ſich ſelbs bekant,
So bſtund Ergöw wol one ſchand.
Ich kriegte gern mit dem adel,
Warumb ſi den pfawenwadel [2]
Selbs hand ſo hert gehulfen rupfen u. ſ. w.

Auch die älteren Verdienſte der Aargauer um ihr Fürſtenhaus zählt der Spruch auf und ſchließt daraus:

Hetteud ſi hilf und troſt gehept,
Sie hettind biß in tod geſtrept,
Man hett ſi funden uf der ban,
Als ſi vormals me hand getan.

[1] geliger, geleger, Gerüſt, Geſtell; hier ſind wohl die drei Stände: Adel, Städte, Bauern, gemeint. Vergl. Schmeller II, 454. 456.

[2] Der Pfauenſchwanz, oft wiederkehrend, bedeutet Öſtreich. Die Herzoge von Öſtreich pflegten Pfauenfedern auf Hut oder Helm zu tragen. Aus Haß gegen ſie durfte darum in der Eidgenoſſenſchaft Niemand ohne Lebensgefahr ſich mit Pfauenfedern ſchmücken; es wurde auch kein Pfau mehr geduldet; ein Mann zerbrach einſt im Wirthshauſe ſein Weinglas, weil es ihm den Farbenglanz des Pfauenſchweifes ſpiegelte.

Ee ſie irn herrn hettind verlon,
Eee wer ir beins nit kön (gekommen) davon.
Menger ufs Ergöw unglimpf ſagt,
Der ſelbs den pfawen rupft und jagt u. ſ. w.

b) Toggenburger Fehde.

Unter den Eidgenoſſen ſelbſt entſpann ſich innerer Krieg über die Erbſchaft des Grafen Friedrich von Toggenburg, der 1436 ohne Nachkommen geſtorben war. Zürich und Schwyz entzweiten ſich beſonders über die zu dieſem Erbe gehörige Herrſchaft Utznach; mit beiden Orten war der verſtorbene Graf in Land- oder Bürgerrecht geſtanden. Nur durch Gewalt gezwungen, ließ ſich Zürich 1440 den Rechtsſpruch der Eidgenoſſen gefallen, vermöge deſſen es nicht nur allem Anſpruch auf Toggenburg entſagen, ſondern ſogar, zur Entſchädigung für den Kriegsaufwand, Abtretungen an Schwyz und das mit dieſem verbundene Glarus machen muſte. In demſelben Jahre beſtieg Herzog Friedrich von Öſterreich, Enkel des bei Sempach erſchlagenen Leopold, den Kaiſerthron. Er ſagte öffentlich, er gedenke noch den Schweizern alles Gut ſeiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Auch ließ er die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforſchen. Das gedemüthigte Zürich ergriff dieſen Anlaß zur Rache und ſchloß im Jahr 1442 heimlich einen Bund gegen die Eidgenoſſen. Als dieſer ruchtbar wurde, ſchrieen die Eidgenoſſen alle gegen den Vorort über die Verletzung des ewigen Bundes. Auch das Lied erhob ſeine Stimme. In Fichards Frankfurtiſchem Archiv Th. III, 273 ff. iſt aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts abgedruckt: „Ein ſuberlich litlin von eidgenoßen.“ Es iſt ein Neujahrslied, ohne Zweifel zum Neujahr 1443, nach hinten unvollſtändig und von ſehr verdorbenem Text. Der Sänger klagt über die großen Herren, welche Zürich der Eidgenoſſenſchaft entfremden:

Nu ruwet mich ein arm gemein
Zu Zürich, in der ſtat,
Das der tumme rat (allein)
So gar verwiſet[1] hat,

[1] Falſch gewieſen, irre geleitet.

Daß ſie ſint ſo blinde,
Die alten und die kinde,
Sie buwent uf einen winde,
Der bald verwehet hat.

Oſter heißet der winde,
Er wehet uß Öſterich u. ſ. w.

Doch vertraut das Lied der Kraft der Eidgenoſſen; iſt auch dem Faß Ein Reif abgeſprungen, ſo bleibt doch der Wein noch wohl bewahrt:

Uch iſt dem faß ein reif enbonden
Der win in ſchloſſen nit geſund?
Das hat gewerret manig ſtund
Biß daß es ſich ergeben hat.

Zürich ließ auch, allen Mahnungen taub, nicht vom Kaiſer, ſchwor feierlich den Reichseid, des Kaiſers Nutzen zu fördern und deſſen Schaden zu wenden, und vertauſchte die eidgenöſſiſchen Zeichen mit den öſtreichiſchen und kaiſerlichen.

Nun erhob ſich ein blutiger, grauſamer Kampf. Auf der einen Seite Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, auf der andern Zürich mit öſtreichiſcher Hülfe; an der Spitze der einen Partei der Landammann Itel Reding von Schwyz, an der von Zürich der Bürgermeiſter Rudolf Stüßi. Der Hauptüberfall von Seiten der Eidgenoſſen geſchah am 22 Juni 1443. Die Zürcher, die ihnen entgegenſtürzten, muſten in Verwirrung über die Sihlbrücke zurückfliehen. Mitten auf dieſer ſtand der greiſe Bürgermeiſter Stüßi mit geſchwungener Streitaxt und gebot den Bürgern zu halten. Da durchrannte ihn, als den Urheber des Unheils, Einer von Zürich ſelbſt mit dem Spieße. Die Vorſtadt wurde geplündert und in Brand geſteckt. Auch im folgenden Sommer, 1444, wurde Zürich 60 Tage lang, doch vergeblich, von den Eidgenoſſen belagert.

Auf dieſe Geſchichten beziehen ſich zwei Lieder von öſtreichiſcher Seite. Tſchudi nennt ſie Schmachlieder und zeiht beſonders das erſtere der Lüge. Dieſes iſt auch ein Neujahrslied, aber auf Neujahr 1444. (Tſchudi II, 390 und Wolff 474 haben es unter 1443, allein es ſetzt den Kampf an der Sihl voraus.) Es wird darin zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Eidgenoſſen aufgerufen:

Gen diſem nüwen jare
Han ich ein gut geding,[1]
Wie daß ein küng herfare,
Der etwas ze lande bring,
Damit er das unrecht wer;
Daß dardurch globet werde
Ja alles himmelſch heer u. ſ. w.

Das zweite Lied giebt Tſchudi (II, 412. Wolff 480) unter dem Titel: „Ein Schmachlied, ſo in dieſen Tagen der Iſenhofer von Waltzhut (Waldshut, eine der damals öſtreichiſchen Waldſtädte) für die Öſterricher wider die Eidgnoſſen macht. Anno 1444.“

Es beginnt bilderreich:

Woluf, ich hör ein nüw getön,
Der edlen vöglen gſang,
Ich trüw, es komm ein ganze ſchön;[2]
Unwetter hat ſo lang
Gerichſnet uf der heide,
Die blumen ſind erfrorn.
Dem adel als ze leide
Hand puren zſammen gſchworn.

Die wulken ſind ze berg getruckt,
Das ſchafft der ſunnen glanz;
Den puren wird ir gwalt entzuckt,
Das tut der pfauwenſchwanz.
Blümi, laß din lüjen!
Gang heim, hab gut gemach!
Es grat die herren müjen,
Trink uß dem müllibach![3] u. ſ. w.

Zürich und die mit ihm halten, werden aufgemuntert, die Städte, die ſich zu den Eidgenoſſen neigen, abgemahnt, der Übermuth der

[1] geding, Hoffnung, Vertrauen.

[2] Vollkommene Klarheit des Himmels.

[3] Blümi, Bluem, eine Kuh mit weißen Flecken, ſ. Stalder I, 188 (vergl. Sempacher Lied: ku Brüne, Wolff 464), bezeichnet das Hirtenvolk. Lüjen, brüllen, Stalder II, 182. Grat, geräth, fängt an, als Hülfswort. Müjen, mühen plagen, beſchweren.

Bauern geſcholten. Der König ſelbſt wird aufgefordert, dieſem Unweſen ein Ende zu machen.

Zuletzt ſpricht der Sänger von ſich:

Der uns diß liedlin hat gemacht,
Der iſt von Iſenhofen, [1]
Die puren hattend ſin kein acht,
Als er ſaß hinderm ofen
Und loſet irem rate
Und was ſi weltend triben,
An einem abend ſpate,
Er hats nit mut zverſchwigen.

Früi an einem morgen
Hub er ſich dannen bald,
Er luff dahin mit ſorgen
Wol obnen durch den wald.
Do er kam uf die heide,
Im ducht, im wer gelungen,
Den frommen nit ze leide
Hat er diß lied geſungen.

Würdiger ſchließt freilich Halbſuter ſein Sempacher Lied:

Diß lied hat er gedichtet, Als er ab der ſchlacht iſt kan.

König Friedrich, den Iſenhofers Lied zur Demüthigung der Eidgenoſſen auffordert, konnte, in anderweitigen Krieg verwickelt, dem bedrängten Zürich wenig helfen. Er rief den König von Frankreich um Hülfe gegen die Schweizer an. Dieſer ſchickte ſeinen Thronerben Ludwig mit 30000 Armagnaken. Jetzt, gegen den äußern Feind, zeigte ſich wieder die rechte Kraft der Eidgenoſſen. 1500 derſelben, nemlich 900, welche eben die Veſte Farnsburg belagert hatten, und 600, die ihnen aus dem Lager vor Zürich einſtweilen zur Verſtärkung zugeſchickt waren, lieferten der großen franzöſiſchen Übermacht am 26 Auguſt 1444 die zehnſtündige Schlacht an der Birs und bei St. Jakob, vor Baſel, worin ſie ſelbſt untergiengen, aber den Feind durch ungeheuern Verluſt

[1] Mone, Badiſches Archiv I, 68: „Tſchudi nennt ihn von Waldshut, er ſelbſt ſich von Iſenhofen, was beides richtig ſein kann, jenes in Bezug auf den Geburtsort, dieſes auf die Heimat der Voreltern. — Von dem Leben des Verfaſſers iſt weiter nichts bekannt.“

zum Stillſtand brachten. Als der Dauphin hörte, die Eidgenoſſen wären von der Belagerung Zürichs aufgebrochen, um ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden, fand er nicht für gut, ſie weiter zu verſuchen und ſchloß voll Achtung für ſolche Tapferkeit mit ihnen Frieden.

Von dieſem Heldenkampfe fehlt uns das Lied; denn dasjenige, welches unter der Aufſchrift „Herr Burkhard Münch“ ſich im Wunderhorn II, 140 (nach Lycoſthenes Pſellionoros Luſtgarten, Straßburg 1621, S. 678) und aus dieſem bei Wolff 718 findet, iſt eine einzelne, im 17ten Jahrhundert verſificierte und für jene Sammlung noch beſonders zugerichtete Anekdote nach den Chroniken von dieſer Schlacht.

Als nemlich am Ende derſelben Ritter Burkhard Münch, ein Feind der Eidgenoſſen, mit andern Rittern über das blutige Wahlfeld und die Leichen der Schweizer hinritt, ſprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Roſen.“ Da rief, unter den Todten ſich aufrichtend, der Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß dieſe Roſe!“ und traf mit einem Steine tödtlich Burkhards Stirne.

Nur wieder von öſtreichiſcher Seite iſt ein kurzes Lied vorhanden, das Tſchudi ſo bezeichnet:

Uf den Stritt an der Pirs und den Abzug von Zürich machtend ouch die Öſterricher neißwas armen übelgerimpten Bettel-Lieds, das ſungend ſi allenthalb, und was doch merteil erlogen Ding.

Es ſteht bei Tſchudi II, 429 und Wolff 478.

Der innere Krieg der Eidgenoſſen gegen Zürich, Öſtreich und deſſen Adel dauerte nach dem Abzug der Franzoſen fort. Erſt die entſchiedene Niederlage der Öſtreicher in der Schlacht bei Ragatz, im Rheinthal, am 6 Merz 1446, führte den Frieden herbei. Zürich muſte dem Bunde mit Öſtreich entſagen und erhielt das Gebiet, das ihm die Eidgenoſſen entriſſen hatten, gröſtentheils zurück. Toggenburg überließen alle Parteien einem Verwandten des verſtorbenen Grafen.

Über die Schlacht zu Ragatz ſteht ein Lied des Hans Ower von Luzern bei Tſchudi II, 463 und Wolff 489. Es iſt zum Ruhme der Eidgenoſſen geſungen, aber ohne dichteriſches Verdienſt.

Das Gleiche gilt von einigen ſpätern Fehdeliedern, dem auf den thurgauiſchen Krieg, 1460 (Tſchudi II, 609. Wolff 495), dem auf den ſundgauiſchen Zug, 1468 (Tſchudi II, 687. Diebold Schilling 22. Wolff 501; ein lebendigeres in Wyßs handſchriftlicher Sammlung),

und dem Waldshuter Liede von Thöni Steinhuſer aus Appenzell, der mit im Heere war, auch 1468 (Tſchudi II, 692. Wolff 497).

c) Burgundiſcher Krieg.[1]

Neuen, mächtigen Aufſchwung nahm die Kraft der Eidgenoſſen in dem ſiegreichen Kriege gegen Karl von Burgund.

Erzherzog Siegmund von Öſtreich, durch den unglücklichen Feldzug gegen die Schweiz, dem der Waldshuter Friede 1468 ein Ende gemacht hatte, an Geldmitteln zu neuer Rüſtung erſchöpft, verpfändete ſeine Beſitzungen im Elſaß und Sundgau ſammt dem Breisgau und Schwarzwald, ohne wahrſcheinliche Hoffnung jemaliger Wiedereinlöſung, um 80000 fl. an Karl den kühnen, Herzog von Burgund. Sogar die Regierung trat er ab. Zu Enſisheim huldigten unwillig die Lande dem fremden Fürſten. Dieſer Unwille wurde bald zu Gährung und Aufruhr geſteigert durch die unerträgliche Tyrannei des Landvogts, den ihnen der Herzog geſetzt hatte, Peters von Hagenbach. Von allen Seiten kamen bittre Klagen an Erzherzog Siegmund; doch es war nur Ein Mittel zur Rettung: ein Bund Öſtreichs mit ſeinen alten Feinden, den Eidgenoſſen. Der Erzherzog zögerte, aber Herren und Städte lagen ihm an, und auf einem Tage zu Konſtanz, dem Siegmund ſelbſt beiwohnte, im Anfange des Aprils 1474, kam die Vereinigung zu Stande, die ewige Richtung genannt. In wenigen Tagen wurde dem Herzog von Burgund angeſagt, der Pfandſchilling liege in Baſel. Aber Karl war nicht Willens, die Löſung anzunehmen und als ihm die weitere Nachricht zukam, daß ſein Landvogt Hagenbach, nach dem Spruch eines zu Freiburg gehaltenen Landgerichts, enthauptet worden war, loderte er in heftigem Zorn auf und ſchwur, eher das Leben als die Rache aufzugeben. Karl war ein Fürſt von ſtolzem Geiſte und großer Macht. Seine Lande erſtreckten ſich vom Jura bis zur Nordſee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit ſeinen Waffen Ludwig XI von Frankreich vor Paris erſchreckt. Dieſer, der noch als Dauphin bei St. Jakob die Tapferkeit der Schweizer kennen gelernt, hatte es nicht an Geſchenken fehlen laſſen, ſie gegen

[1] Das Geſchichtliche meiſt nach H. Schreibers Erläuterungen zu Veit Webers Liedern.

den Herzog aufzuregen und unter ſeiner Gewährleiſtung wurde die Konſtanzer Richtung beſchworen. Auch der vertriebene Herzog von Lothringen hatte ſie um Beiſtand angerufen und ſelbſt der deutſche Kaiſer munterte ſie gegen Burgund auf. Sie griffen das gefährliche Werk an und fielen, in demſelben Jahre 1474, in Gemeinſchaft mit Öſtreichern und Lothringern, in Hochburgund ein. Aber der Kaiſer und der König von Frankreich traten zurück und ſchloſſen Frieden oder vieljährigen Waffenſtillſtand mit Burgund. Auf die Eidgenoſſen fiel nun der ganze Zorn des gewaltigen Herzogs und er brach, ihre Anerbietungen verſchmähend, mit großer Heeresmacht, im Merz 1476, über den Jura herein und nun wurden nach einander die blutigen Schlachten geſchlagen, deren letzte ihm den Tod brachte.

Dieſer burgundiſche Krieg iſt der Gegenſtand einer anſehnlichen Reihe von Liedern, die ſich von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ausgange hinzieht. Sie ſtehen gröſtentheils in des Zeitgenoſſen Diebold Schilling Beſchreibung der burgundiſchen Kriege (Bern 1743), einige weitere nach Steiners Chronik in Münchs Aletheia 145 ff. und hiernach ſämmtlich bei Wolff 504 ff.

Ein großer Theil derſelben iſt von Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, geſungen. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt außer dem, was er ſelbſt in den Liedern berührt, nichts weiter bekannt. Er zeigt ſich auch im Ganzen auf dem Standpuncte ſeiner Heimat, des öſtreichiſchen Breisgaus. Obgleich der namenkundigſte unter den Sängern der Schweizerkriege, iſt er doch mehr durch tüchtige Geſinnung, als durch beſondre Kraft der Darſtellung bemerkenswerth. Keines ſeiner Gedichte kann ſich an Fülle lebendiger Züge mit Halbſuters Liede von der Sempacher Schlacht vergleichen.

Muſtern wir nun auch dieſe Lieder vom Kampfe mit Burgund!

Das erſte ſingt vom Tode des Drängers Hagenbach. Als dieſer Nachricht von dem Tage zu Konſtanz erhielt, dachte er, ſich Breiſachs, als eines haltbaren Platzes, zu verſichern. Am Charfreitag zog er mit lärmender Kriegsmuſik ein. Dann trat er, umgeben von Söldnern, vom Henker, den er immer bei ſich hatte, begleitet, in die Kirche, unterbrach die Predigt vom verſöhnenden Leiden und zwang den Prieſter, ihm eine vollſtändige Meſſe zu leſen. Auch den Stadtrath änderte er in dieſer Zeit und entehrte die Frau eines Bürgers. Da

ſchlug ſeine Stunde. Er wurde feſtgenommen und in den Kerker geworfen. Selbſt die Kinder jauchzten und beſangen im Oſterliede die glückliche Wendung. Auf Mahnung der erzherzoglichen Räthe erſchien nach vier Wochen das Landgericht, darunter auch erbetene Richter von Bern, Baſel, Solothurn. Auf dem öffentlichen Platze zu Breiſach wurde das Gericht gehalten und das Todesurtheil gefällt. Die Henker mehrerer Städte ſtritten ſich darum, ihm das Haupt abzuſchlagen. Sein Name lebt, nach Schreiber S. 4, noch in den Verwünſchungen des Volkes.

Das Lied auf dieſes Ereignis iſt nicht eben in poetiſcher Beziehung, aber als Volksſtimme beachtenswerth (Aletheia 145. Wolff 565):

Wend wir aber heben an
Vom Hagenbach, dem ſchamperen mann,
Wie es im iſt ergangen u. ſ. w.

Auf die Einigung zu Konſtanz hat Veit Weber ein Lied geſungen. Er lobt Gott, daß der lange Krieg zwiſchen dem Hauſe von Öſtreich und den Eidgenoſſen beigelegt worden; er dankt dem Herzog Siegmund, daß er ſich an die Aufhetzungen ſeines Adels nicht mehr gekehrt; er freut ſich, daß Hagenbach, „das wüthend ſchwin, der unſinnige ſtier," zu Hand gethan (feſtgeſetzt) worden; er fordert die Verbündeten auf, ihrem Gegner den Rang abzugewinnen (D. Schilling 122):

Ich riet dem edlen fürſten gut
Und den eidgnoſſen wolgemut,
Daß ſi ſich tetent beſachen [1]
Und zugen ihm hin in ſin land
So gar mit wol gewerter hand,
Er wurt ſin nit gelachen.
Ich gehöret all min tag,
Der vorſtreich ſi gar gute;
Wem er zem erſten werden mag,
Der ſi des baß behute.
Nemend zu hilf gott und ſin heilgen alle,
Sant Fridle [2] und Sant Galle,
Sant Vincenz, den vil ſchön,
Sant Urs, den ritter kühn! u. ſ. w.

[1] rüſten?

[2] Fridle, Fridolin, Schutzheiliger von Glarus; St. Vincenz von Bern, St. Urs von Solothurn.

Die Verbündeten folgten dieſem Rathe; nachdem ſie dem Herzog die Fehde angeſagt, zogen ſie in Hochburgund ein und eroberten nach einem ſiegreichen Treffen, das am 13 November 1474 ſtattfand, das feſte Schloß Hericourt. Von dieſem erſten burgundiſchen Zuge handelt ein weiteres Lied Veit Webers (D. Schilling 146).

Ein drittes beſingt den nachfolgenden Streifzug gegen Pontarlier, Orbe u. ſ. w. im Frühjahr 1475 (D. Schilling 183).

Der Anfang bezeichnet die Jahrszeit:

Der winter iſt gar lang geſin,
Des hat getruret menig vögelin,
Das jetzt gar frölich ſinget;
Uf grünem zwi hört mans im wald
Gar ſüßiglich erklingen.

Der zwi hat bracht gar menig blatt,
Darnach man groß verlangen hat,
Die heid iſt worden grüne;
Darum ſo iſt gezogen uß
Gar menig mann ſo küne u. ſ. w.

Der Schluß lautet:

Wenn es gott nit geſüget hät,
Wer wolt dann ſo vil ſchloß und ſtett
Gewinnen in kurzem zite?
Des haben dank die frommen von Bern
Und ander künen lüte!

Der bär was gelouſen uß dem hol,
Es iſt ihm ergangen alſo wol,
Wider heim iſt er geſprungen.
Gott geb ihm fürbaß glück und heil!
Hat uns Vit Weber geſungen.

Einen ähnlichen Zug, wobei vorzüglich die Veſte Blamont zerſtört wurde, ſchildert ein andrer Sänger, der Zollner.

Er hebt an (D. Schilling 210 unter 1475):

Ein vereinung iſt lobeliche,
Der große pund genant.
Zu troſt dem römiſchen riche
Zugents in burgunſch land;

Da haben ſi gewunnen
Beid ſtett und auch die ſchloß,
Gar bald es wart verbrunnen,
Si führten gut geſchoß.

Dieſes Geſchoß wird auch mit Namen geprieſen:

Der Struß thet mengen ſchalle,
Metz und das Ketterlin,
Die Reimerin gar balde
Ging als zun muren in.

Schlußſtrophe:

Zwölf ſchloß hand ſi erlangen,
Darzu dri ſtett ſo gut.
Er führt ein ſtechelin ſtangen,
Der Zollner es ſingen thut u. ſ. w.

Noch war Karl der kühne ſelbſt nicht auf dem Kriegsſchauplatz erſchienen. Er hatte am Niederrhein zu thun. Aber ſeine Befehle zum Aufbruch wider die Schweiz waren ergangen und insbeſondre war denen von Freiburg im Üchtland gedroht, daß man mit ihnen anfangen würde. Veit Weber rühmt und ermuthigt ſie mit einem Liede, das auch für ſeine perſönlichen Verhältniſſe nicht unwichtig iſt (D. Schilling 248 unter 1475):

Mit geſang vertreib ich min leben,
Von tichten kan ich nit lan,
Darumb mir ſtett hand geben
Die ſchilt, ich an mir han,
Daß ich mich deſter baß mög erweren
Und ehrlich kum gegangen
Für fürſten und für herren u. ſ. w.

Schluß:

Der uns dis lied nun hat gedicht
Von dieſem pund ſo klug,
Er hat ſin ſinn daruf gericht,
Er well uns ſingen gnug.
Vit Weber iſt auch ers genant,
Das lied ſchenkt er mit willen
Friburg in dem Öchtland.

Im Jänner 1476 kam Karl von Burgund, der König Romreich des Teurdank, mit einem Heere von mehr als Fünfzigtauſenden über

den Jura heran. Sein ſtolzer Zug glich mehr einem Triumphe, als einer Kriegsfahrt. Aber innerhalb Jahresfriſt ſchlugen ihn die Verbündeten in drei Hauptſchlachten. In der bei Granſon, am Neuchateler See, verlor er ſeine Schätze; ſein Lager, voll orientaliſcher Pracht, fiel in die Hände ſeiner Feinde; in der Schlacht bei Murten wurde ſein neuverſammeltes Heer aufgerieben; in der bei Nancy verlor er das Leben. Dieſe drei Siege der Eidgenoſſen und ihrer Verbündeten ſind mehrfach im Geſange gefeiert.

Über die Schlacht von Granſon liegen drei Lieder vor, ſämmtlich ohne Namen der Sänger.

Das eine ſtimmt ſo an (D. Schilling 302. Schreiber 77):

In welſchem land hebt ſich ein ſtruß,
Da mag wohl werden etwas us,
Die klouwen wellen wir wetzen;
Der gir treit großen übermut,
Der bär und ſtier, gar wol behut,
Wend mannlich mit ihm kretzen.

Zu Granſon ers betrogen hat
Und ſichert ſie mit falſchem rat,
Das wart an in gebrochen.
Die frommen lüt hat er erhenkt,[1]
Fürwar das iſt ihm nit geſchenkt,
Man hats an ihm gerochen.

Dri küng[2] hat er gehebt im feld
Und ſiben fürſten, die ich meld;
Den pund wolt er gewinnen,
Sin herren er begoben wolt,
Jeglicher ein teil beſitzen ſolt;
Des muſt man werden innen.

Die Thaten der einzelnen Bundesglieder werden namhaft gemacht; dann folgt die Flucht des Herzogs.

[1] Karl hatte die Beſatzung des Schloſſes Granſon, denen man freien Abzug verſprochen, an die Bäume aufhängen laſſen.

[2] Im Einzelnen wird nachher nur „ein künig von Naples“ genannt, Prinz Friedrich von Tarent, Sohn des neapolitaniſchen Königs Ferdinand. Schreiber 80.

Schluß:

Der uns dis liedlin nüwe ſang,
Der tut vil manchen irren gang,
Gut leben iſt ihm thüre;
In ſiner taſchen iſt er ſchwach,
Er klaget ſehr ſin ungemach,
Daß ir im kommt zu ſtüre.

Es iſt nicht übel, daß ein ſolcher armer Schlucker von all dem verſchleuderten Reichthum des prunkenden Fürſten ſingt.

Das andre Lied hat vorzüglich die durch Gottes Hülfe gebrochene Macht des übermüthigen Gegners im Auge (D. Schilling 298):

Öſterrich, du ſchlafeſt gar lang,
Daß dich nit weckt der vogelgſang,
Haſt dich der mere verſumet;
Der Burgunner hat ſich ganz vermeſſen,
Er wolt zu Bern und Friburg kücheln eſſen,
Der bär hat ihm die pfannen gerumet u. ſ. w.

Im Verlauf des Liedes wird dem römiſchen Reiche, das durch Burgund große Gefahr gelaufen, vorgehalten, daß es billig dieſer Sache ſich angenommen hätte. Dieſes bezieht ſich auf den Rücktritt des Kaiſers, der zuerſt die Eidgenoſſen aufgemuntert hatte und dann mit Burgund Frieden ſchloß:

Ich kouft nit fründſchaft um ein brot,
Die mich verließen in der noth
Und mich erſt wolten ſterken.

Unter den kämpfenden Eidgenoſſen wird vorzüglich dem Bären der Roſenkranz aufgeſetzt:

Dis hat gethan die gotteshand,
Das an dem bären nit erwant,
Er geriet gar frölich ſpringen
Mit andern ſinen eidgnoſſen gut,
Die hatten alle ein frien mut,
Thut einer von Lucern ſingen.

Das dritte Lied (Aletheia 149. Wolff 567) hat wenig hervorſtechende Züge. Der Verfaſſer erſcheint ſelbſt als Mitkämpfer und kann eben darum nicht von Allen genau berichten:

Es wurd mir auch zu ſchwer allein,
Ich hat mit mir zu ſchaffen,
Daß ich ſi achtet klein.

Einzelne Wendungen ſind dieſem Liede mit ſolchen gemein, als deren Verfaſſer ſich Veit Weber nennt; und zwar:

Si hand in geſchoren und genetzt (Aletheia 150).

Vgl. Veit Weber (Wolff 527):

Man würd ihn ſcheren ungenetzt;

dann:

Die Walchen lehrt man fliegen
Us dem ſchloß Granſon uf das land.

Vgl. Veit Weber (Wolff 523):

Man lert ſie allſamt über die mur
Ohn alles gefieder fliegen.

Allein ſolche Redeweiſen können auch wohl als Gemeingut dieſer Kriegsgeſänge betrachtet werden.

Der Sieg der Eidgenoſſen bei Murten, wo ſie in Verbindung mit Öſtreich und Lothringen, am 22 Juni 1476, dem Jahrestage der Schlacht bei Laupen, das burgundiſche Heer vertilgten, ſo daß der Herzog mit kaum 30 Mann am Genferſee anlangte, iſt von zwei Sängern gefeiert. Der eine iſt Veit Weber und man hält ſein Lied auf dieſe Schlacht für ſein beſtes. Da er dieſelbe mitgefochten, konnte er auch aus vollem Herzen anſtimmen (D. Schilling 347):

Min herz iſt aller frömden voll,
Darumb ich aber ſingen ſol,
Und wie es iſt ergangen;
Mich hat verlanget tag und nacht,
Biß ſich der ſchimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han verlangen.

Er ſingt zuerſt von der tapfern Vertheidigung der Stadt Murten gegen das belagernde Feindesheer, dann von dem Kampfe der zum Entſatz herangezogenen Verbündeten und von der endlichen Flucht der Burgunder:

Einer floch her, der ander hin,
Do er meint wol verborgen ſin,
Man tödt ſi in den hürſten; [1]

[1] Hecken.

Kein größer not ſah ich nie me,
Ein große ſchaar luff in den ſee,
Wiewol ſi nit was dürſten.

Si wuten drin bis an das kinn,
Dennocht ſchoß man faſt zu ihn,
Als ob ſi enten weren;
Man ſchifft zu inen und ſchlug ſi tod,
Der ſee der wart von blute rot,
Jemmerlich hort man ſi pleren.

Gar vil die klummen uf die böm,
Wiewol ir nieman mocht haben göm,[1]
Man ſchoß ſi als die kregen;
Man ſtachs mit ſpießen über ab,
Jr geſider inen kein hilf gab,
Der wind mocht ſi nit wegen u. ſ. w.

Schließlich wird noch der Verfolgung des Grafen von Romont, eines der Hauptvaſallen von Burgund, gedacht.

Schluß:

Bit Weber hat dis lied gemacht,
Er iſt ſelbs geweſen an der ſchlacht,
Des ſchimpfes was er verdorben;
Des danket er den eidgnoſſen
Und denen ſo er gutes gann,
Hand ihm umb anders geworben.

Dieſe letzte, durch verdorbenen Text unklare Stelle ſcheint zu beſagen, daß er ſich nicht mehr mit bloßem Spiele, als Sänger, beſchäftigte, ſondern ihm die Eidgenoſſen zum Ernſte halfen, indem ſie ihn als Mitſtreiter eintreten ließen, wie er denn ſchon den Zug vor Hericourt mitgemacht.

Das andre Lied auf die Murtner Schlacht fängt an (Aletheia 153):

Nun merkend all geliche!
Mit ſingen ſo heb ichs an
Von dem punt ſo kräftigliche
Mit mängem ſtolzen mann;

[1] Die gaum, Aufſicht, Sorge (alte Sprache gouma, cura). Eines dinges goum haben, es wahrnehmen, beachten. Vergl. Schmeller II, 47.

Er iſt ins feld gezogen
Mit wehrhaftiger hand,
Der gir [1] iſt ußgeflogen
Zu dem bären in ſin land u. ſ. w.

Die Schlußſtrophe nennt den Sänger:

Diß liedli hat geſungen
Hans Biel (Beil?) uß freiem mut,
Von dem punt iſts erklungen,
Von den eidgnoſſen gut;
Wo man ir hört gedenken,
Ir lob wird offenbar.
Das liedli will ich uch ſchenken
In ein gut ſälig jahr.

(Alſo zum Neujahr 1477.)

Endlich die Schlacht von Nancy hat wieder zwei Sänger begeiſtert. Herzog René von Lothringen lieferte dieſelbe mit Hülfe der Schweizer dem ſchon zweimal geſchlagenen Burgunderherzog am 5 Januar 1477. Karls Kriegsheer war zum voraus muthlos und dießmal an Zahl geringer, als das ſeines Gegners. So ward er bald beſiegt und, als er fliehend mit ſeinem Roſſe in einen leicht überfrorenen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erſchlagen.

Im erſten Liede (D. Schilling 375) wird der Heilige von Lothringen angerufen:

Sant Niclaus, wir ſind har geſant,
Zu retten dir din eigen land;
Nun thu uns diner hilfe ſchin
Und erzeig uns auch die gnade din,
Wo wir ſöllen keren us
Und anheben diſen ſtruß!

Der Bär läuft auch hier zum Streite voran, ob er gleich „in einem talpen wund" wird.

Schluß:

Er ſitzt zu Bern im Öchtland,
Ein ſtechelin ſtangen fürt er zur hand,
Der uns doch macht das liedlin gut.

1 Gir, Geier, das burgundiſche Wappen.

Nun hab uns gott in ſiner hut!
Maria, du vil reine meit,
Hilf zu friden der chriſtenheit!

Der Mann mit der ſtählernen Stange iſt uns ſchon einmal begegnet, am Schluſſe des Liedes vom Zuge gegen Blamont, ſelbſt in ganz ähnlicher Satzſtellung. Dort nennt er ſich „der Zollner", vermuthlich ein Berner.

Das andre Lied von der Schlacht von Nancy (Aletheia 160) ſtellt u. A. den Übermuth des Herzogs mit der frommen Demuth der Eidgenoſſen zuſammen.

Die Reihe der Lieder vom burgundiſchen Kriege hat ſich uns mit dem Tode Hagenbachs eröffnet; ſie ſchließt ſich, indem nun auch ſein ſtolzer Herr dahin gelangt, wo beider irdiſche Gewalt ein Ende hat.

d) Schwabenkrieg.

Noch einen harten Kampf hatten am Schluſſe des 15ten Jahrhunderts die Eidgenoſſen und die ihnen zugewandten drei rhätiſchen Bünde für ihre gemeinſame Unabhängigkeit zu beſtehen, den Schwabenkrieg, im Jahr 1499.

Die bisherigen Kriege hatten mehr und mehr das Band gelöſt, durch welches die Eidgenoſſenſchaft mit dem deutſchen Reiche zuſammenhieng. Maximilian I von Öſterreich, der ſeit 1493 auf dem deutſchen Throne ſaß, wollte dieſes Band wieder feſter anknüpfen. Er wollte die Schweiz zu einem Reichskreiſe machen, er verlangte, die Eidgenoſſen ſollten dem Bunde beitreten, den die ſchwäbiſchen Stände zur Abſchaffung aller Fehden unter ſich gemacht hatten, er erſuchte ſie, das mit ſeinem Vetter Siegmund errichtete Bündnis mit ihm zu erneuern. Alles deſſen weigerten ſich die Eidgenoſſen, auch wollten ſie weder den Landfrieden annehmen, noch die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts anerkennen. Allerdings hatte ſie das Reich unter Maximilians Vater im burgundiſchen Krieg im Stiche gelaſſen und vor dem ſchwäbiſchen Bunde hatten ſie Scheue, weil er, großentheils aus Adel beſtehend, ihrer Freiheit gefährlich ſchien.

Zu Innsbruck ſagte Kaiſer Maximilian zu den Geſandten der Eidgenoſſen, ſie ſeien ungehorſame Glieder des Reichs und er werde ſie wohl ſelbſt einmal mit dem Schwerte heimſuchen müſſen. Die

Geſandten antworteten: „Wir bitten Eure kaiſerliche Majeſtät, uns mit ſolchem Beſuche zu verſchonen, denn unſre Schweizermannen ſind grob und achten ſelbſt der Kronen nicht.“ Mit dem Schwabenbund hatten die Eidgenoſſen manche Neckereien an den Grenzen.

Aber auch zwiſchen den freien Bünden, die ſich in Rhätien gebildet hatten, und dem Hauſe Öſterreich beſtand üble Nachbarſchaft wegen der Grenzſtreitigkeiten von Engadin und Tirol.

Weil nun dieſe Bündner mit den Eidgenoſſen einerlei Furcht vor der Gewalt des Kaiſers hatten, errichteten der graue Bund, 1497, und der Gotteshausbund, 1498, Freundſchaft und Schutzbündnis mit dem gröſten Theile der Eidgenoſſenſchaft; der Zehngerichtebund trat ſpäter bei. Der Kaiſer, obgleich im niederländiſchen Kriege beſchäftigt, ſtellte neue Macht ins Tirol und die Schaaren des ſchwäbiſchen Bundes rückten im Rheinthal gegen das rhätiſche Gebirg heran. Aber auch den Rhein hinab bis Baſel umſpannten ſie das Schweizerland. Der Kampf begann im Februar 1499 und fiel überall zum Nachtheile des Schwabenbundes aus. Ohne Erfolg kam der Kaiſer ſpäterhin ſelbſt an den Bodenſee. Im September desſelben Jahres wurde der Friede zu Baſel geſchloſſen, aber in dieſem kurzen Kriege, der mit großer Erbitterung geführt wurde, waren 20000 Menſchen erſchlagen, gegen 2000 Dörfer, Flecken und Schlöſſer abgebrannt und das Land auf 30 Meilen weit verheert worden, ohne daß einer von beiden Theilen einen Zuwachs an Ländern erhalten hatte. Der Eidgenoſſenſchaft war er Anlaß, ſich feſter und vollſtändiger abzuſchließen (Zſchokke. Heinrich, Reichsgeſchichte IV, 683 ff.).

Auch vom Schwabenkriege iſt Manches geſungen worden.[1] Ich führe zwei Lieder an. Das erſte nach einem fliegenden Blatte, das 1609, vermuthlich zu Baſel, gedruckt iſt:

Ein hüpſch alt lied von der ſchlacht der dreien grawen pünden.

Es handelt von dem unglücklichen Streite der Schwaben unter Ludwig von Brandis gegen Bundleute und Eidgenoſſen im Engadin und Etſchland:

[1] [S. die Reimchronik: „Der Schwabenkrieg, beſungen von einem Zeitgenoſſen, Johann Lenz, Bürger von Freiburg. Herausgegeben von H. v. Dießbach. Zürich 1849.“ Darin eine Reihe friſcher, volksmäßiger Lieder; das erſte der beiden hier angeführten ſteht dort S. 120 ff. P.]

So wil ich aber ſingen
Und ſingen ein news gedicht
Wol von den dreien pünden.
Wies in ergangen iſt.
Dem Öſchland iſt es wol bekant;
Die krä iſt außgeflogen
Dem ſteinbock in ſein land u. ſ. w.

Der Kampf wird beſchrieben und wie übel es der Krähe ergeht. Schluß:

Der uns das liedlin hat geſungen
Und ſingt zuo diſer ſtund,
Keinem herren iſt er verbunden,
Er ſitzt im grauwen pund;
Zuo Chur iſt ers gar wol erkannt,
Sein nahrung iſt er ſuochen
In teutſchem und welſchem land.

Das andre Lied (Aletheia 165) umfaßt mehr das Ganze dieſes Kriegs und zählt die verſchiedenen Plätze auf, wo die Eidgenoſſen und Bundleute geſiegt haben.

Der Eingang lautet:

Wie wol ich bin ein alter gris,
Doch dicht ich in einer ſchlechten wis,
Ein neues lied zu ſingen,
Zu ſingen von dem römiſchen küng,
Wie er iſt kommen hinter die ſprüng,
Die eidgnoßſchaft zu zwingen u. ſ. w.

Am Schluſſe wird wieder dem römiſchen König und den Fürſten Trotz geboten, daß ſie die Eidgenoſſen nimmer in ihrem Lande zwingen mögen.

Wir werden im Abſchnitte von den hiſtoriſchen Liedern des 16ten Jahrhunderts auch die Reihe der ſchweizeriſchen wieder anknüpfen. Den Geiſt, der in den eidgenöſſiſchen Thaten und Geſängen des 14ten und 15ten Jahrhunderts weht, von denen bisher die Rede war, zuſammt den Andeutungen, die ſich uns ſchon hiebei für die Zukunft ergeben, glaube ich nicht beſſer charakteriſieren zu können, als mit folgendem Liede, das ich gleichfalls einem alten fliegenden Blatt entnehme:

Ein ſchön Lied von den alten Eydgnoſſen, diſer zeyt wol zu betrachten, in der weiß: Es gaht ein friſcher Sommer dahär u. ſ. w. Getruckt zuo Zürych, bey Hans Cuonradt Geßner, Anno 1607.

Es iſt ohne Zweifel aus dem 16ten Jahrhundert, ſteht uns aber am beſten hier an der Grenzſcheide. Ein neuer Sommer geht daher, aber kein friſcherer:

Gott vatter, ſohn, rüfend wir an u. ſ. w.

Um dieſelbe Zeit, als hoch oben im Gebirge freie Bauern den Angriff der Fürſten und des Adels zurückſchlugen, wurde fern an der Strandfläche der Nordſee ein gleicher Kampf ſiegreich durchgefochten. In dem Jahre, mit welchem das 15te Jahrhundert voll wurde, am 17 Februar 1500, kämpften die Dithmarſchen ihre Freiheitsſchlacht bei Hemmingſtedt.

Dieſes kleine Volk, das zwiſchen Elbe und Eider einen zum Theil dem Meere abgerungenen Boden bebaute, hatte von früheſter Zeit her germaniſche Sitte und ſo auch die faſt überall im Lehenweſen aufgegangene gemeine Freiheit bei ſich bewahrt. Es erkannte zwar als Oberherrn den Erzbiſchof von Bremen, doch ohne ihm wahrhaft oberherrliche Rechte einzuräumen. Jedem neuen Erzbiſchof wurde eine Schatzung entrichtet, ſonſt fanden keine Abgaben ſtatt; die fünf Vögte, die das Recht ſprachen, wurden von Bremen ernannt, übten aber keine weitere Gewalt aus. Die oberſte Regierung hatte ein Ausſchuß von 48 Männern. Dieſe Vorgeſetzten verſammelten ſich alle Sonnabend auf dem Markt zu Heide, wo Jeder ſein Anliegen vorbringen konnte. Das ganze Volk zerfiel in Geſchlechter, Klüfte, die aufs engſte vereinigt waren, gemeinſchaftlich zum Kampfe zogen und die Pflicht der Blutrache auf ſich hatten. Jedes Kirchſpiel hatte ſeinen Vorſteher, der mit einer Anzahl Geſchworner alle Streitigkeiten unter den Klüften, die nicht an die allgemeine Landesverſammlung gebracht wurden, entſchied. Die Landesgeſetze und Gewohnheiten lebten im Gedächtnis des Volks, erſt 1477 wurden ſie ſchriftlich abgefaßt. Adel gab es nicht; die fremden Edelleute, die ſich angeſiedelt hatten, wurden vertrieben. Selbſt in geiſtlicher Hinſicht behaupteten die Dithmarſchen eine merkwürdige Unabhängigkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſer freie Zuſtand der dithmarſchiſchen Bauern ihren fürſtlichen und ritterlichen Nachbarn ein Dorn im

Auge war. Sie hatten darum auch mit dieſen, beſonders mit den Königen von Dänemark und den Grafen von Holſtein, manchen harten Strauß zu beſtehen. Eben am Eingang unſres Zeitraums endigte ein ſolcher Krieg mit großem Verluſt der Holſteiner: Graf Albrecht von Holſtein kam 1403 um, und im folgenden Jahre wurde ſein Bruder Gerhard erſchlagen; der beſte Theil des holſteiniſchen und ſchleswigſchen Adels fand in dieſer Fehde ſeinen Tod. Am Schluſſe des 15ten Jahrhunderts nun brach ein neues, furchtbares Ungewitter über Dithmarſchen herein. Die däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Hauſe trachteten, dieſes Land mit ihrem Reiche zu vereinigen; Chriſtian I hatte ſich von dem Kaiſer ausdrücklich mit demſelben belehnen laſſen. Die Dithmarſchen wollten ſich das nicht gefallen laſſen; oder, wie es in einem Liede heißt, ſie wollten dem König pflichtig werden, wenn er ſich mit einem Scheffel Bohnen begnügen ließe (Johann Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen . . . von F. C. Dahlmann B. I. Kiel 1827. 8. S. 498. Wolff S. 343). Aber vergeblich war der Einſpruch des Volks, umſonſt ſelbſt die günſtige Entſcheidung des Pabſtes. Doch waren die Könige bisher nicht im Stande, ihr vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Endlich rüſteten ſich König Johann II und ſein Bruder, Herzog Friedrich, mit ganzer Macht, um dem kühnen Volk ſein liebſtes Gut zu entreißen. Sie miethten die große oder ſchwarze Garde, deren Kriegsruhm ſeit vielen Jahren Deutſchland und andre Länder mit Schrecken erfüllt hatte; mehr als 30000 verſuchte Streiter wurden gegen ein Volk aufgeboten, das kaum 6000 Männer zählte; ſicher waren der König, ſein Bruder und der Adel des Erfolges. Der Anfang des Kriegs war auch glücklich für ſie, doch entſank den Dithmarſchen der Muth nicht. Das Banner einer reinen Jungfrau, die ſich dem Herrn gelobte, anvertrauend, beſetzten 500 Männer, angeführt von Wolf Iſenbrand, den Paſs bei Hemmingſtedt; dieſer kleinen Schaar erlag am 17 Februar 1500 die ſtolze Heeresmacht des Königs von Dänemark. Faſt Alles kam um, theils von den Händen der Dithmarſchen, theils in den Gräben und Marſchen; es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein Geſchlecht war in Holſtein und Schleswig, das nicht einen Verwandten zu betrauern hatte. Groß war die Beute, und ſelbſt das Heiligthum der Dänen, das Danebrogsbanner, ward von den Siegern

in der Kirche zu Wöhrden aufgehängt. Erſt 60 Jahre ſpäter, 1559, unterlag die dithmarſchiſche Freiheit einem neuen Angriff (Rühs, Handbuch der Geſchichte des Mittelalters S. 676—79).

Auch über den Freiheitskampf der Dithmarſchen iſt eine Anzahl alter Lieder und Liederbruchſtücke, 11 Numern, vorhanden. Sie ſind zum Theil ſchon in Anton Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen, Hamburg 1733. 4. abgedruckt. Vollſtändiger in der neuerlich erſchienenen Ausgabe des Hauptwerks zur dithmarſchiſchen Geſchichte:

Johann Adolfis, genannt Neocorus [geſtorben um 1630, dem 80 Jahr nahe], Chronik des Landes Dithmarſchen. Aus der Urſchrift herausgegeben von F. C. Dahlmann. 2 Bde. Kiel 1827.

Neocorus ſelbſt hatte ſolche Lieder aus Handſchriften und alten Drucken ſeiner Chronik einverleibt. In der angeführten Ausgabe ſind ſie nach andern Chronikſchreibern vermehrt.

Auch Wolff hat dieſe Lieder (S. 333 ff.) gröſtentheils wieder abgedruckt. Sie ſind ſämmtlich in niederdeutſcher Mundart gedichtet, aber von verſchiedenem Alter und Werthe, zum Theil nur fragmentariſch und mit geſtörtem Rhythmus.

Ich hebe aus ihnen hervor, was ſich für unſern Zweck am meiſten eignet.

Zu der Zeit des Kampfes der Dithmarſchen mit den holſteiniſchen Grafen, am Anfang des 15ten Jahrhunderts, bauten ihnen dieſe vor den Ort Meldorp hin, um ſie im Zwange zu halten, ein feſtes Schloß, Delbrugge (Delffbrügge). Die Dithmarſchen machten ſich auf, dasſelbe zu zerſtören. Davon handelt das Bruchſtück eines Liedes (bei Neocorus I, 383, fehlt bei Wolff): [1]

Dar is ein nie raet geraden
To Gottorp up dem ſchlate u. ſ. w.

Das Lied bricht ab, wie das Unternehmen ſelbſt damals unausgeführt blieb. Dem Hauptmann, Roleffs Bojeken Sohne, wurde das Haupt mit einer Büchſe zerſchmettert und auf einen Pfahl vor die Veſte geſetzt. Aber bald nachher, als Herzog Gerhard erſchlagen war, wurde auch das Schloß eingeriſſen.

Sonſt iſt von dieſer frühern Fehde nichts im Geſange übrig geblieben.

[1] [In Uhlands Volksliedern I, S. 443. 444. H.]

Mehr nur chronikmäßig, aber vielleicht nach ältern Liedern, findet ſich Einiges im Anfang eines längern Gedichts vom ſpäteren Dithmarſcher Kriege (Neocorus I, 495—7. Vgl. I, 523. Wolff 340—42). Daraus verdient folgende Stelle, vom Rückzuge der Holſteiner, angeführt zu werden. Sie zeigt zugleich, daß der dithmarſiſche Dichter auch einem ehrenhaften Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt:

De weg de was to male ganz enge,
Dat ſe quemen in ſo grote dwenge,
Nemant mochte dem andern entwiken,
De meiſte hope bleff dar dot, de arme mit dem riken.
Her Hinrik van Siggen, ein ridder goet,
He hadde to male einen frien moet,
He en wolde nicht vorzagen,
De banre brachte he mit marcht dardorch, effte he hadde vlagen.
Do de ridder dat vornam,
Dat ſin genedige here[1] nicht na en quam,
Em was ntermaten bange,
He wolde ſick lever laten doetſchlaen, wen he were vangen.
He is wedder to deme hupen gereden
Unde hefft mit ſinen twen ſones in ſinen dot geſtreden;
Dat höret einem edlen manne van ehren;
Sus hefft he dar ſin liff gelaten bi ſinem eddelen heren.

Von der großen Schlacht im Jahr 1500 iſt das alterthümlichſte und volksmäßigſte Lied folgendes (nach H. Detlev, Neocorus II, 562. Wolff 338):[2]

De könig wol to dem hertogen ſprack:
„Ach broder, harteleve broder,
Ach broder, hartleveſter broder min,
Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie Ditmarſchen lant
Ane unſen ſchaden mögen gewinnen?“ u. ſ. w.

Bei dieſem Liede iſt bemerkt: „wert vor einen Dithmarſchen Danz gebruket.“ Die Versart läßt dieſes auch wohl erkennen und wo die Rhythmen überzählig erſcheinen, brauchten nur beſtimmte mimiſche Bewegungen wiederholt zu werden. Der Vortrag der alten Lieder und

[1] Herzog Gert, Gerhard, von Schleswig, der erſchlagen ward.
[2] [In Uhlands Volksliedern I, S. 444—447. H.]

Balladen wurde überhaupt mit Reihentänzen verbunden und über die Tänze der Dithmarſchen insbeſondre geben Neocorus und Viethen genaueren Bericht (Neocorus I, 177 ff. II, 566 ff.).

Daß der König ſelbſt erſchlagen worden, iſt ungeſchichtlich, darum aber nicht für abſichtliche Lüge anzuſehen, ſondern vielmehr für eine Wirkung des lebendig fortbildenden Volksgeſangs, in welchem ſich allerdings das Ereignis auf dieſe Art vollkommener abſchloß. Daß dieſes Lied wirklich viel geſungen wurde, davon zeugt auch ein Bruchſtück desſelben, mit mehrfachen Veränderungen und Verwirrungen (nach Peter Saxe, bei Neocorus II, 565. Wolff 337). Hier heißt es am Schluſſe:

De uns de grote guardie dot ſchlog, dat will ick ju wol ſeggen:
Dat hefft de grote Reimer van Wimerſtedt gedahn, de hefft de grote guardie geſchlagen.[1]
De uns dat nie liedlein ſung, van nie hefft he it geſungen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerſtedt gedahn mit ſinen langen gelen kruſen haaren.

Am Schluß eines andern Liedes wird auch die Königin aufgeführt, wie ſie die flüchtigen Kriegsknechte heimkehren ſieht (I, 522):

Des wart de koninginne enwaer,
Se weende ock alſo ſehre:
Sin gi knechte nu to hues gekamen,
Wor late gi juwen eddelen heren?

De Ditmerſchen hebben ehn aldot geſchlagen,
Des konne wi nicht enkeren (abwenden).
Se dragen ſinen helm, ſe vören ſinen ſchilt,
Darto ſine ſtolte banneren.

De ſick jegen Ditmerſchen ſetten will,
De ſtelle ſick woll tor wehre!
Ditmerſchen dat ſchölen buren ſin,
Jt mögen wol weſen heren.

Eine andre Aufzeichnung hat hier noch den Zuſatz, eigentlich eine Variante des Vorigen:

Leoen de Ditmerſchen noch ſöven jahr,
Se werden der Holſten heren (II, 562).

[1] Die Chronik erzählt anders, Neocorus 474 f.

Neocorus macht zu dieſem Lied eine lateiniſche Anmerkung:

Eleganter hic elegans poeta fingit obstupefactam vel lamentantem etiam reginam et dissipatos palantes equites, adeo quod alter alterum nescierit, reginæ itaque roganti nihil aliud respondere potuerint, quam regem occisum, vel alter alteri plane contraria narraverit.

Es iſt hier gewiſſermaßen der Übergang zu dem früher vorgetragenen Liede gegeben, in welchem beſtimmt angenommen iſt, der König ſei erſchlagen.

Wie die Frauen daheim die Unglücksbotſchaft empfangen, iſt in dieſen Schlachtliedern ein epiſch wiederkehrender Zug. So in dem von der Sempacher Schlacht[1] (Wolff 462).

Endlich ein längeres, unſtrophiſches Gedicht (I, 507 ff.), von mehr gelehrter Haltung, geht davon aus, daß der dithmarſchiſche Krieg gerade in das goldne Jahr, das päbſtliche Jubeljahr 1500, gefallen und faßt alle Haupt- und Nebenumſtände unter die Zahl drei. Ob Letzteres ein beſondrer Einfall des Verfaſſers, oder eine ſchon in älterer Dichtung vorgefundene Form ſei, muß uns unentſchieden bleiben. Man weiß z. B., daß die alte walliſiſche Poeſie durchaus nach Triaden geregelt war.

Bei dem goldnen Jahre hat der Verfaſſer des Gedichts das altteſtamentliche Jubeljahr vor Augen, in welchem man alle Gefangene und Eigene freigelaſſen und allen Unfrieden beigelegt. Das ſei in dieſer Zeit anders:

Men vallet aver ſtede und lande
Mit ſeltzamem volke mannigerhande,
De nicht enfurchten den almechtigen gott,
De hilligen rechte holden ſe vor ſpott,
De hövetlüde[2] ſint ſulven tyrannen,
Laten ſick vorſchunnen[3] van ehren mannen u. ſ. w.

Auf drei[4] wird nun das Gedicht in folgender Weiſe geſetzt:

Do alſe de erſte intoch geſchach,
Dat was in der weken de dorde dach,

[1] [In Wackernagels Leſebuche I, Sp. 1116, Z. 13—19. 1118, Z. 18—24. H.]

[2] Die Häupter der Chriſtenheit, die Fürſten.

[3] Neocorus II, 602 a: „Vorſchunnen, aufreizen, verführen.“ Mittelhochdeutſch, doch ſelten, ſchünden, antreiben, auffordern. Wigal. S. 700.

[4] Liegt etwa in der Jahrszahl 1500, 3 mal 500, der Anlaß?

Dit was na alle ehrem ſinne,
Dre dage hadden ſe Meldorp inne.
Dre dorper bi Meldorp vordorven ſe mit brant,
Dre mile weges keinen ſe in dat lant u. ſ. w.

Die merkwürdigſte Drei iſt aber folgende:

Dre ſunderlike wiſe, dre wunderlik ſidt
Brukeden de Ditmerſchen in dem ſtridt.
Dat erſte let ſehr otmödichlik,[1]
Ein crucifix, dat was ſeher barmelik,[2]
Dat leten ſe vorhenne dregen,
Mit innigem gebede ſe dat anſegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne ſchlangen,
De Moſes vor ſe let uphangen u. ſ. w.

De ander wiſe, de wunderlik is:
Eine jungfrow ging vor in der ſpiß (an der Spitze);
Se ſchuwede nit dat ungeſoeg,
Deſſe ſulvige den banner droeg.
Jungfrowſchop lavede ſe alle ehre dage,
Wer et gade in ſinem behage
Unde der ſaligen jungfruwen Marien,
Dat he dit volk wolde frien
Van den unbilden unde van der not.

De drudde wiſe was wunderliken grot:
(Und is,) do ſe den vienden wolden moeten,[3]
Treden ſe to ehn mit barvoten voeten.
Se repen alle: Help, Maria milde!
Se worpen van ſick krevete,[4] höde und ſchilde.

In dieſen drei ſonderlichen Weiſen iſt Chriſtliches und germaniſch Heidniſches ſeltſam gepaart. Das Chriſtliche: Vortragen des Crucifixes, Anrufung Marias u. ſ. w. bedarf keiner Erläuterung. Entſchieden altheidniſch aber iſt das Wegwerfen aller Schutzwaffen: des Bruſtharniſchs, Eiſenhuts und Schildes. Man erkennt hierin das

[1] „Demüthig.“ Neocorus II, 593 b.
[2] Zum Erbarmen, rührend.
[3] Moeten, entgegen gehen, däniſch möde.
[4] „Krevet, Krebs, Bruſtharniſch.“ Neocorus II, 591 a. Vergl. Schmeller II, 378.

nordiſche Kämpfen als Berſerker (Harniſchloſer), womit die Vorſtellung der äußerſten Kampfwuth oder eines periodiſchen Wahnſinns verbunden war. Es unterlag aber auch wohl der Gedanke an einen beſondern Schutz der Götter. Der Dänenkönig Harald Hildetand war, nach Saxo Grammaticus (Historia Danica l. VII, S. 112 f.) ſagenhafter Erzählung, durch die beſondre Gunſt Odins, dem er dafür die Seelen aller von ihm Erſchlagenen verſprochen, unverwundbar und gieng ohne ſchützende Rüſtung in die Schlacht:

Commisso prælio purpurea amictus lacerna mitraque auro variata capillitium redimitus, in hostem progreditur, ita armorum loco tacita fortunæ conscientia fretus, ut convivali potius, quam bellico cultu instructus videretur etc. Inermis siquidem ac regiis duntaxat insignibus ornatus, cœtus anteibat armigeros etc.

Die Dithmarſchen rufen nicht mehr zu Odin, ſie rufen: „Help, Maria milde!“ aber ſie werfen, getroſt auf dieſe Hülfe, allen Waffenſchutz von ſich.

Auch von den Herulern meldet Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20:

Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda. (Die Dithmarſchen baarfuß.) (S. auch Tacitus, Histor. l. II, c. 22.)

Die Jungfrau, an der Spitze der Kriegsſchaar ſchreitend, weiſt auf die, ebenfalls im odiniſchen Glauben begründete Vorſtellung von den Valkyrien hin. Dieſes auseinanderzuſetzen, müſten wir zu weit in die germaniſche Mythologie eingehen. Ich begnüge mich daher, einige andre Beiſpiele ſolchen Gebrauches mittelſt einer Anmerkung des Neocorus zu einem der dithmarſchiſchen Lieder anzuführen (I, 502):

Alſo hebben die Worſter [die Bewohner des Ländchens Wurſten] tovorne de grote Guardia mit Magno, Hertogen to Saßen, ock vordreven unde vorjagt, dat ſe eine Jungfruwen to einer Veltvöriſchen gehat. Supra in hoc libro Cranz. lib. 13, cap. 23. Ao. Chriſti 1517 averſt hebben ſe avermals mit dem Erzbiſchopp Chriſtoffel einen Krig geföret unde eine Jungfrouwen gelichsfals tor Vendrichen gehat, darin de Dot gemalet geweſen, hebben wol erſtlich de Knechte erlegt, ſind averſt darnach durch de Ruter averwunnen und de Bannerforiſche mit einem Schlachtſchwerde midden van ander gehowen. Unde hefft Keiſer Maximilian, als em diſe Geſchicht vortellet, der Jungfruwe

dapfer Gemöte hochlich geromet und ſe des Levendes wol werdich geachtet, darumme, dat men geliker Art edder Manheit Kinder darvan hebben mochte. Chytr. lib. 6. Sax.

(Man erinnert ſich hiebei auch an die Jungfrau von Orleans.)

Der Verfaſſer unſres Triadengedichtes ſagt am Schluſſe, daß er es noch im goldenen Jahre ſelbſt beendigt habe.

Mit demſelben goldenen Jahre ſchließt ſich das Jahrhundert, deſſen geſchichtliche Lieder wir in dieſem Abſchnitte betrachten wollten. Die allgemeinere Charakteriſtik dieſer hiſtoriſchen Liederdichtung verſchieben wir, bis in einem der folgenden Abſchnitte auch die des 16ten Jahrhunderts abgehandelt ſein werden. Die bis daher beſungenen Kämpfe der Städte und der freien Bauern mit den Fürſten und dem Adel und der Letztern unter ſich waren politiſcher Natur und wurden noch durchaus unter der Fahne des alten Glaubens geführt. Die Nürnberger hängen die eroberten Banner in unſrer Frauen Kirche auf. Der Adel ruft zum heiligen Georg, die Schweizer zu ihren Patronen Sanct Fridolin, Vincenz, Urſus; nach Lothringen ziehend, ſtecken ſie das Zeichen des heiligen Nikolaus auf die Hüte. Die Dithmarſchen laſſen das Crucifix zur Schlacht vortragen, erflehen die Hülfe Mariens und weihen, ſo ſagt wenigſtens das Lied, ihrem Bild im Dome zu Aachen die eroberte Königskrone. Die Schwaben vermeſſen ſich zwar, dem alten Gotte der Eidgenoſſen einen neuen Gott entgegenzutragen, allein dieſer iſt auch nur ein getauftes Crucifix. [1]

Während aber ſo im Felde die manigfachen Schlachtlieder erſchallen, erhebt ſich innen in der Kirche ein neuer Geſang, aus einem andern Geiſte geboren, als der bisher in dieſen Hallen regierte: das proteſtantiſche Kirchenlied. Ihm müſſen wir aufhorchen, bevor wir die Stimmen des Krieges weiter verfolgen.

[1] [Vergl. das oben S. 394 angeführte Lied: „Wie wol ich bin ein alter gris.“ H.]

Vierter Abſchnitt.

Das Kirchenlied.

Die Reformation, die in den bisherigen Abſchnitten, ſofern dieſe vorzugsweiſe dem 15ten Jahrhundert gewidmet waren, nur erſt vorbereitet und durch mancherlei Vorzeichen angekündigt erſchien, tritt mit dem erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts gereift und thatkräftig in das Leben. Sie übt auf die meiſten bedeutendern Erſcheinungen, die uns für den übrigen Zeitraum beſchäftigen werden, unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß aus. Fragt es ſich nun, an welcher Stelle wir zum Zweck einer Geſchichte der Dichtkunſt jene große Weltbegebenheit zuerſt anfaſſen ſollen, ſo ſcheint das Natürlichſte, ihrer innern, poſitiven Lebensquelle ſo nah als möglich zu treten; denn von bloßer Verneinung iſt niemals eine geiſtige Bewegung dieſer Art ausgegangen. Es muß eine mächtige innere Überzeugung ſein, die ſolchen Kämpfen furchtlos entgegenſchreitet, ein tiefes Gefühl für das Heilige, das mit ſolchem Unwillen den Misbrauch und die Entwürdigung desſelben angreift, eine Geiſtesflamme, die ſo viele und ſo viel edle Geiſter entzündet. Dieſe Glaubensſtärke, dieſe religiöſe Gefühlskraft, dieſes Geiſtesfeuer müſſen im Innerſten der neuen Kirche ihren lebendigen Urſprung haben; in der Polemik, in den äußern Kämpfen jeder Art ſehen wir nur ihre Wirkungen und manigfach getrübten Ausflüſſe. Die Stimme des eben bezeichneten innern Kirchenlebens aber, ſofern es ſich in der Kunſt ausſpricht, iſt das deutſche Kirchenlied. Bis daher hatte auch im Geſange die lateiniſche Kirchenſprache geherrſcht; je mehr aber das Streben der Reformation ihrem Weſen nach ein populäres war, indem ſie die reine Schriftwahrheit Allen erſchließen wollte, je näher legt ſich ihr auch das volksmäßige Mittel des Gottesdienſtes in der Landesſprache. Das Kirchenlied, nur in dieſer geſungen, trat eben damit

auch über den Kreis der kirchlichen Cerimonie hinaus, oder vielmehr es erſtreckte ſeine Wirkſamkeit auf die geiſtige Kirche, in der auch der häusliche Gottesdienſt und jede beſondre Andacht begriffen iſt. Den gröſten Einfluß aber muſte dem geiſtlichen Geſang, als Werkzeug der Verbreitung und Befeſtigung der neuen Lehre, der Umſtand verſchaffen, daß der Stifter und Held dieſer Glaubenslehre ſelbſt als Dichter und Tonſetzer zugleich dem neuen, evangeliſchen Kirchenliede die Bahn eröffnete.

Von dieſem Kirchenliede handeln wir nun im gegenwärtigen Abſchnitt. Auch hier erſcheint allerdings ſchon eine um ihren Beſtand kämpfende Kirche. Die eigentlichen ihrer Hauptrichtung nach polemiſchen Gedichte jedoch werden ſich erſt im nächſtfolgenden Abſchnitt anreihen, und in einem weitern, der den hiſtoriſchen Liedern des 16ten Jahrhunderts beſtimmt iſt, wird die Polemik nicht mehr bloß als eine ſchriftliche, ſondern als ein thätlicher Kriegszuſtand ſich darſtellen.

Was die Litteratur des Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert anbelangt, ſo ſcheint es überflüſſig, auch nur die bedeutendern in dieſer Zeit erſchienenen Liederſammlungen aufzuzählen, da dieſelben im Ganzen doch zu den wenig zugänglichen Seltenheiten gehören. Ich beſchränke mich darauf, die beiden neueren Hauptſchriften namhaft zu machen, aus denen ich ſelbſt mich über den Gegenſtand und deſſen Litteratur vorzüglich belehrt habe:

Anthologie chriſtlicher Geſänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit geſchichtlichen Bemerkungen begleitet von A. J. Rambach. 4 Bände. Altona und Leipzig 1817—1822. (Für unſern Zeitraum insbeſondre die 2te Abtheilung des 1ten und der größere Theil des 2ten Bandes.)

Von Demſelben: Über Dr Martin Luthers Verdienſt um den Kirchengeſang oder Darſtellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonſetzer zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes geleiſtet hat. Nebſt einem aus den Originalen genommenen Abdrucke ſämmtlicher Lieder und Melodien Luthers u. ſ. w. Hamburg 1813. [1]

Die vollſtändige Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes, welche derſelbe Schriftſteller erwarten ließ, iſt bis jetzt nicht erſchienen. Deſſen

[1] [K. E. P. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambroſius Blaurer. Stuttgart 1841. 4. H.]

ungeachtet iſt durch die reichliche Zuſammenſtellung von Originalliedern in der Anthologie, mit den beigefügten Einleitungen und Bemerkungen, und durch die muſterhafte Monographie über Luther (Alles auf dem ſorgfältigſten und ſpeciellſten Quellenſtudium beruhend) für den Gegenſtand dieſes Abſchnitts weit mehr geleiſtet, als bis jetzt für irgend eine andre Partie der Geſchichte deutſcher Dichtkunſt in unſrem Zeitraume geſchehen iſt.

Eine Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes und der deutſchen Myſterien bis auf Luther hat neuerlich H. Hoffmann, Profeſſor und Bibliothekar zu Breslau, in ſeinen Horæ Belgicæ B. I, Breslau 1830, S. 110 angekündigt, wovon man ſich viele neue Belehrung verſprechen darf.[1]

Aus dieſer früheren Periode, vor Luther, iſt es angemeſſen, auch hier Einiges voranzuſchicken.

Das Beſtreben, den chriſtlichen Geſang dem Banne des Kirchenlateins zu entheben, äußert ſich in Deutſchland ſchon ſehr frühzeitig. Der Benedictinermönch Otfried, der in der 2ten Hälfte des 9ten Jahrhunderts die Evangelien in deutſchen Reimen, mit der Beſtimmung für den Geſang, bearbeitete, ſagt im Eingange ſeines Werkes (lib. I, cap. 1, in Schilters Thesaurus I, S. 15—21):

Die Franken ſind nicht minder kühn und verſtändig, denn Römer und Griechen; ſie ſind tapfer in Feld und Wald, raſch zu den Waffen; ihr Land iſt fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eiſen und Silber gräbt man darin, Gold lieſt man aus ihrem Sande; ſie ſind ſiegreich und gefürchtet über alle Völker, denn ſie thun Alles mit Gott, ſie ſind eifrig, ſein Wort zu lernen und zu üben; ſollen ſie nicht auch deſſen theilhaft ſein, daß in ihrer Zunge Chriſti Lob geſungen werde, der ſie zu ſeinem Glauben berufen?

Im weitern Verlaufe des Mittelalters jedoch iſt es hauptſächlich das Lob der heiligen Jungfrau, das in deutſchen Liedern gefeiert wird.

Bedeutende Förderung erhielt die chriſtliche Lehre und Gottesverehrung in der Volksſprache durch die Predigerorden. Auch für den deutſchen Geſang konnten ſie nicht ohne Einfluß bleiben. Ein Predigermönch war Bruder Eberhard von Sax („ein Bredier", Maneſſe I, 28),

[1] [Dieſes Werk, zuerſt 1832 zu Breslau erſchienen, liegt nun in zweiter Ausgabe vor unter dem Titel: Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben. Hannover 1854. 8. H.]

von dem wir einen der klang- und bilderreichſten deutſchen Lobgeſänge auf Maria beſitzen, in deſſen Versweiſe ſich der Ton der lateiniſchen Hymnen bemerken läßt. Bruder Berthold, ein Franciscaner, deſſen deutſche Predigten in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von ungeheurer Wirkung im Volke waren, giebt in einer derſelben ſchon wörtlich das Geſätz:[1]

Nu biten wir den heiligen geiſt
umb den rehten glouben aller meiſt,
daz er uns behüete an unſerm ende,
ſô wir heim ſuln varn uz diſem ellende.
Kyrieleis.

Berthold fügt bei:

Ez iſt gar ein nütze ſanc; ir ſult in iemer deſte gerner ſingen unde ſult ez alle mit ganzer andâht unde mit inuigem herzen hin ze gote ſingen unde ruofen. Ez was gar ein guot ſunt und ein nützer ſunt und er was ein wîſer man, der daz ſelbe liet von êrſte vant.

Derſelbe Bruder Berthold äußert ein andermal (S. 308):[2]

Unde merket mir diſiu wort gar eben [es ſind ſieben Lehren, gegen ebenſo viele ketzeriſche Meinungen gerichtet] unde behaltet ſie iemer mêr unze an iuwern tôt! Ich wolte halt gerne, daz man lieder dâ von ſünge. Iſt iht guoter meiſter hie, daz ſie niuwen ſanc dâ von ſingen, die uerken mir diſiu ſiben wort gar eben unde machen lieder dâ von! dâ tuot ir gar wol an; unde machet ſie kurze unde ringe unde daz ſie kindegelich[3] wol gelernen mügen! wan ſô gelernent ſie die liute alle gemeine diu ſelben dinc unde vergezzent ir deſte minner. Ez was ein verworhter ketzer, der machte lieder von ketzerîe unde lêrte ſie diu kint an der ſtrâze, daz der liute deſte mêr in ketzerîe vielen. Unde dar umbe ſâhe ich gerne, daz man diu lieder von in ſünge.

Dieſe Stelle, worin Berthold ſo ſehr auf volksmäßige geiſtliche Lieder dringt, zeigt zugleich, wie man beſonders auch zur Verbreitung

[1] Bertholds, des Franciscaners, deutſche Predigten u. ſ. w., herausgegeben von C. F. Kling. Berlin 1824 S. 229. Vgl. 232. [Berthold von Regensburg. Vollſtändige Ausgabe ſeiner Predigten von Franz Pfeiffer. I. Wien 1862. 8. S. 43. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 10. H.] Rambach führt dieſes Pfingſtlied erſt beim 15ten Jahrhundert auf, Anthologie I, 419; die Ausgabe von Bertholds Predigten war aber damals noch nicht erſchienen.

[2] [In Pfeiffers Ausgabe I, S. 405. 406. H.]

[3] Jedes Kind. Vergl. Schmeller II, 581.

neuer Lehren und ſectenartiger Richtungen durch Lieder in der Landesſprache zu wirken ſuchte. Dieß bewährt ſich weiterhin, vorzüglich in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, an den Geiſslerbrüderſchaften,[1] die ihre zum Theil in den Chroniken aufbewahrten Bußlieder oder Leiſe (von Kyrieleiſon)[2] deutſch anſtimmten, und wobei namentlich auch die geiſtliche Umwandlung eines weltlichen Volksliedes leicht zu erkennen iſt:

Es gieng ſich unſer Fraue, Kyrieleiſon!
Des Morgens in dem Thaue, Halleluja!
Da begegnet ihr ein Junge, Kyrieleiſon!
Sein Bart was ihm entſprungen, Halleluja!
Gelobt ſeiſt du, Maria![3]

Um die Mitte desſelben Jahrhunderts flocht auch der Dominicaner Joh. Tauler, von dem die myſtiſche Schule der Jünger der ewigen Weisheit ausgieng (Koberſtein 101)[4], in ſeine Predigten und andre Schriften deutſche Lieder ein, wovon eines, ein Weihnachtslied, nach einer ſpäteren Sammlung, von Rambach, Anthologie I, 404 f., mitgetheilt wird. Es hat die Überſchrift: „Ein altes Geſang, ſo unter des Herrn Tauleri Schriften funden, etwas verſtändlicher gemacht, im Ton „„Es wollt' ein Jäger jagen wohl in des Himmels Thron.““ Die vordere Hälfte desſelben:[5]

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an ſeinn höchſten Bord;
Es trägt Gotts Sohn vollr Gnaden,
Des Vaters ewigs Wort.

[1] Über die Geiſler und ihre Lieder ſieh beſonders Limburger Chronik, herausgegeben von Vogel. Marburg 1828. S. 13 ff. Maßmann, Erläuterungen zum Weſſobrunner Gebet u. ſ. w. nebſt zwei noch ungedruckten Gedichten des 14ten Jahrhunderts. Berlin 1824. S. 44 ff. Förſtemann, Die chriſtlichen Geiſlergeſellſchaften. Halle 1828.

[2] Noch der Titel einer 1545 von Joh. Spangenberg herausgegebenen Auslegung geiſtlicher Lieder lautet: „Zwölff Chriſtliche Lobgeſenge vnd Leißen, ſo man das Jar vber jnn der Gemeine Gottes ſingt, auff's kürtzte ausgelegt“ u. ſ. w.

[3] [Man vergl. die Stelle bei Hoffmann, Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes Nr. 61. H.]

[4] [Vierte Ausgabe 1, S. 392. H.]

[5] [Vergl. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 34. 35. H.]

Das Schiff geht ſtill im Triebe,
Es trägt ein theure Laſt;
Der Segel iſt die Liebe,
Der heilge Geiſt der Maſt.

Der Anker haſtt auf Erden
Und das Schiff iſt am Land;
Gotts Wort thut uns Fleiſch werden,
Der Sohn iſt uns geſandt u. ſ. w.

Wahrſcheinlich liegt auch dieſem Lied ein weltliches zu Grunde.

Im fünfzehnten Jahrhundert, dem erſten unſres Zeitraums, zeigt ſich fortwährend die Neigung, von geiſtlichen Dingen in der eigenen Sprache und im Tone des Volkes zu ſingen. Was in dieſer Zeit ritterliche und meiſterſängeriſche Dichter (unter den letztern ſind Muſcatblut und der Mönch von Salzburg[1] zu nennen, von welchen beiden auch das handſchriftliche Liederbuch zu Berlin religiöſe Geſänge enthält) in dem fraglichen Fache leiſteten, unterwerfen wir hier keiner beſondern Erörterung. Von den hieher einſchlagenden Erzeugniſſen der letzten Ritterdichter, von dem religiöſen Geiſte der Singſchulen und in wiefern durch dieſe der Reformation bei den Laien vorgearbeitet wurde, iſt im erſten und zweiten Abſchnitt gehandelt worden. Überhaupt aber ſind die vorzüglich noch dem Lobe Marias gewidmeten Kunſtgeſänge des 15ten Jahrhunderts mehr ein Nachhall der vorangegangenen Zeit, als eine neue Entwicklung der geiſtlichen Liederdichtung.

Ich begnüge mich daher, folgende Erſcheinungen hervorzuheben:

1. Als eine noch zu wenig beachtete Pflegſtätte der Behandlung geiſtlicher Gegenſtände in deutſcher Sprache ſind die Frauenklöſter zu betrachten. Den frommen Schweſtern war die lateiniſche Sprache viel mehr, als den geſchulten Mönchen, ein Hindernis des Verſtändniſſes erbaulicher Schriften und kirchlicher Geſänge. Von Unterrichtetern und Begabtern aus ihrer Mitte, wohl auch von geiſtlichen Vorſtehern und Beichtvätern, wurde deshalb darauf hingearbeitet, allgemeiner zugängliche Quellen religiöſen Genuſſes zu eröffnen. Man findet, namentlich

[1] [Man ſehe die litterariſchen Nachweiſungen bei Koberſtein I, S. 394, Anm. 2. H.]

aus dem 15ten Jahrhundert, manche, offenbar für Nonnenklöſter beſtimmte geiſtliche Tractate in der Landesſprache und dabei auch Lieder, in dieſer abgefaßt. Wenn ſolchen Werken auf der einen Seite der zarte und innige Ausdruck frommer Empfindungen nicht abzuſprechen iſt, ſo herrſcht doch in ihnen anderſeits der Ton eines ſpielenden Myſticismus, einer geiſtlich geſteigerten Sinnlichkeit. Schon in einer, wahrſcheinlich dem Eingang des 14ten Jahrhunderts angehörenden Pergamenthandſchrift der Basler Bibliothek habe ich einige, wohl noch höher hinauf zu ſetzende Lieder dieſer Art, allem Anſchein nach von einer Nonne verfaßt, aufgefunden. Davon zwei zur Probe:

Ich wil jorlunc nume ſünden u. ſ. w. [1]

Der Schluß deutet auf Parodie der Maientanzlieder.

Das andre (mit Noten):

Weine, herze! weinent, ougen! u. ſ. w. [2]

Eine andre Handſchrift ſolchen Inhalts, dieſe nun aus dem 15ten Jahrhundert, Papier, befindet ſich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart: Cod. theolog. et philos. 4°. Nro. 190. Sie kam von dem aufgehobenen Frauenkloſter zu Pfullingen nach Zwiefalten und von da nach Stuttgart. Vorn auf der Decke findet ſich die Aufſchrift: „Dem Erſamen Conuent zuo Pfullingen.“ Von ihr iſt Nachricht und Auszug gegeben in F. Weckherlins Beiträgen zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 84 ff. Sie enthält eine Sammlung brünſtiger Andachten oder Betrachtungen, an verſchiedene Handlungen und Zeiten geknüpft, die mit einem Anhange von Liedern in Beziehung ſtehen; Alles in deutſcher Sprache. Den Anfang der Ausführungen in Proſa macht: „ein geiſtlicher Meige.“ Es liegen dabei die Bilder des Hohenliedes zu Grunde, der Liebhaber Jeſus fährt mit der liebenden Seele in den Maien. Die Reize dieſes Maien, ſämmtlich von geiſtlicher Bedeutung, ſind ſo verzeichnet:

1. Ein boumgart, mit aller edler boüme art durchzieret.
2. Ein wurzgart, mit aromatlichen crütren durchſetzet.
3. Ein gart, von aller art der blumen muſieret.

[1] [Gedruckt in: W. Wackernagel, Altdeutſches Leſebuch. Vierte Ausgabe. Baſel 1861. 8. Sp. 998 f. H.]

[2] [Gedruckt bei Wackernagel a. a. O. Sp. 999. H.]

4. Manigerhand brunnen, dorinn ufquellend und entſpringend.
5. Ein lüſtlicher ſal und balaſt, von edlem holz gezimret.
6. Ein lüſtliche ſpiskamer, wurzgaden und apoteke.
7. Ein küler keller, mit allerhand wins geſpiſet.
8. Bil lüſtlicher bäder, dorinn man ſich erwäſchet.
9. Ein zarts weichs bettli, ſchön zuogericht und aptieret.
10. Ein cöſtlich herrenmol, mit edlen trachten zugerüſtet.
11. Ein güldeni harpf für ſüßes ſeitenſpils getöne.
12. Lieplicher vögelli frölich geſenge.

Die übrigen Betrachtungen haben zum Theil noch ſonderbarere Gegenſtände und Aufſchriften, z. B. „ein geiſtliche erne, ein geiſtlicher herbeſt von einem ſüßen moſt, ein verjorener moſt, ein geiſtliche winachten, ein geiſtlich oſterfladli" u. ſ. w. Am Schluſſe folgen 16 geiſtliche Geſänge, meiſt auf den Inhalt der Betrachtungen bezüglich und weltlichen Liedern nachgebildet: Faſnachtlieder, Weihnacht-, Neujahr-, Maien-, Badelieder u. ſ. w.

Davon wieder einige Beiſpiele:

Ein Meig (S. 88).[1]

Ich weiß mir einen meien in diſer heilgen zit u. ſ. w.

Ein badliedli (S. 93).

Woluf im geiſt gon baden u. ſ. w.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß die proſaiſchen Aufſätze, worin ſich auch mehreres Gelehrte vorfindet, von einem Geiſtlichen, etwa dem Beichtvater, die Lieder, wie auch Weckherlin annimmt, eher von einer der Kloſterſchweſtern herrühren.

Neuerlich hat Hoffmann (Horæ Belgicæ B. I, S. 110 ff.) in der holländiſchen Litteratur, die, was den ältern, volksmäßigen Geſang betrifft, ganz zu der deutſchen zu rechnen iſt, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts Ähnliches beobachtet. Er führt nicht nur aus des Joh. Buſch im Jahr 1473 geſchriebenem libr. reformationis monasteriorum (Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium II, S. 926) eine Stelle an, welche für die damalige Verbreitung holländiſcher Bücher in den Nonnenklöſtern zeugt:

[1] [In Uhlands Volksliedern II, S. 883. 884. Die Lieder der Pfullinger Handſchrift ſind ſämmtlich abgedruckt in: K. E. P. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied S. 614–624. H.]

Ego autem simplex tunc frater in Windesem in Suthphaniam missus cum fratre pro negotio, hoc audiens et sciens plus quam centum congregationes sororum et beginarum in terra Trajectensi plures habere libros Teutonicales et eos quotidie legere, singulariter et in refectorio etc.,

ſondern er gedenkt auch zweier in ſeinem Beſitze befindlicher Handſchriften aus derſelben Zeit, deren eine, Pergamenthandſchrift, über 100, die andre, Papierhandſchrift, über 90 geiſtliche Lieder in holländiſcher Sprache enthalte, viele mit den Noten und Anfängen weltlicher Volkslieder, die ihnen zu Grunde liegen, verſehen. Einige ſind auch Übertragungen lateiniſcher Hymnen, deren auch manche mit aufgenommen ſind. Beide Sammlungen rühren ohne Zweifel aus Klöſtern her. In der erſten ſind bei einigen Stücken die Verfaſſer genannt, zwei Kloſterbrüder und eine Kloſterfrau: „Dit liedekijn heeft ghemaect Baert ſuſter die cluſenarinne t Utrecht."

2. Schon bei dieſen vor die Periode der Reformation fallenden geiſtlichen Geſängen haben wir mehrmals ein Verfahren bemerkt, das wir auch in der Folge, bei den proteſtantiſchen Kirchenliedern, häufig angewendet finden werden: die Umwandlung bekannter weltlicher Lieder in religiöſe. Von einem der Leiſe der Geiſelbrüder und einem Liede bei Tauler war in dieſer Beziehung ſchon beſonders die Rede. Unter denen des Basler Codex, die wir einer Nonne zuſchrieben, findet ſich eines mit Refrain:

Himelrich, ich frowe mich din u. ſ. w.[1]

Die beiden Zeilen, die am Schluſſe jeder der drei Strophen des Liedes wiederkehren, ſind ohne Zweifel der geiſtlich veränderte Refrain eines Tageliedes, in welchem der Morgenruf des Wächters auf der Zinne verſtohlene Liebe ſich zu hüten ermahnt. Von dergleichen geiſtlichen Parodieen der Tagelieder iſt ſchon früher, bei den Gedichten des Grafen von Montfort, geſprochen worden. In der Pfullinger Handſchrift beginnt eines der chriſtlichen Faſnachtlieder:

Wir wont gen dieſer vaſenacht
Friſch und fro beliben u. ſ. w.[2]

[1] [Gedruckt in W. Wackernagels Altdeutſchem Leſebuche Sp. 997 f. H.]
[2] [Gedruckt in P. Wackernagels Deutſchem Kirchenlied Nr. 730. H.]

Dieß iſt auch der Anfang mancher ſehr muthwilliger Fasnachtlieder und ich habe ein ſolches, auch aus dem 15ten Jahrhundert, in der mehrerwähnten Berliner Handſchrift S. 572 gefunden, das anhebt:

Ich will gen diſer vaſennacht
Friſch und frei beleiben,
He, und will auch als mein ungemach
Gar frölich von mir treiben u. ſ. w. [1]

Der ganze Inhalt iſt nichts weniger, als geiſtlich.

Ein andres der Kloſterlieder fängt an:

Den liepſten herren, den ich han,
Der iſt mit lieb gebunden u. ſ. w. [2]

Darüber ſteht:

Den liepſten bulen, den ich han, contrafactum.

Dieß aber iſt der Anfang eines beliebten alten Trinklieds:

Den liebſten bulen, den ich han,
Der iſt mit reifen bunden u. ſ. w. [3]

Ebenſo verhält es ſich mit dem Mailied, den Badeliedern u. ſ. w. Über dem letzten dieſer Geſänge:

Es hat ein menſch gots huld verlorn,
Daz ſchuof ſin große ſünde u. ſ. w. [4]

iſt bemerkt:

Es hat ein man ſin wip verlorn u. ſ. w., contrafactum uf einen geiſtlichen ſinn.

Viele der weltlichen Liederanfänge, welche den holländiſchen Kloſterliedern vom Schluſſe des 15ten Jahrhunderts vorgeſetzt ſind, hat Hoffmann a. a. O. aufgezählt. Manche gehören zu ſonſt bekannten, in Holland und Deutſchland verbreiteten Volksliedern und Balladen, zu andern fehlen die vollſtändigen weltlichen Texte, um die man wohl gerne die geiſtlichen Traveſtieen hingeben dürfte.

[1] [Man ſehe das Gedicht in Haltaus Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 44. 45. H.]

[2] [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 735. H.]

[3] [In Uhlands Volksliedern II, S. 584. 585. H.]

[4] [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 745. H.]

Den nächſten Anlaß zu dieſen Umwandlungen gab ohne Zweifel die Abſicht, bekannte und beliebte Volksmelodieen für den geiſtlichen Geſang zu gewinnen und dieſelben auch da zu benützen, wo, wie in den Klöſtern, die weltlichen Texte nicht ſchicklich geſungen werden konnten. Aber wohl mochte mit dieſen Melodieen manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden ſein. Ein weiterer Zweck war, durch ſolche Einkleidung dem geiſtlichen Inhalt beim Volke leichteren Eingang zu verſchaffen. Überhaupt knüpfte ſich dadurch eine Verbindung zwiſchen dem urſprünglich auf lateiniſchen Hymnen beruhenden Kirchengeſang und dem lebendigen Volksgeſange, aus welcher der eigenthümliche Ton des deutſchen Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert hervorgeht.

3. Auch in den kirchlichen Geſang waren ſchon vor der Reformation deutſche Lieder eingeführt. Ich zähle dahin nicht die zuvor geſchilderten Kloſterlieder, welche ſich keineswegs zum eigentlich gottesdienſtlichen Gebrauche eignen konnten. Wohl aber gehören hieher mehrere, obwohl nur kurze deutſche Geſänge, von denen Luther ſelbſt ſagt, daß ſie von alten Chriſten gemacht ſeien und jährlich durchaus in Deutſchland geſungen worden, und die er in ſeine Liederſammlungen aufgenommen, verbeſſert und erweitert hat. Melanchthon behauptet in der Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion (zu Artikel 24) unbedenklich: „Dieſer Gebrauch iſt allezeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutſche Geſänge geſungen werden, ſo hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutſch geſungen, darum iſts ſo neu nicht.“

„Indes,“ bemerkt hiebei Rambach, Luther S. 51, „ſieht man freilich ſchon aus dem Widerſpruch, den die in dieſer Hinſicht von den Evangeliſchen vorgenommenen Veränderungen bei den Päbſtlichgeſinnten fanden, daß die Sache zum Theil neu und ungewöhnlich war. Die Sprache des Volks war früher beim öffentlichen Gottesdienſte eigentlich nur geduldet geweſen; der Gebrauch derſelben und mithin auch die Theilnahme der Laien am Geſange fand nicht regelmäßig, ſondern etwa nur an gewiſſen, beſonders feſtlichen Tagen ſtatt; alles in den Metten und Veſpern und faſt alles bei der Feier des Abendmahls wurde lateiniſch vom Chor geſungen.“

Derſelbe Schriftſteller erklärt in der Anthologie I, 383 f. den allmählichen Gang der Sache folgendermaßen:

Dieß [den öffentlichen Gebrauch des deutſchen Kirchengeſanges] würde freilich bei den eigentlichen Kirchenämtern, deren Liturgie in dem althergebrachten Ritual ſo genau vorgeſchrieben war, keiner haben wagen dürfen; leichter aber konnte es bei andern weniger durch das Ritual beſchränkten Übungen, z. B. bei Proceſſionen und Wallfahrten, geſchehen; und man darf als gewiſs annehmen, daß eben von ſolchen Übungen, namentlich von den Bittgeſängen in der Kreuzwoche, von ſolchen Feſten, die zugleich als Volksfeſte gefeiert wurden und eine allgemeine fröhlichere Theilnahme weckten, wie das Fronleichnams-, Kirchweih- und Kirchpatronenfeſt, der Gebrauch deutſcher Kirchenlieder zu allererſt ausgegangen ſei. Nachdem man ſie bei dieſen Feſten einmal zugelaſſen hatte, konnten ſie leicht mit der Zeit auch bei andern ganz eigentlich kirchlichen Gottesdienſten, z. B. in den Vigilien und Frühmetten des Weihnachtsfeſtes, die ſchon längſt dem Ausdruck eines fröhlichen Jubels gewidmet waren, und zuletzt bei dem feierlichen Meſsgottesdienſte ſelbſt an hohen Feſttagen Eingang finden; wie wir denn wirklich unter den alten deutſchen Geſängen Lieder von allen dieſen Gattungen antreffen. Mehrere derſelben wurden ſchon zu Luthers Zeit für alt, ja für uralt geſchätzt; es iſt daher gewiſs nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß dieſe damals ein Alter von 100 bis 150 Jahren hatten, mithin zum Theil aus einer noch früheren Zeit ſtammen, als die von Huß unter ſeinem Volk eingeführten böhmiſchen Kirchengeſänge, wenn gleich nicht geleugnet werden mag, daß das Beiſpiel dieſes Reformators zur Vermehrung und weiteren Verbreitung der deutſchen Kirchenlieder manches beigetragen habe.

Die Überreſte dieſes vorlutheriſchen deutſchen Geſanges giebt Rambach, Anthologie I, 410 ff. Darunter z. B. das „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ u. ſ. w., welches wir ſchon im 13ten Jahrhundert bei Bruder Berthold vorgefunden. Den Wallfahrten, bei denen der älteſte Gebrauch deutſcher Lieder vermuthet wird, gehört folgendes an (Anthologie I, 424. Vgl. Luther S. 218):[1]

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir.
Nun helf' uns allen die Gotteskraft,
Verleih' uns allzeit große Macht! Kyrie, eleiſon!

Und das heilige Crüze
Werd' uns allzeit nütze,
Da Gott ſein Marter an leidt!
Daſſelbig ſei unſer Geleit! Kyrie, eleiſon!

[1] [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 98. H.]

Auch das heilige Grab,
Da Gott ſelbeſt inne lag
Mit ſeinen fünf Wunden alſo hehr!
Frölich fahren wir daher [gen Jeruſalem]. Kyrie, eleiſon!

Kyrie, eleiſon! Chriſte, eleiſon!
Nun helfe uns der heilig Geiſt
Und die werthe Gottesſtimm',
Daß wir frölich fahren hin! Kyrie, eleiſon!

Dieſes Lied,[1] das bei Bittfahrten (Proceſſionen) gebraucht wurde, war offenbar urſprünglich für die Kreuzfahrten nach dem heiligen Grabe beſtimmt. In dem Gedichte von Herzog Ernſt aus dem 13ten Jahrhundert finden wir, wie die Kreuzfahrer beim Abſtoßen des Schiffes ihre Leiſen ſingen (V. 1924), wie auch ſonſt in wichtigen Augenblicken, auf kriegeriſchem Zuge, beim Beginn der Schlacht, in großer Gefahr, oder auch in der Freude, wenn ſie aus Kampfes Noth gerettet ſind oder der Schiffmann das Land erblickt (V. 2158. 2285—94. 3070. 3146. 3580—82. 4538—44. 4759). Ja wir finden in dieſem Gedichte (was zu Rambach nachzutragen iſt) ſchon theilweiſe und unentſtellter das angeführte Bittlied (V. 2285 ff.):

Do huben ſie alle
Gegen got mit ſchalle:
Nu helf uns das heilige grab
Und der ſich durch uns darin gab
Mit ſinen heren wunden,
Daz wir zu Jheruſalem funden
Werden froliche
Und in dem himmelriche
Got gebe uns den werden lon
Und ſingen: Kyrieleiſon!

Ein andermal (3580—2) heißt es:

Gegen gote was mit fliße ir ruf,
Mit ir leiſen ſie gaben ſüßen don
Und ſungen: Kyrieleiſon!

Es wird aber auch noch ein weiteres, ähnliches Lied mitgetheilt (4538 ff.):

[1] [Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 301. H.]

Sinen leiſen hub er [H. Ernſt] do:
Criſt, herre, du biſt gut,
Nu hilf uns durch din reines plut,
Durch dine heren wunden,
Daz wir frolichen werden funden
Da ſüße iſt der engel don
In deinem riche! Kyrieleiſon!

Parodiert iſt das ausgehobene „In Gottes Namen fahren wir“ u. ſ. w. in der Mörin des Hermann von Sachſenheim, 1453. Dort heißt es (6 b. vergl. 7 a. 27 b) von den Leuten im Reiche der Venus:

Sie ſungen all gemein diß liet:
In Venus namen faren wir. [1]

Im Ganzen jedoch ſind dieſe älteren deutſchen Lieder doch nur vereinzelte Anklänge von beſchränktem Gebrauch und mäßigem Gehalte. Aufſchwung und Herrſchaft gewann der kirchliche Geſang in deutſcher Sprache doch erſt durch Luther, mit dem wir jetzt die Reihe der Kirchenliederdichter des 16ten Jahrhunderts eröffnen.

Weder eine Lebensbeſchreibung, noch eine allgemeinere Charakterſchilderung des großen Reformators wird hier erwartet werden, wo es ſich nur von einem beſondern, von ihm ſelbſt nicht für weſentlich angeſehenen Theile ſeines Wirkens handelt. Auch als Dichter bedarf er keiner umfaſſendern Darſtellung, da er, weniges Anderartige ausgenommen, gerade nur im Kirchenlied als ſolcher auftritt und unter der an ſich mäßigen Anzahl von Geſängen, 37 Numern, bei denen er betheiligt iſt, der größere Theil in Bearbeitungen und Erweiterungen ſchon vorhandener Gedichte beſteht. Überdem war es weniger das poetiſche, als das muſikaliſche Intereſſe, was ihn zu der Liederdichtung hinzog.

Das jedoch kann behauptet werden, daß die Kenntnis deſſen, was Luther für den Kirchengeſang gethan, einen nicht unerheblichen Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik gebe. Man iſt faſt zu ſehr gewohnt, ſich Luthern nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensſtreiters, vorzuſtellen. Es giebt eine eigene Diſſertation über Dr Martin Luthers heroiſche Geſtalt. Aus der derben Sprache ſeiner Polemik ſchließt man

[1] [Vergl. oben S. 223. H.]

häufig auf eine rauhere Gemüthsart. Aber eben in ſeinem Kirchengeſange zeigt ſich, bei der Kraft, auch ganz der milde Kern ſeines innerſten Weſens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkundet. Selbſt ſein liturgiſches Verfahren bei der Einführung dieſes evangeliſchen Kirchengeſangs zeugt von einer Mäßigung, die man ihm nicht überall zuerkennt; gewaffnet ſteht er, wo es ihm das Weſentliche gilt, aber duldſam und anerkennend werden wir ihn hier finden, wo er, ſeiner Überzeugung in Hauptſachen unbeſchadet, die Hand bieten kann.

Wir gehen ſeine Lieder nach den verſchiedenen Claſſen durch, in die ſie ſich ordnen laſſen:

1. Bearbeitungen lateiniſcher Kirchengeſänge.
2. Ältere deutſche von Luther verbeſſerte oder erweiterte Lieder.
3. Bibliſche Lieder.
4. Eigene Lieder.[1]

1. Die abendländiſche Kirche des Mittelalters hatte einen großen Vorrath lateiniſcher Geſänge und darunter viele, nicht bloß durch die begleitende Melodie, ſondern auch durch chriſtlichen Sinn, innige Andacht und einfach würdige Poeſie ausgezeichnete. Luther erkannte den Werth dieſer Lieder und war ihnen, ſoweit ihr Inhalt der gereinigten Lehre nicht widerſtrebte, mit Wärme zugethan. Hiefür ſind von Rambach (Luther S. 26 ff.) viele Zeugniſſe aus des Reformators eigenem Munde beigebracht:

Ob er gleich in der Kirche, wie ſie zu ſeiner Zeit war, „die Stätte des Greuels“ erblickte, geſtand er dennoch, daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbniſſen viel Gutes geblieben ſei, wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Geſänge, beide lateiniſch und deutſch“ zählen zu müſſen glaubte. So urtheilte er insbeſondre von den Geſängen bei der Feier des Abendmahls. „Viel Geſang in der Meſſe,“ ſagt er, „iſt fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht und bisher blieben, als das Gloria in excelsis deo et in terra, das Alleluja, das Patrem, die Præfation, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus dei. In welchen Stücken findeſt du nichts vom Opfer, ſondern eitel Lob und Dank, darum wir ſie auch in unſerer

[1] [Man vergl.: Martin Luthers geiſtliche Lieder mit den zu ſeinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweiſen, herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart 1848. 4. H.]

Meſſe behalten. Und ſonderlich dienet das Agnus über alle Geſänge aus der Maßen wohl zum Sacrament; denn es klärlich daher ſinget und lobet Chriſtum, daß er unſre Sünde getragen habe, und mit ſchönen kurzen Worten das Gedächtnis Chriſti gewaltiglich und lieblich treibt. Und Summa, was böſe in der Meſſe iſt vom Opfer und Werk, das hat Gott wunderlich geſchickt, daß faſt alles der Prieſter heimlich lieſet, und heißet die ſtille Meſſe; was aber öffentlich durch den Chor und unter dem Hauſen geſungen wird, faſt eitel gute Ding und Lobgeſäng ſind." In ſeiner Schrift von Ordnung des Gottesdienſtes, die er im Jahr 1523 herausgab, erklärte er ſich daher ſehr beſtimmt über die Beibehaltung dieſer Geſänge: „Das Geſänge in den Sonntagsmeſſen und Veſper laſſe man bleiben! denn ſie ſind faſt gut und aus der Schrift gezogen"; und daß er hierüber auch ſpäterhin noch eben ſo dachte, kann man aus einer Stelle in ſeiner merkwürdigen Vermahnung an die Geiſtlichen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 ſehen, wo er, nachdem er ſeine Unzufriedenheit über die Abſchaffung mancher hergebrachten Kirchencerimonien bezeugt, hinzuſetzt: „Und iſt darin das Allerbeſte, daß ſeine lateiniſche Geſänge de tempore da ſind blieben, wiewohl ſie dennoch von den neuen Heiligengeſängen faſt übertäubet und auch hier ſchier nichts gelten; doch behalten wir ſie feſt und gefallen uns von Herzen wohl." Es fehlt auch in ſeinen Schriften und Reden nicht an Äußerungen, die dieſes Wohlgefallen, beſonders an einzelnen kirchlichen Geſängen aus dem Alterthume, deutlich zu erkennen geben. So gedenkt er der Ambroſianiſchen Hymnen mit Auszeichnung: „St. Ambroſius hat viel ſchöne hymnos ecclesiæ gemacht." Nach einer Anführung in den Tiſchreden lobete er eines Tages „die hymnos und geiſtlichen Geſänge und Gedichte Prudentii, daß er der beſte und chriſtlichſte Poet wäre, und wenn er zur Zeit Virgilii wäre geweſen, ſo wäre er über Horatium gelobet worden, den doch Virgilius gelobt hat. Ich wollte ſehr gern, daß Prudentii Carmen, Geſänge und Vers in Schulen geleſen würden."

Noch viele weitere Äußerungen Luthers über einzelne lateiniſche Kirchengeſänge hat Rambach zuſammengeſtellt, woraus ich nur folgende hervorhebe.

Nach dem Berichte ſeines Schülers und Freundes Matheſius hat Luther aus dem Weihnachtsgeſange „Eia recolamus laudibus piis" u. ſ. w. [vergl. Anthologie I, 212 f.] den Vers „O beata culpa, quæ talem meruisti redemtorem" oft zur Weihnachtszeit mit Freude und Rührung geſungen und eine ſpätere Tradition ſetzt hinzu, er habe bei Abſingung dieſes Verſes die erſten Gedanken vom Evangelio gefaßt. Beſonders gefielen ihm auch die Geſänge am Johannisfeſte, und die Beibehaltung derſelben war mit ein Grund,

warum er dieſes Feſt nicht abgeſchafft haben wollte. Von einer Sequenz für den Advent, „Mittitur ad virginem“, ſagt er, ſie ſei nicht ſo grob, nemlich wie viele andre der Maria gewidmete Geſänge, ſondern wohl gerathen und ſchön.

Die Marienlieder, die im Mittelalter ſo eifrig geſungen wurden, muſten freilich den Reformatoren vielfachen Anſtoß geben. Sehr milde noch ſagt Luther:

Die liebe Mutter Gottes, Maria, hat viel ſchönern Geſang und mehr gehabt, denn ihr Kind Jeſus (Luther S. 22).

Ernſter ein andermal (Ebend. S. 25 f.):

Allhier muß ich von dem Geſange ſagen, den man nennt das Salve regina, welches eine große Gotteslästerung iſt; denn alſo lautet es: „Bis gegrüßet, du Königin der Barmherzigkeit, unſer Leben, unſre Süßigkeit und unſre Hoffnung!“ Iſt das nicht zu viel? Wer will das verantworten, daß ſie unſer Leben, Süßigkeit und Barmherzigkeit ſein ſoll, ſo ſie ſich doch läßt genügen, daß ſie ein arm Gefäß und, wie ſie ſaget, eine Dienerin des Herrn ſei? Nun das Gebet ſinget man durch die ganze Welt und läutet große Glocken dazu und iſt leider dahin kommen, daß ſchier keine Kirche, es iſt das Salve regina darinnen zu ſingen reichlich geſtiftet. Alſo iſt es auch mit dem Regina cœli, das iſt auch nicht viel beſſer, da man ſie eine Königin des Himmels nennet. Iſt das nicht eine Unehre, Chriſto gethan, daß man das einer Creatur zuleget, das doch alleine Gott zugehöret und gebühret? Darum laſſe man von den ungöttlichen und unchriſtlichen Worten! Gerne will ich Mariam haben, daß ſie für mich bitte; aber daß ſie ſoll mein Troſt und mein Leben ſein, das will ich nicht.

Um wie vieles milder lauten auch noch dieſe, mit Gründen belegte Ausſprüche Luthers, als wenn es in den Predigten des Fürſten Georg zu Anhalt (Wittenberg 1555) heißt:

Über die wenigen alten chriſtlichen Lieder, auf die hohen Feſte angeordnet, hat das gemeine Volk hievor keine Geſänge gehabt, damit es ſich hätte beſſern können. Ich will geſchweigen der ganz abgöttiſchen Lieder, als: „Sanct Maria (Sanct Petre), wohne uns bei und laß uns nicht verderben! mach uns von allen Sünden frei, und wenn wir ſollen ſterben, für dem Teufel uns bewahr! Hilf, reine Magd, Maria, hilf uns zu der Engel Schaar! So ſingen wir: Halleluja!“ Item: „Maria, Mutter, reine Magd, all unſre Noth ſei dir geklagt!“ und dergleichen andre öffentliche abgöttiſche Geſänge mehr, welche da ſie geſungen, nicht Wunder wäre, daß Gott alſobald ſolche Proceſſiones und Singer mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hinein geſchlagen hätte. (Anthologie I, 411 f.)

Luther konnte alſo für den neuen, evangeliſchen Gottesdienſt den alten Kirchengeſang nur mit Unterſcheidung gebrauchen. Aber ſoweit er ihn beibehalten konnte, that er es und zwar auf gedoppelte Weiſe: lateiniſch und in deutſcher Bearbeitung.

Rambach (Luther S. 52 ff.) bemerkt:

Zwar gab er ſchon in einer ſeiner frühern Schriften vom Jahr 1520 deutlich zu erkennen, wie ſehr er den herrſchenden Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſt misbillige. „Wollte Gott," ſchrieb er, „daß wir Deutſchen Meſs zu deutſch läſen! Warum ſollten wir Deutſchen nicht Meſs leſen auf unſere Sprache, ſo die Lateiniſchen, Griechen und viele andere auf ihre Sprache Meſs halten?" Und anderwärts äußert er: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" ſagt der 150te Pſalm; daraus folget, daß man Gott in allen Sprachen loben ſoll. Warum hat denn der Kaiſer verboten, deutſch zu beten und zu ſingen?" Wahrſcheinlich würde er auch ſchon zu der bemerkten Zeit darauf bedacht geweſen ſein, dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen, wenn nicht theils das Ungewöhnliche der Sache, theils der ungeſtüme Eifer Carlſtadts, mit dem er durchaus keine Gemeinſchaft haben wollte, ihn davon abgehalten hätte; in welcher letzteren Hinſicht er noch in einer zwei Jahre ſpäter herausgegebenen Schrift erklärte:[1] „Aufs erſt müſſen wir den alten Brauch laſſen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Geſang und allen gewöhnlichen Cerimonien auf lateiniſch Meſs hält, angeſehen, daß ſolches eitel äußerlich Ding iſt, daran den Gewiſſen keine Fahr liegt, darneben mit der Predigt die Gewiſſen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß ſolches geſchehe, nicht darum, daß es müſſe alſo geſchehen, oder Ketzerei ſei, wer anders thät" u. ſ. w. Anderwärts äußert er ſich hierüber: „Daß die Meſſe deutſch gehalten werde bei den Deutſchen, gefällt mir wohl; aber daß er [Carlſtadt] da auch will eine Noth machen, als müſſe es ſo ſein, das iſt abermal zu viel" u. ſ. w. Und weiter: „Nicht, daß ich wollte wehren, in der Meſſe eitel Deutſch zu brauchen; ſondern nicht will leiden, daß man aus eigenem Durſt und Frevel das lateiniſche Evangelium zu leſen verbiete und Sünde mache, da keine iſt." Auch (Luther S. 56): „Nun der Schwärmergeiſt darauf dringet, es müſſe ſein, und will aber [abermals] die Gewiſſen mit Geſetz, Werk und Sünde beladen, will ich mir die Weile nehmen und weniger dazu eilen denn vorhin, nur zu Trotze den Sündenmeiſtern und Seelmördern, die uns zu Werken nöthigen, als von Gott geboten, die er nicht gebeut."

Je mehr übrigens Luther die Gemüther für die neue Weiſe des Gottesdienſtes vorbereitet, ja das Verlangen darnach angeregt ſah, um

[1] Vergl. noch Luther S. 41, 9.

ſo angelegener war er ſelbſt mit der Sorge für die Einrichtung des deutſchen Geſanges beſchäftigt. Beſonders merkwürdig iſt hiefür eine Stelle der im Jahr 1524 erſchienenen lateiniſchen Ordnung der Meſſe (Luther S. 54 f.):

Ich wollte auch, daß wir viel deutſche Geſänge hätten, die das Volk unter der Meſſe ſänge, oder neben dem Gradual, auch neben dem Sanctus und Agnus dei. Denn wer zweifelt daran, daß ſolche Geſänge, die nun der Chor allein ſinget, oder antwortet auf des Biſchofs oder Pfarrers Segen oder Gebet, vorzeiten die ganze Kirche geſungen hat? Aber es fehlet uns an deutſchen Poeten und Muſicis, oder ſind uns noch zur Zeit unbekannt, die chriſtliche und geiſtliche Geſänge, wie ſie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man ſie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte. Indes laſſe ich mir gefallen, daß man ſinge, weil das Volk das hochwürdige Sacrament empfähet: „Gott ſei gelobet und gebenedeiet!“ u. ſ. w. Zudem ſo iſt auch dieß ein ſchön chriſtlich Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ u. ſ. w. Item: „Ein Kindelein ſo löbelich“ u. ſ. w. Denn man findet ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtſchaffenen Geiſt hätten. Das rede ich derhalb, daß, ſo irgend deutſche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geiſtliche Lieder zu machen.

Man ſieht aus dieſen Äußerungen, wie Luther die Einführung des deutſchen Kirchengeſanges wünſcht und in dem Maße betreibt, als er die Mittel dazu gegeben findet; daß er aber nicht gewaltſam einſchreiten will und einſtweilen auch die Fortübung des lateiniſchen Geſanges für unbedenklich hält. Es liegt hiebei eine eben ſo beſtimmte, als duldſame Unterſcheidung des Weſentlichen vom Ritualen zu Grunde, die beſonders noch in einer andern, wenn auch nicht zunächſt auf den Kirchengeſang bezüglichen Stelle ſehr lebendig ausgeſprochen iſt. Er ſucht nemlich in einem im Jahr 1539 von ihm an den Probſt Buchholzer in Berlin erlaſſenen Schreiben die Bedenklichkeiten des Letztern wegen einiger vom Kurfürſten zu Brandenburg verordneten Cerimonien zu heben (Luther S. 82 f.):

„Was aber betrifft,“ heißt es hier, „daß ihr euch beſchweret, die Chorkappe oder Chorrock in der Proceſſion, in der Bet- oder Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Circuitum mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags, und auf das Oſterfeſt mit dem Salve festa dies zu halten, darauf iſt dieß mein Rath: Wenn euch euer Herr, der Markgraf und Kurfürſt, will laſſen das Evangelium Chriſti klar, lauter und rein

predigen, ohne menſchlichen Zuſatz, und die beiden Sacramente nach ſeiner Einſetzung reichen und geben, und fallen laſſen die Anrufung der Heiligen u. ſ. w. und ſingen reine Responsoria und Geſänge, lateiniſch und deutſch, im Circuitu oder Proceſſion, ſo gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein ſilbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock, von Sammet, Seiden oder Leinwand! Und hat euer Herr, der Kurfürſt, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, ſo ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hoheprieſter, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und ſchön waren; daher man die Kirchenkleider im Pabſtthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre kurfürſtl. Gnaden nicht genug an Einem Circuitu oder Proceſſion, daß ihr umhergehet, klinget und ſinget, ſo gehet ſiebenmal mit herum, wie Joſua mit den Kindern von Iſrael um Hiericho giengen, machten ein Feldgeſchrei und bliesen mit Poſaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Luſt dazu, mögen Ihre kurfürſtl. Gnaden vorher ſpringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da ſie in die Stadt Jeruſalem gebracht ward; bin damit ſehr wohl zufrieden. Denn ſolche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts: doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit, und das Gewiſſen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Pabſt und Papiſten ſo weit bringen, wie wollt ich Gott danken und ſo fröhlich ſein!“ u. ſ. w.

In ſolcher Geſinnung ſchritt nun auch Luther ſelbſt zur Verdeutſchung ſolcher Kirchenhymnen, die für ſeine Zwecke paſſend ſchienen, was wir als den nächſten Übergang des lateiniſchen Geſanges zum deutſchen betrachten können. Dieſes Verfahren war auch ſchon vor ihm angewendet worden und er fand ſchon manche Übertragungen dieſer Art vor. Von ihm haben wir ihrer neune. Ausgezeichnet kann keine derſelbe genannt werden. Das Deutſche lautet ziemlich hart neben dem Wohlklang der Originale. Zur Probe hier eines der kürzeſten Stücke, der Veſpergeſang des Ambroſius (Luther S. 130):

Hymnus ad vesperas (Anthologie I, 158).

O lux, beata trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus,
Infunde lumen cordibus!
Te mane laudem carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula!

Luther giebt die zwei Strophen so in drei deutschen (Luther, Anhang S. 33 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 220. H.]):

Der du bist drei in Einigkeit,
Ein wahrer Gott von Ewigkeit,
Die Sonn mit dem Tag von uns weicht.
Laß leuchten uns dein göttlich Licht!

Des Morgens, Gott, dich loben wir,
Des Abends auch beten für dir.
Unser armes Lied rühmet dich,
Jetzund, immer und ewiglich.

Gott Vater, dem sei ewig Ehr,
Gott Sohn, der ist der einig Herr,
Und dem Tröster heiligen Geist,
Von nu an bis in Ewigkeit! Amen.

Er selbst hat sich über die Bearbeitung lateinischer Vorbilder technisches Bedenken gemacht (Luther S. 55 f.). Noch gegen das Ende des Jahres 1524 schreibt er an seinen Freund Hausmann:

Daß die Messe in der deutschen Sprache gelesen werde, wünsche ich vielmehr, als verspreche solches, weil ich diesem Werke, das die Musik und einen besondern Geist erfordert, nicht gewachsen bin.

Um dieselbe Zeit erklärt er sich so:

Ich wollt heute gerne eine deutsche Messe haben und ich gehe auch damit um; aber ich wollt ja gerne, daß sie eine rechte deutsche Art hätte. Denn daß man den lateinischen Text verdolmetscht und lateinischen Ton oder Noten behält, lasse ich geschehen; aber es lautet nicht artig noch rechtschaffen. Es muß beide, Text und Noten, Accent, Weise und Geberde aus rechter Muttersprach und Stimme kommen; sonst ist es alles ein Nachahmen, wie die Affen thun.

Luther war sich hiernach seiner Aufgabe wohl bewust, er machte sie sich nicht leicht und eben die erkannte Schwierigkeit mag ihn abgehalten haben, auf diesem Wege mit Erfolg fortzuschreiten. Übrigens können seine Leistungen auch hier nur im Zusammenfassen der Musik und des Textes vollständig gewürdigt werden.

Es gehört hieher noch eine Anekdote, die Mathesius in seinen Predigten über Luthers Leben mitgetheilt hat. Ich gebe sie zugleich mit den Bemerkungen, welche Rambach, der auch der alten Melodien kundig ist, darüber gemacht hat (Luther S. 91 f.):

„Auf eine Zeit," erzählt ſein Biograph, „kommt er zu Eiſenberg am Oſtertag in die Kirchen, und als man da den Introitum deutſch ſang in die lateiniſchen Noten, rümpfet er ſich hart. Wie er heim zu Tiſche kommt, fragt ihn ſein Wirth, was ihm geweſen wäre. Ich dacht, ſpricht er, es würde mich die kalten Peſe ankommen über ihrem läppiſchen Geſang. Will man deutſch ſingen, ſo ſinge man gute deutſche Lieder! will man lateiniſch ſingen, wies Schüler thun ſollen, ſo behalte man die alten Choral und Text und thu das Unrein davon! beſſer wirds keiner machen, und beſchloß: Ich bin den Leuten feind, die immer ein neues übers andre anrichten in Cerimonien; eben dieſe werdens der Lehre mit der Zeit auch thun; bei lateiniſchen Schulen ſoll man lateiniſch ſingen, in deutſchen Kirchen ſoll man deutſch predigen, ſo gehets recht." Man ſieht aus dieſen Äußerungen, Luther war kein Freund von untergelegten deutſchen Texten; und das wohl nicht allein aus dem Grunde, weil er der alten Texte von Jugend an gewohnt geweſen war, auch nicht bloß, weil die lateiniſche Sprache ihm wegen ihres ſonoren Klanges zum Singen beſſer, als die deutſche geeignet zu ſein ſchien, ſondern, wie mich dünkt, vorzüglich deswegen, weil die im Choralgeſange häufig vorkommenden Dehnungen einzelner Silben, auf deren eine nicht ſelten 12 und mehrere Noten geſungen werden, ihm der eigenthümlichen Art des deutſchen Geſanges widerſprechend oder nach ſeinem Ausdruck läppiſch vorkamen. Sehr natürlich alſo, daß er theils ſelbſt nur wenige lateiniſche Kirchengeſänge, und überdieß nur ſolche, deren Melodie ſich mehr den deutſchen klaren und einfachen Singweiſen nähert, überſetzte, theils dergleichen Überſetzungen auch von andern nicht haben wollte. Der Charakter der deutſchen Sprache und Geſangart war ihm zu lieb, um ihn den lateiniſchen Texten aufzuopfern; die Melodien dieſer Texte hatten aber auch in ſeinen Augen einen zu hohen Werth, um ſie wegen einiger Überſetzungen, die denn doch, wenn ſie fürs Volk ſingbar werden ſollten, kaum noch Überſetzungen bleiben konnten, ganz und gar fallen zu laſſen. Er behielt alſo, in Ermangelung genügender deutſcher Geſänge, dieſe Melodien mit ihren Texten noch einſtweilen bei und ſorgte ſelbſt für die fortwährende Übung derſelben in Kirchen und Schulen.

Von den aus lateiniſchen Kirchengeſängen durch Luther überſetzten Liedern finden ſich noch in unſern Geſangbüchern: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geiſt" u. ſ. w., doch kaum noch kenntlich, das alte Pfingſtlied „Veni, creator spiritus", für deſſen Verfaſſer einige Karl den großen, andre Karl den dicken halten[1] (Luther S. 129. Antho-

[1] [Mone, Hymnen I, S. 242 hält Gregor den großen für den Verfaſſer. Vergl. Hoffmann, Kirchenlied S. 359, Anm. 71. H.]

logie I, 175), ſodann, faſt durchaus wörtlich beibehalten, das „Herr Gott, dich loben wir“ u. ſ. w., der ambroſianiſche Lobgeſang. Die lateiniſche Hymne „Te deum laudamus“ u. ſ. w. ſollte nemlich, wie Rambach bemerkt, nach einer alten Sage vom heiligen Ambroſius bei der Taufe des Auguſtinus oder eigentlich von beiden, und zwar ſo verfertigt worden ſein, daß ſie ohne vorherige Verabredung, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte derſelben abwechſelnd vor der Gemeinde ſangen (Anthologie I, 87 ff. Luther S. 129).

2. Der ſchon vor Luther gewiſs oder wahrſcheinlich in deutſcher Sprache vorhanden geweſenen, von ihm aber verbeſſerten und erweiterten Lieder ſind wieder neune. Einige derſelben waren nur ältere Übertragungen lateiniſcher Geſänge und manche beſtanden urſprünglich nur aus Einer Strophe. Indem nun Luther ſie zu mehrern erweiterte, trat er ſelbſtändig als Dichter ein. So iſt unter ſeinen Händen das „Mitten wir im Leben ſind“ u. ſ. w., wie es auch noch die heutigen Geſangbücher unverändert enthalten, zu einem ganz neuen Liede geworden. Es lautet lateiniſch (Anthologie I, 250):

Antiphona de morte.

Media vita in morte sumus:
Quem quærimus adjutorem, nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
Sancte deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator,
Amaræ morti ne tradas nos!

Rambach bemerkt (Anthologie I, 248), daß dieſe Antiphone in Schriften des 13ten Jahrhunderts als ein allgemein gewöhnlicher Klag- und Flehgeſang bei traurigen Begebenheiten vorkomme und ſchon in eben dieſem Jahrhundert regelmäßig am Sonnabend vor Lätare zum Completorium geſungen worden ſei. Allein ſie iſt viel älter und vom heiligen Notker, zu St. Gallen geſtorben 912, verfaßt. Notker wurde dazu angeregt, als er dem Brückenbau beim Martinstobel zuſah und die Gefahr der Bauleute, in die tiefe Schlucht hinabzuſtürzen, ihm vor Augen war. Dieſem Gebet gegen die Todesgefahr legte man in der Folge die Wirkung eines Zaubergeſanges bei, wodurch man ſich vor dem Tode bewahren und ſeinem Feinde den Untergang anſingen könnte. Es war daher in Kriegen der Schlachtgeſang, den eine Partei gegen die andre anſtimmte. Die Synode von Köln im Jahr 1316 ſah ſich

veranlaßt, zu befehlen, daß Niemand ohne ſeines Biſchofs Erlaubnis gegen irgend einen Menſchen das „Media vita“ ſingen ſollte. (v. Arx, Geſchichte des Cantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 93 f. Vgl. Pertz, Monum. II, 98, Anm.)

Verdeutſcht, wie es Luther vor ſich haben mochte, nach einem 1514 zu Baſel gedruckten Plenarium oder Evangelienbuche (vgl. Luther S. 120 f.)[1] ſteht es Anthologie I, 425. Luther hat nicht bloß den Rhythmus, ſondern auch großentheils dieſelben Worte beibehalten, aber er hat zwei Strophen hinzugefügt, worin er tiefer, als Notker, in den Abgrund hinabſchaut und den Retter von oben um ſo mehr verherrlicht. Sein Lied lautet ſo (Luther, Anhang S. 19 f.)[2]:

Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen u. ſ. w.

Auf den Troſt des rechten Glaubens, auf die Feſtigkeit in demſelben unter den Gefahren, mit welchen die evangeliſche Kirche zu kämpfen hatte, auf die erſehnte Einigkeit aller Chriſten im reinen Glauben war denn auch Luthers Sinn theils bei der Wahl der ältern Lieder, die er ſich aneignete, theils bei den Zuſätzen, womit er ſie bereicherte, beſonders gerichtet und er hat damit dieſen Bearbeitungen die Merkzeichen ſeines eigenthümlichen Weſens und Strebens aufgedrückt.

Hievon zwei der ſprechendſten Beiſpiele.

Erwünſchten Anklang hatte für ihn leicht begreiflich das mehrbeſprochene, ſchon im 13ten Jahrhundert nachgewieſene Geſätz:[3]

Nu bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüte an unſerm Ende,
Wenn wir heimfahrn aus dieſem Elende. Kyrieleiſon!

Er ſetzt dieſem folgende drei Strophen bei:[4]

Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein!
Lehr uns Jeſum Chriſt kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland! Kyrieleiſon!

[1] [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 178. H.]
[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 191. H.]
[3] [Vergl. oben S. 407. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 94. H.]
[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 208. H.]

Du ſüße Lieb, ſchenk uns deine Gunſt!
Laß uns empfinden der Liebe Brunſt,
Daß wir von Herzen einander lieben,
Und im Friede auf einem Sinne bleiben! Kyrieleiſon!

Du höchſter Tröſter in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen! Kyrieleiſon!
(Luther S. 122. Anhang S. 15.)

Das Lied „Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott" u. ſ. w.[1] war der erſten Strophe nach auch ſchon vor der Reformation deutſch vorhanden; denn dieſe Strophe ſteht faſt gleichlautend, wie bei Luther, in dem angeführten Basler Plenarium von 1514 (Luther S. 119 f. Anthologie I, 420). Sie iſt auch Überſetzung einer alten, lateiniſchen Antiphone:

Veni, sancte spiritus!
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti!
Halleluja, Halleluja!
(Anthologie I, 250.)

Von Luthern um zwei Strophen vermehrt, iſt nun das Lied ein echter Reformationsgeſang geworden:

Komm, heiliger Geiſt u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 14.)

Die zweite Strophe iſt denn auch in dem antilutheriſchen Geſangbuche des Probſtes Vehe zu Halle, vom Jahr 1537, gegen den Reformator ſo umgewendet worden:

O heiliges Licht, wohn uns bei,
Mach uns aller Blindheit frei!
Laß uns durch kein falſchen Schein
Abführen von den Wegen dein!
Behüt uns vor den Propheten,
Die Gottes Wort unrecht deuten,
Sein Glauben mit dem Mund bekennen
Und die Kirchen doch zertrennen![2]

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 199. H.]

[2] Luther S. 120. Vergl. noch Luther, Anhang S. 16. 18. 26. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 823. H.]

Der größere Theil der Lieder dieſer zweiten Claſſe iſt in die neuen Geſangbücher ziemlich unverändert aufgenommen:

Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt u. ſ. w.
Komm, heiliger Geiſt u. ſ. w.
Nun bitten wir den heiligen Geiſt u. ſ. w.
Gott, der Vater, wohn uns bei u. ſ. w.
Mitten wir im Leben ſind u. ſ. w.

(Über das Judaslied, Luther S. 113 f., vergl. Hottingers Fortſetzung von Joh. Müllers Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft VII, 118.)

3. Bibliſche Lieder. Luther benützte die Bibel auf zweifache Weiſe für den chriſtlichen Geſang. Theils hob er poetiſche Stücke derſelben in einer wörtlichen reimloſen Überſetzung aus, jedoch ſo, daß er ſie durch beigeſetzte Tonzeichen zum Geſang einrichtete, gerade wie man bisher die Proſa der lateiniſchen Bibelüberſetzung componiert und geſungen hatte. Auf dieſe Art behandelte Luther einige Pſalmen und eine Reihe von Lobgeſängen und Gebeten aus verſchiedenen Büchern alten und neuen Teſtaments, z. B. zwei Lieder Moſis, die Lieder Deboras, Hannas, die Lobgeſänge Marias, Zacharias, der Engel u. ſ. w. Theils aber bearbeitete er bibliſche Abſchnitte, mehr oder weniger frei, zu eigentlichen deutſchen Kirchenliedern. Von den letztern, deren es eilfe ſind, ſprechen wir hier. Darunter findet ſich eine Paraphraſe des Vaterunſers, nicht ohne Beziehung auf die Zeitumſtände, z. B.

Geheilget werd der Name dein!
Dein Wort bei uns hilf halten rein,
Daß auch wir leben heiliglich
Nach deinem Namen würdiglich!
Herr, behüt uns für falſcher Lehr!
Das arm verführet Volk bekehr!

Es komm dein Reich zu dieſer Zeit
Und dort hernach in Ewigkeit!
Der heilig Geiſt uns wohne bei
Mit ſeinen Gaben mancherlei!
Des Satans Zorn und groß Gewalt
Zerbrich! für ihm dein Kirch erhalt! u. ſ. w.[1]

[1] [Luther S. 60. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 215. H.]

Ferner zwei Geſichte, das eine aus dem alten, das andre aus dem neuen Teſtament. Erſteres, ein deutſches Sanctus, nach Jeſ. 6 (Luther S. 58):

Jeſaia, dem Propheten', das geſchah u. ſ. w.

Das zweite,[1] aus Apoc. Cap. 12 (Luther S. 63):

Ein Lied von der heiligen chriſtlichen Kirchen.
Sie iſt mir lieb, die werthe Magd, u. ſ. w.

Auch hier die Anwendung auf den damaligen Zuſtand der Kirche.

Den Lobgeſang Simeons hat Luther gleichfalls, nach Luc. 2, zu Liede gebracht.

Vorzüglich aber klangen die Pſalmen in der Seele des deutſchen Sängers an. Rambach bemerkt (Luther S. 148):

Seit den älteſten Zeiten ſchon waren ſie beim öffentlichen Gottesdienſt als Geſänge gebraucht worden; die meiſten Texte, deren man ſich zum Singen bediente, waren daraus entlehnt. Daß Luther einen ſo lange beſtandenen Gebrauch auf die evangeliſche Kirche und den deutſchen Gottesdienſt übertrug, iſt an ſich natürlich.

Aber auch ſeine beſondre Sinnesart, ſeine eigene Stellung war geeignet, ihm das innigſte Verſtändnis dieſer heiligen Geſänge zu erſchließen. Er bewährt es namentlich in einer trefflichen Stelle ſeiner Vorrede zum Pſalter:

Was iſt das meiſte in dieſem Buche, denn ſolch ernſtlich Reden in allerlei ſolchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpſalmen oder Dankpſalmen haben? Da ſieheſt du allen Heiligen ins Herz, wie in ſchöne luſtige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, luſtige Blumen darinnen aufgehen von allerlei ſchönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und ſeine Wohlthat. Wiederum, wo findeſt du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepſalmen haben? Da ſieheſt du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dunkel iſts da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes! Alſo auch, wo ſie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen ſie ſolcher Worte, daß dir kein Mahler alſo könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen und kein Cicero oder Redekundiger alſo vorbilden. (Luther S. 148 f.)

Er hat zwar im Ganzen nur ſieben Pſalmen zu deutſchen Liedern bearbeitet, aber dieſelben, wie Rambach ebend. S. 149 bemerkt, gröſten-

[1] [Die beiden Lieder ſtehen auch bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 209. 213. H.]

theils mit Rückſicht auf ſeine perſönliche Lage und den damaligen Zuſtand der Kirche ausgewählt, ſo daß ſie eben dadurch für jene Zeit zum öffentlichen Gebrauche vorzüglich paſſend waren.

Wir ſtellen drei dieſer Pſalmenlieder hervor. Das erſte nach dem 12ten Pſalm (Luther, Anhang S. 46):

Ach Gott, vom Himmel ſieh darein u. ſ. w.[1]

So genau dieſes Lied in der Hauptſache dem Texte folgt, ſo lautet es doch ganz deutſch und volksmäßig. Wörtlicher noch und beweglicher zugleich iſt die Verdeutſchung des 124ſten Pſalms ausgefallen (Luther, Anhang S. 53):

Wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit u. ſ. w.[2]

Dagegen iſt das berühmteſte von Luthers Liedern, „Ein feſte Burg iſt unſer Gott", u. ſ. w.[3] (Luther, Anh. S. 50 f.) im 46ſten Pſalm nur angeklungen und ſchreitet im Übrigen ſelbſtändig vor. Dieſes Lied iſt nicht, wie Spätere meinten, ſchon im Jahr 1521 auf der Reiſe nach Worms gedichtet worden, ſondern, wie Rambach (Luther S. 108 f.) aus den beſtimmteſten Zeugniſſen Gleichzeitiger nachweiſt, im Jahr 1530 bei Luthers Aufenthalte zu Coburg während des Augsburgiſchen Reichstags. Die Evangeliſchen waren damals mit einem furchtbaren Angriffe bedroht und Luther wollte durch dieſen Geſang den Muth ſeiner Freunde ſtärken. Der kraftvolle Inhalt desſelben, verbunden mit der erhebenden Melodie, iſt auch gewiſs nicht ohne Wirkung geblieben.

Selnecker ſagt in der Lebensbeſchreibung Luthers, Bl. 69: „Auch die böſen Geiſter zittern und fliehen, wenn ſie dieſen herzlichen Geſang hören ſingen," und führt zur Beſtätigung dieſer Behauptung das Beiſpiel einer vermeintlich beſeſſenen Perſon an, die durch wiederholtes Anhören desſelben, zu Jedermanns Verwunderung, von ihrer Plage befreit worden ſei (Luther S. 156, N. Vgl. S. 239).

Aus der Claſſe der bibliſchen Lieder haben unſre neuen Geſangbücher nur: „Ein feſte Burg" u. ſ. w. und „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir" u. ſ. w. (Pſ. 130)[4], letzteres ſtark durchcorrigiert und um eine Strophe verkürzt.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 185. H.]
[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 207. H.]
[3] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 210. H.]
[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

4. Die Claſſification der Lutheriſchen Kirchenlieder, der wir bisher gefolgt ſind, ſollte mehr nur die verſchiedenen Mittel und Anhaltpuncte bemerklich machen, deren ſich Luther für ſeinen deutſchen Geſang bedient hat, als daß dieſe Lieder damit dem Geiſt und der Behandlung nach abgegrenzt werden könnten. Die Erweiterung des „Media vita“ u. ſ. w. und die Bearbeitung des 46ſten Pſalms ſind kaum für minder freie Erzeugniſſe anzuſehen, als diejenigen, die wir jetzt in der Claſſe der Originallieder, d. h. der von ihm nach Inhalt und Form neu verfertigten, aufzuführen haben, unter denen umgekehrt Einiges auf ältere Unterlagen hindeutet. Man zählt zu dieſer Claſſe acht Lieder. Zuerſt zwei Weihnacht- und zwei Oſterlieder, welche beſonders die Spur älterer Anläſſe tragen. Die beiden erſtern gehören zu den von Luther ſelbſt ſo genannten Kinderliedern. Der Feier des Weihnachtfeſtes war ſchon längſt vor ſeiner Zeit der Charakter einer kindlich frommen Freude gegeben worden, die ſich auch in etwas ſpielenden Liedern, wie dem halblateiniſchen „In dulci jubilo“ u. ſ. w. ausdrückte (Anthologie I, 373 f.). Die Abſingung dieſer Lieder war, wie Rambach bemerkt, mit einer Art theatraliſcher Vorſtellung verbunden; es waren zum Theil Wiegenlieder, die man bei der Krippe dem neugebornen Erlöſer zu Ehren anſtimmte (Luther S. 145 f.). Noch in neuerer Zeit hieß man das in der Chriſtnacht übliche Singen von den Kirchthürmen „das Kindlein wiegen.“ Auch Luther verſchmäht in dem einen ſeiner Kinder- oder Weihnachtlieder nicht ganz dieſen herkömmlichen Ton. In dem Liede „Vom Himmel hoch da komm ich her“ u. ſ. w.[1] heißt es u. a.:

Ah mein herzliebes Jeſulin,
Mach dir ein rein ſanft Bettelin,
Zu rugen in meins Herzen Schrein,
Daß ich nimmer vergeße dein;

Davon ich allzeit fröhlich ſei,
Zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne[2] ſchon,
Mit Herzenluſt den ſüßen Ton!

[1] Luther, Anhang S. 67. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 214. H.]

[2] Luther S. 146, N. 4: „Das Wort iſt aus Sauſe oder Suſe Ninne zuſammengeſetzt und bedeutet ſo viel als: Schlaf, Kindlein!“

Auch eines der Oſterlieder, „Chriſt lag in Todesbanden“ u. ſ. w.,[1] enthält Stellen, die unſrem Geſchmacke nicht zuſagen können:

Hie iſt das rechte Oſterlamm,
Davon Gott hat geboten.
Das iſt an des Kreuzes Stamm
In heißer Lieb gebraten.

Und:

Wir eſſen und wir leben wohl
In rechten Oſterfladen.
Der alte Sauerteig nicht ſoll
Sein bei dem Wort der Gnaden.
Chriſtus will die Koſte ſein
Und ſpeiſen die Seel allein;
Der Glaub will keins Andern leben.

Übrigens ſtehen ſolche Stellen, die an den Ton der früher beſprochenen Kloſterlieder erinnern, nur ſehr vereinzelt unter Luthers ernſthaften und einfachen Geſängen.

Ein Kinderlied heißt auch das folgende, doch wohl nur weil es zunächſt bei dem im Jahr 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienſte für den Geſang der Chorknaben beſtimmt war (Luther S. 111 N.):

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und ſteur des Pabſts und Türken Mord,
Die Jeſum Chriſtum, deinen Sohn,
Wollen ſtürzen von deinem Thron!

Beweis dein Macht, Herr Jeſu Chriſt,
Der du Herr aller Herren biſt!
Beſchirm dein arme Chriſtenheit,
Daß ſie dich lob in Ewigkeit!

Gott, heilger Geiſt, du Tröſter werth,
Gieb deim Volk einrlei Sinn auf Erd!
Steh bei uns in der letzten Noth,
Gleit uns ins Leben aus dem Tod![2]

Volksmäßige Ausführungen beſtimmter Glaubenslehren, im Sinne der Reformation, ſind ein Lied von der Taufe und eines von der

[1] Luther S. 70. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 197. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 75. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 217. H.]

Erlöſung. Das letztere, „Nu freut euch, lieben Chriſten, gmein“ u. ſ. w. (Luther S. 76), würde ich ausheben, wenn es nicht, wenig verändert, in den neuen Geſangbüchern ſtände.[1]

Eigenthümliches Erzeugnis Luthers iſt beſonders noch:

Ein Lied von den zween Märterern Chriſti, zu Brüſſel von den Sophiſten von Löwen verbrannt. (1523.)

Die Geſchichte dieſer beiden Märtyrer, Heinrich Voes und Johann Eſch, erzählt Luther in dem Sendſchreiben an die Chriſten in Holland und Brabant, Th. XXI der Walchiſchen Ausgabe (Anthologie II, 28. Vgl. Luther S. 152. 147 N.). Sein Lied von ihnen lautet ſo (Luther S. 80):

Ein neues Lied wir heben an u. ſ. w.[2]

Von dieſen acht Originalliedern finde ich in unſrem Geſangbuch[3] folgende drei: „Chriſt lag in Todesbanden“ (das Bild vom gebratenen Oſterlamm iſt gelaſſen, dagegen die „rechten Oſterfladen“ in ſüßes Brot verwandelt), „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ u. ſ. w. (die erſte Strophe gemildert und drei weitere beigefügt, wie denn das Lied ſchon frühzeitig von Andern erweitert worden, Luther S. 140)[4] und „Nun freut euch, lieben Chriſten, gmein“ u. ſ. w.

Außer den bisher aufgezählten, zuverläßig von Luther herrührenden Liedern, ſind ihm noch andre irrig oder ohne genügenden Beweis beigelegt worden. Von letzterer Art iſt eines, welches anhebt: „Nun treiben wir den Pabſt hinaus“ u. ſ. w. Es iſt von Luther mit ſeines Namens Unterſchrift in einem beſondern Abdrucke herausgegeben worden, unter dem Titel: „Ein Lied für die Kinder, damit ſie zu Mitterfaſten den Pabſt austreiben. D. M. L.“ Davon bemerkt Joh. Matheſius in ſeiner Lebensbeſchreibung Luthers, beim Jahr 1545:

Dieß Jahr beſucht ich Dr Luther zum letzten [es war das Jahr vor ſeinem Tode] und bracht ihm das Lied mit, darin unſre Kinder zu Mitterfaſten

1 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

2 [Das Lied ſteht vollſtändig bei Rambach, Luther, Anhang S. 79—83 und in desſelben Anthologie II, S. 40—43, bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 202. H.]

3 [Das hier gemeinte Geſangbuch der evangeliſchen Kirche in Württemberg wurde 1841 durch ein anderes erſetzt, welches 15 Lieder von Luther enthält. K.]

4 [Wackernagel, Kirchenlied Nr. 222. H.]

den Antichriſt austreiben, wie man etwan dem Tod und die alten Römer ihren Bilden und Argeis thäten, die ſie auch ins Waſſer warfen. Dieß Lied gab er in Druck und macht ſelbſt die Unterſchrift: „Ex montibus et vallibus, ex silvis et campestribus.“

Rambach (Luther S. 141—143) bezweifelt aus mehreren Gründen die Autorſchaft Luthers und ich vermag nicht darüber zu urtheilen, da ich das Lied, wie Luther es drucken ließ, nicht vor mir habe. Es ſcheint ſich aber auch nur darum zu handeln, ob Luther einem ſchon vorhandenen Volksliede die parodiſche Wendung auf den Pabſt gegeben habe und dieß wird doch durch Matheſius Erzählung wahrſcheinlich. Eine deutſchen und ſlaviſchen Stämmen gemeinſame Frühlingsfeier war das Todaustreiben. Sie fand im Merz, in Deutſchland am Sonntag Lätare, der darum auch Todtenſonntag hieß, ſtatt und beſtand darin, daß man eine Strohpuppe, die den Winter und den Tod vorſtellte, vor die Stadt oder das Dorf trug und in das Waſſer warf, dagegen mit einem buntgeſchmückten Tannenreiſe, als Zeichen des Frühlings, zurückkehrte.[1] Dabei wurden Lieder geſungen, deren eines anfieng:

So treiben wir den Winter aus (den Tod hinaus)
Durch unſre Stadt zum Thor hinaus,
Mit ſein Betrug und Liſten,
Den rechten Antichriſten.

Wir ſtürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er ſich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch ſeine ſpäten Züge.

(Wunderhorn I, 161. Kinderlieder S. 38 f. Tkanys Mythologie I, 205. II, 151. Haltaus, Calendar. med. æv. S. 67. Ein ähnlicher Liedesanfang ſchon am Schluſſe des 1337 vollendeten Schachzabelbuchs von Konrad von Ammenhuſen:

Hinne ſülnt wir den winter jagen u. ſ. w.)

[1] [Vergl. Uhland in Pfeiffers Germania V. Wien 1860. 8. S. 257 bis 284. J. Grimm, Deutſche Mythologie II, S. 715—741. K. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie, 2te Auflage, Bonn 1864. 8. S. 579. 580. H.]

Statt deſſen wurde nun, um den Sieg des neuen Glaubensfrühlings zu bezeichnen, geſetzt:

Nun treiben wir den Pabſt hinaus u. ſ. w.

Ich habe dieſes Stückes, welches Luther jedenfalls zum Drucke befördert hat, beſonders gedacht, um zu zeigen, daß ihm das weltliche Volkslied und deſſen Ton nicht unbekannt war. Zwar finden wir bei ihm ſonſt keine ſo entſchieden aus weltlichen in geiſtliche umgeſetzte Lieder, dergleichen wir vor ihm kennen gelernt haben und deren auch bei den nachfolgenden Kirchenliederdichtern viele anzutreffen ſind. Aber doch beginnt auch das Lied von den zween Märtyrern mit einer Formel des Volksgeſangs:

Ein neues Lied wir heben an u. ſ. w.

Auf ähnliche Weiſe begannen die Volksballaden, je nach der gewählten Vers- und Tonweiſe:

Nun wellen wir aber heben an
Das beſt, das wir gelernet han u. ſ. w.

oder:

Nun wellen wir aber heben an
Vom Tanheuſer zu ſingen u. ſ. w.

Und ſo iſt auch der Schlußvers:

Der Sommer iſt hart für der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlin gehn herfür u. ſ. w.

ein ins Geiſtige gehobenes Frühlingslied. Die erſte Strophe des apokalyptiſchen Liedes: [1]

Sie iſt mir lieb, die werthe Magd
Und kann ihr'r nicht vergeſſen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man ſagt,
Sie hat mein Herz beſeſſen.
Ich bin ir hold,
Und wenn ich ſollt
Groß Unglück han,
Da liegt nicht an,

[1] [Luther S. 63. 64. H.]

Sie will mich des ergetzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die ſie zu mir will ſetzen,
Und thun all mein Begier;

wird ſich vielleicht noch als der Anfang eines weltlichen Liebesliedes nachweiſen laſſen. Und ſo ſind es auch faſt volksmäßig herkömmliche Zeilen in Luthers Gedicht „Frau Muſica:“ [1]

Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Geſang;
Des muß ſie haben immer Dank.

Selbſt als Gegner gewiſſer weltlicher Geſänge zeigt er doch ſeine Bekanntſchaft damit in der Vorrede zum Wittenbergiſchen Geſangbüchlein von 1544, wo er von den darin enthaltenen geiſtlichen Liedern bemerkt:

Und ſind dazu auch in vier Stimmen bracht, nicht aus anderer Urſach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch ſonſt ſoll und muß in der Muſica und andern rechten Künſten erzogen werden, etwas hätte, damit ſie der Buhllieder und fleiſchlichen Geſänge los würde und an derſelben ſtatt etwas heilſames lernete u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 1 f.)

Wenn wir in der ſeitherigen Aufzählung der Lutheriſchen Lieder den Werth der einzelnen nach dem Wortgehalte angeſchlagen haben, ſo iſt dieſer Maßſtab keineswegs ausreichend. Eine vollſtändige Würdigung derſelben müſte, wie ſchon früher angedeutet worden, die Tonweiſen beiziehen. Daß dieſe Lieder in Rhythmus und Reim häufig rauh und unvollkommen ſind, daß ſie in techniſcher Beziehung die Dichtkunſt ihrer Zeit nicht beſonders zu heben geeignet waren, macht ſich leicht bemerklich. Aber wenn wir uns deſſen erinnern, was er über eine rechte deutſche Art in Text und Noten, Accent, Weiſe und Geberde geſagt, ſo dürfen wir zum voraus vermuthen, daß manches, was beim Leſen anſtößig iſt, ſich in der Muſik ausgeglichen haben werde.

Wenn Luther auch auf das Techniſche der Poeſie keine beſondre Sorgfalt verwandte, ſo durfte ihm doch durch deſſen Verſäumnis der

[1] [Luther S. 91. 92. H.]

muſikaliſche Vortrag nicht beeinträchtigt werden; denn um der Melodieen willen hatte er häufig die Texte bearbeitet und die Muſik überhaupt war ihm eine hohe Sache; für ihn gab es kein geiſtliches Lied ohne Geſang.

Ihn als Tonſetzer zu würdigen, liegt nicht in unſrer Aufgabe. Ich verweiſe darüber auf Abſchnitt III der Rambachiſchen Schrift. Kraft, Ausdruck, hohe Einfalt ſeiner Compoſitionen hat ihnen eine bleibende Stelle im Kirchengeſange geſichert und ſie gelten für unübertroffen. Seinem muſikaliſchen Sinne verdankt auch die evangeliſche Kirche die Erhaltung trefflicher älterer Melodieen.

„Der Geſang", ſagt Luther, „und die Noten ſind köſtlich; Schade wäre es, daß ſie ſollten untergehen; aber unchriſtlich und ungereimt ſind die Text oder Wort, die ſollten untergehen u. ſ. w. Darum wir ſolche abgöttiſche todte und tolle Text entkleidet und ihnen die ſchöne Muſica abgeſtreift und dem lebendigen heiligen Gotteswort angezogen, dasſelb damit zu ſingen, zu loben und zu ehren, daß alſo ſolcher ſchöner Schmuck der Muſica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und ſeinen Chriſten diene, daß er gelobt und geehret, wir aber durch ſein heiliges Wort, mit ſüßem Geſang ins Herz getrieben, gebeſſert und geſtärkt werden im Glauben" (Luther, Anhang S. 8 f.).

Luthers Liebe zur Tonkunſt, ſeine Anſicht vom Weſen, vom Werth und Berufe derſelben geben noch beſonders folgende Ausſprüche kund:

Muſicam habe ich allzeit lieb gehabt. Ich wollte mich meiner geringen Muſica nicht um was großes verzeihen. (Luther S. 187.) Wer die Muſicam verachtet, wie die meiſten Schwärmer thun,[1] mit denen bin ich nicht zufrieden. Muſica iſt eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger machet. Singen iſt die beſte Kunſt und Übung. Wer dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu allem geſchickt. Er hat nichts zu thun mit der Welt, iſt nicht vor dem Gericht noch in Haderſachen. Sänger ſind auch nicht ſorgfältig [ſorgenvoll], ſondern ſind fröhlich und ſchlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg u. ſ. w. Sie verjagt den Geiſt der Traurigkeit, wie man am Könige Saul ſiehet. Man vergiſſet dabei alles Zorns, Unkeuſchheit, Hoffart und anderer Laſter und vertreibt damit viel Anfechtungen und böſe Gedanken. Der Teufel erharret ihr nicht und iſt ihr ſehr feind. Muſica iſt das beſte Labſal einem betrübten Menſchen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfriſcht wird u. ſ. w.[2]

[1] Namentlich Karlſtadt, Luther S. 100 N.

[2] [Luther S. 188. H.]

Ähnlicher Weiſe an einem andern Orte: [1]

Es iſt kein Zweifel, es ſtecket der Same vieler guten Tugenden in ſolchen Gemüthern, die der Muſik ergeben ſind; die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wiſſen, daß die Muſik auch den Teufeln zuwider und unleidlich ſei. Und ich halte gänzlich dafür und ſchäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunſt ſei, die mit der Muſik zu vergleichen iſt, dieweil ſie allein nach der Theologie dasjenige thut, was ſonſt die Theologie allein thut, nemlich daß ſie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen ſtiftet, faſt vor der Muſik und deren Klange eben ſo fliehet als vor dem Worte der Gottesgelahrtheit; daher die Propheten keine Kunſt ſo gebraucht haben, als die Muſik, da ſie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunſt, ſondern in die Muſik gefaſſet, daß die Gottesgelahrtheit und Muſik beiſammen ſtünden, indem ſie die Wahrheit in Pſalmen und Geſängen gelehret. Aber was lobe ich die Muſik jetzt auf einem ſo engen Papier und will ein ſo groß Ding mahlen oder vielmehr verunzieren? Aber meine Neigung zu ihr wallet mir ſo ſtark auf gegen ſie, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat.

Er ſchrieb dieſes in einem lateiniſchen Briefe an Ludwig Senfl, einen berühmten Tonſetzer und Tonkünſtler (Luther S. 188 ff.).

Wir beſitzen aber auch von ihm eine eigene Lobrede auf die Muſik vom Jahr 1538. Sie war urſprünglich lateiniſch geſchrieben. Man ſehe eine auch ſchon alte Überſetzung derſelben in Rambachs Luther, Anhang S. 84 ff. Endlich ein kleines Gedicht, welches Luther dem Wittenbergiſchen Geſangbuche von 1543 vorgeſetzt hat:

Frau Muſica.

Für allen Freuden auf Erden u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 91.) [2]

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß Luther die Muſik, namentlich den Geſang, als ein von Gott Erſchaffenes anſah, wodurch Gott ſelbſt gelobt und ſein Wort in die Herzen der Menſchen getrieben werden ſollte. Über die Dichtkunſt verbreitet er ſich nicht beſonders, ohne Zweifel weil diejenige, die ihn angieng, ihm nichts anders war, als Theologie. Der Kirchengeſang war ihm die unmittelbare Ver-

[1] Überſetzung.

[2] [W. Wackernagel, Deutſches Leſebuch II, 2te Ausgabe, Baſel 1840. 8. Sp. 20—22. H.]

einigung der Theologie mit der Muſik, wie er ſolche, nach obiger Briefſtelle, in den Geſängen der Propheten gefunden hat, die ihre Theologie in die Muſik gefaßt haben. Ob er nun ältere lateiniſche oder deutſche Texte, ob er Pſalmen oder andre Bibelſtellen bearbeitet, ob er freiere Lieder gedichtet hat, überall iſt es das Wort Gottes, das er verkünden will; ob er alte Kirchenmelodieen aufgenommen oder neue, eigene geſetzt hat, ob er in ſeiner Kammer oder ob die volle Gemeinde ſie abſingt, immer ſtammen und tönen ſie aus einer Schöpfung Gottes, die im Herzen und in der Stimme des Menſchen wirkt. Alle Claſſificationen löſen ſich in dieſer einen Anſicht und Geſinnung. Wir ſehen Luthern im Kirchenlied an einer heiligen Stätte knieen, an der er Troſt und Freudigkeit, Salbung und Stimme holt, womit ausgerüſtet, er jeder Arbeit und jedem Kampfe feſten Schrittes entgegengeht.

Lieder, in dieſem Geiſte geſungen, konnten, in vereinter Macht des Wortes und der Töne, ihrer Wirkung gewiſs ſein. Sie wurden von den Zeitgenoſſen mit dem gröſten Beifall aufgenommen, verbreiteten ſich raſch und weit. Hierüber hat Rambach (Luther S. 164 ff.) merkwürdige Data geſammelt.

Anfangs giengen ſie, nach damaligem Gebrauche bei weltlichen Liedern, auf einzelnen Blättern aus (Luther S. 104 f.). Bald aber ſetzte ihre Erſcheinung eine Menge von Druckerpreſſen in- und außerhalb Oberſachſen in Bewegung; und man kann ſich von der Begierde, mit welcher ſie gekauft und geleſen wurden, einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein in Erfurt vier verſchiedene Drucker in den Jahren 1524 und 25 mit der Herausgabe evangeliſcher Liederſammlungen beſchäftigt waren. So giengen ſie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund und wurden von Hohen und Niedrigen, von Erwachſenen und Kindern geſungen. In Magdeburg waren namentlich die beiden Lieder „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir“ und „Es woll uns Gott genädig ſein“ [1] ſchon im Jahr 1524 unter dem Volke bekannt. Ein alter Mann, ſeines Handwerks ein Tuchmacher, hatte dort jene Lieder zuerſt auf dem Markte feil und ſang ſie den Leuten vor, die in großer Menge um ihn verſammelt waren. Der Bürgermeiſter Rubin, der beim Nachhauſegehen aus der Johanniskirche das Gedränge ſah, ließ „den böſen Buben, der Luthers ketzeriſche Geſänge unter das Volk brachte,“ ins Gefängnis werfen. Es giengen aber 200 Bürger auf das Rathhaus, die ſeine Freilaſſung bewirkten. Als im Jahr 1529 ein päbſtlicher Geiſtlicher in Lübeck in der Jacobskirche die Predigt geſchloſſen hatte

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. 189. H.]

und für die Todten zu bitten im Begriffe war, ſtimmten zwei kleine Knaben das Lied an „Ach Gott, vom Himmel ſieh darein“ u. ſ. w. und die ganze Gemeinde folgte ihnen nach, welches von der Zeit an jedesmal geſchah, ſo oft ein Geiſtlicher in ſeinen Vorträgen ſich der evangeliſchen Lehre zuwider erklärte, und wodurch es mit bewirkt wurde, daß der Rath in die von den Bürgern verlangte Wiedereinſetzung der vertriebenen evangeliſchen Prediger willigen muſte. Ähnliches fand an andern Orten [zu Oldenburg, Hamburg, Frankfurt u. ſ. w. vgl. Wunderhorn II, 341—3] ſtatt, wo Luthers Lieder von dem Volke mit der gröſten Begierde aufgenommen wurden und wo durch ſie zuerſt und vorzüglich die proteſtantiſche Lehre Eingang fand.[1] Eines jener Lieder wird von einem Zeitgenoſſen Luthers beſonders in dieſer Hinſicht ausgezeichnet:

„Mir zweifelt nicht,“ ſchreibt er, „durch das eine Liedlein Lutheri „Nun freut euch, liebe Chriſten, gmein“[2] werden viel hundert Chriſten zum Glauben bracht ſein worden, die ſonſt den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten. Aber die edle theure Wort in dem Liedlein haben ihnen das Herz abgewonnen, daß ſie der Wahrheit beifallen muſten; daß meines Erachtens die geiſtliche Lieder nicht wenig zu Ausbreitung des Evangelii geholfen haben.“

Dieſen Einfluß der Lutheriſchen Geſänge geſtehen auch Schriftſteller aus der römiſchen Kirche zu, wie der Karmeliter Thomas a Jeſu, welcher ſagt, daß Luthers Geſänge ſeine Sache zum Erſtaunen beförderten, daß man ſie von allen Claſſen, und nicht bloß in Kirchen und Schulen, ſondern auch in Häuſern und Werkſtätten, auf Märkten, Gaſſen und Feldern ſingen höre. Wenngleich man ihnen in der römiſchen Kirche am Anfang der Reformation, eben um des davon zu befürchtenden nachtheiligen Eindrucks willen, noch keinen Zugang verſtattete und ſie durch andre „unverdächtige“ deutſche Geſänge und Liederſammlungen zu verdrängen ſuchte, ſo währte es doch nicht ſehr lange Zeit, daß ſie, wenigſtens zum Theil oder mit einigen Veränderungen, hie und da auch beim katholiſchen Gottesdienſte eingeführt wurden. Dieß geſchah u. A. zu Wolfenbüttel noch zu Lebzeiten des antilutheriſch geſinnten Herzogs Heinrich, der ſelbſt den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in ſeiner Hofkapelle duldete. Als ein katholiſcher Geiſtlicher deshalb beim Herzog Klage führte, erkundigte ſich dieſer bei ihm, was es für Lieder wären. Da nun der Geiſtliche zur Antwort gab: „Gnädiger Herr, ſie heißen: „Es woll uns Gott

[1] „In der Stadt Göttingen giebt im Jahre 1529 ein Geſang Luthers den erſten Anlaß zu ihrer [der Reformation] weitern Verbreitung unter dem Volk.“ Göttingiſche gelehrte Anzeigen, 189 St., den 26 November 1832, S. 1884. Recenſion von J. C. F. Schlegels Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Norddeutſchland und von den Hannoveriſchen Staaten, Bd. II, Hannover 1829.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

genädig ſein u. ſ. w.“ erwiderte der Fürſt: „Ei, ſoll uns denn der Teufel gnädig ſein? Wer ſoll uns ſonſt gnädig ſein denn Gott allein?“ Im vorletzten Decennium des 16ten Jahrhunderts war das Gleiche ſchon an mehrern Orten in Kirchen und Klöſtern der Fall. Späterhin trug man ſogar kein Bedenken, Lutheriſche Geſänge in katholiſche Geſangbücher aufzunehmen, theils unverändert, theils mit Abweichungen. Geſchah dieß in der Kirche, die Luthern als einen Feind und Abtrünnigen betrachtete, und zu einer Zeit, wo der Haß gegen ihn und ſeine Partei noch ungeſchwächt fortdauerte, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, was andre mit ihm befreundete Kirchengeſellſchaften thaten. Die Böhmiſchen Brüder nahmen alle ſeine Geſänge unverändert an und fügten ſie als Anhang dem Geſangbuche bei, das ſie 1566 dem Kaiſer Maximilian II im öffentlichen Drucke überreichten. Die evangeliſch-reformierte Kirche in Deutſchland und der Schweiz, die zum gottesdienſtlichen Gebrauche die von Ambroſius Lobwaſſer aus dem Franzöſiſchen des Clement Marot und Theodor Beza überſetzten, zuerſt 1573 erſchienenen Pſalmenlieder erwählt hatte, folgte jenem Beiſpiele und fügte faſt allen Ausgaben dieſer Pſalmenlieder die meiſten oder auch ſämmtliche Lutheriſche Lieder bei. Daſſelbe geſchah in der Folge und war zum Theil ſchon früher in Holland, Frankreich, Polen, Ungarn, in den nordiſchen Reichen, ja ſelbſt jenſeits des Weltmeers in den von Proteſtanten gegründeten Kirchen geſchehen, wo ſie, in Überſetzungen oder in der Urſprache, als gottesdienſtliche Geſänge eingeführt wurden.

Bevor wir zu den Nachfolgern Luthers im Kirchenliede übergehen, iſt noch kürzlich zu bemerken, daß von ihm, außer mehreren lateiniſchen Gedichten, manche deutſche Reimſprüche, moraliſchen, religiöſen, zum Theil auch ſatiriſchen und launigen Inhalts vorhanden ſind, die ſich in ſeinen Werken, in den Tiſchreden und in der Lebensbeſchreibung des Matheſius zerſtreut finden. Die Notizen darüber bei Rambach, Luther S. 151 f. Anm. 5. Eine Reihe ſolcher Sprüche iſt abgedruckt in dem Anhang der Schrift: D. M. Luther und ſeine Zeitgenoſſen als Kirchenliederdichter u. ſ. w. von A. Gebauer, Leipzig 1828. Dahin gehört auch Luthers Lied vom Hofe (Gebauer S. 201 f.):

Wer ſich nimmt an u. ſ. w.

Erheblicher aber, als dieſe kleinen, verſificierten Stücke, iſt die Poeſie der lebendigen Auffaſſung und Darſtellung, die in manchen Stellen ſeiner Proſaſchriften, wie in den ausgehobenen über die Pſalmen, über die Muſik u. ſ. w. mächtiger ſelbſt, als in den Kirchenliedern, hervortritt.

Luther ſelbſt äußerte ſich über ſeine Lieder höchſt beſcheiden. Er ſagt in der Vorrede zum Wittenbergiſchen Geſangbüchlein von 1544:

Demnach hab ich auch ſamt etlichen andern zum guten Anfang und Urſach zu geben denen, die es beſſer vermögen, etliche geiſtliche Lieder zuſammen gebracht, das heilige Evangelium, ſo itzt von Gottes Gnaden wieder aufgangen iſt, zu treiben und in Schwang zu bringen u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 1.)

Schon in der 1524 erſchienenen Ordnung der Meſſe hörten wir ihn ſagen:

Es fehlet uns an deutſchen Poeten und Muſicis, oder ſind uns noch zur Zeit unbekannt, die chriſtliche und geiſtliche Geſänge, wie ſie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man ſie täglich in der Kirche Gottes brauchen könnte.

Und weiter:

Das rede ich derhalb, daß, ſo irgend deutſche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geiſtliche Lieder zu machen.

Aber mehr, als dieſe Aufforderungen, wirkte ſein Beiſpiel.

Zwar enthält das vollſtändigſte der zu Luthers Lebzeiten gedruckten Geſangbücher nicht mehr, als 143 deutſche Lieder, bei welchen aber eine beträchtliche Anzahl theils ſolcher, die bloß in proſaiſchen Überſetzungen bibliſcher Lobgeſänge beſtehen, theils ſolcher, die für die öffentliche Erbauung nicht geeignet und beſtimmt waren, eingerechnet ſind, ſo daß am Ende nur etwa 100 eigentliche Kirchenlieder, und darunter die Lutheriſchen ſelbſt, übrig bleiben (Luther S. 89).

Allein der Anſtoß war gegeben und nach Rambachs Berechnung (Anthologie II, 7 f.) fand im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts folgende Progreſſion ſtatt:

Auf die erſte kleine Liederſammlung, die nach der Reformation erſchien, die im Jahr 1524 zu Wittenberg gedruckte, welche nicht mehr als 8 Geſänge enthielt, folgte ſchon 4 Jahre ſpäter eine von 56 Liedern, 1540 eine Magdeburgiſche von 120 Liedern, 1568 eine Straßburgiſche von 300, 1597 eine Greifswaldiſche von 600. In der folgenden Zeit ſchwoll die Zahl immer höher an, ſo daß ein von dem im Jahr 1786 verſtorbenen Domdechanten von Hardenberg zu Halberſtadt verfertigtes Liederregiſter über 60000 Anfänge geiſtlicher Lieder enthält. Geiſtliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Fürſten und Staatsmänner, Frauen hohen und niedern Standes haben zu dieſem großen Anwachs beigetragen.

Wenn wir uns aber bei den Kirchenliedern Luthers umſtändlicher verweilt haben und nun durch den noch übrigen Theil unſres Zeitraums, bis zum Schluſſe des 16ten Jahrhunderts, nur einen flüchtigern Durchgang nehmen, ſo iſt die Urſache die, weil in dieſer Zeit es wirklich Keiner beſſer vermocht hat, als Luther es zum guten Anfang gemacht hatte, ſelbſt wenn wir von der glücklichen Vereinigung des Dichters mit dem Tonſetzer in ſeiner Perſon abſehen.

Zunächſt an Luther ſchließen ſich ſeine Freunde und Schüler. Darunter Dr Juſtus Jonas, „Luthers vertrauter Freund und Mitarbeiter am Werke der Reformation während ſeines beinahe zwanzigjährigen Lehramts in Wittenberg. Von ihm iſt der 124ſte Pſalm als Kirchenlied bearbeitet. Dieſes Lied gefiel Luthern ſo wohl, daß er es ſelbſt corrigierte und zunächſt nach ſeinen eigenen Liedern in ſein Geſangbuch ſetzte.“ [1] Man ſpürt auch in ihm deutlich den Ton Luthers. Dieſer hat in dem früher vorgetragenen Liede „Wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit“ u. ſ. w. denſelben Pſalm behandelt. Ich gebe nun das andre Lied zur Vergleichung (Anthologie II, 53 ff.):

Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält u. ſ. w. [2]

Luthers Überſetzung dieſes Pſalms nahm nur 3 Strophen ein, giebt denſelben Inhalt und hat viel lebendigern Ausdruck. (Vgl. Jonas Str. 3 mit Luther Str. 2 und Jonas Str. 5 mit Luther Str. 3.)

In dem angeführten und andern Liedern zeigt ſich noch die nähere Befreundung mit Luthers Geſange; nach ſeinem Vorbilde wurden auch fernerhin Pſalmen und lateiniſche Hymnen als deutſche Kirchenlieder bearbeitet; Geiſt und Ton ſeiner Liederdichtung hat überhaupt niemals aufgehört, auf die geiſtliche Poeſie der Deutſchen einzuwirken.

Dieß im Allgemeinen voranſtellend, werden wir an den übrigen geiſtlichen Sängern des 16ten Jahrhunderts nur Dasjenige im Beſondern hervorheben, worin ſie nach Geiſt oder Form von Luthers Weiſe abweichen oder gewiſſe, auch von ihm ſchon angegebene Richtungen einſeitiger verfolgen. Eine höhere Ausbildung des Kirchenliedes, als die er demſelben gegeben, hat, wie ſchon bemerkt, in dieſem Zeitraume nicht ſtattgefunden.

[1] Rambach, Anthologie II, S. 53.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 227. H.]

Wenn auch ſchon einzelne Lieder Luthers beſtimmten Glaubensartikeln gewidmet ſind, wie die von der Taufe und von der Erlöſung, und er das Kirchenlied überhaupt als ein Mittel, den reinen Glauben unter das Volk zu bringen, betrachtet, ſo iſt doch bei ihm die Glaubenslehre überall in lebendiger Empfindung und Darſtellung aufgefaßt. Bei den nachfolgenden Liederdichtern dagegen tritt häufig eine dogmatiſche Starrheit ein. Es iſt ihnen weniger um die Belebung, als um die richtige und vollſtändige Ausführung der Dogmen zu thun; eben dadurch erhalten auch ihre Lieder eine ungebührliche Ausdehnung, während die Lutheriſchen, ihren Gegenſtand im Mittelpunct ergreifend, ihn auch raſch und gedrängt durchführen. Beiſpiele des Trockenen und Gedehnten heben wir keine aus.

In Luthers Geſange, wie in ſeinem ganzen Weſen, herrſcht ein Geiſt der Fröhlichkeit. Das eben erwähnte Lied von der Erlöſung hebt an:

Nu freut euch, lieben Chriſten, gmein
Und laßt uns fröhlich ſpringen,
Daß wir getroſt und all in ein
Mit Luſt und Liebe ſingen,
Was Gott an uns gewendet hat
Und ſeine ſüße Wunderthat!
Gar theur hat ers erworben.[1]

Er nimmt den Glauben, den er verkündet, von ſeiner beſeligenden Seite. Wir haben von ihm Weihnacht- und Oſterlieder, aber kein eigentliches Paſſionslied. Auch von den Pſalmen ſchöpft er keine trübe Bußlieder, er holt aus ihnen Stärkung und Freudigkeit, und wenn er anfängt:

Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir u. ſ. w.,

ſo hört er auf:

Ob bei uns iſt der Sünden viel,
Bei Gott iſt viel mehr Gnaden u. ſ. w.[2]

Der finſtere Geiſt weicht ihm vor Davids Harfenſpiele. Die Spätern dagegen ſcheinen oft recht den finſtern Geiſt heranſingen zu wollen.

[1] [Luther, Anhang S. 76. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 56. 57. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

Gewiſſensangſt, Verderbnis der Zeit, Eitelkeit alles Irdiſchen, Tod und Verweſung, jüngſtes Gericht werden beliebte Gegenſtände des geiſtlichen Geſanges. Von ſolchen rigoriſtiſchen Liedern, denen es keineswegs an kräftigen Zügen fehlt, hier einige Beiſpiele (Anthologie II, 107)! „Gott hat das Evangelium“ u. ſ. w. [1] von Dr Erasmus Alber, geſtorben 1553; (ebend. II, 153) „Der grimmig Tod mit ſeinem Pfeil“ u. ſ. w. von Bidembach.

Myſtiſche Spielerei, wie ſie in den alten Kloſterliedern üblich war, paßte nicht zu Luthers Weſen; nur etwa in den Weihnachtliedern, von deren beſondrem Anlaß wir geſprochen, und in dem apokalyptiſchen „Sie iſt mir lieb, die werthe Magd“ u. ſ. w. hat er dieſe Saite berührt. Sie klang auch noch weiter fort und beſonders hat noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Philipp Nicolai (geb. 1556, geſt. 1608) durch ſein „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ u. ſ. w. die Liebhaberei für ſolche Weiſe von Neuem geweckt. Das in unſern Geſangbüchern ſtehende Lied „Wie leuchtet uns der Morgenſtern“ u. ſ. w. iſt eine durchgängige Umarbeitung. Das urſprüngliche lautet ſo (Anthologie II, 216):

Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern u. ſ. w.

An dem rechten Ernſte des Sängers bei Verfertigung dieſes Liedes wird man noch mehr irre, wenn man weiß, daß die Anfangsbuchſtaben der Strophen den Namen „Wilhelm Ernſt, Graf und Herr zu Waldeck,“ ausdrücken; ein froſtiges Spiel, das auch ſonſt in dieſer Zeit vorkommt. Gleichwohl wird, wie Rambach mittheilt, erzählt, der Verfaſſer ſei bei Verfertigung desſelben ſo von heiliger Freude und Sehnſucht ergriffen worden, daß er der ordentlichen Mahlzeit darüber vergeſſen, und als er von den Seinigen dazu gerufen worden, ſich geweigert habe, zu ihnen zu kommen. Rambach bemerkt hiebei:

Wie dieſes Lied auf das Zeitalter wirkte [2], ſieht man nicht allein aus den häufigen Nachbildungen desſelben in Dank- und Lobgeſängen, ſondern auch aus dem ſeit ſeinem Erſcheinen in der proteſtantiſchen Liederpoeſie immer bemerkbarer werdenden Hinſtreben zur Myſtik, wodurch ſie . . . allerdings zu einer höhern Vollendung geführt, aber auch auf manchen Abweg geleitet wurde.

Versbau und Melodie mögen zu der bedeutenden Wirkung des Liedes beigetragen haben. Unter den Nachbildungen desſelben giebt

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 297. H.]

[2] [Grimmelshauſen 4, 930. Ayrer 5, 3382, 2. K.]

es eine von dem Tübinger Profeſſor Zacharias Scheffer, die den Verfaſſer ſelbſt zum Gegenſtande hat und ſo anfängt:

Wie ſchön leuchtet im Himmelreich,
Dem Glanz der hellen Sonnen gleich,
Philippus Nicolai u. ſ. w.

Vom gleichen Verfaſſer iſt (Ebend. II, 218):

Wachet auf! ruft uns die Stimme u. ſ. w.,

woraus in unſern Geſangbüchern „Wachet auf! ſo ruft die Stimme" u. ſ. w. hervorgegangen iſt.

Mit dem deutſchen Volksgeſange war Luther, wie wir nachgewieſen, zwar wohl bekannt; die lange vor ihm gebräuchliche Umwandlung weltlicher Lieder in geiſtliche jedoch hat er, ſeinen Antheil an dem „Nun treiben wir den Pabſt hinaus" u. ſ. w. und den Anfang des vorerwähnten „Sie iſt mir lieb, die werthe Magd" u. ſ. w. ausgenommen, nicht beſonders betrieben. Die Nachfolgenden greifen auch hierin wieder rüſtiger zum Werke. Hans Sachs bemerkt in der Summa aller ſeiner Gedicht von 1567 ausdrücklich (Göz I, 10):

Nach dem fand ich auch in der meng
Pſalmen und ander kirchengſäng,
Auch verendert geiſtliche lieder u. ſ. w.

Ein ſolch verändert geiſtlich Lied iſt es z. B., wenn Hans Sachs ein weltliches Gedicht „Ach Jupiter, hättſt du gewalt" u. ſ. w. umſetzt in „O gott vater, du haſt gewalt" u. ſ. w. (Anthologie II, 10). Auf der Stuttgarter Bibliothek: „Etliche geyſtliche, in der ſchrifft gegründte lieder, für die layen zuo ſingen. Hans Sachs. 1526." Darin 5 theils nach weltlichen, theils nach ältern katholiſchen Geſängen proteſtantiſch umgeſtaltete Lieder. Sonſt hat vorzüglich das ihm zugeſchriebene „Warum betrübſt du dich, mein herz" u. ſ. w. große Verbreitung erlangt. [1] (Vgl. noch Göz, Hans Sachs II, XXII—XXV.)

In der Anthologie II, 92 iſt ein Lied mitgetheilt, welches anhebt:

Wer hie das Elend bauen will,
Der heb' ſich auf und zieh' dahin
Und geh' des Herren Straße!
Glaub' und Geduld dörft' er gar wohl,
Sollt' er die Welt verlaſſen.

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 340. 341. H.]

Den Weg, den man jetzt wandern ſoll,
Der iſt elend und trübſalvoll;
Das nehmt euch wohl zu Herzen!
Luſt und Freud' ſchwimmet gar dahin,
Bleibt nur Jammer und Schmerzen u. ſ. w.

Der Weg zum Himmel wird auf dieſe Art (im Ganzen durch 15 Strophen) weiter verfolgt. Das Lied ſteht dort unter dem Namen Johann Xylotectus (Zimmermann?) und iſt entnommen aus einem alten Drucke: „Drey geiſtliche Jacobslieder, weiſen dem Bilgram den rechten Weg und Straßen zum ewigen Leben" u. ſ. w. Nürnberg 1541. 8. Rambach vermuthet darin die Parodie eines katholiſchen Wallfahrtliedes. Allerdings iſt ein ſolches altes Vorbild vorhanden (Wunderhorn II, 327)[1]:

Wer das elent bawen wel,
Der heb ſich auf und ſei mein geſell
Wol auf ſant Jacobs ſtraßen u. ſ. w.

Der Weg der Jacobspilger wird hierauf beſchrieben und daran die Erzählung von einem ungetreuen Spitalmeiſter bei St. Jacob angeknüpft. Eine andre Parodie desſelben Liedes habe ich in einem Lübecker evangeliſchen Geſangbuch von 1607 gefunden. Sie ſchließt ſich noch ſinnlich näher an das alte Wallfahrtlied „Wer hie das elent bawen wel" u. ſ. w. Auch dieſes Lied iſt mit J. X. (Joh. Xylotectus) bezeichnet und iſt jedenfalls für die ältere Bearbeitung anzuſehen.

In dieſen Parodieen iſt nicht etwa bloß ein katholiſches Lied in ein proteſtantiſches umgeſetzt, ſondern die äußerliche Pilgerfahrt und Ausrüſtung zu einer geiſtigen umgewandelt. Aber auch gänzlich weltliche Lieder ſind auf dieſe Weiſe verarbeitet. Ein Lied von Hans Witzſtat, einem Wiedertäufer um 1528, hat die Überſchrift: „Der geiſtliche Buchsbaum" (Anthologie II, 86). Es enthält ein Kampfgeſpräch des Leibes mit der Seele, einen Streit des Fleiſches wider den Geiſt, als Nachbildung des Liedes vom Buchsbaum und vom Felbinger (Weidenbaum), worin dieſe beiden Baumarten ſich um den Vorzug ſtreiten.[2]

Ein geiſtliches Lied von Johann Walther, kurſächſiſchem Capell-

[1] [Uhland hat dieſes Lied in ſeine Volkslieder II, Nr. 302 aufgenommen. H.]

[2] [In Uhlands Volksliedern I, Nr. 9. H.]

meiſter, iſt gleichfalls hier zu berühren. Er war ein Zeitgenoſſe Luthers und hat dieſen bei der Einführung der deutſchen Meſſe gefördert. In einem nach Luthers Tode verfaßten Bericht über dieſen Gegenſtand ſagt er:

So weiß und zeuge ich wahrhaftig, daß der heilige Mann Gottes Lutherus, welcher deutſcher Nation Prophet und Apoſtel geweſt, zu der Muſica im Choral- und Figuralgeſange große Luſt hatte, mit welchem ich gar manche liebe Stunde geſungen und oftmals geſehen, wie der theure Mann vom Singen ſo luſtig und fröhlich im Geiſt ward, daß er des Singens ſchier nicht konnte müde und ſatt werden und von der Muſica ſo herrlich zu reden wuſte.[1]

Walther hat ein damals gangbares Frühlingslied:

Herzlich tut mich erfrewen
Die liebe ſummerzeit u. ſ. w.[2]

auf das Vorgefühl des himmliſchen Lebens geiſtlich angewendet.[3] Von den 34 Strophen dieſer Parodie führe ich nur die erſte und letzte an (Anthologie II, 134):

Herzlich thut mich erfreuen
Die liebe Sommerzeit,
Wenn Gott wird ſchön verneuen
Alles zur Ewigkeit.
Den Himmel und die Erden
Wird Gott neu ſchaffen gar;
All Creatur ſoll werden
Ganz herrlich, hübſch und klar.

Hiemit will ich beſchließen
Das frölich Sommerlied.
Es wird gar bald auſſprießen
Die ewig Sommerblüth,
Das ewig Jahr herfließen;
Gott geb' in dieſem Jahr,
Daß wir der Frücht genießen!
Amen, das werde wahr!

[1] [Rambach, Luther S. 211. 212. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder I, Nr. 57. H.]

[3] [Das Lied ſteht bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 460. Vergl. ebend. unter Nr. 719 eine weitere Bearbeitung des nemlichen Liedes. H.]

Den Anbruch eines geiſtlichen Frühlings hatte auch Luther in dem Liede von den zween Märtyrern zu Brüſſel verkündigt. Von den übrigen in der Anthologie (II, 144. 189 ff. 224) vorkommenden Stücken dieſer Art laſſe ich noch eines folgen, in dem man die Parodie nicht gleich auf den erſten Anblick bemerken wird (Ebd. II, 163):

O Chriſte, Morgenſterne u. ſ. w.

Hiebei ſteht aber im Hintergrund eine vollſtändige alte Ballade, in der ſich ein Mädchen mit dem Geliebten beſpricht, der um ihretwillen tödtlich verwundet worden.

Manche andre geiſtliche Geſänge, in denen nur die Tonweiſe weltlicher Lieder, deren Anfänge beigeſetzt ſind, auf fromme Materien angewendet iſt, könnten aus dem vorerwähnten Lübecker Geſangbuche angeführt werden, z. B. (Nr. 220) Ein geiſtlich Lied von der Buß, im Ton „Wo ſoll ich mich hinkehren, Ich armes Brüderlein?“ u. ſ. w.,[1] was ein Schlemmerlied iſt.

Vgl. hieher noch Anthologie II, 10 f. Koch II, 86—88.

Dieſem Verfahren mochte theils, wie ſchon früher bemerkt worden, die Abſicht zu Grunde liegen, beliebte Melodieen weltlicher Lieder für den geiſtlichen Geſang zu gewinnen und mittelſt derſelben dem chriſtlichen Inhalt leichtern Eingang zu verſchaffen, theils aber auch ein frommer Eifer, der an den im Volke verbreiteten weltlichen Liedern, mitunter nicht unbillig, Anſtoß nahm und dieſelben durch geiſtlichen Erſatz ganz zu verdrängen wünſchte (vergleich Anthologie II, 3 f.).

Auf keine Weiſe durch Luthers Beiſpiel veranlaßt war der ſchon gelegenheitlich beobachtete Gebrauch, durch die Anfangsbuchſtaben der Strophen und Verszeilen die Namen der Verfaſſer oder andrer, vorzüglich regierender Perſonen zu bezeichnen (Anthologie II, 11). Weniger leere Künſtelei war es, wenn die Symbola oder Wahlſprüche der hohen Perſonen ins Mittel gezogen wurden. Statt aller hier ein Lied des Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich I, des Hauptes der proteſtantiſchen Partei. Er dichtete dasſelbe in ſeiner Gefangenſchaft nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg, die von 1547 — 1552

[1] [Zu Uhlands Volksliedern II, Nr. 213. Vergl. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 624. 717. H.]

dauerte und während welcher der Kaiſer ihm bereits das Leben abgeurtheilt hatte (Anthologie II, 109).

Wies Gott gefällt, ſo gfällts mir auch u. ſ. w. [1]

Solche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Perſonen wurden auch beſonders geſammelt. [2]

Soviel über die beſondern Richtungen, welche das geiſtliche Lied nach Luther bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts verfolgt hat.

Die Namen der Liederdichter dieſes Zeitraums der Reihe nach aufzuführen, wäre überflüſſig. Man findet ſie im 2ten Bande der Anthologie. Die bedeutendern ſind auch meiſt ſchon im bisherigen namhaft gemacht worden; ihnen iſt beſonders noch Bartholomäus Ringwaldt (Anthologie II, 202 ff.) beizufügen, von dem jedoch bei andrem Anlaß die Rede ſein wird.

Katholiſche Kirchenliederdichter zeichneten ſich in dieſer Zeit nicht aus. Das deutſche Lied war in dieſer Kirche nicht begünſtigt und man beſchränkte ſich meiſt auf die Übertragung lateiniſcher Geſänge. Auch unter den Anhängern Zwinglis und Calvins blühte das Kirchenlied nicht auf; bei ihrem Gottesdienſte war frühzeitig der ausſchließliche Gebrauch der Pſalmen eingeführt und überhaupt trat in ihrem Cultus von Anfang an der Geſang ſehr hinter die Predigt zurück. Doch hat man von Zwingli ſelbſt ein Lied, das unter der Überſchrift „Kappeler Kriegslied, 1529," abgedruckt iſt in den: Liedern und Gedichten zur Denkfeier Huldreich Zwinglis am Jahrestage ſeines Todes, zuſammengetragen von der ſtudierenden Jugend Zürichs, Zürich 1818.

Da mir kein andres von dieſem Reformator bekannt iſt, [3] ſo führ' ich die wenigen Strophen zum Schluſſe hier an:

Herr, nun heb den wagen ſelb!
Schelb wird ſuſt all unſer farth.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 578. Wackernagel theilt dieſes Lied unter denjenigen des Ambroſius Blaurer mit und bemerkt: „Das Lied wird ſonſt, man weiß nicht, aus welchem Grunde, dem Kurfürſten Johann Friedrich I. von Sachſen zugeſchrieben." Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 189. 190. H.]

[2] [Vergl. Anthologie II, 11 f. H.]

[3] [Andere Lieder Zwinglis theilt nebſt dem hier ausgehobenen mit: Wilh. Wackernagel, Deutſches Leſebuch II, Sp. 9—12. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 549. 550. H.]

Das brächt luſt der widerpart,
Die dich
Veracht ſo freventlich.

Gott, erhöch den namen din
In der ſtraf der böſen böck!
Dine ſchaf wiedrum erweck,
Die dich
Liebhabend inniglich!

Hilf, daß alle bitterkeit
Scheide fern und alte trüw
Widerkehr und werde nüw,
Daß wir
Ewig lobſingend dir!

Zwingli hat, wie Luther, ſein Lied ſelbſt in Muſik geſetzt.

Fünfter Abschnitt.

Reformationspolemik.

Die Kirche der Reformatoren war eine streitende. Das Werk der Verbesserung war gegen ein weitverbreitetes und festverschlungenes hierarchisches System gerichtet, welches durchbrochen werden muste, wenn die gereinigte Lehre, die neue kirchliche Ansicht Raum gewinnen sollte. Je mächtiger und gewaltsamer der Widerstand war, um so mehr wurde der Kampf ein äußerer. Zwischen der innern Glaubensläuterung aber und dem eigentlichen Religionskriege bewegt sich die Polemik des Wortes und der Schrift, die bald durch Gründe der Überzeugung siegen will, bald, wo diese nicht mehr auszureichen scheinen, ungestüm zur That hindrängt. Äußere, in die Sinnen fallende Misbräuche und Verderbnisse waren es, die auf die Prüfung der kirchlichen Lehre selbst führten, in der eine solche Verdorbenheit wurzeln konnte. Die Polemik hatte sonach theils mit den Dogmen, theils mit den äußern kirchlichen Erscheinungen zu thun.

Diese in mehrfachen Richtungen und Ausdrucksweisen eifrig betriebene Polemik schlägt nun auch in das Gebiet der Dichtkunst ein, sofern sie in poetisch lebendiger, besonders satirischer Darstellung sich äußerte, oder doch der Form von Reimsprüchen und Liedern sich bediente. Finden wir uns hiedurch veranlaßt, der Reformationspolemik einen eigenen Abschnitt zu bestimmen, so ergiebt sich doch eben damit die Beschränkung auf Dasjenige, was nach Geist oder Form wirklich in die Grenzen der deutschen Dichtkunst fällt. Die dogmatische Richtung des Streites berührt uns hiernach wenig oder gar nicht. Die Satire, die Aufrufe an das Volk warfen sich natürlich auf das Sichtbare und

Handgreifliche, auf den Ablaßkram, auf die Habſucht und Tyrannei des römiſchen Hofes, auf die Sittenloſigkeit des geiſtlichen Standes. Eine Frage, die noch für andre Abſchnitte in Betracht kommt, iſt die, ob auch die in lateiniſcher Sprache verfaßten Gedichte, deren es gerade für dieſe Polemik viele giebt, in den Kreis unſrer Darſtellung zu ziehen ſeien. Es iſt bekannt, daß in dieſer Zeit auch die deutſchen Gelehrten, ſei es in Proſa oder in Verſen, großentheils lateiniſch ſchrieben, ohne daß darum auch bei Denen, deren Latein vollkommen claſſiſch befunden wurde, der Germanismus der Sinnesart gänzlich hinweggefallen wäre. In letzterer Hinſicht könnten wohl auch manche Erzeugniſſe dieſer Art in die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt aufgenommen werden. Da jedoch dieſe lateiniſche Sprachbildung mehr der Gelehrtenwelt angehörte und die ſonſt lateiniſch verhandelnden Schriftſteller ſelbſt, da, wo ſie eine eigentlich nationale Wirkung bezweckten, doch zur deutſchen Sprache greifen muſten, ſo werde ich im Allgemeinen die lateiniſche Poeſie auf der Seite laſſen, ohne jedoch dieſe Ausſcheidung ſtreng einzuhalten, wo der deutſche Inhalt lateiniſcher Gedichte oder ſonſt ein innerer Zuſammenhang Ausnahmen räthlich macht.

Die Bemerkung, die ich für unſern Zeitraum überhaupt gemacht habe, daß in ihm die Poeſie eine dienende ſei, gilt für den gegenwärtigen Abſchnitt in vorzüglichem Maße. Der polemiſche Eifer bekümmert ſich nicht um die Schönheit, ſondern um die ſchlagendſte Wirkung ſeiner Producte. Eine derbe Fauſt werden wir bei allen dieſen Streitern finden. So wenig es bei einer geſchichtlichen Darſtellung meine Abſicht ſein kann, die Polemik nur von Einer Seite zu ſchildern, ſo wird doch dieſelbe im Folgenden vorwiegend als eine proteſtantiſche erſcheinen. Die Reformation hatte das Übergewicht der äußern Macht gegen ſich, darum muſte ſie vornehmlich regſam ſein, ſich mit geiſtigen Waffen Bahn zu brechen. Die an ſich ſchon weniger zahlreichen Streitſchriften der katholiſchen Partei ſind aber auch im Ganzen ſeltener zu finden und ich werde bei den namhaften Polemikern dieſer Seite überall nur Lücken zu bezeichnen haben. Überhaupt muß ich beim gegenwärtigen Abſchnitt am meiſten von allen auf litterariſche Vollſtändigkeit verzichten; denn großentheils ſind dieſe Streithändel in einzelnen Flugblättern, Geſprächbüchlein, Sendſchreiben u. ſ. w. geführt und es hängt vom Zufall ab, wie viel oder wenig man deren auf jeder Bibliothek

vorfindet. Von der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart habe ich Manches dieſer Art mitgetheilt erhalten. Im Ganzen aber vermag ich bei den angezeigten Schwierigkeiten von dem Gegenſtande dieſes Abſchnitts nur Umriſſe, keine gleichmäßige Ausführung, zu geben. Die litterariſchen Notizen werden beim Einzelnen beigebracht werden. Es iſt mir auch noch kein erſchöpfenderes Verzeichnis der hieher gehörigen Streitſchriften bekannt. Am beſten dient vielleicht, was Flögel im 3ten Band ſeiner Geſchichte der komiſchen Litteratur, Liegnitz und Leipzig 1786, 8. bei den deutſchen Satirenſchreibern des 16ten Jahrhunderts (S. 143 ff.) aufführt. [1]

Ich werde nun zuerſt die bedeutendern Männer namhaft machen, die an dieſem Kampfe, in den Formen deutſcher Dichtkunſt, Theil genommen haben, und dann von den zerſtreuten, meiſt namenloſen Streitgedichten, die mir zugänglich geworden ſind, die bemerkenswerthern ausheben.

Luther ſelbſt hat Mehreres ausgehen laſſen, was zum Fach der Satire gerechnet werden kann, z. B. „Bulla Cene Domini, d. i. die Bulla vom Abendfreſſen des allerheyligſten Hern des Babſts“ u. ſ. w. Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meiſſen ſoll erhaben werden“ u. ſ. w. ebendaſelbſt 1524 (gegen die Heiligſprechung des Biſchofs Benno von Meiſſen); „Wider Hans Worſt“ (Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel) u. ſ. w. (Flögel III, 230 ff.) ebendaſelbſt 1541. Da jedoch dieſe und ähnliche Schriften ſich weder innerlich zu einer dichteriſchen Geſtaltung abſchließen, noch in metriſcher Form abgefaßt ſind, ſo begnüge ich mich, ſie angezeigt zu haben. [2]

An der Spitze der Polemiker, die uns hier näher angehen, ſteht Ulrich von Hutten.

Deſſen ſämmtliche Werke, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von E. J. H. Münch, 5 Theile, Berlin und nachher Leipzig 1821—25. (Der 1te Band enthält den gröſten Theil der lateiniſchen Gedichte, der 5te die deutſchen Schriften.) In andrem Verlage, Leipzig 1827, erſchienen, zugleich als 6ter Theil dieſer Sammlung, die Epistolæ obscurorum virorum,

[1] [Man möge nun die betreffenden Abſchnitte in Gödekes Grundriß vergleichen. H.]

[2] [Vergl. Gödeke S. 154. 155. H.]

an denen Hutten Antheil hatte. Bei den deutſchen Schriften in dieſer Ausgabe iſt die erneuerte Rechtſchreibung nicht erfreulich. [1]

Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen ſeiner Zeitgenoſſen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg 1810 (mit neuem Titel und Huttens Bildnis 1824). Auch hier wäre eine treuere Beibehaltung der alten Orthographie zu wünſchen geweſen. Es iſt jedenfalls räthlicher, dieſe ganz zu belaſſen, als ohne genaue Kenntnis der ältern Sprache daran zu ändern.

Ulrich von Hutten, nach ſeinem Leben, ſeinem Charakter und ſeinen Schriften geſchildert von C. J. Wagenſeil, Nürnberg 1823. [2]

Von Hutten gilt dasſelbe, was ich früher bei Luthern bemerkt habe, daß er hier nicht nach ſeinem ganzen, großen Wirken, ſondern nur in der beſondern Beziehung zur Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt charakteriſiert werden kann.

Hutten bezeichnet ſelbſt den Unterſchied ſeiner Beſtrebungen von denen Luthers in einem Brief an Dieſen vom Jahr 1521:

In eo differunt utriusque consilia, quod mea humana sunt, tu, perfectior jam, totus ex divinis dependes. (Opp. IV, 298.) [3]

Doch verſichert er in einem andern Schreiben an Luther:

Videbis, nec me deesse in hoc genere spiritui, quem excitavit in me deus. (Ib. 300.) [4]

Huttens ganzes Leben war Polemik, aber dieſe Polemik war nicht auf das Innere der Glaubenslehre gerichtet, ſie gieng einerſeits gegen die mönchiſchen Finſterlinge, welche der freieren Geiſtesbildung, wie ſie durch das Aufleben der claſſiſchen Studien angeregt worden war, entgegenarbeiteten, anderſeits auf die Befreiung des deutſchen Vaterlandes vom römiſchen Joche. In der erſtern Richtung nahm er, mehr Humaniſt, als Theolog, an der Streitſache Reuchlins mit den kölniſchen Eiferern

[1] [Was Münch veröffentlicht hat, iſt jetzt vollſtändig entbehrlich geworden durch die Ausgabe: Ulrichi Hutteni, equitis Germani, opera quæ reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking I—V, Lipsiæ (Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking 1—5. Leipzig) 1859 bis 1861. 8. Ich habe die ausgehobenen Stellen überall nach dieſer Ausgabe berichtigt. H.]

[2] [Man vergl. nun: D. F. Strauß, Ulrich von Hutten I. II. Leipzig 1858. 8. Man ſehe auch Gödeke S. 210. H.]

[3] [Böcking II, S. 55. H.]

[4] [Böcking II, S. 58. H.]

lebhaften Antheil und dahin gehört insbesondre seine Theilnahme an den Epistolis obscurorum virorum. In der andern Richtung, die uns hier vorzugsweise berührt, trat er, nicht als Kirchenlehrer, sondern als deutscher Ritter, gegen den römischen Hof und all seinen Anhang in die Schranken. Er hatte diesen Kampf begonnen, bevor noch Luther seine Thesen angeschlagen, aber sobald er Luthers inne ward, schloß er sich diesem mit dem ganzen Feuer seiner Seele an. Mit klarem Bewußtsein ihrer verschiedenen Geistesrichtungen unterordnete er sich, wie wir von ihm selbst hörten, Dem, den er für den gottbeseelteren erkannte. Nicht minder klar war ihm aber, daß doch beide Richtungen nach einem gemeinsamen Hauptziele strebten, und dazu schlug er seine Hand in Luthers Hand. „Uror anxie videndi te cupiditate, huc inflammat caritas," (Opp. IV, 300) [1] schreibt er in dem zweiten der angeführten Briefe; und in einem frühern, von 1520 (Opp. III, 575 f.) [2]:

Vive libertas! Si quod ad ea, quæ magno istic animo paras, ut video, impedimentum tibi intercedit, necessario et amanter doleo. Nos hic promovimus nonnihil. Christus adsit! Christus juvet! quandoquidem ejus stata adserimus, ejus obscuratam pontificiarum caligine constitutionum in lucem reducimus doctrinam, tu fœlicius, ego pro viribus etc. Eccius me detulit, ut tecum habentem: in quo falsus non est. Semper enim in iis, quæ intellexi, tecum sensi: at nulla fuit prius consuetudo nobis etc. Me habes adstipulatorem in omnes etiam eventus. Itaque consilia omnia tua audebis posthac credere mihi. Vindicemus communem libertatem! liberemus oppressam diu jam patriam! Deum habemus in partibus; quodsi deus pro nobis, quis contra nos? etc. perrumpemus, perrumpemus, adjuvante Christo, strenue!

Die erste, offene Polemik gegen den Pabst führte Hutten in seinen lateinischen Epigrammen auf den venetianischen Krieg Maximilians I, in den Jahren 1512 und 1513, zu welchem er diesen Kaiser in einem eigenen Gedichte, in elegischem Versmaß, aufgefordert hatte und während dessen er selbst in das kaiserliche Kriegsheer trat. Das Benehmen des Pabstes Julius II in dieser Angelegenheit, dessen Anstiftungen von Zwietracht und Krieg, sein treuloser Rücktritt vom Bündnisse von Cambrai entrüsteten den deutschen Ritter und gaben ihm Anlaß, sich

[1] [Böcking II, S. 58. H.]
[2] [Böcking I, S. 355. 356. H.]

die Stellung des Kirchenhauptes im Allgemeinen und ſein Verhältnis zu Deutſchland insbeſondre genauer anzuſehen. Was ihm dabei zu Sinne kam, ſagen unter Andrem folgende Epigramme:

De Julio II, Pontifice Maxlmo, orbem christianum in arma concitante (Opp. I, 220) [1]:

Concitat iratum bellator Julius orbem,
Effera pacificos induit arma duces,
Tela dat Italiæ, tibi dat, Germania, bellum,
Hoc turbante domo prodit Ibera quies u. ſ. w.

Andre dieſer Epigramme handeln „de gladio Julii“ (man behauptete, dieſer kriegsluſtige Pabſt habe in einem feierlichen Umzug die Schlüſſel Petri in die Tiber geworfen und das Schwert des Paulus ſich vortragen laſſen (ib. 221. 335). [2]

Dann

De Julii perfidia u. ſ. w. (Ib. 222.) [3]

Aber auch über den beſondern Fall hinaus, in Beziehungen, welche dem ſpätern Kampfe ſchon näher treten, wird Julius auf die Wage gelegt:

De indulgentiis Julii. (Ib. 225.) [4]

Fraude capit totum mercator Jullus orbem,
Vendit enim cœlos; non habet ipse tamen u. ſ. w.

Das Licht, das ihm ſelbſt aufgegangen, ſucht Hutten auch dem Kaiſer, dem dieſe Epigramme zugeeignet ſind, recht hell aufgehen zu laſſen (ib. 227) [5]:

Ad Cæsarem de Germaniæ statu.
Quando erit, ut lumen Germania capta resumat,
Hinc Romam ut videat seque suumque trahi u. ſ. w.

Zuſammengehäuft ſind die verſchiedenen Vorwürfe gegen Julius in der hexametriſchen Satire:

In tempora Julii. (Opp. I, 267 f.) [6]

[1] [Böcking III, S. 260. 261. H.]
[2] [Böcking III, S. 261. H.]
[3] [Böcking III, S. 263. H.]
[4] [Böcking III, S. 266. Deutſch bei Strauß, Hutten I. S. 99. 100. H.]
[5] [Böcking III, S. 267. H.]
[6] [Böcking III, S. 269. 270. H.]

Sie ſchließt mit einem Aufruf an die Landsleute des Dichters:

Quiu animum capimus, cives, ad nosque redimus u. ſ. w.

(Hutten iſt hier vielleicht weiter gegangen, als nachher Luther in ſeiner Anſicht vom Verdienſt der guten Werke zuließ.)

Auch das Leben und die Sitten in Rom ſelbſt hatte Ulrich von Hutten beaugenſcheinigt und ſchrieb darüber:

Ad Crotum Rubianum[1] de statu Romano epigrammata ex urbe missa.

Das erſte derſelben lautet ſo:

Vidimus Ausoniæ semieruta mœnia Romæ,
Ilic, ubi cum sacris venditur ipse deus u. ſ. w.[2]

Selbſt in das am freieſten ſpielende Gedicht Huttens, den Nemo, giengen nun ſolche polemiſche Züge über. Dieſer Niemand vermag ſehr natürlich Alles, was andern Leuten unmöglich iſt, er thut, was Keiner ſonſt thut, und umgekehrt wird ihm zur Laſt gelegt, was Andre verſchuldet haben; wo irgend etwas zerbrochen und verdorben wurde, heißt es immer, Niemand hab' es gethan. In die ſeltſamſten Widerſprüche verwickelt ſich dieſer perſonificierte Niemand. Die luſtige Haltung des Ganzen iſt ſehr gut in den Eingangsverſen bezeichnet [Böcking III, S. 110. H.]:

Qui loquitur, Nemo est; loquitur nihil; at tibi si quid
Insonuit, dicas, Neminis esse nihil.

In der erweiterten Ausgabe dieſes Gedichts von 1516 [Böcking I, S. 21: 1518. H.] ſind nun unter Andrem folgende Verſe hinzugekommen, die in der erſten, noch vor 1513 erſchienenen Ausgabe noch nicht ſtanden[3]:

Ille ego sum Nemo, de quo monimenta loquuntur.
Ipse sibi vitæ munera Nemo dedit.
Nemo fuit semper, Nemo isto tempore vixit,
Quo male dispositum dii secuere chaos.

[1] Johann Jäger von Dornheim in Thüringen, ein Freund Huttens. [Vergl. Strauß, Hutten I, S. 26. 27. H.]

[2] [Böcking III, S. 278. Deutſch bei Strauß, Hutten I, S. 159. H.]

[3] Opp. II, 317. Vergl. I, 150. [Böcking III, S. 111. 112. H.]

Ante ortum Nemo est aliquis, post funera Nemo;
Nemo quid invito fertve fscitve deo.
Omnia Nemo potest, Nemo sapit omnia per se.
Nemo manet semper. Crimine Nemo caret.
Nemo fugit mortem, Nemo est a fine superstes;
Nemo exors certi nascitur interitus.
Nemo animos novit superûm sensusque latenteis;
Nemo quod est, quod erat; Nemo futura tenet.

So heißt es dann weiter:

Nemo sacerdotum luxus vitamque supinam,
Nemo audet Latium carpere Pontificem u. ſ. w.

Die Töne, die in dieſen, meiſt nur kurzen Gedichten angeſchlagen ſind, hallen lauter und länger aus in Huttens, gleichfalls lateiniſch verfaßten Proſaſchriften, den Aufrufen an Fürſten und Volk, den Sendſchreiben an Freunde und Gegner, den Vorreden zu eigenen und fremden Arbeiten, den Streitſchriften aller Art. Kunſtform haben die nach dem Vorbild Lucians geſchriebenen Dialoge, obgleich auch ihr Inhalt mehr praktiſch, als poetiſch iſt. Überall dieſelbe polemiſche Richtung.

In lateiniſcher Sprache zu ſchreiben, war, wie ſchon bemerkt worden, in Huttens Zeitalter die allgemeine Sitte der Gelehrten. Es war aber auch eben damals das Studium des claſſiſchen Alterthums um Vieles regſamer und fruchtbarer erwacht, als es in den Schulen des Mittelalters betrieben worden war. Hutten gab ſich dieſen neuen Studien mit gröſter Vorliebe hin, lateiniſch waren ſchon ſeine erſten Jugendgedichte verfaßt und er erlangte in der Behandlung dieſer Sprache, metriſch und in Proſa, anerkannte Meiſterſchaft. Selbſt für ſeine reformatoriſchen Zwecke war der Gebrauch der lateiniſchen Rede, zumal für den Anfang, offenbar angemeſſen, ja unumgänglich. Den neuen Ideen muſte doch zuerſt bei den Aufgeklärtern und Unterrichtetern Eingang verſchafft werden und dieſe waren großentheils nur in der Gelehrtenſprache erreichbar. Verbreitung in andern europäiſchen Ländern war wieder nur durch dieſes gemeinſame Mittel möglich. Die Gegner ſogar, Rom und die Römlinge, konnten nur mit römiſchen Pfeilen empfindlich getroffen werden. Je mehr aber jene Ideen um ſich griffen, um ſo dringender war die Aufforderung, ſie zu einem vollſtändigen, volksmäßigen Durchbruch zu bringen; je näher es daran kam, das Werk

der Reformation thatkräftig auszuführen, um ſo nothwendiger war es, die Sprache derjenigen zu ſprechen und zu ſchreiben, denen die That anheimfiel. Franz von Sickingen, der allen Förderern der Reformation Zuflucht und Schutz gewährte, der den erſten ſogenannten Pfaffenkrieg gegen Trier eröffnete, von dem man ſo großer Dinge für ganz Deutſchland gewärtig war, Sickingen war kein Lateiner. Hutten, der ſelbſt bei ihm eine Freiſtätte gefunden, muſte ſich ſchon entſchließen, für dieſen treuen Freund und mächtigen Genoſſen einige ſeiner beſten lateiniſchen Dialoge zu deutſchen Geſprächbüchlein umzuſetzen, und dieſen folgten andre nach; an deutſche Fürſten, an alle deutſchen Stände, an die geſammte deutſche Nation ergiengen ſeine Anklagen, Warnungen, Weckrufe, ſie muſten deutſch vernommen werden. Allerdings zeigte ſich nun hier, wie ſehr die Gelehrten ihre treffliche Mutterſprache, die ſie eine barbariſche nannten, vernachläſſigt hatten; Hutten ſelbſt ſagt in einem ſeiner früheren Gedichte, der Elegia ad poetas Germanos, von Sebaſtian Brant, dem einzigen unter den vielen dort genannten deutſchen Poeten, der deutſch zu ſchreiben wagte (Opp. 1, 70) [1]:

Branthus ab iis paulum semotus considet oris,
Qui Germana nova carmina lege facit,
Barbaraque [2] in numeros compellit verba ligatos,
Edit et ingenio carmina facta novo u. ſ. w.

So glaubt man denn auch in Huttens Schriften kaum, daß jenes wohlgeſchliffene Latein und dieſes ungehobelte Deutſch aus derſelben Feder ſtammen könne. Aber es blieb ihm nichts übrig, er muſte die barbariſchen Worte in den Mund nehmen, muſte ſie ſelbſt in gebundene Rede zwängen, wenn er zu den Herzen ſeines Volkes ſprechen wollte. Der gewichtige und anregende Inhalt, die deutſche Geſinnung, das Feuer, das auch hier durchbrach, der Ruf des Verfaſſers ließen die äußere Unvollkommenheit überſehen und die deutſchen Flugſchriften Huttens wurden ſo begierig aufgehaſcht, als irgend die lateiniſchen. Der Übergang, den Hutten zum Deutſchſchreiben durch Überſetzung ſeiner lateiniſchen Schriften machte, hat übrigens auch in ſein Deutſch eine Menge latiniſierender Wendungen gebracht, vorzüglich den häufigen

[1] [Böcking III, S. 78. 79. H.]
[2] Vergl. III, 435. 519. [Böcking IV, S. 160. 161. 282. H.]

Gebrauch des Accuſativs cum Infinitivo (auch Participien, V, 209 weidenden u. ſ. w.).[1] Selbſt das urſprünglich deutſch Geſchriebene lautet manchmal, als ob es lateiniſch gedacht wäre.

Von dieſen deutſchen Schriften nun fallen in unſern Bereich:

1. Die Geſprächbüchlein[2], meiſt Überſetzungen ſeiner lateiniſchen Dialoge, wie dieſe in Proſa, doch mit gereimten Vor- und Beſchlußreden. Ihrer ſind fünfe: Vadiscus oder die römiſche Dreifaltigkeit, von dem verkehrten Stand der Stadt Rom (V. 215)[3]; Hutten unterredet ſich darin mit einem Freunde, den er Ernhold nennt, zu Frankfurt a. M., und erzählt dieſem, was er über Rom und die dortige ſittenloſe Lebensweiſe von einem Reiſenden, Namens Vadiscus, gehört habe; den Namen Trias oder Dreifaltigkeit hat dieſes Geſpräch, einer der heftigſten Angriffe Huttens, darum, weil ein bedeutender Theil desſelben aus Triaden, dreitheiligen Sätzen, beſteht, z. B.: drei Dinge erhalten das Anſehen Roms, die päbſtliche Würde, die Reliquien der Heiligen und der Ablaßhandel; drei Dinge bringt man von Rom zurück, ein verletztes Gewiſſen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel; drei Dinge können Rom beſſer machen, der Ernſt der deutſchen Fürſten, die Verzweiflung der deutſchen Nation und die Waffen der Türken u. ſ. w. (Wagenſeil 93 ff.)[4]. Feber das erſt, Feber das ander,[5] zwei Geſpräche Huttens mit dem Fieber, von dem er viel geplagt war. In dem erſten, das er für Sickingen auf deſſen Veſte Ebernburg überſetzt hat, weiſt er das Fieber von ſich an einen ſchwelgeriſchen Curtiſanen (Ausgeſandten von Rom); im zweiten will das Fieber, das bei dem Römling andern und ſchlimmern Krankheiten weichen muſte, zu Hutten zurückkehren, er heißt es aber ſich an einen feiſten Domherrn machen. In dieſem letzteren Stücke werden beſonders die übeln Folgen des Concubinats der Geiſtlichen geſchildert und das Gebot der Ehe-

[1] [Die Stelle lautet bei Böcking IV, S. 142: „we den hirten Jſrahel weytenden ſich ſelbs.“ Der lateiniſche Text hat ebendaſelbſt: „Væ pastoribus Israel, qui pascebant semetipsos.“ H.]

[2] [Man vergleiche: Geſpräche von Ulrich von Hutten, überſetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. Leipzig 1860. 8. (Auch unter dem Titel: Ulrich von Hutten III.) H.]

[3] [Böcking IV, S. 145—268. H.]

[4] [Böcking IV, S. 262. 266. 267. H.]

[5] [Böcking IV, S. 27—41. 101—144. H.]

loſigkeit dieſes Standes als ein willkürliches und ſchädliches bezeichnet. Das Fieber, welches nicht zu dem Domherrn gehen will, ſagt u. A. (V, 198) [1]:

Jupiter, als er innen ward des pfaffenlebens mit iren frauwen [Zuhälterinnen], ſprach er: „Dißes ſol der pfaffen ſeber ſein“ und hieß mich bei andern leüten herbrigen.

Von einem vierten Geſprächbüchlein, „die Anſchauenden (V, 325 ff. Inspicientes)“ [2] nachher beſonders. In dem fünften, „Neu Karſthans“ (V, 449 ff.) [3] bearbeitet der Ritter Franz von Sickingen einen Bauern Karſthans für die Ideen der Reformation. Bei dieſem Geſpräche, dem einzigen, von dem kein lateiniſches Original vorliegt, iſt zwar die Autorſchaft Huttens nicht durch eine eigene Vorrede und den gewöhnlichen Wahlſpruch bewieſen, aber es iſt im Laufe der Unterredung ſelbſt von ihm auf eine Weiſe die Rede, welche kaum bezweifeln läßt, daß er das Büchlein auch aus Anlaß ſeines Aufenthaltes auf der Ebernburg verfaßt habe. [4] So äußert darin Franz von Sickingen (V, 469) [5]:

Seit här die Lutheriſchen bücher ußgegangen und Hutten bei mir zuo Eberburg geweſen, hab ich meinen ganzen fleiß uff ſollichs gelegt und dank dem almechtigen gott, daz er mich zuo erkantnüs ſeiner rechten ler hat kommen laſſen und von den falſchen predigern und endchriſtiſchen lerern abgeſordert. So haben wir dieſen winter zuo Eberburg ob meinem tiſch und nach der malzeit allwegen und ononderläßlich die Lutheriſchen bücher geleſen, von dem evangelio und der apoſtoliſchen geſchrift geredt.

Unter dieſen fünf Geſprächen kommt uns in poetiſcher Hinſicht hauptſächlich nur das vierte, die Anſchauenden (V, 325 ff.), in nähern Betracht. In ſeiner deutſchen Geſtalt erſchien es zuerſt, mit den beiden vom Fieber und dem Vadiscus und mit der kräftigen Zueignung an

[1] [Böcking IV, S. 129. H.]
[2] [Böcking IV, S. 269—308. H.]
[3] [Böcking IV, S. 649—681. H.]
[4] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 650: Quis hunc dialogum quando scripserit et ubi editus sit non constat . . . . Huttenus, si me audis, libellum non composuit . . . Clericus fuit, non Huttenus, qui Novum Karsthansium conposuit. Böcking räth auf Öcolampadius als den Verfaſſer. Vergl. auch Böcking I, S. 78. 79. Man ſehe auch: Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 215—224. H.]
[5] [Böcking IV, S. 658. H.]

Sickingen, zu Ebernburg[1] 1521 im Drucke; das lateiniſche Original war, wie der Inhalt zeigt, durch den Reichstag zu Augsburg 1518 veranlaßt. In den Vorbemerkungen zu der deutſchen Bearbeitung ſagt Hutten, daß „diß nachfolgend büchlin, etwas mer dann die vorigen, uff poetiſche art zuogericht“[2] ſei. Dieſes Zurichten auf poetiſche Art bezieht ſich zwar zunächſt nur auf die mythologiſche Einkleidung, denn es werden Sol, der Sonnengott, und deſſen Sohn Phaethon, der nach ſeinem Sturze gleichfalls zum Gott erhoben worden, auf ihrer gemeinſchaftlichen Fahrt am Himmel redend eingeführt, aber es liegt auch wirklich eine innere Poeſie in dem Gedanken, die Götter des Lichts auf die irdiſche Verwirrung prüfend herabſchauen zu laſſen und dieſer Gedanke iſt beſonders gegen das Ende mit wahrhaft poetiſcher Kühnheit ausgeführt. Ich ſuche dieſes durch einen Auszug der bedeutendſten Stellen zu veranſchaulichen: Opp. V, 330: Sol. Seit wir mitten u. ſ. w. bis 337: dargiebt[3] u. ſ. w.

Hierauf Weiteres von der Perſon und den trügeriſchen Abſichten des Legaten Cajetan. Die Deutſchen fangen aber an die Liſt zu merken, ſie werden nüchtern werden. Die Charakteriſtik dieſes Volks wird noch weiter ausgeführt. Außer der Trunkenheit, worin der fürſtliche Stand ſelbſt mit böſem Beiſpiel vorangeht, werden ſie rühmenswerth erfunden, beſonders im Gegenſatze der Italiener, vermöge ihrer Keuſchheit, Trugloſigkeit und ihres friſchen, fröhlichen Weſens. Von ihrem Regiment aber hebt Sol an: V, 345: Erſtlich iſt u. ſ. w. bis 347: einbrechen.[4]

Ich habe früher bemerkt, daß Hutten in ſeiner polemiſchen Stellung als deutſcher Ritter auftrete. Als ſolchen zeigt er ſich nun beſonders im Verfolg unſres Dialogs. Er geht darin ſo weit, daß er ihren Haß gegen Kaufleute und Städte nicht unbillig findet und ſelbſt ihre Räubereien zwar nicht lobt, aber doch in einem günſtigern Lichte darzuſtellen ſucht. Der Adel iſt ihm der Bewahrer alter deutſcher Kraft und Sitte, die Trägen und Unſtreitbaren haben ſich hinter den Mauern der Städte verſchanzt, die Kaufleute führen fremde Waaren, weichliches, üppiges

[1] [Bei Aushelm in Tübingen. Böcking I, S. 50, Anm. H.]
[2] [Böcking IV, S. 270. H.]
[3] [Böcking IV, S. 272—279. H.]
[4] [Böcking IV, S. 288—290. H.]

Weſen, undeutſche Gewohnheiten ein (S. 349: Was aber u. ſ. w. bis 350: gehalten [Böcking IV, S. 294. H.]).

S. 351 [Böcking IV, S. 295. 296. H.]: Phaeton. Seind dann alle, ſo in ſtätten wonen, untüglich und iſt kein ſterke oder geiſtlicheit [Religion] bei in?

Sol. Ja, es iſt auch bei in. Und nit ſag ich, daz man nit redliche leüt in ſtätten finde, aber, als der welt lauf iſt, weichen die wenigen redlichen vilen untüglichen.

Übrigens wird auch dem Adel theils zu große Rauheit, theils einreißende Verweichlichung vorgeworfen (S. 352 [Böcking IV, S. 296. H.]). Die Reihe kommt dann an die Geiſtlichen; über dieſen Punct ſind uns Huttens Geſinnungen ſchon bekannt, daher ich nur das Reſultat aushebe, welches Phaethon zieht (S. 356 [Böcking IV, S. 301. H.]):

Darumb würt diſem land einer reformation und beſſerung gemeiner ſitten von nöten ſein. Und iſt nit zuo leiden, daz alſo vil nützigganger ſeind, die der andern guot und hab verpraſſen und doch ſie keinen nutz noch frucht geberen. Und wär den Teütſchen heilſam und guot, daz ſie mit angehengtem fleiß fern von in triben den frembden überfluß und die außländiſchen weiche des lebens, ir weſen widerumb zuo der vorigen ſtarkmütikeit und alten tugend brächten.

Poetiſchen Schwung nimmt dieſer Dialog vorzüglich gegen das Ende, wo durch eine kecke Wendung der päbſtliche Legat in das Geſpräch mit den Sonnengöttern gezogen wird (S. 357: Phaeton. Alſo wöllen wir nun wieder u. ſ. w. bis 360: ausgienge [Böcking IV, S. 301—305. H.]).

2. Reimgedichte und zwar ſolche in fortlaufenden Reimpaaren, die man Sprüche nannte, ſind von Hutten verſchiedene vorhanden, theils, wie ſchon erwähnt, als Anhänge der Dialogen, theils beſonders ausgegangen. Von der erſtern Art iſt das bedeutendſte die gereimte Vorrede, die er den zu Ebernburg gedruckten Geſprächbüchlein vorſetzte (Opp. V, 161 f.)[1]:

Die warheit iſt von newem gborn u. ſ. w.

Für ſich beſtehend ſind folgende drei:

Ein klag über den Luteriſchen brand zu Mentz. (Opp. V, 47 fg.)[2]

[1] [Böcking I, S. 450. H.]

[2] [Böcking III, S. 455—459. H.]

Mehr Umarbeitung als Überſetzung ſeines vorzüglichern lateiniſchen Gedichts in Hexametern „In incendium Lutherianum exclamatio“ (Opp. IV, 55 ff.)[1]; auf die Verbrennung von Luthers Schriften zu Mainz. Am Schluſſe der Verdeutſchung wendet ſich Hutten an Luthern ſelbſt[2]:

Dich aber, liebſter bruoder mein,
Durch ſollich macht vorgwaltigt ſein,
Bin deinethalben ich beſchwert;
Doch hoff ich, es werd widerkert
Und werd gerochen dein unſchuld.
Drumb, diener gottes, hab gedult!
Möcht ich dir aber beiſtand thuon
Und raten diſen ſachen nuon,
So wölt ich, was ich hab am guot,
Nit ſparen, noch mein eigen bluot.
Got wirt es aber rechen bald,
Vorwar du mir das glauben ſalt,
Dann er den grechten nie vorließ.
Da laß dich auf! es iſt gewis.

Zweitens:

Beklagunge der freiſtette deutſcher nation. (V, 379 fg. [Böcking III, S. 527—537. H.])

Mit den Anſchauenden verglichen, zeigt dieſes Gedicht, das 1522 entſtanden, eine merkwürdige Wendung der Anſichten Huttens über das Verhältnis zwiſchen Adel und Städten. Es hat den Zweck, eine Verbindung beider gegen die Vergewaltigung der Fürſten zuwege zu bringen. Gleich der Eingang ſpricht ſich hierüber klar aus [Böcking III, S. 529. H.]:

Ir frummen ſtet, nun habt in acht
Des gmeinen deutſchen adels macht!
Zicht den zu euch, vortrawt im wol!
Ich ſterb, wos euch gerewen ſol;
Ihr ſecht, daß ir mit in zugleich
Bſchwert werdt durch der tyrannen reich u. ſ. w.

Doch unterſcheidet er:

Ich mein die frommen fürſten nit u. ſ. w.

[1] [Böcking III, S. 453—455. H.]
[2] [Böcking III, S. 459. H.]

Er meint die böſen, gegen die auch beim Reiche kein Recht zu finden iſt. Die Habgier derſelben beſchreibt er u. A. ſo (V, 388 [Böcking III, S. 535. H.]):

Ich weiß, ir einer wirt nit ſat,
Wie wol er vil vorſchlunden hat,
Vorſchlindt noch teglich wie ein thier,
Acht nit, daß iemand dran vorlier.
Er hat gefreſſen lange zeit,
Nach iſt im ſtet ſein rach ſo weit,
Der Rhein im den möcht füllen nit,
Entgegen hilft kein fleh, kein bit.
Den adel hat er gfreſſen ſchon,
Itzt wil er zu den ſtetten gon,
Den ſetzt er auf ein newen zoll.
Sag an, du wolf! wan biſtu voll?

Auch in Beziehung auf die Reformation klagt er dieſe Fürſten an (S. 389 [Böcking III, S. 536. H.]):

Vorbieten doctor Luthers leer,
Als ob ſie ergents ſtrefflich wer;
Dan warheit mögens leiden nit,
Iſt wider ihren brauch und ſit;
Dan ſolt gots wort in weſen ſtan,
Ihn wurt ihr guot und macht zergan u. ſ. w.

Das längſte und umfaſſendſte Reimgedicht Huttens aber, den Kern deſſen enthaltend, was er in ſo vielen Schriften anklagend, mahnend, ſtrafend niedergelegt, das auch vom Volk am eifrigſten geleſen und bei ſeinen Lebzeiten, wie nach ſeinem Tode öfters gedruckt worden, iſt:

Clag und vormanung gegen dem übermäßigen unchriſtlichen gewalt des bapſts zuo Rom und der ungeiſtlichen geiſtlichen, durch herren Ulrichen von Hutten, poeten und orator, der ganzen chriſtenheit und zuovoran dem vaterland teütſcher nation zuo nutz und guot, von wegen gemeiner beſchwernus und auch ſeiner eigen notturft, in reimens weis beſchriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt. [1]

Später, in einer Ausgabe von 1632, mit dem Titel:

Aufwecker der teutſchen nation, an alle hohe und niedere ſtände des heiligen reichs. (Opp. V, 51 fg. [Böcking III, S. 474. H.])

[1] [Böcking III, S. 473—526. H.]

In dieſem Gedichte ſagt uns Hutten ſelbſt, warum er jetzt deutſch ſchreibe (S. 66 [Böcking III, S. 484. H.]):

Latein ich vor geſchriben hab,
Das was eim ieden nit bekant.
Jetzt ſchrei ich an das vatterland.

Der kräftige, gemeinfaßliche Ausdruck, in dem er hier ſeine wichtigſten Anliegen vor die geſammte Nation bringt, iſt es auch, was dem Gedichte ſeinen beſondern Werth giebt, das ſich ſonſt weder poetiſch, noch durch ſtrenge Gedankenfolge auszeichnet. Aus dem größern Umfange desſelben entnehme ich nur Einzelnes, was uns weitere Aufſchlüſſe über Huttens Geſinnungen und Entwürfe geben kann oder durch lebhafte Darſtellung anſpricht.

Der Dichter ſchreitet getroſt zu ſeinem Werke (S. 60) [1]:

Ach gott, erleücht die gſalbten dein,
Daß ſie durch deines geiſtes ſchein
Verſtehen in der gleisnerei,
Was chriſtenheit und warheit ſei!
Verlih mir, daß ich ſag darvon!
Ob man mich dann vervolget ſchon,
Das trifft allein den cörper an,
Die ſeel man mir nit döten kan.

Das geiſtige Reich, das Chriſtus gründen wollte, hält er dem weltlichen des Pabſtes entgegen (S. 61) [2]. Der Prunk zu Rom wird aus eigener Anſchauung geſchildert (S. 72) [3]. Vom Faſten, das ſich die Deutſchen auflegen laſſen, heißt es (S. 74) [4]:

Uff ſetzen ſie uns vaſtenſpeis,
Das thuond ſie nuor mit gwinnes fleiß,
Dann ich zuo Rom die vaſten auß
Nie ſah in eines metzgers haus
Ein fleiſchbank, die verſchloſſen wer;
Glaubt mir! ich hab geſehen mer,

1 [Böcking III, S. 476. H.]
2 [Böcking III, S. 478. H.]
3 [Böcking III, S. 492. 493. H.]
4 [Böcking III, S. 495. H.]

Sie eſſen durch der vaſten zeit
Viſch, wiltpret, vögel unvermeit;
In andern ſtetten auch der gleich,
So weit ſich ſtreckt der Walhen reich,
Do hat man drab gewiſſen klein,
Ißt viſch und fleiſch alls in gemein,
On daß bei dem gemeinen man
Der bäpſt geſtift würt gſehen an;
Doch hab ich keinen narren nie
Geſehen, der umb gelt, wie hie,
Erlaubnus hab zuo eſſen kauft u. ſ. w.

Von dieſer römiſchen Dienſtbarkeit der Deutſchen überhaupt noch folgende Stelle (S. 90) [1]:

Ich frag: Wo iſt der Teütſchen muot?
Wo iſt das alt gemuot und ſin?
Iſt gſaren nuon all mannheit hin?
Die Römer, ettwan erber leüt,
Als uns der gſchichten ſchrift bedeüt,
Die tugent halben waren wert,
Zuo herſchen über alle erd,
Die Teütſchen wolten bzwungen han,
Gewonnen land und freiheit an,
Das mocht nit leiden teütſche art,
Manch werder held erſchlagen wart
Und iſt geſtritten vil und hart;
Doch bhielt diß nation den ſtrauß
Und wurdent Römer gtriben auß,
Das vatterland in freiheit gſetzt.
Jetzt man mit btrug uns überſchwetzt
Und zwinget uns nit mannes ſtreit,
Vor dapfern leüten ſeind wir gfreit;
Ein weibiſch volk, ein weiche ſchar,
On herz, on muot, on tugent gar,
Der keiner hat geſtritten nie,
Von kriegen weiß nit was, noch wie,
Da ſeind wir uberſtritten von,
Im herzen thuot mir wee der hon.

[1] [Böcking III, S. 513. H.]

Solche Knechtſchaft abzuwerfen, ruft er nun, vom Kaiſer an, alle Deutſchen auf und er ſelbſt will redlich mithelfen (S. 76 f.)[1]:

So hoff ich zuo küng Carles[2] muot,
Daß ſei in im ein teütſches bluot
Und werd mit eeren üben ſich
Dem bapſt entgegen gwaltiglich
Und nemen ab von ſeinem fuoß
Die krone nit; ich hoff, er thuos
Und hab ein künigklichen ſin,
Fürwar ich in der hoffnung bin u. ſ. w.

Nachdem er von den Märtyrern Huß und Hieronymus geſprochen, fährt er fort (S. 85)[3]:

Seithar hat niemant gwölt hin nach
Und förchten all des fewres pen,
Bitz ietzo unſer rüffen zwen [Luther und Hutten].
Wer weiß, was iedem iſt beſchert?
Wir haben ie vil leüt bekert,
Darumb ich hoff, es hab nit not.
Wär mir dann ſchon gewis der dot,
Noch wolt ich als ein frommer hilt
Bei warheit ſetzen ſpieß und ſchilt[4]
Und den tyrannen widerſtreben,
Vor welchen niemants frei mag leben.

Stärker noch dringt er im Nachſtehenden an (S. 98)[5]:

Hierumb all fürſten ich verman,
Den edlen Carolum voran,
Daß ſie ſich ſolichs nemen an,
Den adel und die frommen ſtett;
Dann wem diß nit zuo herzen geet,
Der hat nit lieb ſein vatterland,
Im iſt auch gott nit recht bekant.

1 [Böcking III, S. 496. 497. H.]
2 Karl V von 1519 an.
3 [Böcking III, S. 508. H.]
4 Vergl. 88. [Böcking III, S. 511. H.]
5 [Böcking III, S. 522. 523. H.]

Herzuo, ir frommen Teütſchen all,
Mit gottes hilf, der warheit ſchall,
Jr landsknecht und ir reütter guot
Und all, die haben freien muot!
Den aberglauben tilgen wir,
Die warheit bringen wider hir;
Und dweil das nit mag ſein in guot,
So muoß es koſten aber bluot,
Do nem im keiner bſchwernus ab!
Wiewol ichs ſelbs geſcheühet hab,
Hofft zuo erfinden ander maß.
Nuon aber nit wil helfen das,
So muoß man thuon, was fügen wil;
Wolauf! es iſt die zeit und zil u. ſ. w.

Dann zum Schluſſe (S. 100 f.) [1]:

Jſt iemant, der darzuo wöll thuon?
Wolauf, ir frommen Teütſchen, nuon!
Vil harneſch han wir und vil pferd,
Vil hallenbarten und auch ſchwerd,
Und ſo hilft freüntlich manung nit,
So wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter iemants nach!
Mit uns iſt gottes hilf und rach,
Wir ſtraffen, die ſeind wider gott;
Wolauf, härzuo! es hat nit not.
Wir haben aller ſachen ſuog,
Guot urſach und der ſelben gnuog;
Sie haben gottes wort verkert,
Das chriſtlich volk mit lugen bſchwert,
Die lugen wöln wir tilgen ab,
Uff daß ein liecht die warheit hab,
Die was verfinſtert und verdempft;
Gott geb im heil, der bei mir kempft!
Des hoff ich mancher ritter thuo,
Manch graff, manch edelman darzuo,
Manch burger, der in ſeiner ſtatt
Der ſachen auch beſchwernus hat,

1 [Böcking III, S. 525. 526.]

Uff daß ichs nit anheb umb ſunſt.
Wolauf! wir haben gottes gunſt.
Wer wolt in ſolchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das iſt mein reim.

3. Auch der Form des ſingbaren Liedes hat ſich Hutten bedient. Doch iſt nur Ein Gedicht dieſer Art von ihm bekannt. Luther ſagt in ſeinen Briefen (Epp. Lutheri Vol. I. f. 304. Wagenſeil 240)[1]: „Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me et parantur in dies cantica, quæ Babylonem istam parum delectabunt.“ Mit Beſtimmtheit läßt ſich auch hieraus nicht ſchließen, daß Hutten ſelbſt Mehreres im Volkstone geſungen. Jenes eine Stück iſt nach einem fliegenden Blatte von 1521 mitgetheilt in Bragur Bd. VII, 95 ff. (und daraus Opp. V, 373 ff.)[2]:

Ain new lied herr Ulrichs von Hutten.
Ich habs gewagt mit ſinnen
Und trag des noch lain rew u. ſ. w.

Huttens Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern. Zwei ſolche ſtehen gleichfalls in Bragur VII, 98 ff. (daraus Opp. I, Einleitung CXIII—CXIX)[3]. Das eine:

Ein ſchön new lied von dem von Hutten. Im ton:

Von erſt ſo wellen wir loben
Maria, die reine maid.

Anfang:

Ach edler Hut auß Franken,
Nun ſich dich weislich für!
Got ſoltu loben und danken,
Der wirt noch helfen dir
Die grechtigkait vorſechten;
Du ſolt beiſtan dem rechten,
Mit ritteren und knechten
Mit frummen kriegsleuten guot
Bſchirmen das Chriſten bluot u. ſ. w.

[1] [Böcking II, S. 9. H.]
[2] [Böcking II, S. 92—94. Uhlands Volkslieder II, Nr. 350. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]
[3] [Böcking II, S. 94—98. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

Strophe 3:

Laß dich nur nit bethören,
Du chriſtlich ritter guot!
Vom wort gots thue nit keren!
Du haſt ains helden muot.
Gots wort ſolt frei erheben,
Sol alzeit oben ſchweben,
Daran ſolln wir uns heben,
So faren wir friſch unverzagt,
Hut aines hat gewagt u. ſ. w.

Das andre:

Ein new lied. Im ton, wie man ſingt:

Franz Sickinger, das edel bluot,
Der hat gar vil der landsknecht guot.

Ulrich von Hutten, das edel bluot,
Macht ſo koſtliche buocher guot,
Die laßen ſich wol ſehen,
Die gfallen den geiſtlichen gleisnern nit wol,
Die warheit muoß ich jehen, ja jehen u. ſ. w.

Schlußſtrophen:

Her Ulrich iſt ein redlich mann,
Wolt got, daß ich ſolt bei im ſtan
Gegen allen ſeinen feinden!
Ich hoff zuo got, die warhait werd
Die falſchen überwinden, ja winden.

Ulrich von Hutten, biß wolgemuot!
Ich bit, daß got dich halt in huot
Jetzt und zuo allen zeiten.
Got behüt all chriſtlich lerer guot,
Wo ſie gend oder reiten, ja reiten!

Ulrich von Hutten iſt in mehreren Bildern, die von ihm vorhanden ſind, mit dem Lorbeer um das Haupt und der Hand am Schwerte vorgeſtellt. Den Lorbeer hatte ihm der alte Kaiſer Maximilian für die lateiniſchen Poeſieen aufgeſetzt. Das Schwert an der Hand, ſehen wir ihn durchaus in den deutſchen Streitgedichten. Er ſagt einmal (Opp. V, 214) [1]:

[1] [Böcking IV, S. 148. H.]

Wer weiß, was noch mag begeben ſich?
Villeicht, ob leid mir widerfert,
Würt funden werden hand und ſchwert
Und gegen ſolchem gwalt gekert.

Den jungen König Karl, von dem er ſich vergebliche Hoffnungen machte, Adel und Städte, Reiter und Landsknechte, die ganze Nation rief er auf, da Andres nicht helfen wolle, zu den Waffen zu greifen. Am meiſten fand er hierin ſeinen Mann an Franz von Sickingen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſer, unter Huttens Einwirkung, mit großen Planen zu einer politiſch-kirchlichen Umgeſtaltung Deutſchlands ſich trug. Das Geſpräch zwiſchen Sickingen und Karſthans und die demſelben beigefügten Artikel, „ſo junker Helferich, reiter Heinz und Karſthans, mit ſampt irem anhang, hart und veſt zuo halten geſchworen haben,“[1] deuten auf die Abſicht des Adels, die Bauerſchaft für das Unternehmen zu bearbeiten. Münch (V, 452 f.), in der Einleitung zum Karſthans, betrachtet, mir ſehr glaublich, den nachmaligen Bauernaufſtand als einen vom Ganzen losgeriſſenen Theil der großen Verbindung verſchiedener Stände zu gewaltſamer Durchführung des Proteſtantismus in Deutſchland. Sickingen wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde, auf ſeiner Veſte Landſtuhl, die ſeine Widerſacher heftig beſchoſſen, von einem losgebrochenen Balken tödtlich verwundet.[2] Mit ſeinem Tode verlor das Unternehmen Leitung und Zuſammenhang, die aufgeregten Bauern brachen für ſich los und wandten ihre entbundene Wuth gegen den Adel ſelbſt. Der Balken, der auf Sickingen fiel, ſchlug für immer die Kraft und Bedeutung der deutſchen Ritterſchaft nieder, aus deren Mitte damals für das deutſche Gemeinweſen ein neues Heil aufgehen ſollte. Hutten, der dieſer Ritterſchaft friſches Leben und höhern Beruf hatte geben wollen, ſchweifte nach dem Tode ſeines Freundes, verlaſſen und verfolgt, umher, wie der irre Geiſt jener geſcheiterten Unternehmungen; wenige Monate nachher erloſch die unſtäte Flamme.

Ich habe gleich Anfangs die verſchiedenen Bahnen bezeichnet, welche Luther und Hutten zu dem gemeinſamen Ziele der kirchlichen Freiheit

[1] [Böcking IV, S. 680. H.]
[2] [Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 303. H.]

einſchlugen. Dem angegebenen Unterſchiede gemäß, rieth Luther fortwährend von gewaltſamen Maßregeln ab (Wagenſeil 249) und, als er Sickingens Fall erfuhr, brach er in die Worte aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ (Ebendaſ. 124.) [1] Es iſt auch einleuchtend, daß die reinere Lehre durch Überzeugung ſiegen muſte. Ebenſo wenig aber iſt zu läugnen, daß dem Siege dieſer Lehre eine äußerlich feſtgepflanzte Macht entgegenſtand, daß ein handgreiflicher Zwang von Rom aus um Deutſchland geſchlagen war, „gleich als hetten ſie uns mit woffen und dem krieg bezwungen und in zinsbar gemacht,“ wie Hutten im Vadiscus ſagt (V, 225). [2] Dieſe äußere Gewalt wollten die Ritter gewaltſam brechen, es mislang ihnen, aber auch Luthers Reformation auf geiſtigem Wege blieb unvollendet.

Nachdem wir in der Reihe der Reformationspolemiker, welche ſich für ihre Zwecke der deutſchen Dichtkunſt bedienten, Denjenigen vorangeſtellt, welchem, nicht bloß der Zeit nach, ſondern auch vermöge ſeines großartigen und weitgreifenden Wirkens, die erſte Stelle gebührt, ſo mag nun ihm zunnächſt ein anderer Mann ſtehen, der, kein Ritter, ſondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beſchränktern Kreiſe, aber gewiſs nicht unwirkſam, das Werk der Reformation durch ſeine Dichtergabe zu fördern ſtrebte; es iſt der uns ſchon bekannte Meiſterſänger Hans Sachs. [3]

Zur Zeit der anbrechenden Reformation ſtand er noch in den Zwanzigen. Er hatte, wie wir bereits wiſſen, in der lateiniſchen Schule die Puerilia erlernt und dann im Meiſtergeſang ſich an die Beſchäftigung des Geiſtes mit religiöſen Gegenſtänden gewöhnt. Sein erſter Bar, den er 1514 dichtete, war auf den Preis Gottes gerichtet: „Gloria patri, lob und ehr“ u. ſ. w. (Göz I, 5). In ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, wie in den meiſten Reichsſtädten, fand die neue Lehre offenes Ohr. Aber noch ehe die Reformation dort förmlich eingeführt war, erſcheint er als ein thätiger Anhänger derſelben. Wie begierige Aufnahme die

[1] [Böcking II, S. 249: Deus justus sed mirabilis judex. H.]

[2] [Böcking IV, S. 156. H.]

[3] Hieher überhaupt Raniſch, Lebensbeſchreibung Hans Sachſens, 2tes Hauptſtück: Von Hans Sachſens Lutherthume u. ſ. w. S. 63 ff. Göz, Hans Sachs II, xv—xx.

Schriften Luthers in Nürnberg überhaupt fanden, zeigt ein im April 1521 daſelbſt angeſchlagenes kaiſerliches Mandat, worin Allen und Jeden der Kauf Lutheriſcher Bücher und den Buchhändlern der Verkauf ſolcher verboten ward. Ein ähnliches Verbot von Seiten des Rathes ergieng, in Folge der Achtserklärung Luthers, noch im gleichen Jahre. Dennoch befand ſich Hans Sachs, der den Reformator ſelbſt in Augsburg zweimal geſehen hatte, ſchon 1522 im Beſitz einer anſehnlichen Zahl ſolcher Schriften. In Raniſchs Lebensbeſchreibung des Hans Sachs (S. 65) wird eines Bandes mit 40 Stücken Lutheriſcher Schriften gedacht, deren Titel Hans Sachs mit eigener Hand vorn eingeſchrieben hatte. Am Schluſſe ſtand:

Dieſe puechlein habe ich Hans Sachs alſo geſamelt, got vnd ſeinem wort zw Eren vnd dem nechſten zw guet ainpünden laſſen, als man zelt nach Chriſti gepurt 1522 jar. Die Wahrheit bleibt Ewiglich numero 10.

Im folgenden Jahr 1523 verfaßte er ſelbſt dasjenige Gedicht zum Lobe Luthers und zur Empfehlung ſeiner Lehre, das uns hier vorzüglich in Betracht kommt:

Die wittenbergiſch nachtigall,
Die man jetzt höret uberall. [1]

War Luthers Gedicht „Frau Muſica", worin der Geſang der lieben Nachtigall gerühmt wird, damals ſchon bekannt, ſo mag dieſes die gewählte Einkleidung veranlaßt haben. Ich hebe aus dem ziemlich weitläufigen Spruchgedichte die beſſern Stellen aus, und zwar gleich den Anfang:

Wach auf! es nahent gen dem tag,
Ich hör ſingen im grünen hag
Ein wunniglliche nachtigall,
Ihr ſtimm durchklinget berg und thal u. ſ. w.

Wenn dieſer bildliche Eingang, zu dem alles Übrige Commentar iſt, ſo weit es den ahnungsvollen Anbruch der Morgenröthe und das Unbehagen der lichtſcheuen Thiere beim Aufglänzen des Tages betrifft, von poetiſchem Sinne zeugt, ſo iſt doch anderſeits das Bild zu weit ausgeſponnen und nicht überall natürlich durchgeführt; unter

[1] Kemptener Ausgabe B. II, S. 167 ff. [Das Gedicht ſteht auch bei Göz, Hans Sachs IV, S. 33—58. H.]

den aufgezählten Thierarten finden ſich ziemlich unpaſſende zuſammen. Wie der Dichter hiezu gekommen, ergiebt die unmittelbar folgende, die poetiſche Täuſchung wieder aufhebende Erklärung der Allegorie. Die Nachtigall iſt Doctor Martinus Luther, Auguſtiner zu Wittenberg; der Mondſchein bedeutet die Menſchenlehre der Sophiſten, die von der evangeliſchen Lehre des Hirten Jeſu Chriſti abgeführt haben zum Löwen in die Wüſte:

Der löwe wird der bapſt genennt,
Die wüſt das geiſtlich regiment,
Dariun er uns hat weit verfürt
Auf menſchen ſund, als man jetzt ſpürt:
Darmit er uns geweidnet hat,
Deut den gottsdienſt, der jetzund gat
In vollem ſchwanl auf ganzer erden u. ſ. w.

Die Mordſtricke bedeuten des Pabſtes Netze, ſeine Decretalen, ſeine Banndrohungen zur Aufrechthaltung willkürlicher Satzungen und Verbote, worauf ſich der Verfaſſer, wie überall im Folgenden, ausführlich einläßt. Die Wölfe ſind Biſchöfe, Pröbſte, Äbte, Pfarrer, die uns Menſchenlehren vorſagen, während Alles auf das Geld gerichtet iſt. Vom Ablaßhandel heißt es hier:

Darnach kompt ein erſame ſchar,
Heißt man zu teutſch die romaniſten,
Mit großem ablaß, bullen, liſten,
Richten auf rote creuz und fannen
Und ſchreien zu frawen und mannen:
Legt ein, gebt ewer hilf und ſtewr
Und löſt die ſeel auß dem fegfewr!
Bald der gülden in kaſten klinget,
Die ſeel ſich auf gen himmel ſchwinget u. ſ. w.

Die Schlangen ſind Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke verkaufen:

Umb gelt, käs, aier, liecht und ſchmalz,
Umb hüner, fleiſch, wein, koren, ſalz,
Damit ſie in dem vollen leben
Und ſamblen auch groß ſchätz darneben u. ſ. w.

Die Verfinſterung des rechten Glaubens bedeutet die Nacht; das Geſetz und die Propheten die Morgenröthe; der Glanz des Tages iſt

das Evangelium, von Luthern neu verkündet. Das wilde Schwein bedeutet Doctor Ecken, der zu Leipzig wider Luthern gefochten; der Bock Emſern, die Katze Murnern, der Waldeſel den Barfüßer zu Leipzig, den großen Leſemeiſter, die Schnecke den Cochläus, die alle gegen Luthern geſchrieben. Die quackenden Fröſche bedeuten etliche hohe Schulen, die auch gegen ihn ſchreien. Die wilden Gänſe ſind die Laien, die ihn verfluchen und verſpeien.

Das Gedicht ſchließt mit einer frommen Ermahnung an alle Chriſten, aus der Wüſte des Pabſtes zu dem guten Hirten Jeſus wiederzukehren.

Die Zeit der Abfaſſung iſt angegeben: am 8 Juli 1523.

Hans Sachs nennt ſich in der Schlußzeile nicht, wie ſonſt gewöhnlich, auch ſind in der beſondern erſten Ausgabe weder Druckort noch Drucker angezeigt, zum Beweiſe, daß es damals noch bedenklich war, zu Nürnberg ſo zu ſchreiben (Raniſch 67).

Auf den Tod Luthers hat Hans Sachs eine Klagrede gedichtet. Ihm träumt am 17 Februar 1546, als ob er in einer ſächſiſchen Kirche die Leiche des Reformators auf der Bahre ſähe. Da er darüber erſchrickt, ſo tritt die Theologie in weiblicher Geſtalt zu ihm und lobt und beklagt den Todten. Als ſie aber fragt, wer nun ihr Verfechter ſein werde, tröſtet der Dichter ſie, daß Gott ſelbſt ſie in ſeiner Hut habe und noch vortreffliche Männer leben, welche ſie erhalten werden. Dieß die Anlage des Gedichts nach Raniſch (S. 114 f.). Dasſelbe iſt in der mir zu Gebot ſtehenden Kemptner Ausgabe, vielleicht um des dortigen Abtes willen, weggelaſſen. Ebenſo ein andres, hieher einſchlagendes Gedicht „Inhalt zweierlei predigt“, eine kurze Erzählung von dem Unterſchied der proteſtantiſchen und der päbſtlichen Lehre, vom Jahr 1529. Ein Schwank „Urſprung des erſten münnichs“ (B. II, S. 216 f.) und andres Ähnliche kann gleichfalls hieher bezogen werden. Auch in den früher angeführten geiſtlichen Liedern [1], „für die laien zu ſingen“, 1526, kommen polemiſche Züge vor. Z. B.

Das lied „Roſina, wa was dein geſtalt“, chriſtlich verendert, von der erkantnus Chriſti.

[1] Der Werth dieſer Lieder iſt gering, Vers und Sprache von der Art, daß man ſie oft kaum demſelben Verfaſſer zuſchreiben möchte, der die wittenbergiſche Nachtigall gedichtet. [Vergl. oben S. 447. H.]

O Chriſte, wa war dein geſtalt
Bei bapſt Silveſters leben,
Da kaiſer Conſtantinus gwalt
Im über Rom thet geben?
Für war glaub ich,
Het der bapſt dich
Durchs gnadenliecht geſehen,
Er hett warleich
Das irdiſch reich
Durch dein eer thuon verſchmehen u. ſ. w.

Beſonders aber iſt noch ſeiner Dialogen zu gedenken, die er, nach Huttens Beiſpiel, in Proſa geſchrieben. In der Summa ſeiner Gedichte (Göz I, 10) ſagt er ſelbſt:

Auch fand ich in mein büchern gſchriben
Artlicher dialogos ſiben,
Doch ungereimet in der pros,
Ganz deutlich frei, on alle glos.

Man hat jedoch ihrer bisher nur viere aufgefunden, in beſondern, ſehr ſeltenen Drucken, deren zwei die Jahrzahl 1524 haben [1]. Sie handeln ſämmtlich von Religionsintereſſen der damaligen Zeit. Über ihren Inhalt Einiges nach Raniſch (S. 80 ff. Vergl. Göz II, XVI ff.).

Der erſte iſt überſchrieben:

Diſputation zwiſchen einen chorherrn und ſchuhmacher, darinn das wort gottes und ein recht chriſtlich weſen verſochten wirt.

Der ungelehrte Dichter der wittenbergiſchen Nachtigall ſcheint wegen dieſes Unterfangens manchen Angriff erfahren zu haben. Schon in einem Büchlein des Nürnbergiſchen Malers Joh. Greifenberger von 1523 heißt es [2]:

Wiewol ettlich gelert ſagen, der gemein mann ſoll nit mit der geſchrift umbgehen, dann es zimpt ſich nit, daß ein ſchuſter das evangelium leſ' oder mit federn und tinten umbgee, ſondern mit leder und ſchwerz u. ſ. w., ſo ſag ich darauf: Ich hab nie kain eſel gehört ſingen als ein nachtigall, es ſein leut von zerrütten ſinnen, untüchtig zum glauben, die ſolches ſagen, blodern, wiſſen nit was.

[1] [S. die neue Ausgabe von Reinhold Köhler, Weimar 1858. P.]
[2] [Raniſch S. 68, Anm. H.]

Cochläus, die Schnecke in der wittenbergiſchen Nachtigall, ſagt misbilligend [1]:

Auch Schuſter und Weiber laſen das Neue Teſtament Dr Luthers begierig und konnten es faſt auswendig. Ja ſie unterſtunden ſich, nicht nur mit den Prieſtern und München, ſondern auch mit den akademiſchen Theologen von der Religion zu diſputieren. Sie waren auch mit Anführung bibliſcher Sprüche fertiger, als die katholiſchen Geiſtlichen; ja ſie übertrafen hierinnen auch ſolche Männer, die wohl 30 Jahre öffentliche Lehrer der Theologie geweſen waren. Dieſe wurden von ihnen der Unwiſſenheit beſchuldiget und ſie behaupteten, man müſſe nichts glauben, was nicht aus der heiligen Schrift erwieſen werden könne.

Gegen derlei Tadel iſt nun der erſte Dialog von Hans Sachs gerichtet.

Die ſprechenden Perſonen ſind: ein Schuhmacher, ein Chorherr, deſſen Köchin und Stubenheizer. Der Chorherr, welchem der Schuhmacher ein Paar beſtellter Pantoffeln überbringt, hat eben ſeine Nachtigall gefüttert. Dieß giebt dem Schuſter zu der Bemerkung Anlaß, daß er einen ſeines Handwerks wiſſe, der eine Nachtigall habe, die erſt zu ſingen angefangen. Darüber wird der Chorherr böſe und flucht auf den Schuſter mit ſeiner Nachtigall, weil er den Pabſt und die Geiſtlichkeit ſo heftig angegriffen habe. Die Beſchuldigung, daß ſich dieſes für Laien gar nicht ſchicke, veranlaßt auf der andern Seite die Vertheidigung der Ungelehrten, welche, wenn die Geiſtlichen ihr Amt nicht verrichten, ſelbſt in der Schrift forſchen und einander erbauen. Die Unterredung verbreitet ſich über die Gewalt des Pabſtes, die Fehler der Geiſtlichen, die Kenntnis der Schrift, die Theilnehmung am Geiſte Gottes, die innerliche Beſſerung der Lutheraner, die falſchen und wahren guten Werke, das Anſehen der Concilien, Luthers Perſon, Lehre, Schriften, Freunde und Feinde, endlich das göttliche Werk der Bekehrung. Zum Behuf dieſer Diſputation läßt der Chorherr auf die Frage des Schuſters, ob er keine Bibel habe, ein großes, altes, beſtäubtes Buch herein holen, welches ſeine Köchin gar nicht kennt und mit dem er, wie er ſelbſt ſagt, nicht viel umgegangen iſt. Hernach wird ſein Calfactor, welcher ſehr viel in der Bibel lieſt, herbeigerufen, dem Herrn die Sprüche aufzuſchlagen, welche der Schuſter für ſich angeführt hat, ob ſie auch richtig wären. Da ſich nun zeigt, daß der Ofenheizer die Schrift beſſer verſteht, als ſein ehrwürdiger Herr, ſo wird dieſer darüber mit ihm uneins und jagt ihn mit Scheltworten aus dem Hauſe. Der Diener geht mit den Worten ab:

[1] [Raniſch S. 71, Anm. H.]

„Es thut euch and, daß euch der ſchuſter das rot piret geſchmächt hat. Laßt euchs nicht wundern! wann im alten geſetz hat got die hirten ſein wort laßen verkünden, alſo auch iez müſſen (euch phariſeier) die ſchuſter lernen, ja es werden euch noch die ſtein in die oren ſchreien.“

Das Geſpräch wird abgebrochen, als man in den Chor läuten hört. Der Schuſter nimmt einen höflichen chriſtlichen Abſchied und der Chorherr macht mit ſeiner Köchin über dieſen Vorfall allerlei Bemerkungen. Bevor er in die Kirche geht, giebt er ihr noch Befehl, Anſtalten zu einem Bankett zu machen, die Bibel aus der Stube wegzutragen und Würfel und Karten herbeizuſchaffen, weil ihn der Caplan mit einigen andern Herrn beſuchen werde.

Der zweite Dialog iſt betitelt:

Ein geſprech von den ſcheinwerken der gaiſtlichen und iren gelübden, darmit ſi zur verleſterung des bluts Chriſti vermainen ſelig zu werden.

Auch hier ſind zwei Handwerker, ein Bäcker Peter und unſer Meiſter Hans, die Sprecher gegen zwei Barfüßermönche.

Der dritte Dialog:

Ein geſprech eines evangeliſchen Chriſten mit einem Lutheriſchen, darin der ergerlich wandel etlicher, die ſich Lutheriſch nennen, angezaigt und brüderlich geſtraft wirt.

Die Sprechenden ſind abermals Peter und Hans, deren jener einen verwegenen und hitzigen Lutheraner, dieſer einen ruhigen und recht evangeliſchen Chriſten vorzuſtellen hat. Später kommt Peters Schwiegervater, Meiſter Ulrich, darzu, den ſchon ſein Roſenkranz als einen Vertheidiger des Katholicismus bezeichnet. Die Einrichtung des Geſprächs iſt dieſe: Hans, der in die Kirche gehen will, beſucht Petern, um das ihm geliehene Buch „von chriſtlicher Freiheit“ zurückzufordern. Dabei kommt zur Sprache, daß Meiſter Ulrich mit ſeinem Schwiegerſohn in Feindſchaft lebe, weil er unlängſt dazu gekommen ſei, als Peter am Freitage Kälberbraten gegeſſen. Über Letzteres ſtraft ihn nun auch Hans und ſo gerathen ſie in einen Streit über die Freiheit. Je hitziger ſie Peter ohne Ausnahme zu behaupten ſucht, deſto mehr bemüht ſich Hans, ihm den rechten Gebrauch derſelben zu zeigen und ihn von der Nothwendigkeit zu überführen, dem ſchwächern Bruder kein Ärgernis zu geben. Peter wird überzeugt und verſpricht Beſſerung. Da kommt Meiſter Ulrich hinzu und auf die Einladung der Beiden, mit in ihre Kirche zu gehen, beſchwert er ſich ſowohl über die Prediger, als ihre Zuhörer, welche nur auf die Papiſten ſchimpfen und ſchmähen und äußerlich gar keine Religion ausüben. Auf dieſe Beſchuldigung erhält der beſonders angeklagte Peter von Hanſen neue Vorwürfe, aber auch neuen Unterricht über die Liebe gegen den Nächſten. Es wird ihm, aller

Entſchuldigungen ungeachtet, gezeigt, daß es chriſtliche Pflicht ſei, den Unkundigen nachzuſehen, gute Beiſpiele zu geben und auch darüber zu leiden. Gegen das Ende bittet Hans Petern noch beweglich, allen ſeinen Mitbrüdern zu ſagen, daß ſie das Evangelium verkündigen nnd einen gottſeligen Wandel führen ſollten; vielleicht würden unter Denjenigen, die ſich gut Lutheriſch nennen, ein Theil recht evangeliſche Chriſten. Dieſen Rath bekräftigt der Schwiegervater mit großem Beifall und bezeigt nun ſelbſt Luſt, mit in die Lutheriſche Predigt zu gehen.

Auch das vierte Religionsgeſpräch,

Ein dialogus, des inhalt ein argument der Römiſchen wider das chriſtlich heuflein, den geiz, auch andre öffentliche laſter u. ſ. w. betreffend,

iſt gleichfalls darauf berechnet, die Lutheraner zu warnen, daß ſie nicht durch ihr Leben und ihre Werke ihrer Lehre, den Römiſchen gegenüber, Eintrag thun.

Man bemerkt in dieſen beiden letztern Geſprächen einen Geiſt der Mäßigung, wodurch ſich die Polemik des Nürnbergiſchen Meiſters vortheilhaft auszeichnet. Man hat ihm von beiden Parteien namentlich folgende Stelle des dritten Dialogs misdeutet, die ihm gewiſs nicht zur Unehre gereicht und die ich, als eine beſonders charakteriſtiſche, zum Schluſſe noch aushebe [1]:

Wenn ihr evangeliſch wäret, ſo thätet ihr die Werke des Evangelii; darum wenn ihr aus dem Evangelio gebohren wäret, ſo verkündigtet ihr das Evangelium euren Mitbrüdern holdſelig und führtet einen gottſeligen Wandel, wie die Apoſtel. Wenn ihr Lutheriſche ſo züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, ſo hätte eure Lehre ein beßres Anſehen vor allen Menſchen. Die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch Chriſten heißen. Aber mit dem Fleiſcheſſen, Rumoren, Pfaffen ſchänden, hadern, verſpotten, verachten und allen unzüchtigen Wandel habt ihr Lutheriſchen ſelber der evangeliſchen Lehre eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage u. ſ. w.

Ein eifriger Polemiker auf proteſtantiſcher Seite war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Satiriker Johann Fiſchart, genannt Mentzer, ein Rechtsgelehrter. Von ihm iſt in einem der folgenden Abſchnitte bei ſeinem Hauptwerke Gargantua ausführlicher zu handeln. Auch ſeine Polemik gegen Pabſtthum und Mönchweſen iſt weſentlich ſatiriſcher Art. Die Schriften dieſer Claſſe, die ihm theils mit Sicher-

[1] [Raniſch S. 89. 90. H.]

heit, theils ohne genügenden Beweis zugeſchrieben werden, ſind verzeichnet im dritten Bande von Flögels Geſchichte der komiſchen Litteratur und vollſtändiger in der Einleitung zu K. Hallings Ausgabe von Fiſcharts glückhaftem Schiffe, Tübingen 1828. In poetiſcher Form abgefaßt ſind von den ihm zuverläſſig angehörenden Streitſchriften folgende [1]:

Erklärung und Auslegung einer von verſchiedenen zahmen und wilden Thieren haltenden Meſs u. ſ. w. Straßburg 1608. (Die erſte Ausgabe muß ſchon vor 1579 erſchienen ſein.) Bezieht ſich auf ein vormals im Münſter zu Straßburg befindliches, gegen die Geiſtlichkeit ſatiriſches Bildwerk. [2]

Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Francisci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln. 1571 ohne Druckort. (Stellen daraus bei Flögel III, 361 ff.)

Der Barfüßer Secten- und Kuttenſtreit u. ſ. w. Die erſte Ausgabe dieſes Gedichts muß auch vor 1579 fallen; man findet es aber jetzt nur vor der deutſchen Ausgabe des Alcorans der Franciscaner o. O. 1614.

Die wunderlichſt, unerhörteſt Legend und Beſchreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckechten, vierhörnigen Hütleins u. ſ. w. durch Jeſuwalt Pickart u. ſ. w. In Ausgaben von 1580, 1591, 1593. Doch ſoll es auch ſchon vor 1579 zuerſt erſchienen ſein.

Die zuletzt genannte Satire vom Jeſuitenhütlein benütze ich, ſtatt aller, um von der polemiſchen Weiſe Fiſcharts einen Begriff zu geben (nach der Ausgabe von 1591).

Es iſt darauf abgeſehen, dieſe neuanſtrebende geiſtliche Geſellſchaft als die gehäſſigſte von allen darzuſtellen, und dazu muß die viereckige Kopfbedeckung derſelben, das Jeſuitenhütlein, Dienſt leiſten. [3]

Anfang:

Nun hört zu, all vier Eck der Erden,
Ja ir vier Welt, hört zuo on Bſchwerden,
Woher hie auf all End und Eck
Alles Übel ſich her erſtreck!

[1] [Man vergl. über Fiſcharts Schriften: Vilmar in der Encyklopädie von Erſch und Gruber, unter Fiſchart. K. Gödeke, Grundriß S. 386—398. H.]

[2] [Man vergl. J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. S. CCXVII bis CCXX. H.]

[3] [Fiſcharts Quelle war, wie Heinrich Kurz in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen XXXIV, Braunſchweig 1863. 8. S. 61—78 glücklich nachgewieſen, die eben hier von ihm mitgetheilte franzöſiſche Schrift:

Nach des Herrn Himmelfahrt iſt Lucifer ſehr bekümmert, daß ihm ſeine finſtre Höllenmacht zerſtört worden. Da ſtellt er ſich auf die Kreuzſtraße der Welt:

S. 4 ff. Hat zur Hand gnommen ein Cornet,
Welch vier Außgäng und Rachen het,
Und durch diß ſchrecklich Gräuſelhorn
Blaſen mit ſolchem Ernſt und Zorn,
Daß alle Teufel, ſeine Gſellen,
Zuſtoben, als brennts in der Höllen;
Gleich, als wann Cyclops rufen thet,
Da man ihms Aug außgſtochen het,
Oder als käm Chriſtus herwider
Und riß noch eins die Höll hernider u. ſ. w.

In einer langen Rede, die er hält, ſagt er:

Ich hab erfunden einen Liſt,
Der aller Liſt ein Außbund iſt.
Dieweil ich merk, wie obgedacht,
Daß unſer Hörner man veracht,
Oder ſie ſcheucht, als bald mans ſicht,
Und ihnen nicht die Ehr geſchicht,
Wie in Calcut ihn widerfährt,
Da unſer ſcheutzlichſt Gſtalt man ehrt,
So will die Hörner ich wol bhalten,
Aber auf heilig Art ſie gſtalten
Und ſie ſo ſchön anmütiglich
Verſtellen, daß man wunder ſich,
Und gleichwol drunter ſein verſtecken
Unſer Hörner, die ſie ſonſt ſchrecken.
Dann on Hörner, wie ihr wol ſecht,
Kan unſer Reich nit ſtehn aufrecht.
Wir müſſen ſtäts nach unſerm Brauch
Ein Zell bei Gotts Kirch bauen auch;
Alſo weil Gotts Lamm Hörner führet,
Uns als Trachen es auch gebüret,

Légende et description du bonnet carré, avec les propriétez, composition et vertus d'icelluy, Lyon, par Pierre Hazart, au port St. Georges, 1578. 8. 13 Seiten, mit Benützung eines früheren Druckes wieder herausgegeben von A. de Montaiglon in: Recueil de poésies françoises des XVe et XVIe siècles ... I, Paris 1855. 12. S. 265 ff. H.]

Und weil Gott heißt des Heils ein Horn,
Wollen wir Hörner ſein voll Zorn,
Doch alſo, daß der Zorn ſein ſchein
Der allerheiligſt Eifer ſein.
Und erſtlich wollen wir zur Hand
Auß aller Farb Tuch und Gewand,
Auß Weiß, Schwarz, Blo, Gelb, Rot und Gro,
Ein einigs Spitzhorn machen do.
Das ſoll zuſammen gnähet ſein
Auß Faulkeit und einfaltigem Schein,
Mit der Nadel der Heuchelei
Und dem Fadem der Teuſcherei,
Und ſoll heißen ein Kuttenkapp,
Wie ichs dan ſchon hie gſchnitten hab.
Dan ihr wißt, daß ich in der Wüſten,
Als ich Gotts Son wolt uberliſten,
In der erſten Verſuchung hab
Gebraucht diſe Einſidlerkapp,
Als ich in ſeiner Hungersnot
Sprach: Mach auß diſen Steinen Brot!
Deshalb könt ihrs nun machen bald,
Weil ihr vor euch ſecht die Geſtalt.
Die jungen Teufel flugs darüber,
Thaten all ihr Lebtag nichts lieber,
Uberſtachen die Kutt behend,
Daß ſie im Schnaps gleich was vollendt,
Und zogens an dem Abadon,
Zu ſehen, wies ihm an thet ſtohn u. ſ. w.

Das neuverfertigte Kuttenhorn, die Mönchskappe, wird nun auf unanſtändige Weiſe eingeweiht und durch einen ganzen Haufen Teufel, die wie Heuſchrecken ausfliegen, durch die ganze Welt hingetragen und eingeführt. Sofort läßt Lucifer nach einander zwei-, drei-, vierhörnigen geiſtlichen Kopfſchmuck zuſchneiden, einweihen und verbreiten.

Zwei Hörner geben den Biſchofshut.

Nachher geht es an das dreifache Gehörn, die Pabſtkrone. Deſſen hatte ſich Lucifer bedient, als er Chriſtum auf den Berg geſtellt und ihm die Schätze der Welt gezeigt, auch ſchon da er, als die alte Schlange, die erſten Eltern im Paradies verführt. Man kann leicht

erachten, daß an dieſem Prachtſtücke, welches Lucifer, wie er ſagt, für ſeinen Statthalter beſtimmt, kein Aufwand von Bitterkeiten geſpart wird. Darein iſt unter Andrem der Seckel des Judas und die Simonie genäht.

Ferner verlangt Lucifer:

S. 17 f. Du, Mammon, ſticks voll Edelgſtein
Von Schätzen der Welt, die mein ſein!
Stick drein die falſch Donation,
So die Keiſer ſolln han gethon!
Stick drein die unzalig Geſtiſt,
Den Meſskram und die Bullenſchrift,
Den Ablaßkaſt und die Annaten,
Die Pallia und Reſervaten!
Dann ſolch Perlein diß Ghürn mehr zieren,
Als die auß Indien man thut führen;
Auch ſolt ihr ſticken zu eim Schein
S. Petrum mit dem Schlüſſel drein,
Dann diß Horn wird ſein Fiſchernetz
Brauchen zu Fiſchung der Welt Schätz u. ſ. w.

Nachdem dieſes Dreihorn eingeſalbt iſt, wird es eiligſt nach Rom gebracht.

Der Dichter fährt dann fort:

S. 19 Nun weiß ich, daß ihr, die diß leſen,
Werd denken, daß an den drei Böſen
Und diſen Teufelshörnern drei
Unglücks genug auf Erden ſei.
Diß han die Teufel auch gedacht,
Die vor han die drei Ghürn gemacht,
Man hab ſich an der Chriſten Pochen
Mit vorigen Hörnern gnug gerochen.
Aber der grimmig Lucifer
Kam erſt ins Wüten, wie ein Bär,
Der nicht ablaßt von ſeinem Prummen,
Biß er ſicht alles niderkummen;
Er ſchüttelt den Kopf, verkehrt das Gſicht,
Er ſchwitzet Pech und het die Gicht,
Als wolt zu Delphos er weißagen,
Wann man von Schwarzem ihn thet fragen.

Als er aus ſeiner Ekſtaſe wieder zu ſich gekommen, erklärt er, daß dennoch all das Bisherige fehlen könnte, wie ihm denn die drei Hörner nichts geholfen, als er ſie in der Wüſte gegen den Gott der Chriſten verſucht. Die Hauptſache iſt erſt zu thun; Lucifer ſinnt das vierfache Horn aus, das Jeſuitenhütlein, die Krone und den Inbegriff des Ganzen:

S. 21 f. Deshalb, damit ich on Genaden
Den Menſchen mög thun vierfach Schaden,
So will ich es zu diſen Sachen
Viereckecht und vierhörnig machen,
Auf daß es viermal vil mehr Giſt
In ſich halt, dann die vor geſtift u. ſ. w.

Es folgen allerhand Wortſpiele mit dem Namen des neuen Ordens, z. B.:

S. 22 Si nennen ſich die Jeſuiter,
Da ſi wol hießen Jeſuwider.

Beſſer noch gebührte ihnen

Der herrlich Name Widerchriſt [Antichriſt],
Der Alters halb berhümet iſt,
Aber weil der Nam Widerchriſt
Noch etlichen zuwider iſt,
Welche doch noch zu gwinnen weren,
So thät den Namen ich verkehren
Und ſetzt das förderſt recht darhinder,
Auf daß mans finden könt deſt minder,
Macht Chriſtwider und Jeſuwider
Für Widerchriſt, den ſonſt kent jeder,
Dann wie vil wern von uns getrennt,
Het ich ſie Widerjeſu gnennt! u. ſ. w.

Schon als das Vierhorn kaum erſt zugeſchnitten iſt, kann ſich Lucifer nicht genug daran erfreuen:

S. 24 f. Es bleibt ein Cornucopiä
Der Schelmerei recht propriä,
Ein uberhauft und außgfüllt Horn,
Voll Trug, Liſt, Raach, Neid, Giſt und Zorn.
O Quadricorn, o Widerhorn,
Wann ich dich umkehr hinden, forn,

Allein ſo bloß da vorgeſchnitten,
So ſeh ich ſchon vor deine Sitten,
Gleich wie an ſeinem Sönlein zart
Ein Vatter erkent ſeine Art,
Ja ich weiß durch Nachrechnung lang,
Was in dem Orden noch vorgang.

Es folgen nun Prophezeiungen von ſeiner künftigen Macht, vor der ſelbſt die andern Pfaffen alle gewarnt werden (S. 28 f.).

Es werden ſodann alle Lucifern dienſtbare Geiſter bei ihrer Pflicht gemahnt, an dieſe letzte Arbeit ihr Äußerſtes zu wenden. Das Hütlein iſt aus pechſchwarzem Tuche, von Lucifers Leibfarbe, zugeſchnitten:

S. 31 f. Nun daß es nicht on Futer ſei,
Habt ihr ein ſewrrot Tuch hiebei,
Welchs man ob der hölliſchen Glut
Gefeurt hat, biß es ſah wie Blut;
Dann wo hölliſch Pech iſt von außen,
Soll billich drinn hölliſch Feur hauſen.
Hie iſt auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächſet und gepicht
Von Sodoma Gomorra Pech,
Dörft nicht ſorgen, daß er euch prech u. ſ. w.
Hie ſind auch Nadeln, gſtählet ſchon
Vom beſten Stahl von Babylon u. ſ. w.

Die böſen Geiſter gehen nun rüſtig an das Werk:

S. 33 O ſchönes Satanitenhäublen,
Wie manchen wirſtu uberdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir ſonſt nicht kämen ein!
Diß ſagten ſie und ſungens ſchier
Und ſtachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner artlich rund,
Setztens auf, daß es artlich ſtund,
Sie uberſtülpteus auch, zu ſehen,
Wie auf dieſelb Weis es wird ſtehen u. ſ. w.

Unter den vielen Dingen, die in die Hörner, eine wahre Pandorabüchſe, eingenäht werden, findet man:

S. 36 Die Schmeichelwort, vergiftet ſüß,
Falſch Herz, falſch Sinn, Argliſt, Betrug,
Scheinarmut, die vollauf hat gnug,
Die Jugend umbſonſt wöllen lehren
Und ſie doch theur genug verkehren u. ſ. w.
S. 37 Sophiſtiſch Greif, Ränk, Tück und Stück
Und Argument, voll Zweifelſtrick,
Bil Crocodilitates groß
Und Syllogismos cornutos u. ſ. w.

Lucifer ſelbſt erſchrickt, als das Meiſterſtück fertig iſt. Er weiht es ein und ſpricht ſeinen Segen darüber (S. 45).

Fiſchart iſt unter den bisher aufgeführten Reformationsſtreitern unſtreitig der poetiſch reichſte, witzigſte und der deutſchen Sprache mächtigſte. Sein Teufelsſpuk vom Jeſuitenhütlein hat wirklich etwas Infernales und ſelbſt der dieſem Schriftſteller beſonders beliebte Cynismus paßt hier gewiſſermaßen zum Coſtüm. Dagegen hat die Polemik ſeiner Vorgänger mehr lebendige Friſche, thatkräftigen Ernſt; bei Fiſchart erſcheint der Streit ſchon als ein verhärteter und wenig fruchtbarer. Hutten in weiterem, Hans Sachs in beſchränkterem Kreiſe konnten hoffen, den Überzeugungen, die mit der vollen Macht der Neuheit in ihnen ſelbſt wirkſam waren, fortſchreitend Bahn zu brechen; zu Fiſcharts Zeit ſtanden die Parteien ſich nach langwierigem Kampfe unverrückt gegenüber, man ereiferte ſich, man neckte und ärgerte einander gegenſeitig, ohne Hoffnung eines Sieges; nicht der Erfolg, nur die Polemik ſelbſt konnte hier Befriedigung geben und da hatte denn auch die Satire freien Spielraum; ein Zuſtand, der ſich auch in manchem polemiſchen Treiben unſrer Zeit, ſelbſt noch unter kümmerlichern Verhältniſſen, bemerklich macht.

Auf römiſcher Seite ſind vier der eifrigſten Polemiker, die zugleich das Feld der Dichtkunſt beſchritten oder wenigſtens angeſtreift haben: Emſer, Murner, Cochläus und Nas.

Hieronymus Emſer, geboren 1477 zu Ulm, aus einem adlichen Geſchlechte, machte ſeine erſten Studien zu Tübingen. Seine ſpätere Lebenszeit brachte er zu Leipzig und Dresden, hier als Secretär des Herzogs Georg zu. Im Jahr 1510 wurde er nach Rom geſchickt, um die ſchon erwähnte Heiligſprechung des Biſchofs Benno von Meiſſen zu

bewirken. Vom Jahr 1518 an ſchrieb er ſich Presbyter. Er ſtarb zu Dresden 1527.

Sein früheres Freundſchaftsverhältnis zu Luther endigte ſich mit der bekannten Diſputation zu Leipzig im Jahr 1519. Beide wechſelten fortan heftige Streitſchriften. Mit der Bulle Leos X und den Decretalien verbrannte Luther 1520 vor dem Thore zu Wittenberg auch Emſers Schriften. Mehrere der Streitſchriften waren, zu gegenſeitigem Gruße, überſchrieben: „An den Bock zu Leipzig" und „An den Stier zu Wittenberg." Den Anlaß zu erſterer Benennung hatte der Steinbock in Emſers Geſchlechtswappen gegeben, das er auf den Titel einiger ſeiner Bücher hatte ſetzen laſſen.

Für unſern Zweck iſt aus der Polemik Emſers anzuführen:

Epithalamia Martini Lutheri Wittenbergensis et Joannis Hessi Vratislaviensis, ad id genus nuptiarum. Ein Bogen in 4.

In dieſem ſatiriſchen Brautliede heißt es [1]:

His magistris licet nobis
Omne nephas, licet probis
Omnibus obstrepere. Cum jubilo.

Conculcare jura, leges,
Infamare licet reges
Papamque cum Cæsare. Cum jubilo u. ſ. w.

Cochläus, auf deſſen Zeugnis die Autorſchaft Emſers beruht, hat das Lied verdeutſcht, in dieſem Tone:

Bei dieſen Meiſtern iſt uns frei
Erlaubt Schalkheit und Büberei,
Unbilligkeit zu üben groß
Gegen den Frommen ohne Maß.
Mit Schalle u. ſ. w.

Bacchum und Venerem, ſein Weib,
Alſo die Frucht aus ihrem Leib
Zu Lampſacen wir ehren hoch
Mit ſampt Silen, dem alten Gauch.
Mit Schalle u. ſ. w.

[1] [Flögel III, S. 154. 155. H.]

In deutſchen Verſen abgefaßt iſt eine kleine Schrift Emſers mit der Aufſchrift:

Der Bock tritt frei auf dieſen Plan,
Hat wider Ehren nie gethan.

1525, ein Bogen in 4.

Flögel, Band III, S. 156, ſagt davon:

Dieſe poetiſche Schrift iſt voll Schmähungen gegen Luther, dem Emſer nach geendigtem Bauernkriege ſchuld giebt, er ſei der Hauptaufwiegler der Bauern geweſen und ziehe nun den Kopf aus der Schlinge. Bei dem allen geſteht er doch, daß eine Reformation nöthig geweſen:

Wir hon zu weit hinübergehauen,
Beide die Mann und auch die Frauen,
Geiſtlich und weltlich, arm und reich,
Edel, unedel, allzugleich,
Keiner ſein Stand gehalten recht,
Gott ſehr erzernet und verſchmecht,
Ein guten Schilling wohl verſchuldt.

Dieſe Schriften konnte ich nicht nach eigener Anſicht bezeichnen, ſondern nur nach Flögel a. a. O., der ſich ſelbſt bezieht auf:

Waldau, Nachricht von Emſers Leben und Schriften, Ansbach 1783. 8.

Auf der hieſigen Univerſitätsbibliothek findet ſich folgendes Reimgedicht Emſers, das bei Flögel nicht angemerkt iſt und das ich, obgleich es nicht zur Reformationspolemik gehört, hier anführe, um mit Emſers Weiſe etwas näher bekannt zu machen und nicht dieſes Gedichts wegen noch einmal beſonders auf ihn zurückkommen zu müſſen:

Ein deutſche ſatira und ſtraffe des ebruchs, und in was wurden und eren der eelich ſtand vorzeiten gehalten, mit erclerung vil ſchöner hiſtorien. Emſer, S. l. et a.[1]

In der proſaiſchen Zueignung an die Herzogin Barbara von Sachſen, eine geborne Prinzeſſin von Polen, nennt ſich der Verfaſſer „Magiſter Hieronymus Emſſer, ir furſtlichen gnaden undertaniger caplan und diener.“ Dieſe Zueignung iſt „Geben in ewer furſtlichen gnaden ſchlos zu Leiptzk.“ Das Gedicht ſelbſt ſtellt eine Reihe von Beiſpielen ehlicher Liebe und Treue aus der Mythologie und der alten bibliſchen und Profangeſchichte auf und ſchließt daran die Rüge der in ſeiner Zeit

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 207. H.]

bei Vielen eingeriſſenen Misachtung und Entweihung der Ehe. Das Ganze iſt ohne poetiſchen Gehalt und zu den beſſern Stellen gehört etwa folgende:

A 4 b Niemands ein man frolicher macht,
Niemands luſtiger und ſo kunn,
Niemands junger, ſo frei und grien,
Als ein erliche fromme fraw,
Die weiß und kan wie, wan und wo
Und gibt irm manne freude und mut
Und macht in luſtig, was er thut,
Daß im der arbeit nicht vordrußt
Und im dreimall ſo woll erſchußt,
Als wer er einich und allein.
Ich ſag bei meiner treu und main,
Daß Plinius, Hortenſius,[1]
Tullius und Apuleius,
Des glichen noch vil ander mer,
Irr keiner ſo clug und weis wer,
Noch ſo vil ob den buchern bliben,
Wan ſie darzu nicht hetten triben
Ire wiber und bei in geſeßen,
Jetz mit in leſen, darnach ſchwetzen,
Ein licht anzinden, fru uff ſtan,
Lang wachen und ſpat nider gan.
Furwar die muß vill unru han,
Die ein gelerten nempt zur ee,
Ein ander gleubt es nimmer mei u. ſ. w.

Daran knüpft ſich unmittelbar das Lob der indiſchen Frauen, die ſich mit ihren Männern verbrennen oder begraben laſſen.

Weniger mönchiſch, als das obige Epithalamium, lautet es, wenn Emſer den Eheleuten zuruft:

B 5 Denkt das, daß euer ſacrament
Das elteſt iſt und ſolicher weis
Von erſt uff gſetzt im paradeis

[1] Randgloſſe: „Martia Hortenſii, Calpurnia Plinii, Prudentilla Apulei und Terentia Tullii hausfrauen. Die haben all vier iren mannern nacht das liecht gehalten und bei in geſeßn, ſo ſie ſtudierten. Beroaldus.“

Und jungſt von Chriſto confirmiert,
Daß ir (wo euch ſuſt nichts abſiert)
Glich ſo wol ſelich mogen werden,
Als ſuſt in allen andern örden u. ſ. w.

Thomas Murner, geboren 1475 bei Straßburg, geſtorben um 1536, Franziscanermönch, Doctor der Theologie und der Rechte, einer der heftigſten Gegner der Reformation, iſt unter Allen, die wir von dieſer Seite hier aufzählen, in der Dichtkunſt bei weitem der bedeutendſte. Aber gerade die poetiſchen Werke, die ihn auszeichnen, ſind größere und allgemeinere Satiren, ohne beſondere Beziehung auf den Reformationsſtreit, ja er verſchont in ihnen ſelbſt nicht die Verderbniſſe des geiſtlichen Standes. Seine Charakteriſtik gehört daher in den nachfolgenden Abſchnitt von den Lehr- und Strafgedichten. Unter ſeinen vielen Streitſchriften gegen Luther und deſſen Beſtrebungen iſt nur Weniges in poetiſcher Form abgefaßt, was ich hier wieder nur nach Flögel (III, 186 ff.) verzeichnen kann [1]:

Von dem großen Lutheriſchen Narren, wie in Doctor Murner beſchworen hat.[2] S. l. et a. 1 Alphabet und 6 Bogen. 4. (Flögel III, 207 ff.)

Darunter ſieht man in einem Holzſchnitt einen Mönch mit einem Katzenkopfe, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zuſammenzieht, aus dem verſchiedene kleine Narren herausfahren. [Bezüglich auf Murners Narrenbeſchwörung, welche ſeine Widerſacher gegen ihn gewendet haben müſſen.] Auf der andern Seite des Titelblatts ſteht[3]:

Murner.

Sicut fecerunt mihi, sic feci eis inde.
Ich hab ſie des genießen lon,
Wie ſie mir haben vorgethon.
Werden ſie mein nit vergeßen,
So wil ich inen beßer meßen.
Wa ſie ſich mit eim wort me eigen,[4]
Wil ich in baß den kolben zeigen,
Entgegnen in fürt ſolcher maßen,
Daß ſie den narren ruowen laßen.

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 200—203. H.]

[2] [Man vergleiche jetzt: Thomas Murners Gedicht vom großen Lutheriſchen Narren, herausgegeben von Dr Heinrich Kurz, Zürich 1848. 8. H.]

[3] [Kurz S. 1. H.]

[4] äugen, eräugen, zeigen. Vergl. Schmeller I, 37.

Es werden in ſehr derben Verſen hauptſächlich Diejenigen lächerlich gemacht, welche Luthern wider Murners Angriffe in ihren meiſt ohne Namen herausgegebenen Schriften vertheidigten. In der Vorrede ſagt er unter Andrem [1]:

Unzehliche büchlinſchreiber mit verborgnem namen haben mir ſo vil ſchand und laſter in aller tütſchen nation zuogelegt, mich für des bapſts geiger uſßgeben u. ſ. w.

Und am Ende ſetzt er hinzu [2]:

Niemans zuo letzung, ſunder allein den Lutheriſchen nerriſchen affenbüchlin zuo erkantnis, daß ſie in diſem buoch lernen ſich ſpieglen, wie ſie zuo narrenwerk ſo ungelert und ungeſchickt ſein u. ſ. w.

Es kommt darin eine verliebte Ode an Luthers Tochter vor [3]:

So wil ich das Sparnößli ſingen.
Sapphicum.
Adlich iſt ſi,
Von ſinnen fri,
Sparnößli,
Und tugendrich,
Berd hoffelich,
Sparnößli u. ſ. w.

Andre Verſe ſind ſehr unfein. Das Ganze iſt ein Gegenſtück zu dem Emſeriſchen Hochzeitgedichte.

Ain neu lied von dem undergang des chriſtlichen glaubens, in bruder Veiten ton. 4. o. Z. u. O.

Flögel (III, 210) theilt hieraus keine Probe mit und bemerkt bloß, daß Murner dieſe Satire folgender Schrift entgegengeſetzt habe:

Bruders Michael Stiſel von der chriſtförmigen, rechtgegründeten lehre D. Martin Luthers, ein ſchön lid, ſampt ſeiner neben uſßlegung in bruder Veiten ton. 4. acht Bogen, o. Z. u. O.

Michael Stiefel [4], der zu Eßlingen 1487 geboren iſt, ſchrieb das Lied, wogegen das Murneriſche gerichtet, während ſeines Aufenthalts im Auguſtinerkloſter zu Eßlingen, im Jahr 1522 oder 1523. Es ſteht mit Auslaſſung von 13 bloß dogmatiſchen Strophen abgedruckt

[1] [Kurz S. 2. H.]
[2] [Kurz S. 4. H.]
[3] [Kurz S. 132. 133. H.]
[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 205. 206. H.]

in Rambachs Anthologie chriſtlicher Geſänge II, 180 ff. Stellen, wie folgende, zu Luthers Ruhme, konnten leicht D. Murners Zorn erregen:

Er laßt ſich nit erſchrecken
Die ſchühen Fledermäuſ',
Sein Lehr thut er vollſtrecken
Zu Gottes Lob und Preis.
Die Wahrheit thut ihn ſtärken,
Sie macht viel Menſchen weiſ'.
Der Baur die Sach will merken;
Das müht Cöln und Pareis.

Und nachher:

Die Sach viel Doctor wundert,
Die dieſer Kunſt ſeind leer;
Einr wüßts nit unter hundert,
Wenn Luther noch nit wär.

Endlich gab Murner, während ſeines Aufenthalts zu Luzern, um 1528, ein Calendarium heraus, in quo, wie ein ſpäterer Schriftſteller ſagt, Lutheranorum mores secundum circulum zodiaci graphice describuntur. Dieſe Satire, welche ſich auf die beigegebenen Holzſchnitte nach den Thierkreisbildern bezogen haben muß, iſt neuerlich nicht wieder aufgefunden worden (Flögel III, 211. Koch, Compendium I, 111).

Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck, [1] iſt geboren um 1479 zu Wendelſtein bei Nürnberg, von welchem ſeinem Geburtsort er den Namen Cochläus annahm, geſtorben zu Breslau 1552. Unter andern geiſtlichen Ämtern, die er bekleidete, war er vom Herzog Georg zu Sachſen nach Emſers Tod 1527 an deſſen Stelle bei der Domkirche zu Meiſſen berufen worden. Ein gelehrter Mann, aber wegen ſeiner ſcholaſtiſchen Sophiſtik berüchtigt. Luthern war er beſtändig auf den Ferſen; kaum gab jener ein Buch heraus, ſo war Cochläus ſchon mit einer Widerlegung fertig. Luther beachtete ihn ſelten und äußert einmal: „Ich pflege des Rotzlöffels (cochlear) Bücher keines zu leſen.“ Wie Cochläus ihn nannte, ergiebt der Titel folgender, etwa hieher zu rechnender Schrift [2]:

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 209. H.]

[2] Er treibt anderswo ſeinen Spaß mit den Worten Luther und Luder. Flögel III, 258.

Adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem Ioannes Cochlæus de sacramentorum gratia iterum, Coloniæ 1523. 4.

Cochläus hatte ein Buch de gratia sacramentorum herausgegeben, welches Luther widerlegte und einige Gedichte voranſetzte, wovon eines anfieng:

Arma virumque cano, Mogoni qui nuper ab oris
Leucotheam, fato stolidus, Saxonaque venit
Littora, multum ille et furiis vexatus et œstro,
Vi scelerum, memorem rasorum cladis ob iram.

Nun war 1523 zu Waltersdorf bei Freiberg ein Kalb mit einer Mönchskapuze geboren worden, worüber auch Luther ſein Gutachten gab. Cochläus wandte es gleich auf Luthern und ſchrieb, dieſes Mönchskalb bedeute Niemand anders, als den Apoſtaten, der ſeine Mönchskutte abgeworfen habe. Den Anfang ſeines Buches machte er mit einer Parodie auf obige Verſe:

Monstra bovemque cano, Boreæ qui primus ab oris
Teutonicas terras profugus conspurcat et omnem
Sub specie monachi violat pacemque fidemque,
Vi Satanæ, sævis furiis agitatus et œstro
Diræ Tisiphones, ultrici anathemate pœnas
Exposcente, furit, mugitu vastus inani
Semiviri lacero sub semibovisque cucullo.

Dem Cochläus wird auch ein Geſprächſpiel in deutſchen Reimen zugeſchrieben:

Bockſpiel Martini Luthers, darinnen faſt alle ſtende der menſchen begriffen, und wie ſich ein jeder beklaget der jetzt leufigen ſchweren zeit. Ganz kurzweilig und luſtig zu leſen.

Hierauf ein Holzſchnitt, zwei Böcke vorſtellend, unter welchen ſteht:

Du ſtolzer wider, laß dein pracht!
Verleurſt die ſchanz, ſo wirſt veracht.
Der ſteinbock[1] iſt dir ſtark genug,
Dein hochmut wird er ſtilln mit fug.

Gehalten zu Rämbach uff dem ſchloß. Am 25 tag juni des 1531 jars. [Gedruckt Mainz 1531.]

Der Name Bockſpiel wird für die Benennung eines Kartenſpiels gehalten, weil immer vom Kartengeben, Auswerfen und Stich geredet

[1] Emſer, der darin vorkommt.

wird. In der Vorrede wird angezeigt, daß durch das Bockſpiel eigentlich die Reformation Lutheri zu verſtehen ſei. Der redenden Perſonen, deren jede nur einmal auftritt, ihren Spruch herſagt und dann abgeht, ſind nach einander 17. Die Hauptperſon iſt Luther, der zuerſt ſpricht:

Das ſpil hab ich gefangen an,
Darumb will ich den auswurf han
Und will auch ſelbſt die karten geben
Nach meinem ſinn und gfallen eben.
Eim jeden, der es mit mir helt
Und ſich auch mir nit widerſtelt,
Es ſei mit worten oder ſchrift,
In kainem ding mir widerſpricht,
Dem helf ich nach vermögen aus,
Ich lon in allen nach der paus,[1]
Dem ainen an ains fürſten hof,
Dem andern ich ein pfarre glob u. ſ. w.

Darauf folgen Cochläus, Eck, Faber, ein verlaufener Mönch, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsſtädte u. ſ. f., zuletzt Thomas Murner, der ſich beklagt, daß, ob er gleich ſchon längſt die Narren beſchworen, doch alle Mühe an ihnen verloren ſei. Er habe müſſen einen Katzenkopf haben und ſei nirgends ſicher geweſen. Flögel, nach dem auch dieſe Notizen gegeben ſind (III, 247 ff. 253. 256), wirft hiebei die Frage auf, ob nicht Murner dieſe Schrift gemacht haben könne. In Ermanglung der ſeltenen Schrift ſelbſt vermag ich hierüber keine Anſicht zu begründen.

Johann Nas,[2] ein Franciscanermönch aus Franken, lebte zwiſchen 1562 und 1588 zu Ingolſtadt. Ein großer Feind der Lutheraner ſuchte er ſich durch polemiſche Schriften einen Namen zu machen. Sie können jedoch, ſo viel mir davon bekannt, kaum noch zur Geſchichte der Dichtkunſt beigezogen werden, indem ſich zwar einige Neigung zur Satire in allerhand poſſenhaften Wendungen und Ausdrücken zeigt, aber keine wirklich humoriſtiſche Anlage und Geſtaltung. Eine dieſer Schriften

[1] Nach der Paus, in Fülle; von pauſen, aufſchwellen, ſich ausdehnen. Schmeller I, 297.

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 385. 386. J. B. Schöpf, Johannes Naſus, Franciscaner und Weihbiſchof von Brixen. Innsbruck 1860. H.]

(auf hieſiger Univerſitätsbibliothek) giebt ſchon durch ihren Titel einen Vorſchmack dieſer Manier:

Examen chartaceæ Lutheranorum concordiæ, das iſt die Außmuſterung und Widerlegung des nagelnewgeſchmidten [Anſpielung auf den Theologen Schmidlin] Concordibuchs, der nachbenandten Lutheriſchen Predigkanten Karten-Schwarms, mit ſolchem Titul: Concordia, hoc est Contra Omnes Nationes Cudit Odiosam Reconciliationem Doctor Iacob Andre, hat allen Nationen zu trutz etlich tauſent Lutheriſche Zankeiſen, füchſiſch bei den Schwänzen, mit Papier zuſamm geſchweißt. F. Joann. Naß. Ingolſtatt 1581. 4.

Die Concordia der Lutheraner wird dann in der Capiteleintheilung dieſer Gegenſchrift als ein Kartenſpiel behandelt („der Karten-Cordi erſten, zweiten u. ſ. w. Blatts Außwurf und Niderlag" u. ſ. w.) und beſonders ſind die beigegebenen Randgloſſen für ſolche Witze beſtimmt. Flögel (III, 304) erwähnt eines dieſem Buche angehängten Geſprächs in deutſchen Verſen, welches ich in dem hieſigen Exemplar nicht finde. Dagegen ſind letzterem zwei andre Ingolſtadter Streitſchriften beigebunden, deren eine ein deutſches Gedicht auf Luthers Namensbuchſtaben, autore Ioanne Engerdo, enthält, in dieſem Geſchmack:

Was zeigt der erſte Buchſtab an?
L, Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, lauter Lehren los,
Das ſei der erſte Titul groß u. ſ. w.

Seine Berühmtheit hat übrigens Bruder Nas nicht ſowohl ſeinen eigenen Schriften, als denen des witzreichen Fiſchart zu verdanken, der unermüdlich iſt, ihn durchzuziehen. Seinem Meiſter Naſen zu Gefallen hat Fiſchart, wie er auf dem Titel ſagt, das Jeſuitenhütlein zugerichtet, wofür ihn Nas in der Vorrede der angeführten Ausmuſterung (S. 10) einen Superintendenten der Teufelszunft nennt. Auch das Reimbüchlein vom Leben der Heiligen Dominicus und Franciscus iſt dem Bruder Naſen ziemlich unehrerbietig dediciert (Flögel III, 362) und ebenſo der Barfüßer Secten- und Kuttenſtreit ihm zu Liebe geſtellt (ebendaſelbſt 366).

Im Ganzen iſt nicht zu miskennen, daß die poetiſche Polemik der römiſchen Partei der des Gegentheils weit nicht die Wage hielt. Murner, der Fähigſte, hat ſeine volle Kraft nicht hieher gewendet und die Gebrechen ſeiner eigenen Kirche gezüchtigt. Die Herrſchſucht und Geldgier

Roms und die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen zu ſtrafen, war, wie wir aus früheren Abſchnitten wiſſen, ſchon ſeit dem 13ten Jahrhundert in deutſchen Gedichten gebräuchlich. Von dieſen ſchadhaften Flecken nahm auch die Reformation ihren Anlaß, die ja aus dem Schooße der alten Kirche ſelbſt hervorbrach, und im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung war man nicht ſo gar weit auseinander. Darum kann auch Manches in den ſatiriſchen Ausfällen von proteſtantiſcher Seite nicht für ausſchließlich proteſtantiſch angeſehen werden und hatte ſomit auch keine beſonders kräftige Gegenrede zu befahren. Überhaupt aber war in dieſer Polemik, wie in jeder andern, die größere Kraftentwicklung auf Seiten der neuanſtrebenden Partei.

Neben den Erzeugniſſen der bisher namhaft gemachten Theilnehmer des Streites war aber auch noch eine große Menge ſatiriſcher Geſprächbüchlein, polemiſcher Reimſprüche und Lieder verbreitet. Auch von ſolchen, ſoweit ich ſie mir zur Einſicht verſchaffen konnte, hebe ich einige der beachtenswerthern aus.

A. Geſpräche in Proſa.

1. Karſthans mit vier Perſonen, ſo under inen ſelbs ain geſprech und red halten.[1] S. l. et a. 4. 14 Blätter. (Stuttgarter öffentliche Bibliothek. Vergl. Flögel III, S. 184—186.)

Die ſprechenden Perſonen ſind der Bauer Karſthans, ſein Sohn, der zu Köln und Löwen Theologie ſtudiert hat, Mercurius, ein Notar, der immer mit lateiniſchen Brocken dareinwirft, Doctor Murner (der auf dem Holzſchnitt des Titelblatts als Mönch mit dem Katzenkopf abgebildet iſt)[2] und ſpäter hinzutretend Doctor Luther.

[1] [Ausgabe von E. Böcking in: Ulrichs von Hutten Schriften IV, Leipzig 1860. 8. S. 615—647. H.]

[2] Eine auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche Schrift, Proſa und Verſe (Ain kurzi anred zuo allen misgünſtigen Doctor Luthers und der chriſtenlichen freiheit, 4 Blätter 4°, am Schluß: J A hat es gemacht, da er frölich was. M. D. XXJ.), geht auch davon aus, wie Luthers Feinde in Thiere verwandelt worden: Murner in einen Drachen, „Kreterwedel“ in „ain Saw“, Emſer in einen Bock, „Doctor Dam“ in einen Eſelskopf, Aleander in einen Löwen „und Eckius mit dem queſtenwedel.“ Der Holzſchnitt zeigt die geiſtlichen Herrn mit Thierköpfen, Murner mit dem Katzenkopf.

Im Gegenſatz zu dieſem ältern Karſthans (einer Controverſe gegen Murners Lehre vom Pabſtthum u. ſ. w.) iſt der bei Huttens Polemik angeführte „Neu Karſthans“ ſo bezeichnet. Dieſer iſt, wie dort bemerkt worden, 1521 verfaßt, der ältere, von dem hier die Rede, ein Jahr früher, wie eine Stelle desſelben („in diſem zwainzigiſten jar“) ergiebt. [Nach Böcking IV, S. 616 erſchien er erſt 1521. H.] Er iſt weniger elegant und mehr derbkörnig in Laune und Ernſt, als der „Neu Karſthans.“ Doch möchten die Erwähnungen Hochſtratens und Reuchlins, Ulrichs von Wirtemberg, der Verbrennung Lutheriſcher Schriften zu Mainz, auch Lucians, gleichfalls auf Hutten hinweiſen. [1]

[1] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 616. H.] Ein andres proſaiſches Geſprächbüchlein: „Ain ſchöner dialogus und ſtraffred von dem ſchulthaiß von Gaißdorf mit ſeinem ſchuoler wider den pfarrer daſelbſt und ſeinen helfer in beiweſen der vierer und etlich nachbauren des dorfs, antreffend allen mangel und geiz gaiſtlich und weltlichs ſtands“ u. ſ. w. 16 Blätter 4°, s. l. et a. (eine Vignette, Petrus mit dem Schwert, dieſelbe wie in „Ain ſtraffred“ u. ſ. w. Bauer und Reiter, ſ. unten), Stuttgarter Bibliothek (Blatt 12 oben: „hie bei uns am Reinſtram“ u. ſ. w.), erwähnt auch des Karſthans Blatt 14: „dar zuo hat der Karſthans den Murnar auch ſpötlich gnuog außgericht und hat im auch recht gethon, da diſer rölling ſich auch underſtanden hat, den Luther zuo ſtraffen, on kunſt und vernunſt; dann ich glaub, er wer beſſer zuo aim bengelprediger, dann die hailig gſchrift zuo widerfechten, dann er hat es vor wol bewert, beſunder da er für ſich nam und auß ſeiner hohen ſcharpfen ſinnigen ſpeculatz, der wellt zuo ſchöner andacht und underweiſung, herfür gebracht hat die hoch ergrünten leer, mit namen die narrenbeſchwerung, die ſchelmenzunft, der Greth millerin jartag, auch den Ulenſpiegel und andre ſchöne büchle mer, darinn er freilich wenig auß der bibli aligiert, ſo hat er auch nit vil weder kriechiſch noch kaldeiiſcher ſprach darzuo gebraucht. Ich rechen wol, er hab ſölche hoche ſpitzige kunſt zuo Freiburg im faulen belz erſchnapt, iedoch ſingt er nach feins ſchnabels art. So dann der bapſt ſein kirch und hailigkait züo beſchirmen an die tapfern berümpt leüt henkt, ſo wil ich dem frummen Luther auch zuofallen und wil auf diſe blodrer all nichts mer halten“ u. ſ. w. (Worte des Pfarrers, der zu der Meinung des Lutheriſch geſinnten Schultheißen übertritt. Kurz zuvor ſagt er, Blatt 13 b: „Darzuo hat mich doctor Murnar zuo Straßburg gebracht, der hat ſich oft vil berümpt und geſchriben wider den hochgelerten Doctor Luther“ u. ſ. w.) Ebendaſelbſt Blatt 5 a: (Schultheiß) „— ſo fragend den Paſcuillum von Rom, wie es da ſelbſt zuogang, und herr Ulrich von Hutten! den ſelbigen glaub ich wol, auch waißt der Simon Heß wol darvon zuo ſagen, wann er es dörft thuon und er nit des bapſt diener wär. So hab ich ſöllichs ietz zuo Worms ſelbs geſehen, ſo waiß ich wol,

Anfang:

Murner. Murmaw, murmaw, murner, murmaw.

Karſthans. Loſen, loſen!

Studens. Vatter, was iſts?

K. Singt man, oder ſchreit man?

St. Höreſt nit, daß es katzen ſind?

K. Es ſchreit eben als ain menſch.

M. Murmaw, murmaw, murmaw, pſhi, pſhi, auwe, auwe.

St. Es ſind katzen.

K. Es iſt ain ſeltſam geſang, iez iſt es fridſam, iez ſchreit es auwe, iez pſucht [1] es wie ain ſchlang.

St. Es iſt der katzen geſang alſo.

K. Iſt das thier als das geſang, ſo iſts on zweifel ain trügentlich thier, es ſi recht ain katz oder ain rölling.

St. Ain katz (als die natürlichen meiſter ſagen) hat ainen glatten balg, lind tapen, mangerlai farb, geneigt, ſich an die lüt zuo ſtrichen und gern umb den hals den herren und frouwen kriechen, ligt gern den frouwen uff den ſchoſſen.

K. So ſagen die puren im dorf ander eigenſchaft ouch von katzen, nemlich hat ain katz lang ſcharf negel under den linden tapen verborgen; do ſi kratzt, ſo lot ſi gern har, wo ſi iſt; wan ſölichs katzenhar aim menſchen in kumpt, macht es ſpeien und kotzen; hat auch augen, den wölfen gleich, doch der ſchalkhaftikait, daß die im tag verborgen ſind, aber in der nacht ſicht mans. Ouch leckt ſi mit der zungen, und mit den hindern füßen ſo kratzen ſi. Ouch ſagt man, ain katz ſig der nün böſen würm einer; wan im ſin her etwas leids thuot, ſo gaug ſi hin und leck ein krot, auch zerbiß ſi, und alſo mit vergiften maul und zungen, in angenomener alten fruntſchaft des ſtrichen und lecken, kert ſi fliß an den herren zuo vergiften und verderben;

wie es zuo Straßburg und Speyr auf baiden ſtiften zuogat" u. ſ. w. Blatt 5 b. 6 a (Schultheiß zum Pfarrer): „So kumpt ir mit dem zehenden, da wölt ir uns gar mit ſchinden, es ſei von korn allerlai traid, kelber, immen, ſchaff, oder lemmer, ops und alles; nichts kan vor eüch aufkummen. Warumb foderent ir nit auch von new geborne linder? So möchten wir zuo kummen, ſo hülft ir uns auch die ſelbigen erziechen, dan was die ſelbigen ſöllend eſſen, müeß wir euch geben" u. ſ. w. Blatt 11 a: „Trät kainer den andern! ſprach ain han, da er under die roß kam." Blatt 15 a (Schultheiß): „Iſt mir der frumm Doctor Martin Luther zuo gedanken kommen, von dem man dann ietzunder ſo vil ſingt und ſagt" u. ſ. w. [Vgl. Gödeke, Grundriß S. 204. H.]

[1] Vgl. Schmeller I, 307.

wo ſi im nit zuo komen mag, wendet ſi ſich dem kinde in der wagen zuo ſchaden und verderben. Beſchloſen katzen ſin nit guot müſerin.

Mercurius. Periculosus catus.

St. Vatter, ſölich eigenſchaften mögen die katzen ouch han.

K. Gang! wirf mit ſteinen zuo inen! daß ſi der henker müß würgen! waz ungemach enſtod von diſen falſchen wurmen!

St. Ich gang.

M. Mur maw, mur, pfhi.

St. O vatter, was grülichen thier! es iſt nit recht ein katz, ſicht doch einer glich und wirt ie größer und größer, iſt grauſarb, hat einen ſeltſamen kopf, dan ſo ſchmuckt es ſich, dan thuot es ſich uff; kom! ich von wunder!

K. Wo iſt min pflegel?

Merc. Mysterium est.

K. Iſts ein minſter?

Merc. Metaphicosis est.

K. Iſts meer?

Merc. Stulte, metaplasmus.

K. Was ſagt diſer?

St. Er ſagt, es ſig ein verendrung des libs geſchehen.

K. Wie mag das ſin?

Merc. Jovis sententia. Sic Leus[1] ex monacho porcus, hinc canis rodens sincera quevis.

K. Sun, was redet diſer?

St. Er ſagt, es ſi mer geſchehen.

K. Was ungehüren ſeltſamen thier! hieher bald den pflegel! u. ſ. w.

Nachdem ſie in der Folge eine Weile über das geiſtlich-weltliche Mönchthum hin- und hergeredet, hört man an der Thüre klopfen; es iſt Doctor Luther. Murner verlangt, hinten ausgelaſſen zu werden. Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht auch zu Leipzig, wie Eck, mit Luthern perſönlich diſputiert habe. Als darauf Murner ſich ſeines neueſten ſchriftlichen Streits gegen Luther rühmt, ſagt Karſthans:

Wie ſind ir ein ſeltſam geiſtlich man! thuon nit dan fluochen, ſchelten, toben und den lüten böſes wünſchen.

Luthers, der nur wenig ſpricht, Verlangen iſt hauptſächlich, daß ſeine Bücher ebenſo wohl geleſen werden, als die ſeiner Feinde, dann

[1] Etwa Ed. Lee? Vergl. Hutten, Opp. III, 660 fg. [Vergl. Böcking IV, S. 623 Anm. H.]

möge man zwiſchen ihnen urtheilen. Nachdem Murner abgegangen, unter den Zurückbleibenden weiteres Geſpräch über ſein Buch vom Pabſtthum. (Auch ſeines „büechlein zuom Karolo und tütſchem adel“ wird erwähnt, ſowie deſſen von der Meſſe.) Karſthans iſt ganz auf Luthers Seite, Studens nimmt ſich Murners an, der ihm als Gelehrter imponiert, Mercurius bleibt bei ſeiner ſkoptiſchen Weiſe, doch mehr für Karſthans.

2. Ein ſchöner Dialogus.[1]

Cuonz und der Fritz
Die brauchent wenig witz;
Es gilt umb ſie ein cleins,
So ſeinds der ſach ſchon eins,
Sie redent gar on trauren
Und ſind guot Lutriſch pauren.

(Stuttgarter Bibliothek, mit Bleiſtift: 1522. Sechs Blätter, bedruckt $4^1/_2$ in 4^0, o. O. u. J.)

Fritz ereifert ſich über den Tübinger Profeſſor Lemp, hierauf noch über die Eckiſch Geſinnten in Tübingen; die Namen von zwei Widerſachern Luthers, deren einer dem Lemp „nit vaſt ungleich“, ſagt er jedoch Cunzen nur ins Ohr, aus Furcht vor dem Banne.

Die Rede kommt hierauf auf Johannem Ecolam Padi (Öcolampadius), von deſſen Leben und Schriften (welche die beiden Sprecher geleſen haben) viel Rühmliches geſagt wird. Dagegen folgen weitere Angriffe auf Doctor Eck („der trunken Hans meier von Eck“[2] u. ſ. w.). Sodann wird auch der hohen Häupter gedacht, von denen großer Hagel vorhanden über den Luther und all ſeine Anhänger. Doch ſpricht Cunz einiges zum Troſte (Bl. 5 a).

Ich habe dieſes Geſpräch hauptſächlich wegen ſeines örtlichen Intereſſes angeführt. Bemerkenswerth ſind aber auch für die Geſchichte der Dichtkunſt die darin vorkommenden Beziehungen auf einheimiſche Sagenlieder (Tanhäuſer, die Rieſen Sigenot und Aſprian).

[1] [Das Stück iſt aufgenommen in: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von O. Schade II, Hannover 1863. 8. S. 119 bis 127. H.]

[2] Bei Kreſpach?

B. Reimſprüche.

1. Zwei dergleichen vom Almoſen, d. h. von dem Misbrauch, der von ungeiſtlich geſinnter Geiſtlichkeit mit den zu frommen Zwecken geopferten und geſtifteten Gaben getrieben wird. [1]

a. Was nutz von almuoſen kumpt, die man pfaffen und münichen und andern loſen mittailet.

Die almuoſen haiß ich.
Wer mich kauft, der leſe mich!

(4 Blätter, 4^0, $2^1/_2$ bedruckt, s. l. et. a. Stuttgarter Bibliothek.)

b. (Titel.) Hie mügt ir Chriſten wol verſton,
Wie man mit uns iez umb iſt gon.
Underm ſchein des almuoſen zwar
Hat man uns betrogen lange jar,
Auch darbei angezaigt ganz frei,
Was doch das recht almuoſen ſei,
Mügt ir verſton in dem gedicht.
Kaufs und lis! findſt ſchöne bericht.

(4 bedruckte Blätter in 4^0, s. l. et a. Stuttgarter Bibliothek.)

Der Inhalt des vorigen etwas kürzeren und roheren Spruches iſt hier mehr ausgeführt, doch mit Beibehaltung mehrerer Stellen. Beſonders wird auch von Stiftungen gehandelt, durch welche man ſich höherer Pflicht und Verantwortung zu entziehen wähne:

Menger vermaint zuo diſer friſt,
Er ſei nun ganz ain guoter Chriſt,
Wann er ain capellaltar lat pauwen,
Lat im auch gar nit grauwen,
Ob er ſchon als ſein guot gar trat
Mit unrecht wuocher gwunnen hat u. ſ. w.

2. Ich bin der ſtrigel im teütſchen land,
Zuo troſt und guot dem roßkamp geſandt.
Wer wöll innen werden der gaiſtlichen ordnung und lauf,
Der luog, daß er diß büechlin behend kauf,
Kan er mich woll brauchen und thuot ſich fleißen.
Mit mein ſcharpfen zennen vill ir haut zerreißen.

(6 bedruckte Blätter, 4^0. Hinten: Im Jar MDXXI. Stuttgarter Bibliothek.)

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 145. H.]

Gleichfalls gegen das unprieſterliche Treiben der Geiſtlichkeit und über die Nothwendigkeit einer Reformation. Auch hier wird, wie bei Hutten, Karl V aufgerufen:

Kaiſer Karle, allerchriſtenlichſter fürſt,
Beſchirm den Luther zuo aller friſt!
Verleich im auch zil und fürderlich tag,
Daß er das götlich wort wol proteſtieren mag u. ſ. w.

Hutten ſelbſt und Sickingen werden in dieſen unbeholfenen Verſen gerühmt, beſonders am Schluſſe:

Got, verleich dein gnad und götlich kraft
Franciscus Sickinger mit ſeiner geſellſchaft,
Die umb deiner gerechtigkait und liebe willen
All boshait und misbrauch der pfaffen wellen ſtillen,
Wellen darzuo ritterlich bei ainander beſton,
Das götlich wort des hailigen evangeli nit laſſen undergon u. ſ. w.

Auch dieß iſt ein Neujahrsgedicht, es heißt Bl. 5 b unten:

Diß gedicht ſchenk ich zuo aim newen jar
Allen guoten frummen Lutheriſchen zwar,
Daß ſi in [Luther] treülich ſchirmen und im bei beſton.

3. Von demſelben Verfaſſer iſt vermuthlich:

Ain ſtraffred und ain underricht,
Wie es des bapſts junger auf geiz hond zuogericht;
Darwider iſt auferſtanden ain baur und ain reiter.
Leſt fürbaß! ſo wert ir hören weiter.

(8 bedruckte Blätter, 4°, s. l. et a. Vignette: Reiter und Bauer. Stuttgarter Bibliothek.) [1]

Hier treten Judas, Kain, Kaiphas, Bileam, Cham, Eli, Eckius, Eſaw und Andre nach einander ſprechend auf; der Reiter iſt allegoriſch genommen, als der gute Rath, den der Verfaſſer des Gedichts dem König Karl zuführt. Der Bauer iſt etwas ſonderbar mit Bileam („Balaam") in Verbindung geſetzt. Dieſer meint, wie ſein Eſel wunderbarer Weiſe geſprochen, werde die Ungebühr der Geiſtlichen noch Andre zum Sprechen bringen:

Dann werden ſi es hinfüran treiben,
Der eſel, der baur, wirts nit leiden.

[1] [Herausgegeben von Schade a. a. O. II, S. 175—189. H.]

Daß auch hier Karl V angeſprochen und der Mutter Gottes beſonders gedacht wird, läßt, neben der Ungeſchlachtheit des Verſes, auf den gleichen Verfaſſer bei dieſem und dem vorigen Stücke ſchließen; wie dort wird am Schluſſe einiger Rückhalt geäußert:

Darf mich auch nit offenbaren
Vor forcht der großen juden [1] ſcharen.
Zuo Weißenburg iſt diſer ſündig man,
Im ligt gotes ſchand und laſter an.
Da vindt man diſen bauren,
Jn thuot das ellend aller ſtend betawren
Durch gott und die muoter ſein
Und zuo nutz der chriſtenhait gemain. Amen.

4. Der curtiſan und pfrundenfreſſer u. ſ. w. [2]

(4 Blätter, 4°, 3½ bedruckt; Vignette: Der Curtiſan, der die abgebrochene Spitze eines Kirchthurms ißt, die ihm ein fliegender Teufel hinhält, ein andrer ſolcher Unhold bringt Ablaßbullen.)

Unter den Pfründenfreſſern ſind Solche gemeint, die ſich zu Rom gute Pfründen, oft mehrere zugleich erkaufen und, während ſie in Unwiſſenheit, Müßiggang und Sittenloſigkeit hinleben, das Amt durch arme Prieſter verſehen laſſen, welche dafür wieder die armen Leute ausſaugen. Am Schluſſe werden die Fürſten ernſtlich ermahnt:

O ir fürſten und herren, londs euch zuo herzen gon!
Dann unrecht zuo ſtrafen hant ir geſchworn u. ſ. w.

5. Diß iſt ein jemerliche clag uber die todtenfreſſer. [3]

(4 Blätter, 4°, s. l. et a., am Schluſſe die Buchſtaben P G. Stuttgarter Bibliothek.)

Den Gedanken dieſes Reimſpruchs, wie die Geiſtlichen auf Koſten der Lebenden und ohne ſich viel um die Todten zu kümmern, von den Stiftungen für Jahrzeiten und Seelenmeſſen zehren, drückt der Holzſchnitt auf dem Titelblatte ſchärfer aus, als die Verſe. Pabſt, Biſchof, Weltprieſter, Nonne, Pfaffenmagd ſitzen um einen Tiſch, worauf

[1] D. h. der Geiſtlichen, die um Pfründen markten.

[2] [Man findet dieſes Stück in: Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von K. Gödeke, Hannover 1856. 8. S. 620–626; bei Schade a. a. O. I, S. 7 bis 12. H.]

[3] [Herausgegeben von K. Gödeke, Pamphilus Gengenbach S. 153 bis 159. H.]

ein Leichnam liegt, den ſie angeſchnitten haben und an den Beinen nagen. Der Teufel macht dazu Tafelmuſik mit der Geige. Ein andrer Todter und ein herzukriechender Bettler führen Klage. Im Vorgrund beſprechen ſich ein Pfarrer, ein Edelmann und ein Bauer über dieſes Unweſen. Der Pfarrer klagt im Gedicht, wie er, ſelbſt hungrig, ſeine Schäflein auf dürrer Heide weiden müſſe; der Edelmann, wie ſeine Voreltern Alles an die Klöſter hingegeben; der Bauer endlich, der zuletzt ſpricht:

Von meinen elteren hab ich ghört,
Wer ſich ſiner handarbeit nert,
Der ſei ſälig und werd im wol,
So ſind münch, pfaffen täglich vol,
Freſſen mir mein ſchweiß fruo und ſpot
Und wirt mir kaum darvon das brot u. ſ. w.

C. Lieder.

Mehreres hieher bezüglich in Rambachs Anthologie II, 180 ff. und Wolffs Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder S. 64 ff. unter der Rubrik: Reformation und ihre Folgen.

Ich hebe hier nur noch ein ſelteneres, mir handſchriftlich mitgetheiltes Stück aus:

Ein Lied von der Diſputation zu Baden, im Ton „Sommer, wo biſt du ſo lang geſin?“

Für den Verfaſſer desſelben hält man Niklaus Manuel, Venner von Bern, einen großen Beförderer der Reformation. [1]

Dieſes Religionsgeſpräch fand im Jahre 1526 zu Baden im Aargau ſtatt. Es wurden damals in der Schweiz mehrere öffentliche Diſputationen ſolcher Art zwiſchen gelehrten Männern beider Kirchenparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur feſter in ſeiner Meinung begründet oder verhärtet (Zſchokke VIII, 230).

Im nachfolgenden Liede treten die Reformationsſtreiter, wie die alten Helden im Roſengarten, in größerer Anzahl gegen einander auf. Ich gebe es daher zum Schluſſe dieſes Abſchnitts von der Reformationspolemik dem größeren Theile nach:

Herr Gott, in dinem höchſten Thron u. ſ. w.

[1] [Vergl. K. Grüneiſen, Niklaus Manuel, Stuttgart und Tübingen 1837. 8. S. 218—220. 416—422. Gödeke, Grundriß S. 261. 299—301. H.]

In dem 2ten Theile des Nürnberger Liederbuchs von 1553 ſteht Nr. LVI (Bl. 186) zwiſchen den Noten folgendes Lied oder nur die erſte Strophe eines ſolchen:

Von uppigklichen dingen
So wil ichs heben an,
Ein abentheur zu ſingen,
Die ich erfaren han.
Erfaren han
Nit fer im oberland,
Zu Baden kunt ſie ſchwatzen,
Ja auf der diſputatzen,
Iſt wol bekant,
Im graen gwand,
Iſt ir ein ſchand,
All welt kan ſie wol fatzen,
Murmaun iſt ſie genant,
Murmaun iſt ſie genant.

Sechſter Abſchnitt.

Die hiſtoriſchen Volkslieder des ſechzehnten Jahrhunderts.

Von den Bewegungen, die ſich im Reiche der Geiſter erhoben und in manigfachen Streitgedichten Luft gemacht hatten, kehren wir zum Schauplatz der äußern Begebenheiten zurück. Es konnte nicht fehlen, daß eine Aufregung, die zu dem Grade geſteigert war, auf welchem wir ſie in der Polemik des vorigen Abſchnitts gefunden, in die wirkliche That ausbrach.

Von den Kriegshändeln des 16ten Jahrhunderts wurde nicht weniger gedichtet und geſungen, als von denen des 15ten, die den Gegenſtand der in unſrem dritten Abſchnitt beſprochenen Lieder ausmachten. Nur theilweiſe jedoch hiengen die Kriege des 16ten Jahrhunderts mit der Reformationsſache zuſammen. Der große, langwierige und Alles verſchlingende Religionskrieg war der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten.

Indem wir nun die hiſtoriſchen Lieder des 16ten Jahrhunderts durchzugehen haben, ordnen wir dieſelben nach der Zeitfolge der Hauptereigniſſe in größere Partieen und ſchließen daran eine Überſicht der mehr vereinzelt daſtehenden.

Die allgemeinern Litterarnotizen ſind ſchon beim dritten Abſchnitt gegeben worden. [1]

[1] [Man vergl. nun außer Uhlands Volksliedern namentlich: Ein Hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, geſammelt und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau, Leipzig 1836. 8. Fr. L. von Soltaus deutſche hiſtoriſche Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leyſers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand, Leipzig 1856. 8. Im Voraus verweiſe ich ferner auf das bis jetzt nur im erſten Bande (Leipzig 1865. 8.) vorliegende Werk: Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, geſammelt und erläutert von R. v. Liliencron. H.]

1. Der Mailänder Krieg.

Dieſer Krieg fällt noch unmittelbar vor den thätlichen Ausbruch der Reformationskämpfe. Der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich ſtritten ſich aus Anlaß der Erbanſprüche auf Mailand um die Herrſchaft in Italien. Der Kampf hatte unter Maximilian I und Ludwig XII von Frankreich begonnen. Zwiſchen ihren Nachfolgern Karl V und Franz I, der über ſeine mislungene Mitbewerbung um den Kaiſerthron erbittert war, loderte die Kriegsflamme von neuem auf. Am 22ten April 1522 erlitten die Franzoſen eine bedeutende Niederlage bei Bicocca. Nachdem der Krieg über die beiden folgenden Jahre fortgedauert hatte, belagerte Franz I im Anfang des Jahres 1525 die ermatteten und ſtark zuſammengeſchmolzenen Kaiſerlichen in Pavia. In ſeinem verſchanzten Lager vor dieſer Stadt wurde er von dem kaiſerlichen Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der mit den deutſchen Landsknechten zum Entſatze herbeikam, angegriffen, ſein überlegenes Heer gänzlich geſchlagen und er ſelbſt gefangen genommen.

An dieſen Kriegen nahmen die Schweizer bedeutenden Antheil. Die Tapferkeit, welche ſie in den eigenen Freiheitskämpfen bewieſen hatten, machte ihren Beiſtand wünſchenswerth und ihr Schwert war fortan dem Meiſtbietenden zu Lohnkriegen bereit. Bald ſtanden ſie unter den Fahnen des vertriebenen Herzogs von Mailand, bald gegenüber unter den franzöſiſchen und es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenoſſen gegen Eidsgenoſſen um Miethe fechten ſah. In den beiden für Frankreich unglücklichen Schlachten bei Bicocca und Pavia hatten ſie die Hauptſtärke des franzöſiſchen Heeres ausgemacht, und nach dieſen Erfahrungen verlor ſich bei ihnen allmählich die Sucht nach den italiäniſchen Kriegen.

Was von dieſen geſungen wurde, iſt als eine Fortſetzung der Schweizerlieder zu betrachten, die wir im dritten Abſchnitte mit der Warnung des alten Eidgenoſſen vor dem Reislaufen abgebrochen.[1]

Es treten in den nun folgenden Liedern zwei Hauptfiguren hervor: der Schweizerknabe und der deutſche Landsknecht.

Auch die deutſchen Heere waren nach dem Untergang des Lehen-

[1] [Vergl. oben S. 395. H.]

weſens Söldnertruppen geworden, die man nach geendigtem Feldzuge wieder abdankte. Das Fußvolk nannte man Landsknechte. Die Kriegshauptleute ſelbſt, von welchen dieſe Söldner geworben wurden, ſtanden auf gleiche Weiſe im Sold ihres jeweiligen Kriegsherrn. Im Dienſte und noch mehr, wenn ſie dienſtlos umherſtreiften, waren die Landsknechte eine beſondre Plage der Bauern, über die ſie ſich, wenn auch aus demſelben Stande hervorgegangen, weit erhaben dünkten. Wir werden ſpäter bei den Sittenſchilderungen der verſchiedenen Stände auch den Landsknecht ſcharf gezeichnet finden. Hier nur ein kürzeres Lied, das aus der Reihe der Landsknechte ſelbſt, noch zur Zeit des burgundiſchen Krieges, geſungen iſt (Wunderhorn II, 149 ff. nach einem fliegenden Blatt, daraus bei Wolff S. 674 f.):

Wol auf, ir landsknecht alle u. ſ. w. [1]

Standen ſich nun ſolche Söldner, Landsknechte und gemiethete Schweizer, im Felde gegenüber, ſo war Ehrbegier und Eiferſucht von keiner Seite mehr, wie in den alten Schweizerkriegen, auf die Sache, für die gekämpft wurde, ſondern lediglich auf den Waffenruhm, auf die perſönliche Geltung dieſer Kriegsleute gerichtet. Dabei unterließen dann die Landsknechte nicht, ihren Hochmuth gegen den Bauernſtand auch auf die Schweizer zu übertragen.

Von einem Landsknechte mag wohl auch folgendes Spottlied auf die milcheſſenden Schweizerknaben herrühren, das ich auf einem alten fliegenden Blatte gefunden habe (Baſel 1612. Züricher Liederbuch 645):

Eins bauren ſon hett ſich vermeßen u. ſ. w. [2]

Beſonders aber gaben gewonnene und verlorene Schlachten zu wechſelſeitigen Hohn- und Schmähliedern des Landsknechts gegen den Schweizerknaben, den Heini, und umgekehrt des Heini gegen den Landsknecht Anlaß, worin zwar eine friſche Laune, aber nichts mehr vom Ernſte der frühern Schlachtlieder zu verſpüren iſt.

Noch in die Zeit des Schwabenkriegs von 1499 fällt ein Lied der Landsknechte wider die Eidgenoſſen, in der handſchriftlichen

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 190. H.]

[2] Mitri, Milti ſcheinen die Namen der Milchkühe zu ſein. [In Uhlands Volksliedern Nr. 251. H.]

Fortſetzung von Tſchudis Schweizerchronik, mit dem ſonderbaren Anfang:

Entium, Verquentium,
Die Buren ſind uf der Bahn u. ſ. w.

Ein andres Lied machten die Landsknechte auf den Streit bei Bicocca, 1522, worin 3000 Schweizer im Dienſte Frankreichs umkamen. Es ſteht gleichfalls in der Fortſetzung von Tſchudis Chronik.

Anfang:

Wie nun ihr Schwizerknaben,
Ihr Heini, alſo kühn,
Die ſo faſt pochet haben,
Wo iſt der Anſchlag hin
So bald von üch verſchwunden,
Daß ihr in kurzen Stunden
So ritterlich überwunden
Von Landesknechten gut?
Gott habs in ſiner Hut!

Die Schweizer ſchwiegen nicht auf dieſen Hohn. Wir haben ihr Gegenlied (auch in der Fortſetzung von Tſchudi und beſonders als fliegendes Blatt: „Ein hübſch alt Lied und Verantwortung des Sturms halb, beſchehen zu Pigoga, in der Wis wie das Paſier Lied"), worin ſie behaupten, daß die Landsknechte auch bei dieſem Anlaß geſchlagen worden wären, wenn nicht ein breiter Graben, den ſie nicht zu verlaſſen gewagt, ihre Rettung geweſen wäre:

Anfang:

Potz Marter, Küri, Velti, [1]
Du haſt viel Lieder gmacht,
Rühmſt dich in aller Welte,
Du habſt gwunnen ein Schlacht.
Du lügſt, als wit dirs Mul iſt,
Und rühmſt dein eigne Schand.
Der Graben hat dirs Leben gfriſt,
Keins Landsknechts Gwehr noch Hand u. ſ. w.

[1] Vergl. Wolff S. 127. 128. Schreiber, Gedichte Ulrichs von Hutten S. 153. Schelmenzunft C, 1b: Marter, wunden, Velten, Kürein u. ſ. w. Gargantua 137: bei S. Küris Leiden. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 956a: botz Kürein.

Von der Schlacht vor Pavia kenne ich drei Lieder. Zwei derſelben auf einem fliegenden Blatte, Nürnberg 1609 (Züricher Liederbuch Blatt 590). Das dritte, auch nach einem Flugblatte, bei Wolff S. 657 ff.

Den Feldhauptmann Georg von Frundsberg betreffen zwei, ebd. S. 700 f., abgedruckte Lieder.

2. Der Bauernkrieg.

Um dieſelbe Zeit, da die Schlacht vor Pavia geſchlagen war, zu Anfang des Jahres 1525, ſtanden die deutſchen Bauern auf. Karſthans, den wir oft nach ſeinem Pflegel rufen hörten,[1] ſchlug nun wirklich zu. Huttens und Sickingens größere Plane waren zu Scheitern gegangen. Entbunden, ohne Maß und Leitung, brachen die aufgeregten Kräfte los. Luther mahnte vergeblich ab. Zwar nannten die wilden Rotten ſich den chriſtlichen Haufen, vor Allem aber wurden die Kornböden und Keller der Klöſter reformiert. Kein höherer Geiſt wuſte ſich der gährenden Maſſe zu bemächtigen und die ungeheure Bewegung zu heilſamem Zwecke zu lenken.

So gewaltig und grauſam der Aufruhr ſich erhoben hatte, ſo unbarmherzig ward er niedergeſchlagen. Der viel geringern, aber wohl geführten Macht des ſchwäbiſchen Bundes und einiger wohlgerüſteten Fürſten gelang es, ihn raſch zu tilgen. Im nemlichen Jahre ſchon war die ganze, furchtbare Strömung abgelaufen.

Auf die Geſchichte dieſer Bauernkriege iſt jedoch hier nicht näher einzugehen. Zwar ſind auch über ſie gereimte Erzählungen und Lieder vorhanden. Aber die von Görres (S. 264 ff.) und Wolff (S. 198 ff.) mitgetheilten Stücke ſind für die Geſchichte der Dichtkunſt von geringem Werthe. Auch ſind ſie durchaus feindſelig gegen die Bauern, während gerade das von Intereſſe wäre, die Stimme der neuen Aufregung in Liedern zu vernehmen. Der Geſang mochte ſich aber dieſen rohen und heftigen Gewalten noch wenig befreundet haben. Luther, der vom Geſange ſo hohe Meinung hatte, ſagt einmal in Beziehung auf die aufrühriſchen Bauern ziemlich hart: „Ich freue mich, daß Gott die

[1] [Vergl. oben S. 502. H.]

Bauern einer ſo großen Gabe und Troſtes beraubt hat, daß ſie die Muſicam nicht hören.“ (Rambach, Luther S. 188.)

Unter dem in den genannten Sammlungen Mitgetheilten, dem ich nichts Weiteres beizufügen weiß, befindet ſich ein Lied auf die Niederlage der Bauern, nach einem fliegenden Blatte von 1525 (Wolff S. 198), worin ganze Strophen aus dem Liede der Landsknechte über die Schlacht bei Bicocca 1522 entlehnt ſind. Was damals gegen die Schweizer, wird jetzt gegen die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Bauern geſungen: daß ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, daß mit großen Herren nicht gut zu ſpielen ſei u. ſ. w. So boten ſich die Lieder, wie die Spieße der Landsknechte, zu mehrfachem Dienſte dar.

Ein andres Lied, in 68 Strophen, von Fritz Beck, Zeugmeiſter auf dem Schloſſe Marienberg oder Liebfrauenberg bei Würzburg, worin die Beſtürmung dieſes Schloſſes durch die Bauern und deren Niederlage durch den ſchwäbiſchen Bund erzählt wird, bezeichnet den Geiſt, der damals rege war und auch die Bürger von Würzburg ergriffen hatte, u. A. ſo (Wolff S. 240 f.):

Str. 9 Es wolt doch niemand traue,
Es daucht ſie alle ſein,
Ein iedermann ward Baure,
Niemand wolt Burger ſein.
Ein iedermann wolt fechten,
Aufs Schloß wolt niemand gehn.
Bei Ritter und bei Knechten,
Bei andern guten Gſchlechten,
Bei ſonſt viel meh,
Als wie vor eh,
Wolt niemand ſteh.
Das Schloß nur abzubrechen,
Was iedermann ſo weh u. ſ. w.

Sonderbar iſt das Spiel, das durch dieſes ganze Gedicht mit den Wörtern Jedermann und Niemand getrieben wird. Gleich zum Eingang:

Str. 1 Von ſeltſamen Geſchichten
Singt jezund iedermann,
Ein iedermann will dichten,
Niemand will müßig ſtahn u. ſ. w.

(Vergl. Str. 2. 66.)

So auch in der oben mitgetheilten Strophe 9. Beſonders aber tritt der Niemand hervor, als nach dem für die Bauern unglücklichen Ausgange gefragt wird, wer nun für alles geſtiftete Unheil verantwortlich ſein ſoll (Str. 54—60, S. 259 ff.).

Offenbar iſt dieſer Niemand ganz der Huttenſche Nemo (Opp. II, 318 fg.) [1]:

Quicquid ab his culpæ, quisquis committitur error,
Si quæras, quis agat, omnia Nemo facit etc.
Criminis autor ego; quid enim quis dicere posset
Confestim brevius, quam „mala Nemo facit“?

Ob nun aber dem Gedichte Huttens, wie dem des Zeugmeiſters Fritz Beck ein damals gangbarer Volkswitz gemeinſam zu Grunde liege [2] oder ob Huttens ſcherzhafter Gedanke volksmäßige Verbreitung erlangt und ſo auch in die Reime des antilutheriſchen Sängers übergegangen, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Wenn übrigens gefragt wird, wer die Aufregung in den Bauernſtand gebracht, ſo iſt die Antwort „Nemo“, wie Hutten ſich ſelbſt als Verfaſſer des Gedichtes nannte, nicht bedeutungslos, obgleich er beim Ausbruche des Bauernkriegs ſchon ſeit anderthalb Jahren im Grabe lag.

3. Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Der Aufruhr der Bauern war gedämpft; aber der Zwieſpalt der Fürſten unter ſich und mit dem Kaiſer ſteigerte ſich mehr und mehr, bis er zum thätlichen Ausbruche kam. Auch hier war der Reformationsſtreit die Loſung, aber die religiöſen Intereſſen kreuzten ſich überall mit den politiſchen und es erſcheint auch in dieſen Kämpfen keine klare, offene und großartige Richtung, ja es hätte ſich von dem blinden Sturme der Bauern noch eher ein bedeutendes Ergebnis denken laſſen, als von der ſchwankenden und treuloſen Politik der Fürſten.

Die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, der Kurfürſt von

[1] [Böcking III, S. 114. 117. H.]
[2] Vergl. Tieck, Deutſches Theater I, XXVI f.

Sachſen und der Landgraf von Heſſen eröffneten nach manigfacher Erbitterung im Jahre 1542 die Fehde gegen den Herzog Heinrich den jüngern von Braunſchweig, der auf katholiſcher Seite ſtand. Sie nahmen ſeine feſte Stadt Wolfenbüttel ein, zwangen ihn, landflüchtig zu werden, und reformierten ſein Land.

Über die Eroberung von Wolfenbüttel finden ſich drei Reimgedichte bei Wolff (S. 114 ff.), beide ſehr bitter gegen den vertriebenen Herzog. Im erſten, kürzern, nach einem fliegenden Blatte (auch auf der Stuttgarter Bibliothek), nennt ſich pſeudonym Bruder Veit (was Landsknecht überhaupt bedeutet) als Verfaſſer. Dem Herzog, dem jetzt vor einem rauſchenden Blatte graue, wird gerathen, ſich vor Bruder Veit zu hüten. Am Schluſſe ſteht:

Brnder Veit, Landsknecht im Lager vor Wolfenbüttel, 12 Auguſti 1542.

Belebter, als dieſes und das zweite Gedicht, ein trockener Reimſpruch, iſt das dritte:

Ein luſtig Geſprech der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des großen Scharrhanſen[1] H. Heinrichs von Braunſchweig.

Der Erzteufel Lucifer ſchickt ſeine Höllengenoſſen Pluto und Belial mit einem ſchwarzen Heere dem papiſtiſchen Heinrich zu Hülfe; ſie kommen aber zu ſpät, denn ſchon kommen ihnen Landsknecht und Reiter von der zerſtreuten Kriegsmacht des Herzogs entgegen und erzählen ihnen von deſſen Flucht und der Einnahme Wolfenbüttels.

Vier Jahre nachher, in Luthers Todesjahre, griffen die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen den Kaiſer ſelbſt zu den Waffen, nachdem ſeine trügeriſche Politik ſie lange misbraucht hatte.

Große Erwartungen hatte Karl V erregt, als er in noch jugendlichem Alter zum deutſchen Thron erkoren war. Wir haben gehört, wie Hutten, als Stimmführer der Reformation, dieſe Erwartungen ausſprach.

Ein Lied, bei Görres (S. 279) und Wolff (S. 182), iſt noch voll Hoffnung und Rühmens:

Jezund ſo wollen wir ſingen
Aus friſchem freien Muth u. ſ. w.

[1] Hans Sachs IV, 127 a: „Der Hauptmann der iſt ir Scharrhans“, der böſen Welt nemlich, die allen Leuten Spott- und Schimpfnamen giebt.

Aufrichtig und herzlich redet ihn noch ein Reimſpruch (Wolff S. 107), der nach der Niederlage Heinrichs von Braunſchweig „durch einen wolweiſen kriegserfarenen Herrn“ verfaßt iſt, mit Folgendem an:

Gott der läßt nicht mit im ſcherzen u. ſ. w.

Aber bald klangen die Lieder anders. Die Trommel ſchlug und das Volk ſang dazu:

Es geht ein Butzemann[1] im Reich herum,
Didum didum,
Didi didi bum.
Der Kaiſer ſchlägt die Trum
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Schwertern und mit Spießen,
(Die Kirchen uns wollt ſchließen)
Didum didum didum.

Man ſcheint dieſen Trommelwirbel auch als Refrain zu einem Liede gebraucht zu haben, worin Karl durch das Beiſpiel früherer Kaiſer gewarnt wird, ſich nicht, zum Verderben ſeines Reiches, in die Gewalt des Pabſtes zu ergeben (Wunderhorn 1, 97. Wolff S. 185—93):

Ein Lied, für die Landsknecht gemacht. In dieſen Kriegsleuften nützlich zu ſingen.

Ach Karle, großmechtiger Mann,
Wie haſt ein Spiel gefangen an
On Not, in deutſchen Landen!
Wolt Gott, du heiſt es baß bedacht,
Dich ſolchs nicht underſtanden u. ſ. w.

Schluß, an die Landsknechte:

Drumb ſeid getroſt, ihr frommen Knecht!
Fürs Vaterland nur mannlich fecht,
Welchs itzt der Bapſt wil ſtecken
Durchs Keiſers Gwalt in ſchwere Not!
Laßt euch ihr Macht nicht ſchrecken!

Wir haben auch auf unſer Seit
Ein ſtarken Held, der für uns ſtreit,

[1] „Der Butz, die Larve; verlarvte, vermummte Perſon; Unhold u. ſ. w. Der Butzmann u. ſ. w., Kobold, Knecht Ruprecht.“ Schmeller 1, 229.

Von Macht iſt nicht ſeins gleichen.
Gots ewig Sohn, mit ſeinem Heer,
Dem muß all Gwalt entweichen.

Dis Liedlein iſt in Eil gemacht,
Eim jungen Landsknecht wolgeacht
Zu freundlichem Gefallen,
Von einem, der wünſcht Glück und Heil
Frummen Landsknechten allen.

Der Feldzug fiel für die ſchmalkaldiſchen Verbündeten durch ihre eigenen großen Fehler ſehr kläglich aus. Nachdem der Kurfürſt Johann von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen im Spätſommer 1546 dem Kaiſer in ſeinem befeſtigten Lager bei Ingolſtadt eine Weile gegenüber geſtanden waren, ihn fruchtlos beſchoſſen und ihm Zeit gelaſſen hatten, Verſtärkung an ſich zu ziehen, muſten ſie zuletzt ohne Schwertſtreich ihm das Feld räumen. Davon ſingt:

Ein ſchön newes Lied, gemacht zu Lob und Eer Römiſcher kaiſerlicher Majeſtat, wie ſie im 1546 Jar vor Ingolſtat widern Landgrafen von Heſſen und Herzog Hanſen von Sachſen zu Feld gelegen. In der Weis, wie die Schlacht von Pavia geſungen wirt.

(Fliegendes Blatt von 1547 mit andern den Landgrafen Philipp betreffenden Gedichten bei Wolff S. 267 ff. Vgl. Wunderhorn II, 116 [bei Soltau Nr. 58a. H.].)

Anfang:

Zu ſingen will ichs fahen an,
Zuo lob der kaiſerlichen Kron,
Dem Landgrafen zuo Laide,
Wie es im dann ergangen iſt
Vor Ingolſtat in kurzer Friſt,
Das iſt im warlich laide.

Schluß:

Wer iſt nun, der das Liedlin ſang?
Ain freier Landsknecht iſt ers genant,
Er hats ſo frei geſungen,
Iſt dreimal vor Ofen glegen,
Geb im Gott das ewig Leben!
Iſt allzeit widerkumen.

Zu dieſen innern Kriegen, die aus dem Religionskampfe hervorgegangen waren, aber zugleich dem Ehrgeiz und Eigennutze zum Spielraum dienten, gehört noch die Fehde zwiſchen Moriz von Sachſen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1553, welche mit der blutigen Schlacht bei Sievertshauſen, worin Albrecht gefangen wurde, Moriz aber ſein Leben verlor, ſich endigte.

Dieſe Fehde geht ein Lied an, das ich auf einem alten, zu Baſel gedruckten Flugblatte gefunden: vom Tod eines jungen Fähndrichs (Züricher Liederbuch S. 617 ff.):

Was wöllen wir aber heben an? u. ſ. w.[1]

Hieher noch zwei Lieder über die Belagerung von Frankfurt und Sachſenhauſen in Fichards Frankfurtiſchem Archiv I, 140 ff. und eines bei Wolff S. 702 ff. Wunderhorn II, 336—341.

Eine ausführliche gereimte Erzählung dieſes Kriegs bei Wolff S. 380 ff. und dann noch ebd. S. 407 ff. (aus dem Wunderhorn I, 270: die Geſchichten und ritterlichen Thaten Morizs, Herzogs zu Sachſen, durch Leonhard Reuter, 1553, Flugſchrift) ein kürzeres Gedicht, das die Beſtattung des Kurfürſten Moriz beſchreibt und dieſem ebenſo durch glänzende Eigenſchaften ausgezeichneten, als durch verräthriſche Politik berüchtigten Manne nach beiden Seiten ſein Recht widerfahren läßt:

Mir kam ein ſchwerer Unmuth an u. ſ. w.

4. Der Türkenkrieg.

Einige dahin einſchlagende Gedichte, worin entweder der Aufruf an die deutſche Nation, der Türkenſchrei, den wir ſchon im vorhergegangenen Jahrhundert vernommen, wiederholt wird, oder beſondre Ereigniſſe, wie die Belagerung von Wien, berichtet ſind, ſtehen bei Görres S. 252 ff. und darnach bei Wolff S. 11 ff.

Dieſen ſind zwei weitere beizufügen, die ich aus ältern fliegenden Blättern kenne. Das eine (Baſel 1607) beſingt den ritterlichen Tod

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 203. H.]

des Grafen von Serin, d. h. des bekannten ungariſchen Helden Zriny, der 1566 in der Vertheidigung der Veſte Sigeth ſich aufgeopfert [1] (Heinrichs Reichsgeſchichte V, 823).

Das Lied iſt ohne poetiſches Leben, aber das Ereignis ſprach mächtig an die Zeitgenoſſen und man findet fortan mehrere Lieder im Tone, „wie man den Grafen von Serin ſingt".

Den deutſchen Fürſten wird in einem Spruchgedichte, die Grumbachiſchen Händel betreffend, von 1567 (Wolff S. 144), bittrer Vorwurf deshalb gemacht:

Fürwahr der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger ſein,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden laſſen all zugleich
Und habt ihm keine Hülf gethan u. ſ. w.

Auch der Kaiſer, Maximilian II, wird angerufen (ebd. S. 154):

Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Ruhm und Lob ſoll hon,
So rech den Grafen von Serein! u. ſ. w.

Das andre der beiden nachzutragenden Lieder handelt vom Verluſt der Veſte Erlau in Ungarn an die Türken im Jahre 1596. Im Ton, „wie man den Grafen von Serin ſingt". (Fliegendes Blatt, Regensburg 1596. Züricher Liederbuch 483 ff.)

Vergleich zwei Sprüche gegen die Türken von Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 428—31.

5. Einzelne hiſtoriſche Lieder.

a. Das Lied vom Benzenauer, 1505. Von der Eroberung der Tiroler Veſte Kufſtein [2] und der Hinrichtung des bairiſchen

[1] [Soltau Nr. 66. H.]

[2] Jenaer Litteratur-Zeitung, Ergänzungsblätter 1834, Nr. 14: Beiträge zur deutſchen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde von J. B. von Koch-Sternfeld u. ſ. w. 3ter Bd., München, Hübſchmann, 1833. Nebentitel: Das Prädialprincip u. ſ. w. „IV, Zur Geſchichte der Alleinherrſchaft in Baiern,

Commandanten derſelben, Hans Pienzenauer, durch Kaiſer Maximilian I. „In des Benzenauers Ton“ wurden nachher andre Lieder gedichtet (bei Wolff S. 660 ff. Aretins Beiträge zur Geſchichte und Litteratur IX, 1286 ff. Vgl. Narrenbuch S. 174. [Uhlands Volkslieder Nr. 174. Hildebrand Nr. 9. H.]

b. Zwei Sprüche und ein Lied von der Zerſtörung Hohenkrähens im Hegau und andrer Raubſchlöſſer durch den ſchwäbiſchen Bund, 1512 (Wolff S. 636 ff. Vgl. Cruſius, Ann. II, 540 [Uhlands Volkslieder Nr. 177. Hildebrand Nr. 11. H.].)

c. Lied von der Fehde des Biſchofs von Hildesheim mit ſeinen Stiftsmannen, 1519 (Wolff S. 372 ff.).

d. Die Geſchichten des Herzogs Ulrich von Wirtemberg waren der Gegenſtand mehrfacher Lieder und Reimſprüche. Über den Mord, den er an Hans von Hutten verübt und wegen deſſen Ulrich von Hutten ſein unerbittlicher Verfolger war, läßt ſich ein Schmachſpruch aus, der in Sattlers Geſchichte der Herzöge von Wirtemberg, Theil I, Beilage 59, S. 136 ff. gedruckt iſt. Von dieſer Unthat ſoll auch das Volk öffentlich geſungen haben (Wagenſeil, Ulrich von Hutten S. 44: „Das Volk ſang die Unthat öffentlich in Gaſſenhauern.“). Ein Vaterunſer wurde dem Herzog in den Mund gelegt (Steinhofer, Chronik, Theil IV, S. 610 [Soltau Nr. 40 a. H.]):

„Vater unſer“
Reutlingen iſt unſer.
„Der du biſt“
Eßlingen hat nit lang Friſt u. ſ. w.

Aus Anlaß des Sieges bei Laufen, wodurch der vertriebene Ulrich ſein Land wiedereroberte, bemerkt Cruſius, Ann. II, 625: Excusas hac de victoria et prospera ducis Ulrici restitutione cantilenas vidimus, prisco Teutonico more. Dieſem fügt Steinhofer zum Jahre 1534 noch bei: „Ja die Kinder auf der Gaſſen ließen ſich alſo vor Freuden hören:

oder Beſchreibung eines Augenzeugen, weſs Geſtalten im Jahr 1504 Rattenberg, Kufſtein und Kitzbühel zu Tirol gebracht worden. Der Kaiſer Maximilian lud den Herzog zu einer Kurzweil ein, welche darin beſtand, anzuſehen, wie 18 Ritter und Kriegsleute geköpft wurden.“

Bide bide bomp,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt einen Seckel mit Geld."

Noch in unſrer Zeit hörte man dieſen Trommelreim im Munde der Kinder zu Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld.

(Schwab, Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg, Stuttgart 1819, S. 15; f. Vergl. 125—127.)

Einiges, was auf dieſe Rückkehr des Herzogs gedichtet worden, ſteht in einer handſchriftlichen wirtembergiſchen Chronik auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, nach Kochs Compendium, 2te Ausgabe I, 130. In Münchs Aletheia S. 174, und daraus bei Wolff 587 ff., iſt nach Wernher Steiners handſchriftlicher Chronik gleichfalls ein Lied „Von der Schlacht, Sig und Eroberung Herzogs Ulrich von Wirtenberg" u. ſ. w. abgedruckt. Von der Schlacht bei Laufen wird hier unter Andrem gereimt:

Es gſchach in einem Wingartenrain
Ein ieder floch den nächſten heimb,
Bi einer Stadt, heißt Laufen;
Si hat den Namen nit umbſunſt,
Wer laufen mocht, das was ein Kunſt,
Gott wolt ſie darumb ſtrafen.

[Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 179—181. Hildebrand Nr. 22—26. L. F. Heyd, Die Schlacht bei Laufen den 12ten und 13ten Mai 1534, Stuttgart 1834. 8. S. 77. 78. H.]

e. Auf die Grumbachiſchen Händel, um 1567, d. h. die Streitigkeiten Wilhelms von Grumbach mit ſeinen Lehnsherrn, den Biſchöfen von Würzburg, und die weitern Unruhen, welche daraus erwuchſen, beziehen ſich einige Gedichte bei Wolff S. 138 ff.

(Das Fräulein von Britannien, Züricher Liederbuch Blatt 746 f. [Uhlands Volkslieder Nr. 173. H.]. Über Wilhelmus von Naſſauwe Koch, 1te Ausgabe II, 85 f. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur III, 575.)

In der Reihe geſchichtlicher Lieder, die wir durch zwei Abſchnitte

vom Ende des 14ten Jahrhunderts an bis zu dem des 16ten verfolgt haben, ist die allmähliche Abnahme dichterischer Belebtheit nicht zu verkennen. Während in dem Lied auf die Sempacher Schlacht von 1386 sich noch der Geist des alten Heldenliedes regt, nähert sich das auf die Einnahme der ungarischen Veste Erlau im Jahre 1596 schon ganz dem Tone von Prinz Eugenius, dem edeln Ritter.[1] Zwischenhin erhebt sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Dithmarschen, und, vom eigentlich poetischen Anspruch abgesehen, zeigt sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang, hat aber auch an sich schon eine poetische Geltung und man darf auch hier nicht vergessen, daß, wo die Gegenstände der Lieder sich nicht durch die Dichtkunst geläutert haben, doch mittelst der Tonweise und des Vortrags im Gesange das tiefere Gemüth bewegt wurde, wie denn auch manche dieser Singweisen, die Laupenschlacht, König Laßla, der Benzenauer, die Pavierschlacht, der Graf von Serin u. s. w., selbständig fortlebten und neue Ereignisse in sich aufnahmen.

[1] [Soltau Nr. 85. F. Haydinger, Prinz Eugenius, der edle Ritter, in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit, Wien 1865. 8. H.]

Siebenter Abschnitt.

Lehr- und Strafgedichte.

Lehrhaft, strafend mit Ernst und Spott, sind uns auch in den bisherigen Abschnitten so manche geistige Erzeugnisse unsres Zeitraums entgegengetreten. Der Geist dieses Zeitraums überhaupt neigte sich zum Didaktischen und Satirischen. Aber auch auf ihrem eigenen Gebiete müssen wir die Lehre und das Sittenrichteramt der damaligen deutschen Dichtkunst kennen lernen; da, wo sie nicht, wie in den Reformationskämpfen und Kriegsliedern, auf besondre, praktische und polemische Zwecke ausgeht, sondern wo sie freier und allgemeiner die manigfachsten Lebensverhältnisse, die Sitten aller Stände mustert und beleuchtet.

Von kurzen Sinnsprüchen an erweitert sich diese Dichtart zu ausgeführtern Charakterbildern und Lehrabschnitten, größere Dichtwerke bezwecken endlich eine Gesammtauffassung der sittlichen Zustände, ein Ganzes der Lebensweisheit im Spiegel der menschlichen Verkehrtheiten. Wir folgen diesem Stufengange, richten jedoch, vom Standpuncte der Dichtkunst aus, unser Augenmerk hauptsächlich auf diejenigen Erzeugnisse, in welchen der Lehrzweck mit dem Lebensbilde zusammentrifft.

---

1. Priameln.

Die einfachste, volksmäßigste Lehrweisheit sind Sprichwörter, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt. Sie sind der bündige Ausdruck der Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen des Volkes. Nicht von absichtlichem Nachdenken, ausgeführter Folgerung sind sie erzeugt;

aus der Erfahrung des Lebens, dem Drange der Überzeugung und Empfindung ſpringen ſie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Weſen, eben weil ſie nicht Entwicklung, ſondern Erfund ſind. Die deutſche Sprache zeigt ſich von früheſter Zeit reich an ſprichwörtlichen Redensarten. Auch die Schriftwerke unſres Zeitraums ſind voll von ſolchen. Im 16ten Jahrhundert wurden eigene Sammlungen veranſtaltet, von Agricola, Sebaſtian Frank,[1] Eyring. Unter dieſen Sprichwörtern fehlt es auch nicht an ſolchen, die vermöge ihres anſchaulichen Ausdrucks zum Bereiche der Poeſie gezogen werden könnten. Aber die Zeit ihrer Entſtehung läßt ſich in den wenigſten Fällen ausmitteln; um Sprichwörter zu ſein, müſſen ſie ſchon längere Zeit im Munde des Volkes gelebt haben und in unſrer älteren Sprache heißen ſie dieſem gemäß „ein altgeſprochen Wort".

Gereimte Lehrſprüche, die ſich über den Umfang eines Sprichworts erheben, ſind aus dem Mittelalter in großer Anzahl vorhanden. In der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wurden im Freidank (Freidanks Beſcheidenheit) die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigern poetiſchen Form, in der Art ſinnreich zuſammengereiht, daß die ſich widerſtreitenden Anſichten neben einander geſtellt ſind und durch die Gegenſätze auf die Wahrheit gedeutet iſt (Lachmann, Halliſche Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 238, S. 623). Nach dem Vorbilde des Freidank kam im Jahre 1300 ein andres Spruchgedicht, der Renner Hugos von Trimberg, zu Stande. Auch unſer Zeitraum iſt fruchtbar an ſolchen Sprüchen und ſelbſt die größern lehrhaften Gedichte bedienen ſich häufig der abgebrochenen, ſpruchartigen Weiſe. Hier zunächſt beſchränken wir uns auf eine Art der Reimſprüche, die vorzüglich im 15ten und 16ten Jahrhundert unter dem Namen der Priameln beliebt war.

Zur Litteratur derſelben ſind anzuführen:

Eſchenburgs Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt, Bremen 1799, S. 387 ff. XVI: Priameln.

Aus einer Handſchrift der Wolfenbüttler Bibliothek, welche noch dem 15ten Jahrhundert anzugehören ſcheint, gab Eſchenburg in Leſſings

[1] Vergl. Blätter für litterariſche Unterhaltung Nr. 141, 20 Mai 1832, S. 606 f.: „Sebaſtian Frank, der Deutſche." [Gödeke, Grundriß S. 111. 112. H.]

Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur Stück V und nachher im Bragur Bd. II, S. 332, eine Anzahl ſolcher Stücke, die nun in den Denkmälern geſammelt und mit einer Einleitung verſehen ſind.[1]

F. Weckherlins Beiträge zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 55 ff. III: Priameln.

Einer Papierhandſchrift des Renners, die von dem Stadtſchreiber Peter Wetzel zu Schwäbiſch Hall 1520 vollendet iſt, ſind unter Andrem 54 kleine Spruchgedichte, großentheils Priameln, beigefügt, von denen Weckherlin hier eine Auswahl gegeben hat.[2] Sie ſind in der Handſchrift überſchrieben:

Hierin vindt ainer mangen guten ſchwank,
Luſtig ze horen bei dem weintrank.

Die Meiſten ſtehen auch in der von Eſchenburg gebrauchten Handſchrift, wo ſie die Überſchrift „Priameln" führen.

Dieſe Benennung iſt das entſtellte lateiniſche Wort præambulum. In einer Gerichtsordnung von 1482 findet ſich die Stelle: „des erſten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die luit im uff ze merken beweg" (Denkmäler 390). Ein ſolches Anregen der Erwartung gehört auch wirklich zum Eigenthümlichen dieſer Dichtart, welches, nach Eſchenburgs Bezeichnung (ebendaſelbſt) darin beſteht, „daß zu mehrern Subjecten oder auch zu mehrern Vorderſätzen, deren eine ganze Reihe nach einander aufgeführt wird, am Ende ein einziges gemeinſchaftliches Prädicat oder ein lange aufgeſparter und gemeinſchaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachſatz hinzukommt, worin entweder die Gleichheit oder Unverträglichkeit jener Subjecte und Vorderſätze angegeben, oft auch ihr gleicher Werth oder Unwerth beſtimmt wird." Beiſpiele werden dieſes erläutern.

Auch dieſe Dichtweiſe iſt nicht erſt eine Erfindung unſres Zeitraums. Schon im Havamal (Finn Magnuſſen, Edda III, 123 fg.), angelſächſiſch (Conybeare 231. N.), bei Spervogel, einem Spruchdichter, der noch in das Ende des 12ten Jahrhunderts zu ſetzen iſt, laſſen ſich Beiſpiele aufweiſen (Maneſſe II, 226 b. 227 a). Aber in ihrem ſchärfſten

[1] Vergleich Narrenbuch S. 33. Tieck, deutſches Theater I, 8.

[2] [Die ganze Sammlung iſt nun veröffentlicht in: Alte gute Schwänke, herausgegeben von A. Keller, Leipzig 1847. 12. Viele Priameln hat Keller ferner im dritten Bande ſeiner Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert mitgetheilt. H.]

Gepräge, in größerer Ausdehnung und Anzahl, kommen ſie doch erſt im 15ten Jahrhundert zum Vorſchein.

Aus den von Eſchenburg [1] und Weckherlin mitgetheilten Stücken hebe ich nun folgende aus, wobei ich jedoch einige Sprüche, welche nicht den beſtimmten Zuſchnitt der Priamel haben, nicht ausſchließe:

Die wahrheit iſt gen himmel zogen
Und die treu iſt über meer geflogen u. ſ. w.
(Denkmäler 391.)

Ein würzgart und ein roſenkranz,
Mägd und knecht und ſchöner tanz u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 397.)

Die knaben in den hohen hüten,
Die an dem tanz toben und wüten u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 403.)

Welcher lai ſein faſten und ſein andacht
Spart bis an die faßnacht u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 421. Weckherlin 60.)

Ein ſpieler, der alle ſpiel wohl kann
Und dreißig jahr hat geſpielt und kein fluch hat than u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 400 f.)

Ein orgel, glock und wollenbogen [2]
Und böſe kinder, ungezogen, u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 405.)

Wenn ein reicher einen armen verſchmäht
Und wenn ein greiſ eine mücke ſäht
Und wenn ein kaiſer böſe münze ſchlägt:
Die drei haben ſich ſelber geſchwächt.
(Ebendaſelbſt 421 f.)

Wenn man einen einfältigen betrügt
Und man auf einen frommen lügt
Und feindſchaft zwiſchen ehleuten macht:
Der dreier arbeit der teufel lacht.
(Ebendaſelbſt 412.)

[1] Unter den Sprüchen bei Eſchenburg iſt Mehreres aus dem Renner, einer jedoch beſtimmt erſt aus dem 15ten Jahrhundert.

[2] „Ein Werkzeug der Hutmacher und Tuchbereiter beim ſogenannten Bogenſchlagen.“ Eſchenburg.

Kommt kunſt gegangen vor ein haus,
So ſagt man ihr, der wirth ſei aus u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 404.)

Wer ain bock zu aim gertner ſetzt
Und ſchaf und geus an den wolf hetzt u. ſ. w.
(Weckherlin 60 f.)

Ain prieſter, der eee jar zu ſchul wer gangen,
Ehe er ſein ampt het angefangen u. ſ. w.
(Weckherlin 61.)

In dem haus frolich und tugentlich,
Uff der gaſſen erſam und zuchtigklich u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 65.)

Sew korn Egidii, habern, gerſten Benedicti
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 66. Wackernagel 13.)

Dieſe Regeln für allerlei Arbeit durchs ganze Jahr, die man vom Anfang des 15ten bis in das 16te Jahrhundert hinein bald hier, bald dort, in immer veränderter Geſtalt, in bald kleinerer, bald größerer Anzahl der Verſe findet,[1] ſcheinen anfangs ernſtlich genommen worden zu ſein und haben erſt durch die Schlußregel, die in den älteſten Handſchriften fehlt, die Form der Priamel, des ältern deutſchen Epigramms, erhalten.

W. Wackernagel, der in ſeiner Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock, Berlin 1831, S. 11—14 mehrere Recenſionen dieſes Spruches mittheilt, hat zugleich auf denſelben, als ein frühes Beiſpiel des deutſchen Hexameters aufmerkſam gemacht.

2. Charakterbilder.

Wir verſtehen hierunter ausgeführtere, hauptſächlich ſatiriſche Schilderungen einzelner Stände und Charaktere und geben davon folgende Beiſpiele:

Von der ſcharpfen reuter orden.

(Liederbuch der Häzlerin S. 435 ff.)

[1] [A. Keller, Alte gute Schwänke S. 62. 78—81. H.]

In den Kriegsliedern des 16ten Jahrhunderts haben wir bereits die Bekanntſchaft der deutſchen Landsknechte gemacht, hier lernen wir in einem Gedichte des 15ten Jahrhunderts die ältern, berittenen Söldner, die ſcharfen Reiter, kennen:

Der hochwürdig cardinal u. ſ. w.

Zum Gegenſtücke dieſer Reiterei nun auch eine genauere Schilderung des Fußvolks, der Landsknechte, von Hans Sachs, vom Jahr 1557 (Kemptener Ausgabe I, 996 ff.):

Schwank: Der teufel läßt kein landsknecht mehr in die höll.

Auch einen Landsknechtſpiegel (Kemptener Ausgabe I, 658), der jedoch mehr eine Schilderung der Kriegsdrangſale überhaupt enthält, eine Vergleichung der Landsknechte mit den Krebſen und dergleichen mehr hat Hans Sachs gedichtet (abgedruckt in Wackernagels deutſchem Leſebuch II, 83—92 [2te Ausgabe, Sp. 107—118. H.].)

Die Sitten der übrigen Stände, der Bauern, Handwerker, Kaufleute, der Geiſtlichkeit und des Adels, werden gleichfalls nicht mit beſondern ſatiriſchen Darſtellungen verſchont. Doch wird dazu großentheils die Form der Erzählung, des Schwankes, gebraucht, wie auch ſchon für die eben ausgehobene Schilderung der Landsknechte. Im nächſten Abſchnitt, von den erzählenden Dichtungen, wird Mehreres dieſer Art anzuführen ſein.

Eine andre Claſſe beſondrer Sittenſchilderungen bilden diejenigen, in welchen irgend eine einzelne Untugend perſonificiert wird und in dieſer fingierten Perſon nach allen Seiten zur Schau ſtehen muß. Solcher ſatiriſchen Muſterbilder hat beſonders Hans Sachs mehrere gegeben. Hier eines derſelben (Göz II, 38 ff. Kemptener Ausgabe I, 1084 ff.):

Heinz Widerporſt.

Heinz Widerporſt bin ich genannt u. ſ. w.

Wie im Heinz Widerporſt die eigenſinnige Widerſpenſtigkeit, ſo ſind im Häderlein, des Zänkleins Bruder (Göz III, 27. Kemptener Ausgabe I, 1082), im Hans Unfleiß (Kemptener Ausgabe I, 1083 f.), im Faul Lenz, dem Hauptmann des großen faulen Haufens (ebendaſelbſt I, 1071 ff.), die Eigenſchaften dargeſtellt, welche ſich ſchon in den Namen ausſprechen. Der Baldanderſt (ebendaſelbſt I, 1080 ff.)

vergegenwärtigt in ſeiner Perſon die Unbeſtändigkeit aller irdiſchen Dinge. [1]

Beliebt iſt noch im 16ten Jahrhundert für die Betrachtung des irdiſchen Treibens eine Form der Einkleidung, die ſchon im 14ten Jahrhundert ſehr in Aufnahme kam. Der Dichter verliert ſich in einer einſamen Wildnis und begegnet hier allegoriſchen oder fabelhaften Perſonen, mit oder von denen die Sitten und Zuſtände ſeiner Zeit beſprochen werden. In dieſer Form fanden wir im erſten Abſchnitt eine Rede des Grafen von Montfort, dann die Mörin Hermanns von Sachſenheim gedichtet, beide aus dem 15ten Jahrhundert [2]. Im nächſtfolgenden wird ſie beſonders von Hans Sachs ſehr häufig angewandt. Unter ſeinen derartigen Gedichten zeichnet ſich durch poetiſche Farbe aus:

Ein geſpräch der vier element mit fraw Warhait [3] (Kemptener Ausgabe I, 512 ff.).

Unter vielen andern Gedichten des Hans Sachs, welche ähnliche Anlage haben, nenne ich noch:

Des verjagten frids klagred uber alle ſtend der welt (Göz I, 65 ff.).

In den Trümmern eines zerſtörten Heidenſchloſſes trifft der Dichter die aus der Welt vertriebene Frau Pax:

Von ölbaumblettern war ir kranz,
Sie aber ſaß betrübet ganz,
Jr haubet in die hend geneiget,
Weinend ganz troſtlos ſich erzeiget.
Bei ir ſach ich auf grünen waſen
Ein ganz ſchneweißes lemblein graſen.

Auf ſein Befragen erhebt ſie ihre Klage über den Blutdurſt der Fürſten, Lehrſpaltung der Geiſtlichkeit, Kampf und Hader bei allen Ständen, wodurch ſie genöthigt worden, in dieſe Öde zu entfliehen.

Sonſt mag hier noch folgendes Büchlein angeführt werden:

Geſprech des herren Chriſti mit S. Petro von der welt lauf und irem verkerten böſen weſen. Sampt einem ſchönen ſpruch von etlichen ſtenden der welt, beſchrieben durch Conrad Haſen. (Vignette: Chriſtus und Petrus, am Schluß: „Gedruckt zu Nürnberg, durch Nikolaum Knorrn", s. a. 3 Bogen,

[1] [Vergl. Kellers Simpliciſſimus II, S. 874. 879. H.]

[2] [Vergl. oben S. 214 ff. 219 ff. H.]

[3] Dasſelbe proſaiſch in Paulis Schimpf und Ernſt 1535, Bl. 2 b.

klein 8°. Auf der Stuttgarter Bibliothek. Beide auf dem Titel genannte Stücke, ohne Angabe woher, auch in: Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg (1810) 1824, S. 108 ff. 141 ff.) Das Büchlein enthält aber auch noch eine kleine Erzählung „St. Peter mit der Ziege", dessen der Titel nicht erwähnt.

In dem Spruche von etlichen Ständen der Welt geht Cunz Has, wie sich der Verfasser am Schlusse nennt, zu der Zeit der Haberernte, wo die Krebse am besten sein sollen, zu einem Wasser, um solche zu fangen. Als er nach ihnen herumgreift, faßt ihn plötzlich etwas an der Hand und zieht ihn in die Tiefe. Es ist ein Wasserweib, die ihn zu einem schönen Palast unter dem Wasser bringt, worin drei alte Männer sitzen und von ihm erfahren wollen, wie es jetzt draußen in den Landen stehe. Der Gast stimmt nun sein Klaglied an: über den darniederliegenden Handel bei großem Geldmangel, über das Verschwinden aller guten Münze, über das sittenlose Leben aller Stände, über die Bestechlichkeit der Richter und Anwälte zum Nachtheil der Armen. Die Wassermänner belehren ihn über die Gründe des Übels; die Abnahme des Verkehrs z. B. rühre daher, daß je Einer dem Andern in seinen Stand falle, der Bauer dem Handwerker, dieser dem Kaufmann. Mit guten Rathschlägen wird Cunz Has in die Oberwelt entlassen, wohin ihn das Wasserweib zurückbringt.

Lebhafter und ausgeführter sind die Sittenschilderungen in dem größern Stücke, dem Gespräch des Herrn mit Petrus. Letzterer erbittet sich die Gunst, wieder einmal auf kurze Zeit die Erde besuchen zu dürfen, um zu sehen, wie es jetzt mit ihr bestellt sei. Aber noch vor Ablauf seines Urlaubs kommt er wieder zu dem Herrn, so wenig hat es ihm drunten gefallen. Über die Verderbnis in allen Ständen erstattet er einen so nachtheiligen Bericht, daß der Herr nicht umhin kann, endlich ein Strafgericht zu verhängen.

In diesem Berichte werden besonders die Sitten der untern Stände in sehr ungünstigem Lichte dargestellt; z. B. vom Besuch der Kirchen:

Erstlich fiel mir in meinen sinn,
Wo ich eine kirche fünde,
Ob auch noch darinne stünde
Dein göttlich wort und heilsam lehr;
Ob es auch noch verhanden wer,

Dein göttlich wort, das du ihn haſt gelaßen.
Indem kam ich eben zu maßen,
Daß man hub zu predigen an.
In der kirchen warn kaum funfzig man,
Welches mich gar ſehr verwundert,
Aber auf dem kirchhoff warn ihr bei zweihundert u. ſ. w.

Vom Übermuth der Bauern:

Auch thut ſich itzt der bawrsman befleißen
Auf großen pracht, gleicht ſich eim edelman,
Der richtet erſt alles unglück an
Mit ſeinem gut und ſeinem gelt u. ſ. w.

Beſchreibung einer Spinnſtube:

Man findt wenig frommer megd und knecht,
Denn ich habs geſehen, was da iſt ihr ſinn,
Eins mals ich dazu kommen bin;
Denn ich hatte mich gar verſpet,
Im ganzen dorf ich kein herberg het:
Da kam ich in ein rockenſtuben u. ſ. w.

Dieſe Gemälde im niederländiſchen Stil erſtrecken ſich bis zum Leben der Bettler herab:

Ach herr, der arme man auf erd
Der iſt ſo ganz und gar veracht,
Ein ieder nur der armen lacht,
Es erbarmet ſich niemand der armen noth u. ſ. w.

Dieſer Bettlerzunft werden nun unmittelbar die Landsknechte angereiht, von denen zuvor ſchon eine, der des Hans Sachs ähnliche Beſchreibung gegeben war:

Weiter weiß ich noch ein orden,
Der iſt auch hoch im betlen worden:
Das ſind landsknecht, die zihen auf der gart.
Die plagen auch den bawrsman hart,
Dieſelben bitten nichts in demuts geſtalt,
Sonder fordern das mit gewalt u. ſ. w.

Von der Perſon des Verfaſſers dieſer Reimſprüche, Cunz Has, iſt mir nichts Näheres bekannt. Sie ſind (vergleich die im Geſpräch zweimal vorkommende Erwähnung des Grobianus, welcher zuerſt 1549 und

in deutſcher Überſetzung 1551 erſchienen, Flögel III, 309 f. [1]) in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gedichtet. Fiſcharts Jeſuiterhütlein, deſſen erſte Ausgabe vor 1579 fällt, ſcheint dem Verfaſſer bekannt geweſen zu ſein, wenn er den Petrus ſagen läßt:

Es ſind mancherlei glauben im land,
Papiſten, Widerteufer, Jheſuzwiter genant u. ſ. w.

Hiernach war er ohne Zweifel ein Lutheraner. Daß er zum Gewerbſtande gehört, möchte man aus den Äußerungen ſchließen, welche dieſen betreffen. Am Schluſſe des Spruches von etlichen Ständen bemerkt er:

Nun ſolt ich ſagen von juriſten,
Die das recht zu unrecht machen,
So bin ich mit denſelben ſachen
In der kunſt ein wenig zu ſchlecht u. ſ. w.

Gleichwohl ſpricht Petrus ſtark genug:

Ich gleich das weltlich recht eim web der ſpinn,
Große hummlen reißen durch, mucken bleiben drin. [2]

Dieſe zuletzt erwähnten Gedichte von Hans Sachs und Cunz Has, welche, wenn gleich von geringerem Umfang, doch eine ziemlich allgemeine Cenſur ausüben, machen uns den Übergang zu den größern Lehr- und Strafgedichten, von welchen jetzt Nachricht zu geben iſt. Erwägt man übrigens, wie Hans Sachs in den vielen einzelnen Lehr- und Sittenſprüchen, von denen wir nur einige charakteriſtiſche Beiſpiele gegeben, ſich über die manigfaltigſten Lebensverhältniſſe verbreitet hat, ſo kann auch ihm eine umfaſſendere Weltbetrachtung nicht abgeſprochen werden. Überall aber geht ſie aus vom Standpuncte des häuslich-bürgerlichen Lebens, den wir, im Abſchnitt vom Meiſtergeſang, als die Grundlage ſeines geſammten Dichtens bezeichnet haben. [3]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 366. H.]

[2] Vergl. Narrenſchiff O, 4 b [in Zarnckes Ausgabe S. 80 b. H.]:

Man henkt die kleinen dieb allein;
Ein brem nit in dem ſpinnwep klebt,
Die kleinen mücklin es behebt.

[3] [Vergl. oben S. 342. 351. H.]

3. Größere Lehr- und Strafgedichte.

Zwei Schriftſteller vom Schluſſe des 15ten und dem erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts ſind hier hauptſächlich zu würdigen, Sebaſtian Brand und Thomas Murner.

a. Sebaſtian Brand.

In biographiſcher und litterariſcher Beziehung iſt vorzüglich zu bemerken:

Einige Nachrichten über Sebaſtian Brands Lebensumſtände und Schriften (mit dem Bildnis Brands), in A. W. Strobels Beiträgen zur deutſchen Litteratur und Litterärgeſchichte, Straßburg 1827, S. 1 ff. [Man vergleiche nun namentlich die Einleitung zu: Sebaſtian Brants Narrenſchiff, herausgegeben von F. Zarncke, Leipzig 1854. 8. Gödeke, Grundriß S. 141—143. H.]

Sebaſtian Brand war im Jahre 1458 zu Straßburg geboren. Als 17jähriger Jüngling bezog er die Hochſchule zu Baſel, wo er ſich zuerſt dem Studium der alten Sprachen und der ſogenannten freien Künſte widmete, dann die Rechtsgelehrſamkeit zu ſeinem Beruf erwählte, in der er Doctor wurde. Ebendaſelbſt blieb er als akademiſcher Lehrer im humaniſtiſchen und im juriſtiſchen Fache bis zum Jahre 1500. Am Anfang des Jahres 1501 erhielt er in ſeiner Vaterſtadt Straßburg die erledigte Stelle eines Syndicus und Advocaten. In der Folge wurde er zum Stadtſchreiber ernannt, welches Amt er bis zu ſeinem Tode bekleidete.

Neben dem, was er für die Dichtkunſt geleiſtet, machte er ſich durch verſchiedene Werke juriſtiſchen Inhalts verdient. Mit vielen ausgezeichneten Gelehrten ſtand er in Verkehr, war Mitglied litterariſcher Geſellſchaften und genoß die Gunſt des Kaiſers Maximilian, der ihn zum Pfalzgrafen machte und ihm litterariſche Aufträge gab. Er ſtarb den 10 Mai 1521.

Wenn man die Reihe ſeiner von Strobel a. a. O. S. 17 ff. verzeichneten Schriften durchgeht, ſo bemerkt man, ſoweit ſolche dem Gebiete der deutſchen Dichtkunſt angehören, eine vorherrſchende Neigung zum Spruchgedichte. Zwei hievor erwähnte Werke dieſer Art, den Freidank aus der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und den Renner von 1300, bearbeitete er für ſeine Zeitgenoſſen. Der erſtere erſchien in dieſer Geſtalt zuerſt Straßburg 1508, der letztere erſt geraume Zeit

nach ſeinem Tode, Frankfurt 1549 (von der Hagen, Grundriß S. 394. Strobel S. VII). Für die Jugend überſetzte er die Diſtichen des Cato, den Facetus u. ſ. w. („Facetus in latin, durch Sebaſtianum Brant getütſchet", 1499. Olpe, Baſel). Dieſes letztgenannte Büchlein, auch „Liber Faceti, docens mores juvenum" betitelt, beſteht aus einer Reihe von Sittenſprüchen in je zwei ſich auf einander reimenden Hexametern, welche Brand, auch zum Beſten ſeines eigenen Sohnes, in deutſche Reime gebracht hat:

Proque meo exposui carmina filiolo.

Auch ſonſt ſchrieb er manche einzelne Sprüche nieder; neunundvierzig ſolche hat Strobel in der angeführten Schrift S. 37 ff. (vergleich S. V f.) aus einer alten Handſchrift mitgetheilt, welche den Titel führt:

Was volgt, das hab ich Carl Dachtler aus einzigen [1] zedeln abcopieret, ſo weiland herr D. Sebaſtian Branden, geweſenen der ſtatt Straßburg ſtattſchreibers, eigne hand ſeind. Und wie er jedes mals zu ſelbiger weis geſchrieben, alſo hab ichs auch, prout in manus venerunt, abgeſchrieben.

Unter dieſen kleinen Stücken ſind einige nach den Sprüchen Salomonis, nach Ausſprüchen des Demokritus, nach Catull, nach Meiſter Muſcatblut (Nr. 36. 43) aufgezeichnet. Von den, wie es ſcheint, nicht entlehnten einige zur Probe:

Nr. 1 Nit laß vom glauben dich abfüren,
Ob man davon will diſputieren,
Sonder glaub ſchlecht einfeltiglich,
Wie die heilig kirch thut lehren dich!
Nimb dich der ſcharpfen lehr nit an,
Die dein vernunft nit mag verſtahn!
Das ſchäfflin ſchwembt oft uß an ſtad,
Da der helfant ertrinkt mit ſchad.
Niemands nachfragen ſoll zu gnow
Dem glauben und ſeiner ehefraw,
Daß es zuletſt ihn nit geraw.

Nr. 7 Ein waßerſpinn iſt alſo leicht,
Sie gat uff waßer, tief und ſeicht,
Mit ſechs füßen und tritt nit drein:
Doch kan ihr kein wol leichter ſein,

[1] einzelnen, Schmeller 1, 66.

Dann frauen glaub iſt und ihr trew;
Wer da uff baut, hüt ſich vor rew!

Nr. 27 Mancher begert, daß ihm werd geben
Von gott lang jahr und zeit zu leben:
So wünſch ich gotts barmherzigkeit,
Daß mir dieſelb nit werd verſeit,
So leb ich bei gott in ewigkeit,
Werden mein leſzen in allzeit loben
Mit ſeinen außerwelten da oben.

Auch ein politiſches:

Nr. 2 O han, du ſuchſt anſchlag und liſt,
Wie du kompſt uff den tütſchen miſt u. ſ. w.

Damals war Straßburg, wo Brand lebte, noch deutſches Land.

Die aufgezählten Arbeiten erſcheinen nur als Vor- und Nebenſtudien zu dem Hauptwerke, in welchem Sebaſtian Brand den ganzen Schatz ſeiner Weltbeobachtung und Spruchweisheit niederlegte. Es iſt dieſes das in ſeiner Zeit und noch lange nachher vielberühmte und beliebte „Narrenſchiff", das zuerſt 1494 im Druck erſchien.

Strobel bemerkt a. a. O. S. 17, daß von den vielen Ausgaben des Narrenſchiffes, die von 1494 bis zum letzten Drucke 1625 veranſtaltet wurden, nur etwa die Hälfte den echten von Brand herſtammenden Text enthalte, die andern aber mehr oder weniger durch Veränderungen, Zuſätze oder Auslaſſungen entſtellt oder verſtümmelt ſeien. Er zählt dieſelben nach dieſer Eintheilung auf; zwei der unechten (Straßburg 1545 und 1549, letztere auf hieſiger Univerſitätsbibliothek) haben den Titel „Narrenſpiegel".

Die Ausgabe, welche von mir benützt wird, Augsburg 1498. 4. (Stuttgarter Bibliothek), iſt zwar bei Strobel unter den unechten aufgeführt. Es ſcheint mir jedoch, daß eher drei Abtheilungen zu machen ſeien: der urſprüngliche Text, die von Sebaſtian Brand ſelbſt veränderten Ausgaben und die von fremder Hand herrührenden Bearbeitungen, welche als die unechten Ausgaben zu bezeichnen wären. Zu der zweiten Claſſe, in welcher der Verfaſſer ſelbſt an ſeinem Werke fortgearbeitet hat, wird die Augsburger Ausgabe von 1498 zu rechnen ſein. Sie iſt, nach der Schlußbemerkung, nach einem Straßburgiſchen Exemplar von 1494 gedruckt und die Worte „mit merer erlengerung und

ſcheinbarlicher erklerung durch Sebaſtianum Brant" mögen ſchon dort geſtanden ſein. Im Gedichte ſelbſt heißt es:

J, 1a Mit diſen narrn hab ich vil tag
Vertriben, ee ichs hab gedicht.
Noch ſind ſi nit recht zuogericht,
Wiewol diß iſt der ander truck,
Darinn ich doch vil nemlich ſtuck
Von gſchrift hiſtorien in hab gfiert,
Ein wenig baß die narrn hab grürt.
Ich het bedürft noch lenger tag,
Kein guot werk eil erleiden mag.

Ein Auszug aus dem Narrenſchiff, nach der Ausgabe Augsburg 1495, in Eſchenburgs Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt S. 297 ff.

Dieſes größere Gedicht beleuchtet in 114 Abſchnitten eine lange Reihe menſchlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, denn auch das Böſe wird unter den Geſichtspunct der Narrheit geſtellt. Jeder Abſchnitt ſpiegelt ſeinen beſondern Narren ab und auf den überall beigegebenen Holzſchnitten ſind die Leute mit der Schellenkappe meiſt in treffenden, ſatiriſch-ſinnbildlichen Situationen dargeſtellt. Unter dieſen Abſchnitten findet kein geordneter Zuſammenhang ſtatt; das Ganze iſt durchaus kein ſyſtematiſches. Zwar heißt es im Eingang:

A, 3b Hie findt man der welt ganzen lauf.

Brand hat auch ſein Mögliches gethan, alle Arten von Thorheit einzuſammeln, die er in der eigenen Zeit und in ältern Geſchichten auffinden konnte. Aber wer wollte die Fülle menſchlicher Verkehrtheiten zu erſchöpfen meinen? es iſt die unendliche Mannigfaltigkeit der krummen Linien. Auch die Allegorie des Schiffes, wovon das Buch ſeinen Namen hat, iſt nicht pedantiſch durchgeführt. Es liegt wohl die Vorſtellung zu Grunde, daß der Dichter alle ſeine Narren auf ein Schiff lade, das nach unſichrem Ziele umherfährt. Er ſagt am Anfang:

Des hab ich gedacht zuo diſer friſt,
Wie ich der narren ſchiff aufriſt u. ſ. w.

Einmal wird das Narrenſchiff zu einem Frankfurter Schiffe, das mit Kaufleuten und Gewerbsleuten aller Art daherfährt, deren Treiben dann durchgenommen wird. Oft erſcheint es nur in flüchtigen Andeutungen im Hintergrund; oft verſchwindet es ganz aus dem Geſichtskreis

und wir finden die Narren auf dem feſten Lande anſäßig. Aber gerade dieſe ungezwungene Behandlung ſichert vor dem Ermüdenden, das mit der beharrlichen Durchführung des gleichen Bildes verbunden wäre.

Die einzelnen Abſchnitte bleiben auch nicht immer ſtreng bei Einem Thema. Es wird gern auf näher oder ferner Verwandtes übergeſprungen und doch oft am Ende wieder überraſchend eingelenkt und zuſammengefaßt. Lehre, Tadel, Spott, Sittenſchilderung, Erzählung von Beiſpielen, die mit gelehrter Beleſenheit beſonders aus den bibliſchen Schriften, aus griechiſchen und römiſchen Autoren beigebracht werden, wechſeln manigfach ab; ein Grundzug geht gleichwohl durch das Ganze in dem Aphoriſtiſchen und Sprungartigen der Gedankenfolge, in der Raſchheit und Gedrängtheit der Darſtellung und des Ausdrucks. Offenbar iſt dieſe ganze Weiſe aus der bereits nachgewieſenen Vorliebe des Dichters für das Spruchartige hervorgegangen. Er führt ſein jedesmaliges Thema nicht in ruhigen Erörterungen aus, ſondern in einer Kette von Sprüchen, deren ſich je einer aus dem andern erzeugt, und dieſe raſche Kürze bemächtigt ſich auch der erzählenden und ſchildernden Partieen. In einigen der von Dachtler aus einzelnen Zetteln zuſammengeleſenen Sprüche ſcheinen die Keime zu ganzen Abſchnitten des Narrenſchiffes zu liegen (Nr. 1. 6. 8).

Sowie das Gedicht ſelbſt keine abgemeſſene Ordnung einhält, ſo werde ich auch die Proben, die ich daraus mittheile, ohne künſtliche Verbindung hervorheben.

Von geitigkeit.

A, 7b f. (Wer in das gelt) ſetzt freüd und wunn,
Der ſicht gold lieber, dann die ſunn u. ſ. w.

Der alt narr.

Mein narrheit laßt mich nit ſein greis,
Ich bin vaſt alt, doch ganz unweis u. ſ. w.

Von braſſern.

D, 2b Der wein der macht gar manchen ſingen,
Dem nötter thet, daß er vaſt weint.
Ein ieder trunkner menſch der meint,
All welt hab gnuog, wann er ſei vol u. ſ. w.

Dienſt zweier herren.

D, 4b f. Der iſt ein narr, der underſtat,
Der welt zu dienen und auch got,

Dann wo zwen herren hand ein knecht,
Der mag nit beiden dienen recht u. ſ. w.

Unter den von Strobel bekannt gemachten Sprüchen Sebaſtian Brands lautet einer:

Nr. 8 Wer aller welt ſorg tragen will,
Dem würd der arbeit oft zu vil;
Wer aller welt ſorg tragen muß,
Dem würd plag, angſt und not zu buß.

Dies iſt weiter ausgeführt im Abſchnitt des Narrenſchiffes „Von zu vil ſorg“ (E, 3 f.). Der Holzſchnitt zeigt einen Mann mit der Schellenkappe, der den Erdball mit Bergen, Wäldern, Strömen, Städten auf dem Rücken trägt und unter der Laſt zuſammenſinkt. Die Reimſprüche ſagen unter Andrem:

Wer aller welt ſorg auf ſich ladt,
Der ſorgt umb das im nit zuoſtat u. ſ. w.

Groß römen.

N, 4 b f. Der will all welt des überreden,
Er ſei zuo Norwegen und Schweden,
Zuo Alkeir gſein und zuo Granat
Und do der pfeffer wechſt und ſtat,
Der doch nie kam ſo verr hinauß,
Het ſein mnoter daheim zuo haus
Ein pfannkuoch oder würſt gebachen,
Er hets geſchmeckt und hören krachen.

Nit fürſehen den tod.

O, 6 f. Wir werden betrogen, lieben freünd,
All die auf erden leben ſeind,
Daß wir fürſehen nit bei zeit
Den tod, der unſer doch ſchont nitt u. ſ. w.

Die bisher ausgezogenen Stellen halten ſich mehr im Allgemeinen. Allein auch auf die beſondern Zuſtände ſeiner Zeit, auf das verkehrte Weſen der einzelnen Stände geht der Dichter ein.

So macht er ſich im Abſchnitt „Unnütze bücher“ über die Scheingelehrten luſtig. Er läßt einen ſolchen ſprechen:

A, 4 b f. Von büchern hab ich großen hort,
Verſtand darin gar wenig wort

Und halt ſi dannocht in den eren,
Daß ich in will die fleugen weren u. ſ. w.

(Der Holzſchnitt zeigt den Büchernarren mit dem Fliegenwedel.)

Dann ich gar wenig kan latein,
Ich weiß, daß vinum heißet wein,
Cuculus ein gouch, stultus ein tor
Und daß ich heiß domine doctor u. ſ. w.

Von ſich ſelbſt fügt der Satiriker bei:

Ich ſelber ſolt auch doctor ſein
Und brauchen faſt die bücher mein u. ſ. w.

Der Abſchnitt „Von neüen fünden“ ſchildert die Stutzer vom Schluſſe des 15ten Jahrhunderts:

Ein er was ettwann tragen bert,
Daz was gar manlich, ſchon und wert,
Do wurden man auch billich geert.
Jez hand die weibiſchen geüch gelert
Und ſchaben all tag ir zwilkbacken u. ſ. w.

Die Studenten werden abgehandelt im Abſchnitt „Unnütz ſtudieren.“

E, 6 b Studentenkapp will ſchellen han u. ſ. w.

Zu dieſen Schellen wird hauptſächlich die Scholaſtik gerechnet.

Gewerb- und Handwerksleute werden in dem ſchon erwähnten Abſchnitt vom Frankfurter Geſellenſchiff vorgenommen (H, 6 c ff.), die Bauern in dem Abſchnitt „Beüriſch aufgang“ (O, 3 b f.). Ein andrer handelt „Von bettlern“; auch bei Cunz Has, der überhaupt das Narrenſchiff vor Augen gehabt zu haben ſcheint, fanden wir dieſer Claſſe eine beſondre Darſtellung gewidmet[1]. Was die höheren Stände betrifft, ſo heißt es im Abſchnitt „Groß römen“ unter Andrem:

Vil ſtellen iez nach edlen wappen,
Wie ſi füren vil löwendappen,
Ein krönten helm und guldin feld,
Die ſeind des adels von Benfeld;
Ein teil ſeind edel von den frawen,
Des vater ſaß in Ruoprechtsawen u. ſ. w.

Wer noch guot ſitt, er, tugent kan,
Den halt ich für ein edel man,

[1] [Vergl. oben S. 532. H.]

Aber wer hat kein tugent nit,
Kein zucht, ſcham, ere, noch guot ſitt,
Den halt ich alles adels ler,
Ob joch ein fürſt ſein vater wär;
Adel allein bei tugent ſtat,
Auß tugent aller adel gat u. ſ. w.

Die Fürſten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulaſſen und ſich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe gegen die Türken zu ſtellen. Auch dieſen hohen Herren ruft er zu:

Und wer nit an mein wort gedenk,
Die narrenkappen ich im ſchenk (O, 3. 4).

Beſonders aber kommen uns noch die Äußerungen über den geiſtlichen Stand in Erwägung. Bei keinem bedeutendern Schriftſteller dieſer Periode kann unbeachtet bleiben, in welchem Verhältnis er zur Reformation ſtehe. Sebaſtian Brand war ſchon faſt 60 Jahre alt, als Luther ſeine Theſen anſchlug. Er ſtarb 1521, als die Reformation ſich auszubreiten anfieng. Sein Narrenſchiff war zuerſt 1494 erſchienen, lange bevor man von Luthern Kunde hatte. Seine geiſtigen Beſtrebungen fallen alſo in die der Reformation unmittelbar vorhergehende Zeit. Dieſem Standpuncte gemäß, hängt er am Glauben der noch ungetrennten Kirche. Er räth in dem früher vorgetragenen Spruche, ſchlicht einfältiglich zu glauben, was die heilige Kirche lehre, dem Glauben, wie der Ehefrau, nicht allzu genau nachzufragen. Er polemiſiert nicht gegen den Pabſt, gegen die Römlinge, gegen den Ablaßhandel, der auch erſt ſpäter in der unerhörten Weiſe getrieben wurde, welche Luthern zunächſt aufreizte. Aber freimüthig rügte er die kirchlichen Misbräuche und Verderbniſſe, die ſich ſeiner eigenen Beobachtung darboten. Je mehr dieſe Misbräuche ſich ſteigerten und zugleich laut wurden, um ſo kräftiger wuchs nachher der Widerſtand und die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung heran. Der Verfaſſer des Narrenſchiffs erklärt ſich noch offen gegen die Ketzerſchule zu Prag (O, 2 c), aber er ahnt bereits die Gefahr, die Sanct Peters Schiffe droht:

R, 1 b Sanct Peters ſchiflin iſt im ſchwank,
Ich ſorg gar vaſt den undergank,
Die wellen ſchlagen all ſeit drau,
Es wirt vil ſturm und plage han.

Das ſchon angeführte Capitel von neuen Fünden läßt auch die Modethorheiten der Geiſtlichen in Kleidung und Haltung nicht ungeſcholten:

A, 8 d f. Man ſech iez pfaſen, münch, prelaten,
Wie ſi in ſeltſen kleidern watten u. ſ. w.

Der Abſchnitt „Narrecht anſchleg“ (B, 6 d f.) rügt die übertriebene Bauluſt der Geiſtlichen, ebenſo wird in den Capiteln „Von tanzen“ (L, 2 a) und „Von braſſern“ (D, 2 c) dieſes Standes gedacht.

Das Capitel „Von bettlern“ berührt auch die Bettelmönche und den Reliquienhandel (L, 2 d).

Ein beſondrer Abſchnitt handelt vom „Geiſtlich werden“ (N, 2 b).

Nicht beſſer, als hier den Baurenſöhnen, geht es im Abſchnitt „Kirchen uneren“ den Domherren von adlicher Geburt (H, 3 c).

Über Simonie, Häufung der Pfründen, und andre Übelſtände wird gleichfalls Klage geführt.

In ſtarken Zügen ſpricht Brands Satire überall, wie es in ſeiner Zeit durchaus gebräuchlich war. Er giebt ſich aber auch ſelbſt Rechenſchaft darüber, im Capitel „Wahrheit verſtweigen“ (R, 2 c).

Dieſe unwandelbare Wahrheitsliebe macht ſich auch im ganzen Buche fühlbar. Sie ſtammt aus derſelben Quelle, die dem Gedicht überhaupt eine höhere Geltung giebt. In allen den Irrfahrten des Narrenſchiffes verliert doch der Dichter ſelbſt niemals den Blick zu den Geſtirnen. Sein religiöſer Sinn bricht oft überraſchend hervor; während er ſtraft, ſucht er zugleich zu erheben. Er iſt beſcheiden genug, ſich ſelbſt nicht vom Anhauche der Thorheit frei zu wähnen. Am Schluſſe des Buches ſagt er:

Wer will, der leſ' diß narrenbuoch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der ſchuoch.
Darumb, ob man wolt ſchelten mich
Und ſprechen: „Arzt, heil ſelber dich!
Dann du auch biſt in unſer rot“,
Ich kenn das und verjech es got,
Daß ich vil torheit hab gethan
Und noch im narrenküttel gan.
Wie vaſt ich an der kappen ſchitt,
Will ſie mich doch ganz laſſen nit.
Doch hab ich fleiß und ernſt ankert,
Damit, als du ſichſt, han gelert,

Daß ich iez kenn der narren vil,
Wie wol ich auch bin in dem ſpil,
Hab muot doch weiter, ob got will,
Mit witz mich beſſer mit der zeit,
Ob mir ſo vil got gnaden geit.

Das Narrenſchiff wurde, theils noch vor dem Schluſſe des 15ten, theils im Laufe des 16ten Jahrhunderts ins Niederdeutſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche, Lateiniſche und einige dieſer Sprachen mehrfach übertragen.

Geiler von Kaiſersberg, ein Freund Sebaſtian Brands, geſtorben 1510 zu Straßburg, ein berühmter Prediger, hielt 110 Predigten über das Narrenſchiff, die gewöhnlich lateiniſch entworfen und deutſch vorgetragen wurden. Lateiniſch ſind ſie herausgegeben Straßburg 1510 (auf hieſiger Univerſitätsbibliothek); verdeutſcht von Joh. Pauli, daſelbſt 1520 (Koberſtein S. 108 [vierte Ausgabe Seite 454, Anmerkung 7. Gödeke, Grundriß S. 149—151. H.]. Wachler I, 154).

b. Thomas Murner.

Von ihm, als heftigem Polemiker gegen die Reformation, und von ſeinen dahin gehörenden Schriften war ſchon im fünften Abſchnitt die Rede.[1] Bedeutender für die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt ſind ſeine größern und allgemeinern ſatiriſchen Gedichte, von welchen hier zu handeln iſt.

Im Jahr 1475 wurde er bei Straßburg geboren. Sein Lehrer war Jacob Locher, der Brands Narrenſchiff in lateiniſche Verſe überſetzt hat. 1499 war er ſchon Franciscaner und wurde zu Paris Magiſter. Um dieſe Zeit war er auch unter den Lehrern der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau. Kaiſer Maximilian I krönte ihn zu Worms als Poeten. Zu Cracau, wo er auch lehrte, wurde er Baccalaureus der Theologie. Als Doctor dieſer Wiſſenſchaft erſcheint er 1509. Zu Frankfurt am Main predigte er 1512 über ſeine Satiren; auch zu Freiburg ſcheint er ſolche Predigten gehalten zu haben. Im Jahr 1515 las er zu Trier über ſein Chartiludium institutionum juris. Auch zu Straßburg las er 1520 juriſtiſche Collegien. Nicht lange

[1] [Vergl. oben S. 493—495. H.]

hernach war er in England bei dem Könige Heinrich VIII, der ihn als Gegner Luthers zu ſich berufen hatte. Seine Rückreiſe aus England erfolgte 1523. Nachher, 1526, war er Pfarrer und Profeſſor der Theologie zu Lucern und wohnte in demſelben Jahre der Religionsdiſputation zu Baden an, wodurch er ſich den Spott des im vorigen Abſchnitt angeführten Liedes über dieſen Theologenkampf zuzog [1]. Wegen ſeiner Schmähſchriften wider die proteſtantiſchen Cantone muſte er, auf die Klage von Zürich und Bern, 1529 die Schweiz verlaſſen. Das Jahr ſeines Todes iſt ungewiſs, doch muß er vor 1537 geſtorben ſein. Sein unruhiger Geiſt hatte ihm auch ein unruhvolles Leben bereitet; überall hatte er ſich Gegner erweckt und ſo war auch nirgends ſeines Bleibens; ſeine theologiſche Streitluſt machte ihn zum beliebten Stichblatt der proteſtantiſchen Polemiker.

Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur III, 186 ff. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775. Correſpondenz des D. Thomas Murner mit dem Magiſtrat der Stadt Straßburg von 1524 bis 1526 in den angeführten Beiträgen zur deutſchen Litteratur u. ſ. w. von Strobel S. 65 ff.

Murners größere ſatiriſche Gedichte ſind: die Narrenbeſchwörung, die Schelmenzunft und die Gäuchmatt.

1. Die Narrenbeſchwörung. Erſte ſichere Ausgabe Straßburg 1512 (Wackler I, 206). Später bearbeitet von G. Wickram, Straßburg 1556 u. ſ. w.

Dieſes Werk, welches man für das vorzüglichſte unter den dreien anſieht, habe ich mir nicht zu verſchaffen gewuſt und kann daher nur nach Flögel III, 190 f. und Bouterwek S. 439 ff. davon Kunde geben.

In demſelben ſoll eine Reihe von Narrenteufeln durch Exoreismus, wozu es einer derben Züchtigung der Beſeſſenen bedarf, aus Deutſchland zu den Welſchen vertrieben werden. Der Verfaſſer behauptet, das Recht, den Narren die Haut abzuziehen, vom Kaiſer ſelbſt erlangt zu haben:

Min fryheit ſag ich in voran,
Die ich von unſerm keiſer han
Erholet, Maximilian,
Der mirs zu Wurms uff einen tag
Erloubt, daß ich ſich ſchinden mag.

[1] [Vergl. oben S. 507. H.]

Sebaſtian Brand, der offenbar ſein Muſter iſt, ſoll gleichwohl hierin kein Monopol haben. Vergl. Narrenſchiff A, 3 c.

Unter meiſt ſprichwörtlichen Rubriken wird, ohne beſtimmte Ordnung, bald dieſe, bald jene Art der Unſittlichkeit und Narrheit gegeiſelt; und auch in dieſem loſen Verbande folgt Murner dem Beiſpiele Brands. Am härteſten rügt er, der nachmalige Eiferer gegen die Reformatoren, den Verfall der Kirchenzucht. Unter der Rubrik „Das rößlin machen loufen“ ſpricht er zu der Geiſtlichkeit:

Wir kaufent unſer glück und heil;
Sag mir! was iſt iez nit feil?
Tugent, ere und erberkeit
Verköuft uns als die geiſtlicheit.
Rü und leid umb unſer ſünd,
Das ſelbig als man köuflich findt,
Gnad und ere, ouch iren gunſt,
Das ſi entpfangen hond umbſunſt
Von Chriſto Jheſu in ſim leben,
Daß ſies umbſunſt ſoln widergeben.

2. Die Schelmenzunft. Die älteſte Ausgabe ſoll von 1512 ſein. Die von mir gebrauchte, s. l. et a., hat den Titel:

Die alt und new ſchelmenzunft. Ein ſchöne ſatira, das iſt ſtraffbüchlein viler hand laſter, die allenthalben in der welt uberhand genummen. Erwann durch D. Thomas Murnar zu Frankfurt am Mein gepredigt, iederman zuor leer und niemans zuor ſchmach, iezunt wider von uewem verleſen und gebeſſert nach der izigen welt lauf. (Mit Holzſchnitten und Leiſten. 4°. Stuttgarter Bibliothek.)

Nicht bloß der Titel, ſondern auch die Art, wie Murners als einer dritten Perſon im Buche ſelbſt gedacht wird (A, 3a. A, 3b. 4b f.), und die am Schluſſe beigefügte „Entſchuldigung des newen ſchreibers“ (M, 3a) zeigen, daß dieſe Ausgabe eine von fremder Hand überarbeitete iſt. Der urſprüngliche Text der Schelmenzunft, welche von den Litteratoren, den Jahrzahlen der bekannten Drucke zufolge, gewöhnlich nach der Narrenbeſchwörung oder gleichzeitig mit ihr aufgeführt wird, iſt vielmehr vor dieſer entſtanden, wie aus Murners eigener Angabe im Eingang ſeiner dritten Satire, der Gäuchmatt, (B, 1b) ſich ergiebt:

Ich ſtrafft ſi vormals mit vernunft
Und ſetzt ſi in der ſchelmen zunft,

Noch deten ſi uff ſchand verharren,
Biß ich beſchwuor die ſelben narren.
Wo ich ein narren ußhar beſchwuor,
An ſtat ein legion in fuor u. ſ. w.

Die Schelmenzunft iſt, wie ſchon ihr Name beſagt, mehr die Schelmen, den Lug und Trug der Menſchen, als ihre Thorheit, zu züchtigen beſtimmt. Sie iſt in Geſprächsform abgefaßt. „Underredner", wie ſie genannt werden, ſind zunächſt „Podagricus, Schreiber, Tabellio". Der Podagriſt hat ſich zur Zeitkürzung viel neuer und ſeltſamer Bücher bringen laſſen, darunter Murners Schelmenzunft, von der alſo eine frühere Ausgabe vorausgeſetzt wird. Es ſcheint ihm, der Welt ſei darin zu viel gethan, und er beſchließt, durch Schreiben und Botſchaft zu erkunden, ob die Schelmen wirklich ſo ſeien, wie Murner ſie geſchildert. Der Tabellio wird als Bote ausgeſandt; bald iſt er wieder zurück und meldet, daß Murner der Sache nicht halb Genüge gethan. Er hat ſelbſt mehrere der Schelme mitgebracht, die nun auch redend auftreten. Der Schreiber nimmt das Protokoll darüber auf. Die Schelme werden unter folgenden, zum Theil auch ſprichwörtlichen Benennungen aufgeführt, je mit entſprechendem Holzſchnitt:

„Der blawen enten prediger"; [1] gegen die Geiſtlichen, die, um größerer Einnahme willen (durch das Opfer), auf der Kanzel, ſtatt vom Wort Gottes, von allerlei unnützen und läppiſchen Dingen reden.

„Der zungendreſcher"; dieſer ſagt von ſich ſelbſt:

Ich bins, der ſelbig dapfer man,
Der gſiglet brief durch reden kan.

Der Tabellio berichtet dazu unter Andrem:

Es iſt ein volk, das ſeind juriſten.
Wie ſeind mir daz ſo ſeltſen Chriſten!
Sie thunt das recht ſo ſpitzig bügen
Und künnents, wo man wil, hin fügen.
Codex, lodex, decretal u. ſ. w.

„Der weinrüfer"; [2] hierunter ſind diejenigen gemeint, die jedem etwas anheften möchten; „einem den Wein ausrufen" ſcheint ſprichwörtlich üble Nachrede bezeichnet zu haben.

[1] Vgl. Göz, H. Sachs III, 50: „Von plaben enten ſagt ſie her".
[2] Vgl. Narrenbuch S. 398.

„Der eiſenbeißer“; der ruhmredige Kriegsmann, wobei an den Thraſo des Terenz erinnert wird. Auch hier iſt ein Bild des mehr beſprochenen Landsknechts gegeben.

„Ströenbartflechter“; dieſer ſpricht:

Ich hör auch an der ſchelmen rott,
Daz ich kann thun ein gferbten ſpott
Und dir ein ſach fürhalten, do
Du ſchwürſt ein eid, ihm wer alſo;
Wenn du die ſach beſicheſt recht,
Ein ſtröern bart hab ich dir gflecht.

Er wird zum Zunftmeiſter der Schelmen ernannt und dieſe rufen alle zuſammen:

Ja, ja, er iſt der rechte mann,
Ders ſchelmwerk heimlich treiben kann.

Hierauf folgt der „Zerfleiſcher“, der die Leute, die er verrätheriſch auf die Schlachtbank giebt, mit der Zunge ums Leben bringt.

„Der kerbreder“:

Hie bin ich, ſeht mich frölich an!
Ich darf noch wol zuon ſchelmen ſtan,
Hab oft an ein kerbholz geredt, [1]
Da niemants kein bezalung thett.
Verheißen dunkt mich adlich ſein,
So leiſten gat in pauren ſchein u. ſ. w.

„Der ſchulſackfreſſer“, der ſein Erlerntes wieder aufzehrt.

„Rockverdiener“, der ſich durch Wohlthuerei einen grauen Rock verdient.

„Holhaffenreder“, die aus dem hohlen Hafen rufen, viel Geſchrei machen und nicht wiſſen, was ſie ſagen, beſonders die unwiſſenden, ihr Geſchäft gedankenlos treibenden Geiſtlichen.

„Der dreckrütler“, der alte, längſt vergeſſene Schande wieder aufrüttelt und damit neuen Streit verurſacht.

„Der orenmelker“, der den Leuten ſagt, was ſie gerne hören.

[1] An das Kerbholz reden, d. h. rechnen; des Schreibens Unkundige bezeichneten die Schuldigkeit, worüber ſie in Rechnung ſtanden, durch Einſchnitte, Kerbe, in Stäbe, Kerbhölzer, deren je der Gläubiger und der Schuldner eines hatte; die Einſchnitte in beiden muſten bei der Abrechnung auf einander paſſen. (Vgl. M, 4a: „Drumb laß ichs an ein kerbholz ſagen“.)

„Hippenbub“; [1] die eigentliche Bedeutung dieſes bei Murner öfters vorkommenden Worts weiß ich nicht anzugeben; die bildliche ergiebt das Gedicht:

Hippenbuoben iſt ein orden,
Wer darinn iſt meiſter worden,
Der kan ſchelten, wenn er wil,
Und wider loben nur zuo vil.

„Geltnemmer zuoruck“, d. h. der hinterrücks Geſchenke annimmt; dahin werden auch die Fürſten gerechnet, die das Recht verkaufen.

„Garnſpinner“; die Deutung iſt etwas gezwungen.

„Schmackebretlin“, der Schmarotzer.

„Leüsſetzer“, der Ungeziefer in den Pelz ſetzt, in dem es von ſelbſt ſchon wächſt:

(Podagricus.) Darumb ſo halt ichs für ein ſchand,
Daß mancher ſchelm das böſe zeigt,
So wir darzuo ſelbs ſeind geneigt u. ſ. w.

(Tabellio.) Mancher zindt iez ein fewrlin an,
Das on ſein zinden ſelber bran.
Die junge welt iſt ſo verkert;
Mich dunkt, wer ſie iez bosheit lert,
Der dreit das waſſer in den Rein u. ſ. w.

Die Gevatterinnen „Seltenfraid“ und „Seltenfrid“, zwei alte Läſterzungen, deren erſtere mit Verzaubern droht, worauf der Tabellio ihr die Nativität ſtellt.

„Zwiſchen ſtülen niderſitzen;“ dasſelbe, was Brand unter der Rubrik „Dienſt zweier herren“ im Narrenſchiff ausgeführt hat, womit Einiges wörtlich zuſammenſtimmt.

„Geber ſüßer wort, Süßwortgeber“; beſonders gegen Solche, die mit ſüßen Worten um ein altes Weib des Gelds halber werben.

„Grobian“ oder „Sauwkröner“, gegen bäuriſche Sitten; der Schreiber ſagt zu ihm:

[1] Schmeller II, 221: „holhippen u. ſ. w. Einen, ihn ſchmähen, läſtern. Der Hippenbueb (ä. Sp.), Spitzbube, Schlingel.“ (Zuletzt ſagt der Hippenbub: „Ich dennocht vil mer hippen hab, Bleib nach als vor ein hippenknab.“) Gargantua S. 141, oben. Göz, Hans Sachs II, 135. [Faſtnachtſpiele 373. 791. K.]

Gebſt mir von deiner grobkeit zol,
So mechtig ward kein herr am Rein,
Der mit mir legt gleich pfennig ein.

Auch das Narrenſchiff hat einen Abſchnitt „Grob narren“ (N, 1), worin das Schwein mit der Krone geht, hauptſächlich in Beziehung auf unflätige Reden beim Trinkgelage.

„Zungenſchleifer“, Schmeichelredner, Gegenſatz des Grobians.

„Naſſer knab“; unter dieſem Namen, der bei den Schriftſtellern des 16ten Jahrhunderts häufig vorkommt und dem Wortlaute nach einen durſtigen Bruder bezeichnet [1], ſind hier verſchiedene Arten von Schälken und Betrügern gemeint, insbeſondre ſolche,

Die vil verzern und wenig haben.

„Meusfenger“:

Wer meus wil fahen nach ſeim ſinn,
Der beſtreich die fallen doch vorhin!

Als ſolche Fallenſchmierer werden die Kaufleute namhaft gemacht, die, beſonders auf der Meſſe zu Frankfurt, ihre betrügeriſche Waare oben wohl zugerüſtet zeigen.

„Der waſſertrager“, der Mann, der Waſſer in den Brunnen trägt, d. h. die Schälke vergeblich mahnt und warnt, wird, ſeiner verlorenen Arbeit unerachtet, willkommen geheißen.

Der Mann mit dem Schnabel („ſchnebler man“),

(Tabellio.) Der mit ſeim maul erreichen kan
Den himmel und all ſternen dran u. ſ. w.

„Reifſtecker“, der den Wirthsreif der Schelmerei wenigſtens äußerlich aufſteckt. Man ſoll auch den böſen Schein meiden:

Wer wil han ein erbaren ſchein,
Der zieh den ſchelmenreif auch ein u. ſ. w.

Wer kein dieb mit werken iſt,
Der ſol nit brauchen diebſchen liſt.
Wer nit ſchenken wil den wein,
Der zieh ins teufels namen ein
Den reif! ſo ſiht man, was da briſt
Und daß kein wein da ſeile iſt u. ſ. w.

[1] Halliſche Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 55, S. 439 (Recenſion des glückhaften Schiffs).

„Der onnütz vogel“, der Wiedhopf, der ſein eigen Neſt beſudelt; dahin werden die gerechnet, die ihre eigenen Herren, Dienſtleute, Angehörige, beſchimpfen, beſonders aber die Geiſtlichen, die auf dem Predigſtuhl den Laien über andre Geiſtliche vorklagen.

„Schelmenbeichtvater“; dieſer beklagt ſich über das leichtfertige Beichten der Schelme, die nur ſchnell abgefertigt ſein wollen und bloß diejenigen Schelmſtücke angeben, worüber ſie ausdrücklich befragt werden:

Wilt du dich der klägte ſchamen,
So hüt dich vor den werken auch!
Mach kein ſewr! ſo meidſt den rauch.

Der Beichtvater erhält aber auch ſelbſt vom Podagriſten die Ermahnung, mit chriſtlichem Beiſpiel voranzugehen. Die Geiſtlichen ſollen ihr Leben nach der Schrift einrichten

Und nit alſo onnütz dichten
In menſchengſatzen und verbot,
Die uns gott nie befolen hot u. ſ. w.

„Bolzfiderer“, der Lügner, der von fremden Landen erzählt, dahin ſeinen Bolz befiedert, wo man ihn nicht ertappen kann:

Federlin hin, federlin her,
Ich kann wol ſagen frembde mer,
Je weiter ſag, ie mer erlogen;
Drum ſpann ich ſtets mein ſtelen bogen
Und ſchieß weit gar in frembde land,
So ich drein lieg, iſt mir kein ſchand;
Wer wil es ſo behend erfaren? u. ſ. w.

„Achſelutrager“, der auf beiden Achſeln trägt, ein „jaknecht“, der überall und nach allen Seiten ja ſagt. Er ſelbſt erzählt, wie er durch Jaſagen endlich vom Dienſte gekommen:

Ich dient meim herren lang zeit recht,
Biß da wir auf ein acker ſchlecht
Kamen und er ſprach: „Hie wer guot
Salz auffehen in ſichrer huot“;
Und ich verjatzet das behend,
Mainet, ich hett es wol erkent.
Von ſtund an mir da urlaub gab:
„Deins dienſtes ich itzt gnügen hab,

Was mir geſelt, behagt auch dir,
Das treibts die leng nu nit bei mir;
Es iſt nit als recht, was ich thuo,
Noch ſagſtu allzeit ja darzuo."

„Federleſer", der Augendiener, der ſich an manchen Orten wohl dran macht, indem er den Herren die Schleißen vom Rocke lieſt.

Zuletzt iſt noch von denen die Rede, die ſich „dem teufel auf den ſchwanz gebunden", d. h. die, wenn es ihnen nicht gleich nach Wunſche geht, an Gott verzweifeln und ſich das Leben nehmen. Dieſe will der Schreiber nicht einmal in die Schelmenzunft aufnehmen.

Die Verhandlung ſchließt damit, daß der Podagricus dem Tabellio, der ihn mit all dieſen Schelmen bekannt gemacht, nun aber vor Alter nicht mehr wohl botenlaufen kann, einen Platz in ſeinem Pfrundhaus anweiſen läßt.

3. Die Gäuchmatt (Kuckucks- oder Narrenwieſe). Älteſte Ausgabe, Baſel 1519. 4°. (Stuttgarter Bibliothek):

Die geuchmat, zuo ſtraff allen wibſchen mannen durch den hochgelerten herren Thoman Murner, der heiligen geſchrift doctor, beider rechten licentiaten und der hohen ſchuol Baſel des keiſerlichen rechtens ordenlichen lerer, erdichtet und einer frummen gemein der löblichen ſtatt Baſel in freuden zuo einer letz beſchriben und verlaſſen.

Die Gäuche, die in dieſer Satire durchgezogen werden, ſind, wie der Titel ſagt, die weibiſchen Männer, d. h. die ſich von den Weibern äffen und gängeln laſſen; die Thorheiten bis zu den gröſten Freveln, welche durch Weiber veranlaßt worden, ſind hier in langer Folge willkürlich zuſammengereiht und mit Beiſpielen aus bibliſcher und Profangeſchichte belegt, Alles unter Rubriken, die ſich auf den Gauch, den Vogel Kuckuck, der auch überall auf den Holzſchnitten figuriert, beziehen; z. B. „den gouch locken, den gouch ſohen, den gouch berupfen, den gouch ußbrüten, den gouch etzen, den gouch lernen ſingen" u. ſ. w. Die Faſſung iſt die, daß all dieſe Gäuche, ſammt ihren Gäuchinnen, unter der Herrſchaft von Frau Venus auf einer Wieſe bei Baſel verſammelt werden und hier unter geſchwornen Artikeln und beſondern Freiheiten eine Zunft bilden, deren Kanzler der hochgelehrte Dr Murner ſelbſt iſt. Obgleich von viel größerem Umfang, als die Schelmenzunft, iſt doch dieſes Gedicht weit gehaltloſer und eintöniger,

als jene, und ich weiß darum aus ihm nur Weniges zur Probe auszuheben.

Derjenige, welcher zum Zunftmeiſter der Gäuchmatte erwählt wird, hat ſich dazu durch zwölf gäuchiſche Artikel, verliebte Thorheiten, zu dieſer Würde befähigt. Darunter folgende:

10, 1 a ff. Zuom süuſten, wenn er ir [der geuchin] wolt ſchriben
Und geucheri mit worten triben,
Iſt er zuom ſcherer vorhin gangen
Und het ſin eigen bluot entpfangen,
Das im do ließ der ſcherer gon,
Domit er hat die gſchrift gethon,
Sin dorechten und geuchſchen muot
Verſchriben ir mit eignem bluot,
Als ein großer gouch dann thuot u. ſ. w.

Zwölf beſondre Lehren, wie alle übrige Satzungen in Proſa verfaßt, handeln davon, wie ſich der Gauch mit Hemden und ſonſt in ſeinem Aufputze ſäuberlich halten ſoll; z. B.:

Die nünde lere. Es ſol kein zarter gouch kein hembd nimmer mer anthuon, es ſi dann vorhin von der negerin in falten geſtrichen, denn die falten geben dennocht dem hembd ein ſchönen anblick, mit namen dem badhembd, ſo man in das bad gat.

Die zehend lere. Kan er das alles nit thuon, ſo ſchnid er löcher in das wammes und neg reine diechli für die löcher! ſo wenet man aber, es ſi das hembd, oder kouf ein rein wiß bruſtduoch, das entblötz er do vornan bi der bruſt!

Die eilfte lere. Er ſol al acht tag zwei mal laſſen ſcheren und dri mal daz har laſſen püſſen, daz es ſin krus werd, wie einem jungen Jeſusknebli, und ſchwarze ſiden ſchnierli an den hals henken, ein herzlin dran, oder ein gleslin mit balſam, oder ſunſt biſſem in einem ſiden düchlin, oder marderdreck, der ſchmackt ouch wol und koſt nüt.

Auch in dieſer Satire bleibt die Geiſtlichkeit nicht verſchont. Der neunte Artikel der Gäuchmatte iſt überſchrieben „Geiſtlich geuch“ und lautet ſo:

Es ſol ein gouch nit allein uff dem feld, oder in den welden gucken [mit dem Kuckucksrufe locken] künnen, ſunder ouch in der kirchen und under der predig, uff den karfritag, oder ſo iederman am heiligſten iſt; alsdann ſol er ſinen ſchanz luogen, wie er briefli der geuchin in den ſtuol leg, ſtoß oder verberge, ir hoffire, oder ſunſt ſründlich winke, daß ſi dobi erkenne, daß er ir die heilige zitt nit vergeſſen hab. Denn die geiſtlichen und ordenslüt guckent

doch ouch oft und dick in der kirchen, denn es wurde got oft übel gesungen, wenn wir nit wißten, daß unser gesang die geuchin höret. Es duot uns geistlichen dick wol im herzen, daß der arm gemein man meinet, wir singen, pfiffen, orglen got, so locken wir dem gouch.

Besonders beachtenswerth ist noch der „Beschluß der geuchmatten", worin Murner sich ziemlich naiv über Anlaß, Absicht und Art seiner satirischen Schriften erklärt und manigfachen Tadel von sich abzuwenden sucht:

Sünden nent man mancherlei,
Die ich iez nen ein geucheri
Und vormals nant ichs schelmenstück,
Wo einer that ein buobenstück;
So hieß ichs vor die narren bschworen,
Die selben alle sünder woren.
Ich hab in allem minem schriben
Nüt denn sünden weln vertriben u. s. w.

So versichert er auch, daß er nur die bösen Weiber gemeint, die frommen aber wohl zu schätzen wisse.

Man darf sich nicht wundern, daß Murner in der vorgetragenen Stelle seinen Satiren einen ernsteren Gehalt beilegt, denn über die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft hat er, nach seiner eigenen Angabe, zu Frankfurt gepredigt (Flögel III, 186. 191), auf ähnliche Weise, wie Geiler von Kaisersberg über Brands Narrenschiff.

Tadel und Spott der Zeitgenossen über diese seltsamen Werke eines Doctors der Theologie und Franciscanermönchs konnten freilich nicht ausbleiben. Besonders nahmen ihn die protestantischen Reformationspolemiker auch hierüber empfindlich mit. Karsthans wirft ihm, in dem bekannten Gesprächbüchlein, unter Andrem vor (B, 1 a) [1]:

Üwer red ist nit dan von gensen, geüchen, schelmen, leiden.

Und weiterhin:

Scheint wol, daz doctor Murner mer uff der gauchmatten gesogelt hat, dan in der heiligen geschrift studiert. [2]

Man erinnere sich der früher [3] aus einer andren Streitschrift dieser Art angeführten Stelle. Die kleinern satirischen Gedichte Murners, von

[1] [Böcking IV, S. 628. 636. H.]

[2] Auch das Lied von der Disputation zu Baden enthält spöttische Anspielungen, besonders auf die Gäuchmatt. [Vergl. oben S. 507. H.]

[3] [Vergl. oben S. 500, Anm. H.]

denen einige in jener Stelle beiläufig, andre im Abſchnitt von der Reformationspolemik erwähnt wurden, ſind verzeichnet bei Flögel a. a. O.

Zur Charakteriſtik Murners im Allgemeinen bemerke ich Folgendes:

In den deutſchen Heldenliedern tritt ein eigenthümlicher Charakter auf: der ſtreitbare Mönch Ilſan. Er trägt die Kutte über dem Harniſch, iſt ſtets mit Scheltworten und Fauſtſchlägen bereit, tummelt ſich mit den Helden im Roſengarten und reibt Kriemhilden, die ihn als Sieger küſſen muß, mit dem Barte die ſchönen Lippen blutig. Er iſt voll derber Poſſen und ſeine Erſcheinung weckt überall den neckiſchen Spott. Im Narrenſchiffe wird der „münch Eilſam mit ſeim bart“ (N, 1c) unter den Grobianen aufgeführt. Dieſer ſtreitbare, poſſenhafte Mönch ſpiegelt uns den ſchriftſtelleriſchen Charakter Thomas Murners; wie Ilſan in den Heldenkämpfen, ſo iſt Murner im Reformationsſtreite die luſtige Perſon.

Bouterwek charakteriſiert Murnern, in Zuſammenſtellung mit Sebaſtian Brand folgendermaßen (S. 438 f.):

Das ganze Leben Murners giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denſelben Charakter verrathen ſeine Schriften. Eine gewiſſe Redlichkeit im Eifer für ſittliche Bildung und geſunder Verſtand iſt in Murners didaktiſcher Satire nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die ſich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu ſeinem Vortheil auszeichnet. Murner ſelbſt lehrt uns, daß er ſich ſeinen Landsmann Sebaſtian Brand zum Muſter gewählt hatte. Beider Satiriker Manier unterſcheidet ſich meiſtens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von ſeiner natürlichen Heftigkeit hingeriſſen, eifert mit Ungeſtüm; er ſchimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hat mehr ſatiriſchen Witz, als Brand; aber das Bedürfnis, das ganze Maß ſeines Witzes auszuſchütten, macht ihn umſtändlich und zuweilen geſchwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Stils ſind beide Satiriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Intereſſe der Poeſie hatten Beide keine Ahndung.

Dieſe Vergleichung erſcheint mir zu günſtig für Murnern und zu unvortheilhaft für Brand. Wenn mir gleich, was Murnern betrifft, deſſen Narrenbeſchwörung, welche Bouterwek vorzüglich im Auge haben mochte, nicht zu Gebote ſtand, ſo glaube ich doch, daß die beiden mir bekannten größern Gedichte den Grund ſeines dichteriſchen Vermögens durchſchauen laſſen. Schon eine äußerliche Vergleichung ergiebt, daß zwar in Brands Gedichte Anordnung und Verbindung zum Ganzen nicht minder loſe gehalten ſind, als in Murners Werken, daß aber bei

Erſterem die einzelnen Abſchnitte viel gedrängter und auch bei freierer Gedankenfolge klarer und folgerichtiger in ſich abgeſchloſſen ſind, als bei Murner, der allzu leicht in Wiederholungen und Widerſprüche abirrt. Jener wagt überraſchende Zuſammenſtellungen, die gleichwohl in einer höheren Einheit verbunden ſind; dieſer hebt manchmal ſeine Charakterbilder wieder auf, indem er Züge einmiſcht, die nicht dahin gehören, ſondern aus einer der vorhergehenden oder nachfolgenden Schilderungen hieher verirrt ſcheinen. Die Grundverſchiedenheit, auf der auch dieſe äußern Erſcheinungen beruhen, liegt aber darin, daß die Behauptung, als hätten Beide von dem höheren Intereſſe der Poeſie keine Ahnung gehabt, nur von dem Letztern gilt. Auch Brand verfolgte nicht abſichtlich poetiſche Zwecke, aber ſeine Satire gieng aus einem tiefern und erſtern Geiſte, aus einem religiös und dichteriſch bewegten Gemüthe hervor, was beides bei Murnern fehlt; daher ſtammt die Ruhe und Würde, die ihm Bouterwek zuerkennt und die bei Murnern ſo ſehr vermiſt wird, darum iſt bei Brand der Ernſt die Folie des Scherzes, darum ſtehen ihm Narrheit und ſittliche Verkehrtheit in natürlicher Verbindung, während Murner, in dem vorgetragenen Beſchluſſe der Gäuchmatt, ſich vergeblich abmüht, das Verhältnis von Scherz und Ernſt, von Thorheit und Sünde, wie es in ſeinen Schriften beſtehen ſoll, ins Reine zu bringen; darum erſcheinen auch die einzelnen Sprüche und Sentenzen bei Brand körniger und tiefſinniger, bei Murner zerfloſſener und oberflächlicher. Jener hat den gangbaren Sprichwörtern nicht ſelten einen geiſtigern Gehalt angeeignet, dieſer hat ſie mehr nur in Beiſpielen ausgelegt. Gemeinſam bleibt ihnen die aphoriſtiſche Form der Behandlung, der geſunde Verſtand und die Derbheit des Tadels und Spottes, die jedoch bei Murner, aus Mangel an innerem Anhalt, viel mehr in Roheit ausartet.

Den ſcheinbaren Widerſpruch, daß Murner, der doch ſelbſt die Blößen des geiſtlichen Standes ſo rückſichtslos aufgedeckt, nachher Luthern auf das heftigſte angegriffen, hat man aus ſeinem gekränkten Ehrgeize zu erklären geſucht, indem er ſelbſt ſich den Ruhm eines Reformators auf ſeine Weiſe hätte vorbehalten wollen (Wachler I, 204. Horn I, 116). Allein da ſeine Satire, einzelne Andeutungen ausgenommen, doch in der Hauptſache nur gegen die äußern Schäden der Kirchenzucht gerichtet iſt, ſo ſcheint man auch nicht genöthigt zu ſein, zu jener

gehäſſigern Erklärung zu greifen. Wenn Murner die ſatiriſche Richtung gegen die Geiſtlichkeit ſeiner Kirche ſpäterhin, nach eingetretener Spaltung, nicht weiter verfolgte, ſo konnte ihn davon eben der Zuſammenhang abgebracht haben, den die Reformatoren zwiſchen den äußerlichen Misbräuchen und den Lehrſätzen der Kirche ſelbſt geltend gemacht hatten.

Die didaktiſch-ſatiriſche Weiſe Brands und Murners, die ſprichwörtliche Lehrweisheit und die Entwicklung gedrängter Charakterbilder aus dem Kerne der Sprichwörter, möchte wohl auch zum Frommen der heutigen Lehrdichtung größere Beachtung verdienen, als ihr bisher geworden iſt. Man würde von einem Dichtwerk unſrer Tage allerdings eine ſtrengere Einheit erfordern, als das Narrenſchiff und die Schelmenzunft ſie aufweiſen können, und an ſprichwörtlichen Redensarten von ſinnlicher Kraft und lebendiger Anſchaulichkeit iſt unſer Volk ſeit drei Jahrhunderten beträchtlich ärmer geworden. Aber den Lauf der Welt in kernhaften Sinnſprüchen, in ſcharf hingeſtellten und raſch vorüberziehenden Lebensbildern aufzufaſſen, iſt eine für alle Zeiten gültige Aufgabe und ihre Löſung aus den Tiefen eines reichen Geiſtes könnte uns miteinemmal der ſyſtematiſchen Breite entheben, die wir als das Erbtheil der didaktiſchen Poeſie zu betrachten gewohnt wurden.

Am Schluſſe dieſes Abſchnitts muß ich noch kurz erwähnen, daß unter den Verfaſſern größerer lehrhafter Dichtungen noch Bartholomäus Ringwaldt [1], früher als Kirchenliederdichter genannt, hätte aufgeführt werden müſſen, wenn mir ſeine Lehrgedichte „die lautere Wahrheit“ (Erfurt 1585 und öfter) und „der treue Eckart“ (zuerſt Frankfurt a. d. O. 1590), letzteres die Viſion eines Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert, zugänglich geweſen wären (Bouterwek S. 434 ff. Koberſtein S. 126 [Vierte Ausgabe S. 431. 434. H.]).

[1] Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolk, ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des 16ten und 18ten Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Hentze, 1833. 88 S. gr. 8. [Gödeke, Grundriß S. 403—405. H.]

Achter Abſchnitt.

Erzählende Dichtungen.

Je mehr in dem Zeitraum, auf den ſich unſre Darſtellung erſtreckt, die eigenſten Intereſſen der Poeſie zurückſtehen, dagegen die praktiſchen und polemiſchen Richtungen vorherrſchen, um ſo weniger ſtreng kann auch nach poetiſchen Formen geſondert werden. Jene vorherrſchenden Zeitrichtungen bemächtigen ſich aller Formen und wenn wir in den vorhergehenden Abſchnitt von den Lehr- und Strafgedichten Verſchiedenes aufgenommen haben, was der erzählenden Gattung angehört, eben weil die Erzählung nur als Einkleidung des lehrhaften Zweckes erſchien, ſo werden wir noch mehr in den gegenwärtigen Abſchnitt von den erzählenden Dichtungen die didaktiſche und ſatiriſche Richtung herübergreifen ſehen. Dennoch bleibt immer der Unterſchied zwiſchen der beſtimmten Abſicht der Lehre und Rüge, wie ſie in den Gedichten des vorigen Abſchnitts vorwaltete, und der freieren Luſt des Darſtellens und Geſtaltens, die wir mehr in dem jetzigen Abſchnitte wirkſam finden werden. Scharf kann allerdings, unter den angegebenen Verhältniſſen, die Grenze nicht gezogen werden, Übergänge und Eingriffe werden ſich manigfach bemerklich machen.

Wir theilen die erzählenden Dichtungen, die uns hier in Betracht kommen, in drei Claſſen ab: Fabeln, Schwänke, Romane.

---

1. Fabeln.

Die Dichtart, die unter dem Namen äſopiſche Fabel bekannt iſt, wurde vom Mittelalter her in Deutſchland fleißig gepflegt. Als Fabeldichter unſres Zeitraums ſind zu nennen: Luther, der zunächſt für ſeinen

Sohn Hans einige äſopiſche Fabeln bearbeitet hat; Hans Sachs, in deſſen Werken ſich 59 Stücke dieſer Art finden; dann, durch natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit der Erzählung ausgezeichnet, Burkard Waldis, geſtorben nach 1554, deſſen „Äſopus, ganz neu gemacht", Frankfurt 1548, in vier Büchern 400 Fabeln und kurze Erzählungen enthält, von denen die letzten hundert neu gedichtet, die übrigen aus ältern umgearbeitet ſind [1]; ferner Daniel Holzmann, Erasmus Alberus, Hartmann Schopper (Bouterwek IX, 445 ff. Vergl. 341. Wachler I, 200 ff. Koberſtein S. 127 [Vierte Ausgabe S. 432. 433. H.]).

Die Thierfabel, in welcher der Lehrzweck vorwaltet, iſt aber auch zu größeren und freieren Darſtellungen ausgedehnt worden, die das Treiben der Menſchen in den Bildern der Thierwelt parodiſch abſpiegeln. Dahin gehören:

Reineke Fuchs (Reineke de Vos), deſſen niederdeutſche Abfaſſung gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fällt. Dieſelbe erſchien zuerſt Lübeck 1498 im Drucke. Als Verfaſſer nennt ſich Heinrich von Alkmar, gewöhnlich aber hält man Nikolaus Baumann für den wahren Dichter.[2] Neuere Ausgaben: zugleich mit dem Koker (Köcher), einem niederdeutſchen Spruchgedichte, das wohl nicht viel jünger iſt, Wolfenbüttel 1711; von Gottſched, Leipzig 1752; von Voß und Bredow, Eutin 1798; und von Scheller, Braunſchweig 1825. [Von Hoffmann, Breslau 1834. 1852. H.] (Koberſtein S. 91—93 [Vierte Ausgabe S. 356. 357. H.]).

Der Froſchmäuſeler von Georg Rollenhagen, zuerſt gedruckt Magdeburg 1595. Die neueſte Ausgabe von 1730. Der Verfaſſer iſt geboren 1542 und geſtorben 1609. Sein Werk iſt theils der Batrachomyomachie, theils dem Reineke Fuchs nachgebildet (Koberſtein S. 117—119 [Vierte Ausg. S. 358 H.]).

Von dieſen ſämmtlichen Fabelgedichten habe ich, zumal bei der beſchränkten Zeit, die uns noch übrig iſt, hier nur ſummariſche Notiz gegeben, da ſie gröſtentheils nicht eigenthümliches Erzeugnis dieſes Zeitraums, ſondern Bearbeitungen und Nachahmungen älterer oder fremder Dichtungen ſind. Das bedeutendſte, der Reineke Fuchs, das noch von wahrhaft epiſchem Geiſte belebt iſt, zieht die Litterargeſchichte ſeiner uralten

[1] [Vergl. Eſopus von Burkhard Waldis, herausgegeben von Heinrich Kurz. I. II, Leipzig 1862. 8. Man ſehe auch Wilh. Grimm, Thierfabeln bei den Meiſterſängern, Berlin 1855. 4. Gödeke, Grundriß S. 358—365. H.]

[2] [Vergl. namentlich J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. Cap. VIII. H.]

Fabel in die mittelhochdeutſche und altfranzöſiſche Dichtkunſt hinauf. So wie es aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts vorliegt, iſt es durch die Übertragungen von Göthe und Soltau hinreichend bekannt und allgemein zugänglich. Ebenſo der Froſchmäusler durch die Bearbeitung von G. Schwab, Tübingen 1819.[1]

2. Schwänke.

An kürzern, ſcherzhaften Erzählungen war ſchon die mittelhochdeutſche Periode ſehr fruchtbar.[2] Unerſchöpflich ſtand hierin die nordfranzöſiſche Poeſie voran. Mit eigenthümlichem Gepräge iſt dieſe Dichtart auch in unſrem Zeitraum bearbeitet worden.

Bei den Meiſterſängern iſt angeführt worden, daß auch ſie, außerhalb der Schule, in den Zechen, Lieder ſcherzhaften Inhalts, in der Form des Meiſterſanges, zu ſingen pflegten. Ein Schwank des Hans Sachs in dieſer Form wurde damals ausgehoben.[3] Es ſind aber auch ſolche vorhanden, die wohl noch dem 15ten Jahrhundert angehören (Zürcher Liederbuch). Dahin mag auch folgendes Lied gehören, das ins Lalenbuch eingeſchaltet iſt (Narrenbuch S. 453 ff.):

Zu Manghoffen in Baierland ſpate u. ſ. w.

In der gewöhnlichen Weiſe gereimter Erzählungen erſcheint um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als Dichter von Schwänken Hans Roſenblut, der Schnepperer, den wir im dritten Abſchnitt als Verfaſſer des Nürnberger Kriegs von 1450 kennen gelernt haben.[4] Seine Erzählungen und ſonſtige Gedichte ſind, wie früher bemerkt worden, verzeichnet in von der Hagens Grundriß S. 364 ff. und in der Einleitung zum 3ten Bändchen der Auswahl Hans Sachſiſcher Dichtungen von Göz (S. LXX ff.). Als Anhang dieſes Bändchens ſind auch einige ſeiner Schwänke mitgetheilt.[5]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 400. 401. H.]

[2] [Vergl. oben S. 190 Anmerk. 1. H.]

[3] [Vergl. oben S. 344. 345. H.]

[4] [Vergl. oben S. 365—367. H.]

[5] [Ausführliche Mittheilungen giebt A. Keller, Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1853. 8. S. 1083 ff. H.]

Nach ihm iſt in dieſem Fache, wie in ſo manchen andern, Hans Sachs ſehr reich. Von ihm Einiges zur Probe:

Sanct Peter mit der geiß (Göz II, 87 ff.).
Da noch auf erden gieng Chriſtus u. ſ. w.
Sanct Peter mit dem faulen bawrnknecht (ebd. 94 ff.).
Nun höret wunderſeltſam ding u. ſ. w.

(Über Schwänke von Burkard Waldis vergl. Bouterwek S. 450.)

Vom Anfang des 16ten Jahrhunderts an war es auch in Deutſchland ſehr gebräuchlich, ſolche ſchwankhafte Erzählungen, mit ſonſtigen Witz- und Scherzreden, zum Theil auch mit ernſthaften Anekdoten vermiſcht, lateiniſch und deutſch, in Sammlungen zu bringen.

Sammlungen dieſer Art ſind:

Die Facetiæ von Heinrich Bebel (geſt. um 1516) und Nikodemus Friſchlin (geſt. 1590).[1]

Schimpf und Ernſt (von dem Barfüßer Johannes Pauli), Straßburg 1535. Fol.[2] (Ein zweiter Theil, Frankfurt 1544, enthält den Reineke Fuchs, hochdeutſch. Stuttgarter Bibliothek.)

Kirchhofs Wendunmuth, Frankfurt 1563. 8. (Stuttgarter Bibliothek.)[3]

Sodann: Freys Gartengeſellſchaft[4], Wickrams Rollwagenbüchlein[5] u. ſ. w. (Vgl. Koberſtein S. 128 f. [Vierte Ausgabe S. 444 f. H.]).

Aber neben den bloßen Compilationen waren und wurden fortwährend die im Volke gangbaren Schwänke auch organiſch zu ganzen Charakteren und zu umfaſſendern Darſtellungen vereinigt und erweitert. Sagenhafte und hiſtoriſche Narren und Schälke zogen magnetiſch an, was, zu ihrem Weſen paſſend, von Narren- und Schalksſtreichen herrenlos umherſtreifte. Solcher Art waren ſchon die ältern deutſchen Gedichte vom Pfaffen Amis (Koloczaer Codex altdeutſcher Gedichte von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, S. 289 ff.) und von Salomon und Morolf (von der Hagens und Büſchings Gedichte des Mittelalters Bd. I).[6]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 114. H.]

[2] [Eine neue Ausgabe iſt für die Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart vorbereitet von Öſterley. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 373. 374. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 376. 377. H.]

[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 374. H.]

[5] [Neue Ausgabe von Heinrich Kurz, Leipzig 1865. 8. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 368—372. H.]

[6] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 23. 32. 33. H.]

In unſern Zeitraum fallen die Volksbücher und Gedichte: Tyll Eulenſpiegel, Klaus Narr, der Pfarrherr vom Kalenberg, Peter Leu, die Schildbürger oder das Lalenbuch.

Litteratur: Flögel, Geſchichte der Hofnarren, Liegnitz 1789. Die deutſchen Volksbücher u. ſ. w. von J. Görres, Heidelberg 1807.

Narrenbuch, herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Halle 1811 (enthält die drei letztgenannten Stücke nebſt dem proſaiſchen Markolf).

(Recenſion dieſes Buchs in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1812, S. 1282 bis 301. Vergl. Koberſtein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 441. Gödeke, Grundriß S. 115 ff. H.].)

Die älteſte bekannte Ausgabe des noch jetzt gangbaren Volksbuchs von Tyll Eulenſpiegel iſt die hochdeutſche von 1519. Leſſing hat aber bewieſen, daß das Original niederdeutſch geweſen und im Jahr 1483 geſchrieben iſt.[1] Mit Recht ſagt übrigens Görres (S. 196):

Das Ganze deutet durch ſeine rhapſodiſche Form durchgängig auf ein ſucceſſives Entſtehen in verſchiedenen Zeiten und ein Erzeugnis einer ganzen Claſſe, die es als Denkmal eines nationellen innern Übermuths und freudigen Muthwillens nach und nach wie einen Scherbenberg zuſammentrug, den nun irgend ein Einzelner vollends ordnete. Was ihm daher die allgemeine Haltung giebt, iſt durchaus das immer ſich gleichbleibende Gepräge der untern Volksclaſſe, in der es urſprünglich entſtanden war, das man in allen ſeinen charakteriſtiſchen Merkmalen hier wieder findet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenſpiegels durchläuft und die man als den deutſchen Bauern eigen allgemein anerkennt.

Man hat dem Helden dieſes Volksbuchs auch eine geſchichtliche und örtliche Anknüpfung gegeben.[2] Er ſoll um 1350 geſtorben ſein und zu Möllen bei Lübeck wird ſein Grab unter der Linde gezeigt, mit der Eule und dem Spiegel in den Stein eingehauen. (Ein Freund hat mir erzählt, daß, als er Eulenſpiegels Grab beſucht, ſich ſogleich die

[1] Den Eulenſpiegel hat Murner in Reimen bearbeitet. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. 118. Dr Thomas Murners Ulenſpiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854. 8. H.]

[2] Leipziger Litteratur-Zeitung, Juli 1833, Nr. 165, Sp. 1320, Anzeige des Anzeigers von Auſſeß, durch F. Wchtr [Wachter]: „Eulenſpiegel, ob je ein Mann dieſes Namens gelebt, von L. v. Ledebur [1832] S. 292, das Wahrſcheinlichſte iſt, nach unſerer Meinung, daß der Volksroman nicht aus der Sage geſchöpft worden, ſondern die Sage erſt durch den Volksroman entſtanden, denn außerdem müſten ſich mehr ſagliche und geſchichtliche Spuren finden."

Knaben des Dorfes um ihn verſammelt und über ſeine Brille mit Fratzen und Geberden luſtig gemacht haben, wodurch ſie ſich als echte Nachkommen Eulenſpiegels erprobten.) Allein eben das Symbol und der allegoriſche Name deuten auf ein unperſönliches Weſen (Ebd. 199).

Charakteriſtiſch für unſern Zeitraum iſt, daß ſich ſelbſt Eulenſpiegel in einen proteſtantiſchen und einen katholiſchen ſchied, wovon jener noch zehn beſondre Schwänke über Pabſt und Pfaffen enthält (Ebd. 198 f.).

Eine geſchichtliche Perſon iſt Klaus Narr. Er war Hofnarr bei mehrern ſächſiſchen Kurfürſten und bei einem Erzbiſchof von Magdeburg, im letzten Viertel des 15ten und der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Hiſtorien von ihm, über 600, ſind 1551 und ſpäter oft im Druck erſchienen und gleichfalls zum Volksbuche geworden (Flögel a. a. O. 283 ff.). [1]

Görres S. 187 f. ſagt darüber:

Der Charakter dieſes Narren iſt angenommene Einfalt, häufig nicht eben ungeſchickte kindiſche Naivität, freimüthige, oft plumpe und unverſchämte Wahrhaftigkeit, mitunter Tücke und einige äffiſche Bosheit, beſonders wenn er gereizt war; ſonſt im Ganzen gutmüthiges Hinſchlendern in der Narrenkappe durch die Welt. Dieſe Phyſiognomie haben denn auch durchaus die hier erzählten Schwänke, häufig unbedeutend, leer und ungelenk, oft aber auch glücklich, bedeutend, treffend und beluſtigend u. ſ. w.

Die ſchwankartigen Geſchichten des Pfaffen vom Kalenberg ſind 1582 o. O. und nachher mehrfach gedruckt. Sie ſind in Reimen erzählt und finden ſich in erneuter Sprache in von der Hagens Narrenbuche. [2] Seiner erwähnt jedoch ſchon Sebaſtian Brands Narrenſchiff (Augsburg 1498, N, 1 c) unter den groben Narren:

Wer iez kan triben ſölich werk,
Als treib der pfaff vom Kalenberk
Oder münch Eilſam mit ſeim bart,
Der meint, er thuo ein guote fart. [3]

Er genoß, nach dem Gedichte ſelbſt, die beſondre Gunſt des Herzogs Otto von Öſtreich, des jüngſten Sohns Kaiſer Albrechts, welcher im

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 421. H.]
[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 116. 117. H.]
[3] [In Zarnckes Ausgabe S. 71. H.]

Jahr 1350 ſtarb. Den Hof dieſes Fürſten zu Wien beſuchte er fleißig vom nahen Kalenberg aus und ſpielte dort den Luſtigmacher. Die Schwänke, die auf ſein Haupt gehäuft ſind, laufen meiſt darauf hinaus, daß er ſich durch allerlei poſſenhafte Einfälle gute Pfründen, Opfer von den Bauern und fürſtliche Geſchenke zu verſchaffen oder ſonſt die Leute zu überliſten weiß; z. B. wie er ſeine verdorbenen Weine ausſchenkt (Narrenbuch S. 287—9):

Darnach der Pfarrherr thät gedenken u. ſ. w.

Verwandt und öfters zuſammengedruckt mit der Geſchichte des Pfarrers vom Kalenberg iſt die:

Hiſtori Peter Lewen, des andern Kalenbergers u. ſ. w., in Reimen verfaßt durch Achilles Jaſon Widman von Hall [Schwäbiſch Hall] u. ſ. w. Älteſter Druck: Nürnberg 1560. (Erneuert im Narrenbuche.) [1]

Peter Leu, unſer Landsmann, von Schwäbiſch Hall, war, nach dem Gedichte, geraume Zeit Helfer des Prieſters zu Weſtein (Weſtheim im Roſengarten) und ſtarb zu Hall, wo er auch begraben liegt, im Jahr 1496 in hohem Alter. Der Verfaſſer des Gedichts beruft ſich auf die Erzählung Solcher, welche Petern noch ſelbſt gekannt haben (S. 356):

Das iſt des Peter Leuen Leben.
Davon ich euch hie will ſagen,
Wie denn mir die angezeigt haben,
Die ihn gekennt haben vor Jahren,
Eins Theils geſehen und erfahren.

Allerdings iſt dieſer andre Kalenberger, wie der erſte, zu einer ſagenhaften Perſon geworden, an die ſich eine Menge derber Pfaffenſchwänke angeheftet haben. Allein hier, wie dort, liegen offenbar geſchichtliche Züge zu Grunde und an der wirklichen Exiſtenz dieſer Perſonen iſt nicht zu zweifeln. Peter Leu war in ſeiner Jugend ein Blockträger und nachher ein Rothgerberknecht, ſeiner Stärke wegen hieß man ihn Leu. Den Krieg wider die Armen Gecken (Armagnaken, 1444) machte er als Büchſenmeiſter mit. Erſt als er dreißig Jahre alt war, fieng er an in die Schule zu gehen und ſo gering ſeine Fortſchritte waren, gelangte er doch zur Prieſterweihe. Das Eigenthümliche der von ihm erzählten Schwänke beruht nun eben in dieſer geiſtlichen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. H.]

Untauglichkeit, die er durch allerhand poſſenhafte Einfälle zu verdecken weiß, und im fortwährenden Übergewichte des ſinnlichen Menſchen, den er durch Prellen der Bauern und des Pfarrherrn, dem er aushelfen ſoll, zu befriedigen ſucht. Zur Probe (S. 411):

Von Peters Predigt.
Nun begab ſich an dem Chriſttag u. ſ. w.

Sodann (S. 414):

Alſo auch zu Erlach ſich begab u. ſ. w.

Daß ſolche Charaktere auch nur im Gedichte aufgeſtellt werden konnten, weiſt allerdings auf einen betrübten Zuſtand der damaligen niedern Geiſtlichkeit hin.

Das bedeutendſte der Schwänkebücher, von dem wir zuletzt reden, iſt die in Proſa abgefaßte Geſchichte der Schildbürger, deren älteſte bekannte Ausgabe vom Jahr 1597 iſt. In manchen der ſpätern Ausgaben, worin dann auch weitere Theile hinzukamen, heißen ſie Lalenburger und das Buch ſelbſt das Lalenbuch.[1] (Ein Theil der darin enthaltenen Geſchichten iſt in den Volksmärchen von Peter Lebrecht, Tieck, Theil 3, bearbeitet.)

Dieſe Einwohner des Dorfes Schilda ſtammten von einem der griechiſchen Weiſen ab und waren durch ihre eigene Weisheit ſo berühmt, daß ſie überallhin von Königen und Fürſten berufen wurden, welche ihren Rath benützen wollten. Weil aber über dieſer Abweſenheit der Männer das Hausweſen zu Grunde gieng, ſo wurden ſie von ihren Weibern dringend zurückberufen und damit ſie nicht wieder ihrer Weisheit wegen nach auswärts abgefordert werden möchten, beſchloſſen ſie, ſich mit Macht auf die Thorheit zu werfen. Sie bringen es hierin wirklich ſehr weit, obgleich noch lange die leidige Weisheit, wie ein alter, abgeſtümmelter Weidenbaum, immer wieder ausſchlagen will (S. 92).

Durch eine Reihe der ſeltſamſten Streiche ſteigert ſich aber ihre Narrheit bis dahin, daß ſie in Verfolgung einer ihnen höchſt gefährlich ſcheinenden Katze ihr ganzes Dorf durch Feuer zerſtören und dann ſich in der Welt zerſtreuen, wodurch ihr Geſchlecht ſich aller Orten verbreitet hat.

Von den närriſchen Streichen dieſes wunderlichen Völkchens mögen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 424. 425. H.]

folgende zur Schau ſtehen: Vom Rathhausbau S. 51—68 (mit Auslaſſung von 63—66), vom Ofenſetzen S. 80, Salzſäen S. 83—88, die Wurſt S. 182—185, der Mühlſtein S. 185, der Nußbaum S. 188—191, der Kuckuck S. 193 f., der Krebs S. 199—202.

Mögen auch die meiſten dieſer Schildbürgerſchwänke altüberlieferte geweſen ſein, ſo iſt doch unverkennbar die Hand eines Meiſters über ſie gekommen, der ſie zu einem wohlgefälligen Ganzen geordnet. Es iſt Ein Guß der ruhigen, ſchalkhaft feierlichen und doch bis in das Einzelſte lebendigen Darſtellung. Natürlichkeiten fehlen hier ſo wenig, als in andern Schriften dieſes Zeitraums, aber es verhehlt ſich auch nicht ein feiner, ſtill und tief beobachtender Geiſt. Ein ſolcher bewährt ſich in der Aufgabe des urſprünglichen Ganzen, wie in ihrer Löſung. Dieſe Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinſtädterei und Pfahlbürgerei (Vergl. Narrenbuch S. 426) zu parodieren, vielmehr die wunderbare Miſchung von Weisheit und Thorheit in der menſchlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verſtändigkeit ſind hier, wie Zettel und Eintrag, mit ſicherer Hand zu einem ergetzlichen Gewebe verſchlungen. Der Verfaſſer war, wie aus mancherlei Andeutungen ſich ergiebt, ein Gelehrter, aber ſeine Perſon iſt bis jetzt nicht ausgemittelt. (Ob er katholiſch war? Vergl. S. 135, oben. Auf ein ihm vorgelegenes älteres Volksbuch deutet S. 119.)

3. Romane.

Von den Helden- und Rittergedichten des Mittelalters zu dem Roman der neuern Zeit bildet in der deutſchen Dichtkunſt der Zeitraum, mit dem wir uns beſchäftigen, den Übergang. Beides ſind größere, in ſich zur Einheit verbundene Darſtellungen in erzählender Form, aber wie das Leben ein andres wurde, wechſelten auch die Bilder des Lebens und mit dem veränderten Inhalt muſte ſich auch die Form anders beſtimmen. Dem heroiſchen und romantiſchen Inhalte der ältern Dichtungen entſprachen die ſingbare, epiſche Strophe und die Erzählung in fortlaufenden Reimgebänden, dem vorherrſchend bürgerlichen Stoffe des neueren Romans die ſchlichtere Proſa.

Wir haben im erſten Abſchnitt, von der Poeſie des Ritterſtandes,

erſehen, wie die Sage und das Rittergedicht nach einer Richtung hin ſich mehr und mehr in die Allegorie auflöſten; die Mörin und der Teurdank haben uns dieſes anſchaulich gemacht.[1]

In andrer Richtung äußerte ſich das Beſtreben, wenn auch die Production in den ältern Gattungen aufgehört hatte, doch das Erbtheil früherer Zeiten zu erhalten und durch Bearbeitungen in jetziger Weiſe zugänglicher zu machen. Kaſpar von der Röhn richtete um 1472 einen großen Theil der alten Heldenlieder durch Abkürzung und Verwandlung der vierzeiligen epiſchen Strophe in eine achtzeilige, wie es ſcheint, zum Gebrauche für Bänkelſänger zu (gedruckt in von der Hagens und Büſchings Gedichten des Mittelalters Bd. II).[2] Gleiche Umwandlung des Strophenbaus und auch der Sprache erfuhren mehrere Stücke dieſes Kreiſes zum Behufe des am Ende des 15ten und im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts mehrmals in den Druck gegebenen Heldenbuchs. Den Inhalt mehrerer Gedichten aus dem Sagenkreiſe von Artus und dem heiligen Gral, ſowie die Geſchichten vom Argonautenzuge und dem trojaniſchen Kriege brachte Ulrich Fürterer, Briefmaler zu München, um 1487 in ein großes cykliſches Gedicht (Koberſtein S. 86 [Vierte Ausgabe S. 345. 346. Gödeke, Grundriß S. 101. H.]). Einige Rittergedichte des 13ten Jahrhunderts, Parcival, Titurel, Wilhelm von Orleans, wurden auch noch am Schluſſe des 15ten durch den Druck wieder in Umlauf geſetzt. Noch mehr aber war man thätig, die alten romantiſchen Dichtungen, in Proſa aufgelöſt, dem Geſchmack und Verſtändnis der Zeitgenoſſen annehmlich zu machen.

Manche ſolcher, durch den Druck verbreiteten Proſaromane ſind aber auch Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen, in welcher Sprache ſchon früher die Auflöſung der Reimwerke in Proſa begonnen hatte.[3]

Hieher gehören:

Buch der Liebe, inhaltend herrliche ſchöne Hiſtorien, allerlei alten und newen Exempel, züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein zu leſen lieblich und kurzweilig, Frankfurt am Main 1587, Fol. (13 ſolcher Stücke enthaltend, darunter: Kaiſer Octavianus, die ſchöne Magellone, Ritter Galmy, Triſtan, Meluſina, Ritter Pontus, Wigoleis u. ſ. w.)

[1] [Vergl. oben S. 220 ff. 255 ff. H.]

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 102. 103. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 115. 116. 118—121. 372. 421—424. H.]

Buch der Liebe [von Reichard], Leipzig 1796 (enthält den Ritter Galmy und ein Bruchſtück des gereimten Appolonius von Tyrland; die beabſichtigte Fortſetzung unterblieb).

Buch der Liebe, herausgegeben von Büſching und F. H. von der Hagen, Bd. I, Berlin 1819 (darin Triſtan, Fierabras, Pontus und Sidonia; auch dieſe Sammlung iſt nicht über den erſten Band gebracht worden).

Es giengen aber auch die genannten und noch manche andre proſaiſche Stücke dieſer Art, wie die Haimonskinder, die ſieben weiſen Meiſter, Fortunatus u. ſ. w. in beſondern Drucken aus und haben ſich großentheils noch heutzutage als Volksbücher erhalten. (Auch über ſie die angeführte Schrift von Görres.) Der deutſchen Heldenſage gehören nur der hörnene Siegfried, deſſen älteſte bekannte Ausgabe jedoch in das 17te Jahrhundert fällt, und Herzog Ernſt an. Auch der Roman vom Schwarzkünſtler Fauſt, deſſen Ausgabe von 1589 bereits eine ältere vorausſetzt, iſt einheimiſches Erzeugnis. Dagegen waren die aus dem Franzöſiſchen überſetzten Amadisbücher [1] nicht geeignet, in Deutſchland volksmäßig zu werden (Koberſtein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 439]).

Neuerlich beſonders herausgekommen ſind:

Lother und Maller, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Eliſabeth, Gräfin zu Naſſau-Saarbrück, 1437; nach der Handſchrift bearbeitet von Fr. Schlegel, Berlin 1805, wiederholt in deſſen ſämmtlichen Werken, Bd. VII.

Der Goldfaden u. ſ. w. (nach G. Wickrams Bearbeitung, Straßburg 1557), herausgegeben von Cl. Brentano, Heidelberg 1809.

Wie zuvor neben den größern Helden- und Rittergedichten kürzere Balladen und gereimte Mähren verwandten Inhalts, ſo liefen auch jetzt neben den genannten Proſaromanen kleinere, novellenartige Erzählungen ernſten Inhalts, in Reimen und in ungebundener Rede, her. Von dieſer Gattung, dem Seitenſtück der Schwänke, hat wieder Hans Sachs Manches in Reime gebracht, z. B.:

Hiſtoria. Von dem ritter aus Frankreich, den ein kaufmann ſelig nennet (Göz III, 33 ff.).

Hört zu ein wunderlich geſchicht u. ſ. w. (Stolbergs Ballade.)

Mehrere ſolcher kürzern Erzählungen, ernſt- und ſcherzhafte, hat Hans Sachs dem Decameron des Boccaz entnommen.

[1] [Amadis, erſtes Buch, nach der älteſten deutſchen Bearbeitung herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1857. 8. H.]

Die im Bisherigen aufgezählten Romane sind entweder den ursprünglichern Dichtungen einer frühern Zeit oder, und zwar zum größten Theil, der ausländischen Litteratur als bloße Übersetzungen oder Umsetzungen in Prosa entnommen, daher sie hier auch nur litterarisch angeführt wurden. Selbstthätig erwies sich die dichtende Kraft für das Fach der Romane nur in solchen Werken, welche nicht in der romantischen Fabelwelt, sondern im vollen, wirklichen Leben der eigenen Zeit beruhten. Dieser realen Begründung und der vorherrschenden Richtung des Zeitgeistes gemäß, waren sie komischer und satirischer Natur. Übrigens können ihrer nur zwei genannt werden.

Das Lalenbuch, mit dem wir die Abtheilung von den Schwänken beschlossen, dürfte mit gleichem Recht auch hier vorangestellt werden, da es, wie dort schon bemerkt worden, alle die einzelnen Schildbürgerstreiche zu einem innerlich belebten Gesammtbilde verbindet. In ihm ist bereits die Umwandlung der Schwänke in den komischen Roman vorgegangen.

Das andre dieser Werke ist Fischarts Gargantua.

Johann Fischart, genannt Menzer, ist in biographischer Hinsicht noch wenig ins Klare gestellt. Er ist in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboren; ob zu Mainz, worauf sein Beiname deutet, oder zu Straßburg, ist ungewiss. Um 1586 findet man ihn als Doctor der Rechte zur Saarbrück. Gestorben ist er wahrscheinlich 1589.

Biographische und litterarische Notizen über ihn und seine Schriften giebt besonders die Einleitung zu der schon angeführten Ausgabe seines glückhaften Schiffs von K. Halling, Tübingen 1828, in Verbindung mit der Recension dieser Ausgabe in der Hallischen Litteraturzeitung 1829, Nr. 55—56 durch K. G. H. von Meusebach, der schon längst eine Ausgabe der Werke Fischarts vorbereitet. [1]

Fischart war ein eifriger Reformationspolemiker auf protestantischer Seite und von seinen dahin einschlagenden Schriften war im fünften Abschnitt die Rede. [2]

Von seinen übrigen Schriften, die er, wie jene, unter mancherlei

[1] [Vergl. oben S. 483 Anmerkung. Heinrich Kurz, Deutsche Dichter und Prosaisten 1, Leipzig 1863. 8. S. 318—413. Meusebach ist leider 1847 gestorben, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. H.]

[2] [Vergl. oben S. 482—489. H.]

entſtellten oder erdichteten Namen erſcheinen ließ, ſind die bekannteſten: das glückhaft Schiff von Zürich, wovon im nächſten Abſchnitt; Flohatz Weibertratz, der Flöhe Rechtshandel mit den Weibern; das philoſophiſche Ehezuchtbüchlein; podagrammiſch Troſtbüchlein; aller Praktik Großmutter; und das hier zu beſprechende Hauptwerk, der Roman Gargantua.

Der ſonderbare Titel dieſes Buchs, welcher zugleich den Stil desſelben bezeichnet, iſt folgender:

Affentheurliche, naupengeheurliche Geſchichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen, langen und jeweilen vollenwolbeſchreiten Helden und Herrn Grandgoſchier, Gorgellantua und des eiteldürſtlichen, durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diopſoder, Durſtling und Oudiſſen Inſuln, auch Großfürſten im Finſterſtall und Nubelnibelnebelland, Erbvogt auf Nichtlburg und Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais franzöſiſch entworfen, nun aber uberſchröcklich luſtig in einen teutſchen Model vergoſſen und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen lauſt, in unſer Mutterlallen uber oder drunder geſetzt, auch zu dieſen Truck wider auf den Amboß gebracht und dermaßen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnusdeutungen verpoſſelt, verſchmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Riſt dran mangelt. Durch Huldrich Ellopoſcleron.[1] Gedruckt zur Grenflug im Gänſereich, 1651.

Die erſte, ſichere Ausgabe iſt von 1575 (Meuſebach a. a. O. Sp. 440). Es folgte hierauf eine Reihe von Ausgaben bis 1651.

Der franzöſiſche Satiriker, Franz Rabelais, den dieſer Titel nennt, erſt Mönch, dann Doctor der Arzneiwiſſenſchaft, geſtorben um 1553, hatte einen großen burlesken Roman verfaßt: Gargantua und deſſen Sohn Pantagruel[2]; der erſtere dieſer Helden iſt ein rieſenhafter Freſſer, der letztere ein ebenſo ungeheurer Trinker (Bouterwek V, 287 ff.). Fiſcharts Geſchichtklittrung nun iſt eine Bearbeitung bloß des erſten von den fünf Büchern des franzöſiſchen Werks, aber in dieſer Bearbeitung iſt der Strom ſo ſtark über ſeine Ufer geſchwollen, daß das Original oft nur noch als die Skizze der üppigen Ausführung des deutſchen

[1] ἄλλοψ, piscis; σκληρός, durus: Fiſch-hart.

[2] [Vergl. Meiſter Franz Rabelais ... Gargantua und Pantagruel, aus dem Franzöſiſchen verdeutſcht von G. Regis, I—III, Leipzig 1832. 1841. 8. H.]

Bearbeiters erſcheint. Man kann dem Gargantua, wie er ſich bei Fiſchart geſtaltet hat, keine beſtimmte ſatiriſche Abſicht unterlegen. Es wird in ihm mit freier Luſt das Leben eines rieſenhaften, in ſinnlicher Überfülle ſtrotzenden Geſchlechtes dargeſtellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftſtellers, der ſelbſt von gigantiſcher Natur iſt. Alle Einrichtungen, Beſchäftigungen und Genüſſe eines vollblütigen, übergeſunden Erdenlebens werden in den dichtgehäufteſten Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelag, die Hochzeit und die Kinderſtube, die Bekleidung, der Unterricht, alle Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtſchule, die Schießſtätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophiſtik und die Kriegskunſt; und am Schluſſe des Ganzen wird das Kloſter Willigmut geſtiftet, ein irdiſches Paradies, in dem all dieſe Weltherrlichkeit vereinigt iſt.

Dieſer Anlage gemäß findet man auch im Gargantua die rückhaltloſeſte Schilderung natürlicher und ſinnlicher Dinge, einen Cynismus, der ſchwerlich von irgend einem andern Schriftſteller dieſes Zeitraums überboten wird; und doch iſt Fiſcharts Cynismus nur unſchön und ungeſchlacht, nicht verführeriſch und lüſtern, ein Unterſchied, worauf er ſelbſt hinweiſt, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne", welche in verſchiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unſre Zeit aufzuweiſen hat, enthalten ſeien.

Ein großer Theil von Fiſcharts Schriften beſteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, und doch charakteriſiert eben ihn in ausgezeichnetem Maße die volksthümliche, vaterländiſche Geſinnung, die rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft[1] nennen. Nicht bloß, daß er von deutſcher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutſchen Sprache u. ſ. w. an manchen Stellen mit ſtolzem Bewuſtſein ſpricht; er bewährt die Macht dieſer Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahlloſen Röhren, ihren überſtrömenden Reichthum ausgießt, indem er für ſich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche ſonſt nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeiſtes durch die Geſammtheit eines Volkes vorbehalten ſcheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das

[1] Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II, 155: „Landskraft, was aus dem Vaterland herkömmt. Wenn der Schweizer im Ausland Schweizerkäſe findet, ſo ſagt er: das iſt Landskraft; auch eben ſo, wenn er da einen Landsmann antrifft."

Vaterländiſche durch ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit allen Äußerungen des deutſchen Lebens. Wie man auf den Schießſtätten ſeiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchſe und die alterthümliche Armbruſt, ſo beſitzt Fiſchart neben der Schulgelehrſamkeit, wie ſie damals mit Eifer betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimiſcher Überlieferung. Er iſt wohl bekannt mit den Geſtalten des Heldenbuchs, mit den ſcherzhaften und romantiſchen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unſern Volksbüchern fortlebt, und er ſelbſt hat Einiges dieſer Art bearbeitet (den Peter von Staufenberg mit der Meerfei und den Eulenſpiegel), er kennt die Schule der Meiſterſänger und parodiert ſie, er kennt die ganze Fülle des Volksgeſangs, die Spiele, Sprichwörter, Volksſagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutſchen Volksſtämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachſagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinſten Eigenheiten der einzelnen Landſchaften und Städte.

Nehmen wir in der letzten Beziehung nur zum Beiſpiel, was er gelegentlich von Tübingen zu ſagen weiß! Er kennt das große Faß, das er auch das große Buch nennt, auf dem Schloß zu Tübingen (Garg. Capitel 4. 42), die Raupen von Tübingen (Prakt.), den Schwank vom Tübingiſchen Mönch im Ofen (Garg. Capitel 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welchs ſie gleich ſo wolfeil ankompt, als wann die Nörnbergiſche Bierbrewer jährlich Hefen in Thüringen holen, oder es ſtattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet“ (Ebd. Capitel 27). Ferner: „Zu Tübingen, ſagt Henrichmann, wird wenig Gelts bald verzehrt ſein.“

Dieſem Henrichmann, deſſen von Schwärzloch 1508 datierte Prognostica, ein humoriſtiſcher Kalender, dem Rabelais ſelbſt bei ſeiner Pantagrueline prognostication (der Fiſchartiſchen „aller Praktik Großmutter“), worin er von den närriſchen Aſtrologen zu Tübingen ſpricht, vorgeſchwebt haben mögen, vorzüglich aber Bebels Facetiis ſcheint Fiſchart ſeine Bekanntſchaft mit Tübingiſchen Sachen zu verdanken.

In den Rahmen jenes Rabelaiſiſchen Gargantua nun hat Fiſchart jenen ganzen Reichthum deutſchen Weſens eingetragen und ſein Werk iſt eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutſchen Volkslebens im

16ten Jahrhundert. Wenn er, der ſprachgewaltigſte Deutſche ſeiner Zeit, fremde Schriften bearbeitete, ſo iſt es, als wollt' er eben nur zeigen, was ein ſolcher Bearbeiter vermöge. Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüſt, wie die traubenſchwere Rebe ſich Stab und Geländer ſucht. Vom kühnſten der franzöſiſchen Humoriſten angeregt, ringt er mit dieſem, nicht ſieglos, um den Preis der Kühnheit.

Es iſt ſchwierig, aus dem Gargantua Proben auszuheben, wegen des eingemengten Cyniſchen ſowohl, als wegen der vielfachen Erläuterungen, wodurch der Vortrag größerer, unverkürzter Stellen unterbrochen werden müſte. Wird aber geſichtet, ſo werden ſie, was von ſeiner Weiſe im Allgemeinen geſagt worden, nicht vollſtändig rechtfertigen. Dennoch ſoll unſre Gewohnheit, die Dichter ſelbſt ſprechen zu hören, bei ihm nicht ganz beſeitigt werden, und wir greifen dann lieber gleich zu dem vor allen dithyrambiſchen Capitel des Buchs, aus dem jedoch das Folgende immer nur ein dürftiger Auszug iſt:

Das achte Capitel.

Das trunken Geſpräch oder die geſprächig Trunkenzech, ja die trunken Litanei und der Säufer und guten Schlucker Pfingſtag u. ſ. w.

— Da hett einer Wunder geſehen, wie da die Gläſer, Becher und allerlei Trinkgeſchirr umbgiengen, wie man allda die Kandel ubet u. ſ. w.

Wie derſelbe Schriftſteller, der hier ſo bacchantiſch tobt, über ernſte Gegenſtände auch ernſt und vernünftig zu ſprechen weiß, davon kann ſein glückhaftes Schiff, worüber im nächſten Abſchnitt, Zeugnis geben.

Eine patriotiſche Stelle ſieh Bragur III, 336 ff. Vergl. Bouterwek S. 413 f.

Aus dem Gargantua mag noch Einiges von der Inſchrift folgen, die in der Bibliothek des vorerwähnten Kloſters Willigmut dem Porträt des Bibliothekars Ptolomeus beigeſetzt war. Sie geht vom Scherz zum Ernſt über (S. 505 ff.):

Gott grüß euch, lieben Bücher mein!
Ihr ſeid noch unverſehrt u. ſ. w.

Neunter Abſchnitt.

Feſtſpiele.

Die Anfänge der dramatiſchen Dichtkunſt giengen in Deutſchland, wie anderwärts, von feſtlichen Aufzügen und Luſtbarkeiten aus. Für unſern Zeitraum kommen zweierlei Volksfeſte in Betracht, welche die Dichtkunſt oder doch den Reimſpruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freiſchießen und die Feier der Faſnacht. Die poetiſchen Erzeugniſſe, die aus ihnen hervorgiengen, Schießſprüche und Faſnachtſpiele, ſind zwar nach Art und Form verſchieden, nur die letztern gehören unmittelbar der dramatiſchen Dichtkunſt an. Dennoch finden gewiſſe Zuſammenhänge ſtatt und beide haben einen gemeinſamen Sprecher.

---

1. Schießſprüche.

(Über Spruchſprecher überhaupt ſieh Koberſtein S. 96 [Vierte Ausgabe S. 332. Gödeke, Grundriß S. 293—295. H.]. Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe IV, 3, S. 127b).

Bei den Ritterſpielen des Mittelalters erſcheint das Amt der Herolde (Ernholde) oder der Knappen von den Wappen. Ihnen lag die Kenntnis und Prüfung der Wappen des turnierfähigen Adels, die Verkündigung der Turniergeſetze, das Ausrufen der Sieger u. ſ. w. ob. Damit verband ſich aber auch ein „Dichten von den Wappen“, wie es der öſtreichiſche Dichter Peter Suchenwirt in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nennt, der ſelbſt zu dieſer Claſſe gehörte. Sein Beiſpiel zeigt aber auch, wie das Dichten dieſer Herolde über die Beſchreibung der Wappen hinaus auf die Fahrten und Kriegsthaten der

Herren, in deren Gefolge ſie waren, ſich erſtrecken konnte; die Ehrenreden ſolchen Inhalts machen einen großen Theil ſeiner poetiſchen Werke aus (P. Suchenwirts Werke u. ſ. w., herausgegeben von A. Primiſſer, Wien 1827, hieher beſonders S. XIII f. Vergl. über das Heroldsamt Büſchings Ritterweſen I, 313 ff.). Aber auch ſchon ältere Dichtwerke, Biterolf und Dietleib aus dem 13ten Jahrhundert und Wilhelm von Öſtreich von 1314, enthalten Andeutungen über das Wappenamt und die damit verbundene Dichtung (Dietleib V. 9569 f. 11883—6. Wilhelm von Öſtreich Bl. 2a). Nicht minder greift dieſe hinabwärts noch in unſern Zeitraum über. Um den Anfang desſelben iſt ein Turnierreim des Ernholds Johann Holand verfaßt, freilich nur eine trockene Aufzählung des rittermäßigen Adels in Baiern (gedruckt in Duellii Exerpt. geneal. histor. Leipzig 1725, S. 255 ff. Vergl. auch Schmeller II, 715 u.). In der Mitte des 15ten Jahrhunderts ſagt Hans Roſenblut, wie bereits angeführt worden [1], in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern, von ſich (Göz, Hans Sachs III, LXIX):

Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürſten, zu heren, zu kunigen und zu keiſern
Und bin irer wappen ein nachreiſer,
Nach adels ere zu plaſonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und ſuch an iren höfen mein narung.

Ob er ſich hiemit als bloßen Wappenmaler bezeichnen wolle, iſt nicht beſtimmt zu erſehen. Denn auch das Dichten von Wappen (im Verzeichnis der bekannten Gedichte Roſenbluts findet ſich nur allegoriſch „Unſer frawen wappenred") [2] hat noch beträchtlich ſpäter Hans Sachs geübt. In dem früher mitgetheilten Gedichte von den Gaben der neun Muſen [3] heißt ihn Klio ſich auf die verſchiedenen Arten der deutſchen Poeterei legen und darunter:

Auf wappenred mit worten ſpech,
Der fürſten ſchilt, wappen plesmiren u. ſ. w.,

[1] [Vergl. oben S. 366. H.]

[2] [Vergl. A. Keller, Faſtnachtſpiele S. 1135. 1329. 1330. Gödeke, Grundriß S. 96—98. H.]

[3] [Vergl. oben S. 346. H.]

faſt die gleichen Worte, wie bei Roſenblut. Allegoriſch, den Thatenruf bedeutend, begleitet im Teurdank der Ernhold den Helden, als beſtändiger Zeuge ſeines Benehmens und ſeiner Abenteuer.[1]

Mit dem Zerfalle des Ritterſtandes überhaupt, mit der durch die Erfindung des Schießpulvers umgewandelten Kriegskunſt, namentlich der ſteigenden Bedeutung des Fußvolks, kamen auch die Turniere allmählich in Abgang und wurden bloß noch als höfiſche Prunkfeſte fortbetrieben.

Fiſchart ſagt im Gargantua Capitel 11:

„Seither aber die Turnier, das iſt die Adelsprobier, ſind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [ſonſt ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt. (Vgl. Cap. 53 am Ende.)

Der aufſtrebende Bürgerſtand vornehmlich hatte ſich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, die Schützengeſellſchaften der deutſchen Städte, welche ſich zuvor nur im Schießen mit der Armbruſt geübt hatten, verſuchten ſich nun auch mit der Büchſe. Große Schützenfeſte wurden veranſtaltet, weithin ausgeſchrieben und von den Abgeſandten der Schützengilden aus nahen und entfernten Gegenden beſucht. Die Fürſten und Herren ſelbſt wollten nicht zurückbleiben, ſie veranſtalteten feſtliche Freiſchießen oder nahmen an ſolchen Theil.[2]

Was der Herold bei den Turnieren, war bei den Schießen der Priſchenmeiſter. Beim Herolde ſelbſt ſchon zeigt ſich, in dem angeführten Reimſpruche des Johann Holand, eine Hinneigung zum Poſſenreißer. Er ſagt gleich im Eingang:

Ich Johann Holand,
Ein ernholt, weit erkannt
Von ſechs ſprachen, die ich kan,
Latein, Teütſch und Polan,
Franzöſiſch und Engeliſch,
Darneben guot Ungeriſch,
Geborn aus Baiern zu Eglhenſelden,
Ich hab mein tag gefaſtet gar ſelten,
Dann von natur iß ich gern frue
Und, obs mich luſt, drink ich darzue.

[1] [Vergl. oben S. 256—259. H.]

[2] [Vergl. Guſtav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes, Leipzig 1862. 8. S. 116—165: „Der deutſche Bürger und ſeine Waffenfeſte.“ H.]

Wie es dann von alter herkomen iſt,
Darbei bleib ich zu aller friſt,
Mit neürung iſt mir nit woll,
Ich würd die woch eh achtmal voll,
Eh ich mir nämb untreu in ſinn
Wider meinen negſten; darumb ich bin
Ein knab der waffen, des adels kind,
Eines teüren fürſten hofgeſind,
Herzog Ludwig aus Bairland u. ſ. w.

Ähnliche Späſſe über Eß- und Trinkluſt finden ſich auch bei den Verfaſſern der Schießſprüche.

Der Pritſchenmeiſter war ſo benannt von ſeinem Werkzeug, der Pritſche, einem klatſchenden Kolben oder Schwert von Holz oder Meſſing; mit den Schlägen dieſer Pritſche ahndete er die Ungebühr und Ungeſchicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuſchauer in Ordnung.

Eine vollſtändige Definition des Pritſchenmeiſters giebt Friſch, Teutſchlateiniſches Wörterbuch 1741, S. 140.

(Vergl. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur I, 328. Schmeller, Bairiſches Wörterbuch I, 272 f.).

Der Fröhlichkeit ſolcher Feſte war es angemeſſen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt ſo weit als möglich nur eine ſcherzhafte ſei.

Der Pritſchenmeiſter war ſomit zugleich der Luſtigmacher der Geſellſchaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, ſo verſpottete der Pritſcher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnſt hieß nach ihm der Pritſchenſchuß. Auch er verfertigte Spruchgedichte auf die Feſtlichkeiten, bei denen er Dienſte geleiſtet. Nach Schmeller a. a. O. gab es in Wien „Kaiſerlicher Majeſtät Pritſchenmaiſter und Hofpoeten.“

Solcher Sprüche oder gereimter Beſchreibungen von Schützenfeſten ſind aus dem 16ten Jahrhundert manche vorhanden. Beſonders fleißig zeigt ſich in dieſem Fache Lienhard Flexel, Bürger und Pritſchenmeiſter zu Augsburg. Als ein erfahrener Meiſter beſucht er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schießen, wird bei ſolchen angeſtellt und beſchreibt ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenern Perſonen, den Gebern der Feſte und den vornehmſten Theilnehmern überreicht, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man

gerne von derlei Feſtlichkeiten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren abſetzt.

Hatte der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen, ſo gieng hier umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds einiges in die Sprüche des Pritſchenmeiſters über. Auch die Wappenmalerei, womit Flexels Schießſprüche ausgeſtattet ſind, iſt noch ein Überbleibſel vom Heroldsamte und er ſelbſt mochte von einem alten Heroldsgeſchlechte abſtammen.

Vorzüglich reich an derlei handſchriftlichen Reimwerken Lienhard Flexels iſt die Heidelberger Bibliothek; es ſind Beſchreibungen des Büchſenſchießens zu Paſſau 1555 (Handſchrift Nr. 686. Wilken S. 520), deſſen zu Worms 1575 (Nr. 405. Ebd. 469), des Stahl- oder Armbruſtſchießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr. 325. 836. Ebd. 409. 542). Von letztgenanntem Stücke findet ſich auch zu Wien eine Handſchrift, woraus Pfiſter (Herzog Chriſtoph II, 158—60) gedrängte Notiz gegeben hat. Zu Stuttgart ſelbſt liegt eine ſolche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldſchrift (Cod. histor. Nr. 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranſtalter des Schießens, Herzog Chriſtoph, zugeeignet iſt. [1]

Einen Auszug aus dieſer Flexeliſchen Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 habe ich in einem Beitrage zur Geſchichte der Freiſchießen gegeben, welcher der Hallingiſchen Ausgabe von Fiſcharts glückhaftem Schiffe vorgeſetzt iſt. Ebendaſelbſt habe ich einzelne Züge aus der Beſchreibung drei andrer Armbruſtſchießen ausgehoben, welche gleichfalls zu Stuttgart, im Sommer 1571, gehalten wurden. Das erſte gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieſer ſelbſt, das dritte der Landhofmeiſter Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfaſſer des auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart in zwei handſchriftlichen Exemplaren befindlichen Spruches, ſelbſt aus der Zahl der Schützen, iſt Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeiſter zu Kanſtadt. Eine beſondre Ergetzlichkeit dieſer drei Schießen ſcheinen die Späſſe des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

[1] [Vgl. Stälin, Zur Geſchichte und Beſchreibung alter und neuer Bücherſammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen 1838. 8. S. 26. H.]

Er machet manchen guten Boſſen,
Er thät manchem die Brütſchen ſchlagen,
Umſonſt thät er Eim d' Warheit ſagen u. ſ. w.

Sonſt können hier noch angeführt werden zwei Exemplare einer Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, auf der Heidelberger Bibliothek (Nr. 77. 78. Wilken S. 335). Ob ſie, wie die Flexeliſche, in Reimen verfaßt ſei, iſt aus dem Verzeichnis der deutſchen Handſchriften dieſer Bibliothek nicht erſichtlich. [1]

Poetiſchen Genuß darf man in dieſen Schießſprüchen nicht ſuchen, für die Sittengeſchichte ſind ſie nicht ohne Werth.

Dennoch reiht ſich uns hier ein Gedicht an, das auch von Seite ſeines poetiſchen Gehaltes Beachtung verdient, Fiſcharts glückhaftes Schiff von Zürich. Der Verfaſſer nennt ſich hier Ulrich Manſehr vom Treubach. [2] Die beiden ältern Ausgaben, ohne Ort und Jahr (deren zweite, ein gleichzeitiger Nachdruck, auf der Stuttgarter Bibliothek), gehören zu den großen Seltenheiten. Der neuen Ausgabe von Halling iſt ſchon gedacht worden.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsſtadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbruſt und Büchſe, ſammt Ausſpielung eines Glückstopfes, veranſtaltet. Die Feſtlichkeiten dauerten faſt zwei Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da ſchifften ſich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbruſtſchützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten Abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirſebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeiſters liefernd. Damit zeigten ſie, daß ſie aus 4 Tagreiſen eine machen und und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfeſt und dieſes Zwiſchenſpiel desſelben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutſchen und lateiniſchen Verſen,

[1] Vgl. auch: W. Ferbers Beſchreibung des Stahlſchießens zu Dresden 1614. 4. Meuſebachs Recenſion des glückhaften Schiffes S. 437.

[2] Meuſebachs Recenſion S. 438: Tribocis u. ſ. w., einem Volke u. ſ. w., von dem Fiſchart auch die Stadt Straßburg wortſpielend Treubach u. ſ. w. nannte.

durch Steininſchrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und koſtbares Trinkgeſchirr, endlich auch durch die noch vorhandenen ſtädtiſchen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt feſtgehalten. Insbeſondre hat Johann Fiſchart in deutſchem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich beſungen, nicht etwa, wie man von dem Satiriker erwarten möchte, den günſtigen Stoff zum Scherze benützend, ſondern in völlig ernſter Geſinnung. Ja, als ein Spötter mit ſeinem Schmachſpruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fiſchart ungeſäumt mit einem ſehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1] über ihn her. Beide, der Schmachſpruch und der Kehrab, ſind in den Ausgaben des glückhaften Schiffes mit abgedruckt.

Da die zuvor aufgezählten Schießſprüche wenig zur Auswahl darboten, ſo mögen hier um ſo eher einige Stellen des Fiſchartiſchen Gedichtes folgen. Gleich der Anfang:

Man liſt von Xerxe, dem Beherſcher u. ſ. w.
(V. 1—56, S. 107—10.)

Als ſie durch Limmat und Aar in den Rhein gekommen und ihn mit Trommetenſchall und Zuruf begrüßt:

Der Rein mocht diß kaum hören auß u. ſ. w.
(V. 279—352, S. 122—6.)

Als die glücklich Angekommenen auf der Stube des Ammeiſters zu Straßburg beim Mahle ſitzen, wird ihnen zugeſprochen:

V. 855 ff. Dis ſei der Freuntſchaft eigenſchaft:
Zur Fröud herzhaft, zur Not ſtandhaft.
Sie ſolten mit Wein külen nun,
Was heut verprennet het die Sunn,
Und ſolten itz zu Lib dem Rein
Auch trinken rain den reiniſchen Wein,
Sie ſolten nun die Becher üben,
Gleich wie ſie heut die Ruder triben.

Auch beim Wiederempfange zu Zürich wird ihr wohl ausgeführtes Unternehmen geprieſen:

Hie ſicht man, warum Gott die Flüß u. ſ. w.
(V. 1089—1108, S. 165 f.)

[1] Meuſebachs Recenſion S. 438: wenn der Kerab von Fiſchart iſt.

Der dichteriſche Werth dieſes Lobſpruchs beruht nicht in einer kunſtſinnigen Anlage (es wird der Reihe nach von der Abfahrt bis zur Heimkunft erzählt), ſondern zumeiſt in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnſprüche. Fiſcharts eigenthümlichſte Poeſie iſt in der Proſa zu ſuchen; nur in dieſer fühlt er ſich völlig frei, hier ſpielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambiſchen Schwung des Humors.

Wenn man erwägt, wie genau Fiſchart im Capitel 26 des Gargantua mit den Handgriffen und Kunſtausdrücken der Schießſtätte ſich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, ſo mag leicht angenommen werden, daß er ſelbſt ſolche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerluſt von 1576 zu Straßburg mit ſeiner Büchſe auf dem Platz geweſen. Der nachbarliche Freundſchaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich muſte ihm, dem eifrigen Streiter der Reformation, werth und bedeutend ſein und es erklärt ſich wohl, daß er nicht mit kaltem Blute zuſehen konnte, wenn Dasjenige, was er in ſeinem Ehrengedichte gefeiert hatte, von einem Anhänger des Pabſtthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgeſtreut wurde (S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f.). Mehrere Stellen des Kehrabs zeugen von dieſer Anſicht.

2. Faſnachtſpiele.

Außer den alten Drucken ſelbſt ſind zur Litteratur dieſes Faches vorzüglich anzumerken:

Gottſcheds Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt u. ſ. w. Leipzig 1757. Zweiter Theil, ebend. 1765. (Der erſte Theil enthält Litterarnotizen und Auszüge, der zweite vollſtändige Abdrücke dramatiſcher Arbeiten von Roſenblut u. A.)

L. Tieck, Deutſches Theater, Band I, Berlin 1817. (Darin, nach einer geſchichtlichen Einleitung, Stücke von Roſenblut, Hans Sachs, Ayrer.)[1]

[1] [Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geſammelt von A. Keller, Stuttgart 1853. 8. Nachleſe, Stuttgart 1858. 8. H.]

Eine Schilderung der Fasnachtsluſtbarkeiten überhaupt, wie ſie in unſern alten Städten mit ungemeſſener Fröhlichkeit begangen wurden[1], gehört in die deutſche Sittengeſchichte (Sieh hierüber beſonders Flögels Geſchichte des Groteskkomiſchen u. ſ. w., Liegnitz 1788, S. 216 ff. Vergl. Hüllmanns Städteweſen IV, 170). Sebaſtian Brand widmet in ſeinem Narrenſchiff eine beſondre Rubrik den Fasnachtnarren. Geiler von Kaiſersberg hat eine ſeiner Predigten über dieſes Capitel des Narrenſchiffs in Schellen abgetheilt. Ein weſentliches Vergnügen der Fasnacht waren die Vermummungen. Zu Nürnberg insbeſondre war das Schönbartlaufen berühmt, Umzug und Tanz mit dem Schönbart, d. h. der Larve. Es ſtellten ſich dabei Charaktermasken heraus, worunter der Schalksnarr eine Hauptrolle ſpielte, es bildeten ſich Gruppen, die zu einer gewiſſen Handlung verbunden waren. Solche findet man in den alten handſchriftlichen Schönbartbüchern abgebildet; auch ein gedrucktes iſt vorhanden (Univerſitätsbibliothek):

Nürnbergiſches Schönbartbuch und Geſellenſtechen, aus einem alten Manuſcript zum Druck befördert und mit benöthigten Kupfern verſehen, 1764. 4.

(Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 820: Der ſchönpartſpruch u. ſ. w.)

Der Anlaß zu mimiſchen und dramatiſchen Darſtellungen, und zwar im Geiſte des Feſtes zunächſt zu ſcherzhaften, war durch dieſes Schönbartweſen ſehr nahe gelegt. Zu Nürnberg treten denn auch im 15ten Jahrhundert die erſten bekannten Dichter des Fasnachtſpiels, des älteſten deutſchen Luſtſpiels, auf: Hans Roſenblut, deſſen ſchon öfter gedacht worden, und Hans Volz, einer der Altmeiſter der nürnbergiſchen Singſchule. Ihnen folgen ebendaſelbſt im 16ten Jahrhundert Hans Sachs und am Schluſſe desſelben Jakob Ayrer.

Von den Fasnachtſpielen Roſenbluts (ihrer ſind bei Gottſched ſechs vollſtändig und drei im Auszuge, bei Tieck zwei vollſtändig mitgetheilt) laſſen ſich, ihrer Ausgelaſſenheit wegen, nicht füglich Proben geben. Von den ſeltenen Drucken der Stücke des Hans Volz (Grundriß S. 524) iſt mir keiner zugänglich.[2] Ich hebe daher, um von dieſer Gattung einen Begriff zu geben, eines von Hans Sachs mit einigen Abkürzungen

[1] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 611.

[2] [Seine Dichtungen, ſowie die ausgiebigſten Mittheilungen über ihn finden ſich in der angeführten Sammlung von Keller. Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 99—101. H.]

aus. Es behandelt ein in jener Zeit beliebtes, der Fasnacht beſonders wohlanſtändiges Thema. Die Narren, welche Sebaſtian Brand in Schiffladungen verſendet und Thomas Murner exorciſiert hat, werden hier einem Patienten aus dem Leibe geſchnitten.

Ein faßnachtſpiel mit dreien perſonen: Das narrenſchneiden (Kemptener Ausgabe I, 938 ff. Tieck a. a. O. I, 29 ff.).

Hans Sachs war ſehr fruchtbar an Dichtungen in dramatiſcher Form. Er ſagt in der „Summa all meiner gedicht“ (Göz I, 9):

Da fund ich frölicher komedi
Und dergleich trawriger tragedi,
Auch kurzweiliger ſpil geſundert,
Der war gleich achte und zwei hundert,
Der man den meiſten teil auch hat
Geſpilt in Nürenberg, der ſtatt,
Auch andern ſtätten, nach und weit,
Nach den man ſchicket meiner zeit.

Die Tragödien und Komödien, deren Inhalt aus bibliſcher und Profangeſchichte, aus der alten Mythologie, aus Helden- und Ritterbüchern, Novellen u. ſ. w. entnommen iſt, grenzen ſich damit von einander ab, daß in der Tragödie immer eine oder mehrere Perſonen um das Leben kommen, was in der Komödie nie der Fall iſt. Zwiſchen dieſer und dem Fasnachtſpiele liegt die Grenzſcheidung darin, daß die Komödie, gleich der Tragödie, aus mehrern Acten, die bis zu ſieben anſteigen, beſteht, das Fasnachtſpiel aber ſich auf einen beſchränkt. Der Inhalt greift über dieſe äußern Abſcheidungen in der Art hinüber, daß die Komödie einerſeits mit der Tragödie den ernſthaften und romantiſchen, anderſeits mit dem Faſnachtſpiele den ſchwankhaften Inhalt gemeinſam haben kann, dagegen das Faſnachtſpiel mitunter auch völlig ernſt und lehrhaft wird. Man iſt darüber einverſtanden, daß nur in den Faſnachtſpielen und den ihnen zunächſt ſtehenden Komödien des Hans Sachs ſich ein regeres Leben äußere, aus dem, unter günſtigern Umſtänden, ein wahrhaft nationales Luſtſpiel ſich hätte entwickeln können. Die Anlegung eines größern, verwickeltern Plans, die Durchführung und Entfaltung manigfacher Charaktere durch ein Stück von größerem Umfange war noch nicht im Bereiche des nürnbergiſchen Meiſters; dagegen verſteht er es, in jenen kürzeren Spielen, ſehr wohl, einfache

Gruppen, holzſchnittartige Skizzen, aufzuſtellen, in denen irgend ein Lebensverhältnis oder eine Lebensanſicht, ohne weitere Anſtalt, wahr und deutlich hervortritt. Es ſind mehr Scenen, als vollſtändige Dramen. In den Kreis der Fasnachtgäſte tritt eine Anzahl von Charaktermasken ein, häufig noch, wie bei dem früheren Roſenblut, vom Ernhold angeführt, erbittet ſich Gehör und giebt dann raſch ihre Vorſtellung. Es ſind meiſt bekannte Geſtalten des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem wir überhaupt die geſammte Dichtung des Hans Sachs begründet fanden. Der Kampf zwiſchen Mann und Weib um das Regiment im Hauſe iſt ein ſtehender Artikel. Die verſchiedenen Stände, Bürger, Bauer, Geiſtlicher, Gelehrter, Edelmann, Landsknecht u. ſ. w., erſcheinen in ihren Vertretern.

Endlich verläugnet ſich auch hier nicht der Einfluß des Kirchenſtreites auf das bürgerliche Weſen; im Fasnachtſpiele „der ketzermeiſter" (Göz III, 97) wird der einfältige Wirth Simon darüber beim Inquiſitor denunciiert, daß er von ſeinem Elſäßer Weine geäußert, der Herr ſelbſt und der Täufer Johannes würden denſelben gut finden.

Neben einer großen Anzahl einzelner, mit oder ohne Namen ihrer Verfaſſer erſchienener Stücke, deren viele in der angeführten Schrift von Gottſched verzeichnet ſind, müſte hier beſonders noch Jakob Ayrer, als ein reicherer Schriftſteller im dramatiſchen Fache, in Betracht gezogen werden, ſofern er wirklich noch zu unſrem Zeitraum zu rechnen wäre. Er war Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg und ſtarb vor 1618. Sein Opus theatricum, ein dicker Folioband, 30 Komödien und Tragödien nebſt 36 Fasnachts- und Poſſenſpielen enthaltend, erſchien zwar erſt Nürnberg 1618 (Koberſtein S. 125 f. [Vierte Ausgabe S. 426. H.]). Auch iſt Tieck (in deſſen deutſchem Theater Bd. 1 einige ſeiner Arbeiten abgedruckt ſtehen) der Meinung (ebendaſ. S. XVIII), daß die wenigſten ſeiner Stücke vor 1610 möchten geſchrieben ſein. Sollten aber, was bei einer ſo großen Zahl derſelben wohl glaublich, dennoch manche derſelben noch in das 16te Jahrhundert fallen, ſo iſt es doch ein andrer Umſtand, der uns abhält, ihn noch den Schauſpieldichtern unſres Zeitraums anzureihen, nemlich der bei ihm bereits herrſchende Einfluß des engliſchen Theaters, den daſſelbe ohne Zweifel mittelſt der ſogenannten engliſchen Komödianten, welche vor oder um 1600 Deutſchland durchzogen, auf ihn ausgeübt hat. Dadurch gehören

ſeine Werke einer für das 17te Jahrhundert charakteriſtiſchen Richtung des deutſchen Schauſpielweſens an.[1]

Wenn wir den lebendigen und volksmäßigen Theil der dramatiſchen Erzeugniſſe des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wie es auch ſchon der Name Faſnachtſpiel ergiebt, von den Faſnachtsluſtbarkeiten abgeleitet haben und wenn ſich bei den nürnbergiſchen Meiſtern auch die ernſteren und umfangreicheren Schauſtücke erſt aus jener urſprünglichern Weiſe herangebildet haben mögen, ſo darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch andre und ältere Anläſſe der Schauſpieldichtung vorhanden waren.

Nicht die luſtige Faſnacht allein wurde mit mimiſchen Darſtellungen gefeiert. Auch ernſtere Feſte waren im Mittelalter ſchon, in Deutſchland wie anderwärts, von geiſtlichen Schauſpielen, den ſogenannten Myſterien, begleitet (Koberſtein S. 101 f. [Vierte Ausgabe S. 405 f. H.]). Eine Geſchichte dieſer deutſchen Myſterien bis auf Luther iſt neuerlich von H. Hoffmann in den früher angeführten Horæ belgicæ P. I, S. 110, verſprochen.

Was unſern Zeitraum anbetrifft, ſo gehört aus demſelben in dieſe Claſſe namentlich ein um 1480 geſchriebenes Schauſpiel „ein ſchön Spiel von Frau Jutten", das einen Geiſtlichen, Dietrich Schernberg, zum Verfaſſer haben ſoll und deſſen gänzlich ernſthaft aufgefaßter Gegenſtand die Geſchichte von der Päbſtin Johanna iſt. Es wurde 1565 beſonders gedruckt und darnach im 2ten Theile des Gottſchedſchen Vorraths mitgetheilt.[2] Dieſer Weg führte jedoch zu keiner lebendigern Entwicklung des deutſchen Dramas in unſrer Periode, ſelbſt wenn wir die geiſtlichen Tragödien und Komödien des Hans Sachs dahin beziehen dürften. Ebenſo wenig konnten die als Schulacte gebräuchlichen Vorſtellungen, wobei man ſich mehr der lateiniſchen Sprache bediente, oder die gleichfalls lateiniſch geſchriebenen, nach claſſiſchen Muſtern gearbeiteten Schauſpieldichtungen einzelner Gelehrter eine ſolche belebende Wirkung äußern.

[1] [Eine Ausgabe ſämmtlicher Schauſpiele Ayrers hat A. v. Keller in fünf Bänden, Stuttgart 1865, veranſtaltet. Man vgl. auch: Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries: an account of english actors in Germany u. ſ. w. by A. Cohn, London 1865. 4. H.]

[2] [In Kellers Faſtnachtſpielen S. 900 ff. Nachleſe S. 349. H.]

Als Feſtſpiele haben ſich uns die bisher beſprochenen Anfänge dramatiſcher Dichtkunſt ausgewieſen. Waren die Freiſchießen durch die Perſon des Pritſchenmeiſters, die Faſnachtszüge durch Schalksnarren und andre Charaktermasken mimiſch belebt, ſo ließ ſich anderſeits der Pritſchenmeiſter als Verfaſſer von Schießſprüchen in das Gebiet der Dichtkunſt ein und der alte Ernhold, der Meiſter der Feſtlichkeiten von den Turnieren her, verſieht noch in den Schauſpielen von Roſenblut und Hans Sachs das Amt des Vor- und Nachredners, des dramatiſchen Chorführers.

Zehnter Abſchnitt.

Nichthiſtoriſche Volkslieder.

Wir haben in der Einleitung die Poeſie des 15ten und 16ten Jahrhunderts als eine dienende bezeichnet, als ein Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiöſen und politiſchen Polemik. Dieſen Charakter hat ſie uns auch durch die verſchiedenen Abſchnitte, unter welchen wir ihre Geſchichte abgehandelt haben, bewährt.

Doch hat ſich bemerken laſſen, daß ſie, vorzüglich in denjenigen Erzeugniſſen, welche eben darum gegen den Schluß geſtellt wurden, in den erzählenden und dramatiſchen Dichtungen, wenn auch nicht zur herrſchenden ſich erhob, mitunter wohl zu der Selbſtändigkeit einer freieren Darſtellung gelangte. Am meiſten in ihrem eigenen Element bewegt ſie ſich aber in den volksmäßigen Geſängen, die den Gegenſtand dieſes letzten Abſchnitts ausmachen, in den Volksliedern, welche wir darum nichthiſtoriſche nennen, weil ſie nicht wie jene andern, auch aus der Mitte des Volkes geſungenen, denen wir zwei Abſchnitte gewidmet haben, lediglich in den Intereſſen und Bewegungen der Zeit befangen, ſondern aus freier Luſt, aus allgemein menſchlicher Empfindung hervorgegangen ſind. Die Poeſie, die wir bisher in manigfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Feſtgetümmel ſich abarbeiten ſahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die ſtille, ſternhelle Nacht vernimmt man bald die ſchwermüthige Weiſe eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Geſang verſpäteter Zecher, bald wieder die ſchmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage. Dieſe Volkslieder theilen wir hiernach, wenn auch nicht völlig erſchöpfend, in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Lieder von allen dieſen Claſſen finden ſich theils in handſchriftlichen Liederbüchern des 15ten und 16ten Jahrhunderts, theils und

beſonders zahlreich auf einzelnen Bogen im 16ten und im Eingang des 17ten Jahrhunderts gedruckt. Auch größere Sammlungen erſchienen zu derſelben Zeit im Drucke; die mit Noten verſehenen, zunächſt für muſikaliſchen Zweck gemachten, geben jedoch meiſt nur eine oder einige Eingangsſtrophen und ſetzen das Lied als bekannt voraus. Verzeichniſſe ſolcher Liederbücher ſind in Kochs Compendium der deutſchen Litteraturgeſchichte, in Docens Miscellaneen zur Geſchichte der deutſchen Litteratur, Bd. 1, München 1807, S. 254 ff., und neuerlich von Maßmann in der Münchner allgemeinen Muſikzeitung 1827, Nr. 21 bis 24, gegeben.[1]

Neuere gedruckte Sammlungen, wobei jedoch manches anderartige, ältere und neuere, mitläuft, ſind die ſchon früher angeführten 3 Bände des Wunderhorns, an welches man freilich keine kritiſche Anſprüche machen darf, und die ebenfalls mehrerwähnten Volks- und Meiſterlieder von Görres. Weniger reichhaltig für unſern Zweck: Sammlung deutſcher Volkslieder u. ſ. w. nebſt Melodien, herausgegeben durch Büſching und von der Hagen, Berlin 1807. Frühere Sammlungen, welche bei den genannten benützt ſind, hebe ich nicht beſonders aus.[2] Herders Volkslieder, die in den Jahren 1778 und 1779 erſchienen, hatten den Sinn für dieſen alten Volksgeſang zuerſt wieder angeregt.

Einzelne Nachweiſungen werde ich in den beſondern Abtheilungen geben.

1. Balladen.

Von den Liedern dieſer Art, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert aufgeſchrieben und zum Drucke gebracht wurden, waren doch die meiſten und beſten der Hauptſache nach aus früherer Zeit herübergekommen. Die Zurichtung derſelben für den ferneren Gebrauch gereichte nicht zu ihrem Vortheil.

So gehört unter den damals gangbaren Balladen das Lied vom alten Hildebrand[3] der deutſchen Heldenſage an; mythiſchen oder alt-

[1] Eine bedeutende Sammlung beſitzt der Freiherr von Meuſebach. [Sie befindet ſich jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin. H.]

[2] [An Uhlands Volksliederſammlung braucht hier kaum nochmals erinnert zu werden. H.]

[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 132. H.]

mährchenhaften Inhalts ſind die vom Tanhäuſer [1] und vom Ritter Ulinger [2] (Blaubartſage); andre beziehen ſich auf geſchichtliche Perſonen und Thatſachen einer früheren Zeit, in welche darum auch ihr Urſprung zurückzulegen iſt, z. B. das Lied von der Frau von Weißenburg [3] (Ludwig den Springer betreffend, Wunderhorn I, 242); das vom Falkenſtein [4] ſcheint ſich auf eine heſſiſche Fehde des 14ten Jahrhunderts zu beziehen u. ſ. w.

Diejenigen balladenartigen Lieder aber, welche erweislich erſt in unſrem Zeitraum entſtanden ſind, aus dem ſie geſchichtliche Ereigniſſe beſingen, beſonders die von namhaften Raubrittern oder Seeräubern handelnden, z. B. das vom Lindenſchmidt, [5] das Dithmarſiſche von Wiben Peter [6] u. ſ. w., machen erſt den Übergang vom hiſtoriſchen Volkslied zur Ballade; einige ſtehen noch ganz auf geſchichtlichem Boden, andre haben ſchon ſagenhafte Züge aufgenommen, ſind aber noch nicht zu rein dichteriſcher Geſtaltung durchgedrungen.

Die Volksballade iſt, vermöge ihres anſchaulichen Inhalts, das eigentliche Lied der Überlieferung und darum kann ſie am wenigſten an beſtimmte Zeitpuncte feſtgeheftet werden. Eine kritiſche Beleuchtung unſrer ältern Balladenpoeſie in ihren ſagenhaften, geſchichtlichen und litterariſchen Beziehungen iſt erſt noch zu erwarten, aber ſie müſte ſich weit über die Grenzen der deutſchen Dichtkunſt unſres Zeitraums erſtrecken, in welchem dieſe Dichtweiſe ſchon nicht mehr in friſcher Blüthe ſtand.

Manche balladenartige Volkslieder, jedoch nicht dieſe ausſchließlich, kommen in den ältern Sammlungen unter den Namen Reiterliedlin oder Bergreihen vor. Dieſes bezieht ſich auf herkömmliche Schlußformeln, worin Reiter oder Bergleute als Diejenigen genannt werden, die das Lied geſungen haben, was aber meiſt auch nur vom Singen zu verſtehen iſt.

[1] [Uhlands Volkslieder Nr. 297. H.]
[2] [Ebendaſelbſt Nr. 74. H.]
[3] [Ebendaſelbſt Nr. 123. H.]
[4] [Ebendaſelbſt Nr. 124. H.]
[5] [Ebendaſelbſt Nr. 139. H.]
[6] [Den Wiben Peter betreffende Lieder ſieh in Dahlmanns Neocorus II, S. 93—97. H.]

2. Trinklieder.

Mit beſſerem Rechte, als die echten Volksballaden, ſind die zahlreichen dieſer zweiten Claſſe angehörenden Lieder für unſern Zeitraum in Anſpruch zu nehmen. Die Art und Weiſe derſelben haben wir bereits aus der trunkenen Litanei im Gargantua kennen gelernt, wo ihrer viele, wenn auch nur bruchſtückweiſe, eingeſchaltet ſind. Die erſte bekannte Ausgabe des Fiſchartiſchen Romans iſt vom Jahr 1575. In einem Liederbuche in 4 Theilen, das zu Nürnberg von 1552—56 im Druck erſchienen, bei welchem jedoch die Muſiknoten die Hauptſache und meiſt nur die Anfänge der Lieder gegeben ſind, habe ich ſchon die meiſten im Gargantua eingerückten Stücke vorgefunden. Der zweite Theil dieſer Sammlung, vom Jahr 1553, iſt ein wahres Meſsbuch für die Litanei der Trunkenen.[1]

Die Faſnacht und der Martinsabend waren die Hauptfeſte, bei denen ſolche Meſsbücher Dienſte leiſten muſten. Viele Lieder waren der Faſnachts- und Martinsfeier eigens gewidmet. Die ſchon öfters benützte Berliner Liederhandſchrift aus dem 15ten Jahrhundert enthält zwei Faſnachtslieder[2], nicht zunächſt auf das Trinken bezüglich. Das eine derſelben, von ſehr ausgelaſſener Art, hebt an (S. 572):

Ich will gen diſer vaſennacht
Friſch und frei beleiben u. ſ. w.[3]

Unter den geiſtlichen Parodieen weltlicher Lieder von einer Nonne zu Pfullingen, ebenfalls aus dem 15ten Jahrhundert, deren im Abſchnitt vom Kirchenliede gedacht wurde, findet ſich der gleiche Anfang eines frommen Faſnachtsliedes:

Wir wont gen dieſer vaſenacht
Friſch und fro beliben u. ſ. w.

Das nächſtfolgende beginnt:

Gegen dieſer vaſenacht
Wend wir ſin vol andacht u. ſ. w.
(Weckherlin, Beiträge S. 87.)

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 978. 979. Eine beträchtliche Anzahl Zechlieder ebendaſelbſt Nr. 214—228. H.]

[2] [Faſnachtlieder ebendaſelbſt Nr. 242—244. H.]

[3] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 621. [Vgl. oben S. 412. 413. H.]

Das andere der Berliner Handſchrift iſt folgendes (S. 630)[1]:

Die vaſenacht laßt uns mit fräden loben!
Es ſchadt nit, ob wir toben u. ſ. w.

(Vgl. ebendaſelbſt S. 604. 656.)

Aber auch ein eigentliches Trinklied enthält dieſe Handſchrift (S. 618)[2], das ſo anfängt:

Wein, wein von dem Rein,
Lauter, clar und vein,
Dein varb gibt gar liechten ſchein u. ſ. w.

Von Martinsliedern[3], in denen die Martinsgans eine Hauptrolle ſpielt, führt das Nürnberger Liederbuch, im zweiten Theile von 1552, eine anſehnliche Reihe auf, im Geſchmack der folgenden:

Bl. 136 Martine, lieber herre mein,
Nu ſchenk nur gar dapfer ein!
Ja heut in deinen ehren
Wöllen wir alle frölich ſein,
O Martine, Martine!

Ebend. Den beſten vogel, den ich weiß, das iſt ein gans,
Sie hat zwen breite füß, darzu ein langen hals,
Jr füß ſein gel, ir ſtimm iſt hell, ſie iſt nit ſchnell;
Das beſt geſang, das ſie kan, :|:
Das iſt gickgack; gickack, gickack
Singen wir zu ſant Merteins tag.

(Die Noten bemühen ſich, den Geſang der Gans muſikaliſch darzuſtellen.)

Bl. 137 Ein gans, ein gans, geſotten, gebraten bei dem feur, iſt gut,
Ein guten wein darzu, ein guten frölichen mut,
Den ſelbigen vogel ſollen wir loben,
Der da ſchnattert und dattert im haberſtro,
So ſingen wir: Benedicamus domino!

Von ſonſtigen Trinkliedern mag noch nachſtehendes, nach einem alten fliegenden Blatte s. l. et a., mitgetheilt werden (Züricher Liederbuch Bl. 798 b)[4]:

[1] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 73. H.]
[2] [Haltaus S. 66. H.]
[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 205—208. H.]
[4] [Uhlands Volkslieder Nr. 220. H.]

Wir haben ein ſchiflein mit wein beladen u. ſ. w.

Schließlich iſt hier der Weingrüße zu gedenken, kurzer Reimſprüche, worin der Wein geſegnet und geprieſen wird, deren einige von Hans Roſenblut in Gözs Hans Sachs III, 190 ff. abgedruckt ſind. [1]

3. Liebeslieder.

Von den Formen des ritterlichen Minneſanges gieng noch Manches auf unſern Zeitraum über; beſonders blieben die Tageweiſen, von denen im erſten Abſchnitt die Rede war, fortwährend beliebt. Die Berliner Handſchrift enthält deren, neben vielen Liebesliedern andrer Art, eine große Zahl und auch in den Drucken des 16ten Jahrhunderts finden ſie ſich häufig. Es wurden aber auch, unabhängig von jenem früheren Minneſange, viele neue Liebeslieder aus eigener, freier Empfindung geſungen. Vom gröſten Theile der Lieder dieſer Claſſe ſind zwar gleichfalls die Namen der Verfaſſer unbekannt. Dennoch ſind dieſelben nicht in der Art, wie die Sagenlieder, als Gemeingut des geſammten Volkes herangewachſen und verjährt, ſie tragen, wie es im Weſen der abgeſonderten Lyrik begründet iſt, gerade je tiefer ſie geſchöpft ſind, um ſo mehr das Gepräge individueller Gemüthsſtimmung. Auch Ton und Ausdruck ſind nicht in dem Grade volksmäßig, wie bei den Balladen.

Als Beiſpiele: ein Winterlied und zwei Maienlieder. Die Jahreszeiten dienen darin, zum Theil allegoriſch aufgefaßt, den Stimmungen des Herzens.

Das Winterlied aus der vorerwähnten Liederhandſchrift des 15ten Jahrhunderts (S. 637) [2]:

Der winter mich beraubet
Meinr fräd und auch meinr ſinn u. ſ. w.

Die beiden Maienlieder, aus dem 16ten Jahrhundert, ſind alten fliegenden Blättern entnommen; das erſtere beſonders war ſehr verbreitet:

[1] [Vgl. Kellers Faſtnachtſpiele S. 1168. 1189. 1334. 1343. 1344. 1443. 1532. H.]

[2] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 76. H.]

Züricher Liederbuch Bl. 686 b [1]:

Herzlich thut mich erfrewen u. ſ. w.

Das andre (ebend. Bl. 666 b) [2]:

Mir liebt im grünen meien u. ſ. w.

Unter dem letztern ſteht in dem alten Drucke, woraus es hier gegeben worden, die Namensbezeichnung „G. Grünew." (Georg Grünewald), und unter dieſem Namen findet ſich auch wirklich ein in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts beliebter Liederdichter, von dem die litterariſchen Handbücher ſchweigen [3], deſſen aber G. Wickrams Rollwagenbüchlein (Frankfurt 1573? Wachler I, 220) in folgender Erzählung gedenkt (Wunderhorn I, Zueignung):

Auf dem Reichstage zu Augsburg [4] u. ſ. w.

Dieſem Grünewald [5] mögen wohl auch manche andre damals viel geſungene, auf fliegenden Blättern zerſtreute Lieder dieſes Tones angehören.

Die Volkslieder, mit denen ich hier unſre geſchichtliche Darſtellung ſchließe, ſind es auch, neben den Kirchenliedern Luthers, hauptſächlich, was aus der Dichtkunſt des bisher abgehandelten Zeitraums belebend in unſre Zeit herübergewirkt hat. Herder hat die verſchollenen Heimathlaute dem Ohre der Deutſchen zuerſt wieder vernehmlich gemacht und in Göthes Lieder- und Balladendichtung iſt ihr Anklang nicht zu verkennen.

1 [Uhlands Volkslieder Nr. 57. H.]

2 [Ebendaſelbſt Nr. 59. H.]

3 Vgl. Wunderhorn III, 147, 3. Grimm, Meiſtergeſang S. 187, 3. [Man vgl. auch meine Ausgabe der Schauſpiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig, Stuttgart 1855. 8. S. 321. 322. 870—873. H.]

4 Vermuthlich dem von 1518, Cruſius, Ann. II, 559; ein andrer, wobei Pfalzgraf Wilhelm, 1510, ebendaſ. 535. [Uhlands Volkslieder Nr. 238. H.]

5 [Von ihm wird im dritten Bande ausführlicher die Rede ſein. P.]

Bayerische Staats-Bibliothek München